Univ. of
Toronto
Library

Deutsche Rundschau

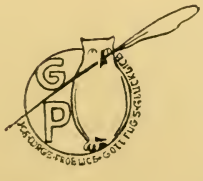
Herausgegeben

von

Julius Rodenberg

Band CLI

(April — Mai — Juni 1912)



125633
4 6/12/12

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — **Athen**, Eleftheroudakis & Barth. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, Grills Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — **Buenos-Aires**, J. Peuser. van Woerden & Cia. — **Bukarest**, Socec & Co. — **Chicago**, A. Kroch & Co. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. K. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Prell & Eberle. Räber & Co. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, U. Hoepli. — **Moskau**, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoffsche Buchh. — **Neapel**, Detken & Rocholl. F. Furchheims Nachf. (Emil Prass). — **New-York**, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndts Buchh. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmels Buchh. W. Mellin & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — **Schanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritzesche Hofbuchh. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Becksche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manzsche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.151

Inhaltsverzeichnis

zum

Hunderteinundfünfzigsten Bande (April — Juni 1912).

		Seite
I.	Sigmund Oggier. Erzählung von **Johannes Jegerlehner** .	1
II.	Chartisten, Sozialisten und Carlyle. Von **Alois Brandl**	23
III.	Die Briefe Annettens v. Droste-Hülshoff an Elise Rüdiger. Herausgegeben von **Kurt Pinthus.** I.—IV. . .	34
IV.	Die auswärtige Politik der ungarischen Revolution 1848/49. Unter Benutzung neuer Quellen von **Wilhelm Alter** (Wien). (Schluß.)	56
V.	Ist die Entwicklung des Buddhismus vom Christentum beeinflußt worden? Von **Richard Garbe** . . .	74
VI.	Das Anwachsen des Reichtums in Österreich. Von **Max Reinitz**	93
VII.	Aus den Lehr- und Wanderjahren des deutschen Theaters. Von **Berthold Litzmann**	116
VIII.	Hans Holbein. Eine Totentanzstudie. Von **Mela Escherich**	131
IX.	Ein Mörder im Ruhestande. Aus dem sibirischen Tagebuche von **W. N. Harteveld**	142
X.	Philosophische Literatur. Von **J. Benrubi** und **Adolf Lasson**	150
XI.	Das russische Generalstabswerk über den Krieg mit Japan. Von **v. Kurnatowski**	153
XII.	Literarische Notizen	156
XIII.	Literarische Neuigkeiten	160
XIV.	Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman. Von **E. von Handel-Mazzetti**	161
XV.	Die Tochter Weimars auf dem Throne der Cäsaren. Von **Richard M. Meyer**	204
XVI.	Ein Ausflug nach Groß-Nowgorod. Von **Wilhelm Stieda**-Leipzig	211
XVII.	Auf dem Neckar. Eine Bootfahrt. Von **Marie von Bunsen**	236

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XVIII.	König Johann von Sachsen und die deutsche Einheitsbewegung. Von **Oswald Artur Hecker**	257
XIX.	Die Briefe Annettens v. Droste-Hülshoff an Elise Rüdiger. Herausgegeben von **Kurt Pinthus.** VII.—XII.	276
XX.	Das Testament eines Notleidenden. Von **Paul Wohlfeil**	297
XXI.	Zwei Schweizerbücher. Von **Herbert Stegemann**	312
XXII.	Grimms Märchen. Von **Paul Zaunert**	314
XXIII.	Literarische Notizen	318
XXIV.	Literarische Neuigkeiten	319
XXV.	Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman. Von **E. von Handel-Mazzetti.** (Fortsetzung.)	321
XXVI.	Aus dem Schleswig-Holsteinischen Hausarchiv. Von **Hubert Ermisch**	358
XXVII.	Zur Geschichte der chinesischen Revolution. Von **M. von Brandt**	371
XXVIII.	Die Briefe Annettens v. Droste-Hülshoff an Elise Rüdiger. Herausgegeben von **Kurt Pinthus.** XIII.—XV.	388
XXIX.	Die finanzielle Kriegsrüstung Von Oberst a. D. **v. Kurnatowski**	412
XXX.	Auf dem Neckar. Eine Bootfahrt. Von **Marie von Bunsen.** (Fortsetzung.)	431
XXXI.	Goethes chemische Berater und Freunde. Von **Julius Schiff** (Breslau)	450
XXXII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	467
XXXIII.	Richard M. Meyer. Von **Oskar Walzel**	472
XXXIV.	Die Schwester Conrad Ferdinand Meyers. 19. März 1831 bis 22. April 1912. Von **Adolf Frey**	474
XXXV.	Literarische Notizen	477
XXXVI.	Literarische Neuigkeiten	480

Simud Oggier.

Erzählung

von

Johannes Jegerlehner.

I.

In der oberen Dorfgasse von Platten steht das Heim des Simud Oggier, ein niedriges, grau verschaltes Schneckenhäuschen, von den großen und kleinen Gasthöfen, die sich farbenreich und stolz darüber erheben, wie ein Bettelkind verschupft und auf die Seite gedrückt. Weiter im Tale abwärts karren, hämmern und gestikulieren Hunderte von braunen Piemontesen an dem Damm und Schienenweg der Steilbahn, die das schöne Bergdorf mit dem Haupttal verbinden, die Wintersportlern zuführen, Arbeit und Verdienst die Hülle und Fülle und zu den hintersten Geißbauern den goldenen Sternenglanz der blanken, rotgelben Zwanzigfränkler tragen soll.

Sobald an blauen Wintertagen die Mittagssonne den Schnee auf dem Giebel des Hüttchens in blinkende Tröpflein zerschmilzt, muß Simud Oggier jeden Morgen drei lange Eiszapfen an der Dachrinne wegschlagen, wenn er den gewölbten Rücken nicht noch tiefer krümmen und unbehindert aus- und eingehen will.

Er ist der Letzte seiner Zeit, der einzige im Tale, der noch vom Scheitel bis zur Sohle in seinem äußeren Gehaben sowohl als auch in seiner Menschenscheu und Mißachtung jeder modernen Errungenschaft vergangene Tage widerspiegelt. Es ist als ob die alte Zeit sich in die Stube des Simud geflüchtet hätte, wie ein verfolgtes Wild in die innersten Schlupfwinkel des Waldes flieht und sich verkriecht.

Zwei Jahre sind es her, daß ich den Sonderling von Platten, den alten Simud, wie Eingesessene und Fremde ihn kurzum nennen, zum ersten Male besuchte. Er stand just vor der Tür seines Häuschens, im Schatten des tief niederhangenden Schieferdaches, mit Nadeln und Strickzeug in der Hand, als ich um die Ecke bog und mich näherte. Ich erkannte ihn gleich an der hageren, vornüber gebeugten Gestalt und der altmodischen Tracht; denn er trug braune, mit einer Falltür versehene Kniehosen, weiße, nach alten Mustern gestrickte Strümpfe, eine lange, oben mit einem Kragen abgeschlossene und mit

glänzenden Messingknöpfen punktierte Weste und einen kurzen, fadenscheinigen Kittel. Ohne meiner Anrede zu achten, rollte er den halbfertigen Strumpf zusammen und führte mich hinter die Hütte, wo er scheu lächelnd sagte, ich solle nur einen Augenblick warten, er gehe die Tür öffnen.

Ich betrachtete die kahle Hinterseite des Häuschens und bemerkte weder Fenster noch Treppe oder Tür, wie sollte ich hier in die Stube gelangen! Nur ein kleiner, hölzerner Schieber befand sich zu mitten des Giebels, wie bei den Scheunen, wo die Heuballen durch ein Loch geworfen werden. Schon glaubte ich an ein Mißverständnis und wollte zurückgehen, um zu sehen, wo der Alte stecke, als ich über mir riegeln hörte. Ein Brett wurde seitwärts geschoben, das hagere Haupt des Simud mit dem dünnen, weißbestäubten Haar tauchte aus dem Dunkel des Raumes, ein Leiterchen mit sechs wackeligen Sprossen senkte sich, und er lud mich mit einer höflichen Gebärde ein, heraufzusteigen und einzutreten.

„Auf der Heubühne will er dich haben," dachte ich, stieg lächelnd die ächzenden Stufen hinan und kroch durch das Loch. — Oha — bald hätte ich den Kopf an einem Dachsparren angeschlagen. Da war ich schon in dem Stübchen, einem abgeschrägten, gadenähnlichen Gelaß, das mit alten Möbeln um und um so angefüllt war, daß nur ein schmales Gänglein dazwischen blieb. Durch ein einziges trübes Fensterchen drang das gedämpfte Licht herein. Es standen da Spinnräder, alte geschnitzte Truhen aus Hartholz, von allen Größen, auf- und nebeneinander. An den Wänden hingen auf Seide gestickte Bilder, in den Ecken und Zwischenräumen lagen zu Haufen gefüllte Schachteln und sonderlich geformte Behälter. Die Tröge waren vollgestopft mit verschossenen Gewandstoffen und buntfarbigen Stickereien aus Urgroßvaters Zeiten. Aber auch allerlei Trödelkram, Tand und Schund versperrte den Platz.

Ich setzte mich auf einen der Kasten und schaute zu, wie der alte Kauz langsam und bedächtig, unverständliche Worte dazu murmelnd, mit dem einen gesunden Arm seine Sehenswürdigkeiten den dunklen Tiefen enthob und an das bißchen Tageslicht rückte. Sorgfältig wickelte er die Gegenstände aus der papierenen Umhüllung und breitete sie, mit der knochigen, stark behaarten Hand darüber hinstreichelnd wie ein Kind, das seine Puppe hätschelt, auf seinem Schoße aus. Einem hölzernen Becher enthob er den Kopfschmuck seiner Großmutter, den sie vor bald hundert Jahren bei der Trauung getragen; aus einem Schränklein zog er die noch gut erhaltenen Hochzeitsschuhe seines Vaters, die dieser jeweilen nur einmal des Jahres an seinem Hochzeitstage für ein paar Stunden angezogen hatte. Wir saßen Knie an Knie einander gegenüber. Bei jedem Stück, das der Alte mir vorwies, fragte er mit singendem Tonfall: „Habt Ihr schon so etwas gesehen, Ihr?" Ich heuchelte ein erstauntes Gesicht und gab zur Antwort: „Nein, niemals," worauf über die glattrasierten Runzeln des schmalen, eigentümlich in die Länge gezogenen Antlitzes ein heiteres Lächeln glitt. Obgleich er fast jeden Tag aus den steinernen Palästen Besuch erhielt und dieselbe Frage schon unzählige Male an die Kurgäste gerichtet hatte, so zuckte es doch immer wieder in seinem vor

Freude und innerer Befriedigung überglänzten Gesichte, wenn die Antwort verneinend lautete.

„Habt Ihr schon so etwas gesehen, Ihr?" Ein kunstvoll gesticktes Altartuch aus kirschroter Seide hing über seine Knie herunter und knisterte in seinen Händen.

„Ja, das habe ich schon gesehen," verschnappte ich mich. Da schaute er mich an, wie erschrocken, riß die glasigen Augen weit auf, eine breite, schräg abwärts laufende Falte schnitt tief in die Mundwinkel, und er wiederholte halblaut, scheu und leise zitternd: „Ihr habt schon so etwas gesehen, Ihr?" Als ich nicht gleich antwortete, senkte er beklommen den Kopf.

„Nicht ganz so," verbesserte ich jetzt rasch, „nicht so schön wie diese Decke da. Die Zierat war nicht aus Gold gewirkt und das Tuch nicht so fein und leuchtend in der Farbe. Das ist halt ein Prachtstück."

Da hob Simud wieder den Kopf. Die über der Nasengrube zusammenstoßenden Brauenbüschel gingen auseinander, er nickte voll tiefer Befriedigung, ein zufriedenes „Aha" entfuhr den dünnen Lippen, und das alte, stille Lächeln legte sich wieder auf sein Gesicht. Und so hielt er mich wohl zwei Stunden hin, bis er all seine Schätze ausgekramt, gezeigt und wieder eingepackt hatte.

Bei jedem Gegenstand, den er mir vorwies, entglitt seinem Munde die Frage, und nun erhielt er auch nie mehr eine andere Antwort als ein überzeugendes „Nein, niemals".

Bevor er die köstlichen Sachen einschachtelte, wischte er mit einem Lappen die sieben Stäubchen weg, die daran geflogen waren, wickelte die Kleinodien behutsam in Pergamentpapier und versorgte sie in dem Bauche der Kasten und Truhen.

Als ich durch den Ausgang schlüpfte und das Leiterchen hinunterstieg, erwartete ich, Simud Oggier den Blick zuwerfend, er werde nochmals fragen, ob ich schon so etwas gesehen habe; denn da hätte ich mit gutem Gewissen „Nein, niemals" erwidern dürfen; doch er schob ohne ein Wort das Türbrett vor und riegelte den Schieber zu.

Es gab eine Zeit, mehr als ein Menschenalter zurückliegend, da Simud Oggier, der zitternde Greis mit seinen verwässerten Altweibergewohnheiten, den stämmigsten Burschen des Tales an Wagemut und mannhaftem Zugreifen nicht nachstand. Kurz ist die Geschichte seines Lebens, aber bedeutsam und aus dem Alltag der Bergler hervorstechend wie ein Lawinenrest im frischen Sommergrün der Berghalden.

II.

Wer aus den stillen Gründen des Schiedertales zu dem unmeßbar hohen, zerrissenen, vom Sturm gescheuerten Felsgewände der weißen Rose emporschaut, vermutet nicht, daß über dem Staffel, schon fast in den Himmel gestellt, noch ein Stücklein Alpweide liegt, wo im Mitsommer die Kuhschellen klingen, singen und summen.

Die mit dicken Steinplatten beschwerte Alphütte war tief in die Nische eines braunen Steingewölbes hineingeschoben, kaum eine Schattierung dunkler

gefärbt als das umliegende Gefels. Wenn nach den sonnenhellen Tagen der Himmel sich plötzlich verfinsterte und die Frau Gura ins Wetterhorn stieß und zu den schauerlichen Klängen der Wildwasserorgeln und Sturmposaunen den tollen Reigen tanzte, daß der Boden schütterte und die Flühe bis ins Urgestein erbebten, dann fühlten die Älpler sich sicher und geborgen in ihrem nestwarmen Unterschlupf. Der harte, gesunde Fels bildete die Rückwand der Kammer, der festgestampfte Lehm mit all seinen Unebenheiten den Boden, und das Gemach war Schlafstätte und Käserei zugleich.

Es war in der Abendfrühe. Die Kühe waren gemolken und wieder auf die Weide getrieben worden. Der bejahrte Meistersenn trat vor die Tür, hemdärmelig und mit offener Weste, setzte den Pfeifenstummel in Brand und murmelte: „Ja schon, aushalten kann man es hier oben." Der Himmel spannte sich tiefblau über die glänzenden Schneegipfel, und die Glocken der wandernden Herdkühe erfüllten wie Sonntagsgeläute so weich und feierlich die Lüfte. Der Senne ließ sich auf dem Rundholz vor der Hütte nieder, stützte den Arm auf das steinerne Gesimse des Fundamentes und paffte die Tabakswölkchen mit großem Behagen vor sich hin. Er fuhr mit der Hand durch den grauen spärlichen Bart, der das hagere, von vielen Falten durchzogene Gesicht rahmte, während der Pfeifenrauch die dunklen, in graue Spitzen auslaufenden Haare des unbedeckten Hauptes umkräuselte.

Um die kleinen schwarzen Tümpel der Alpe, wo der Schnee eben erst zerronnen war, standen die gelben Blumen wie in einem Garten so üppig und dicht, und jeder Windhauch trug von dem Duft der goldenen Blütensterne mit sich.

Zuweilen warf der Meister einen Blick nach der ruhig weidenden Herde oder spähte über das braune Völklein hinaus zu dem blinkenden Gletscher, durch den sich ein dunkler, fadendünner Strich quer ans andere Ende hinzog. Man war erst vor drei Tagen aus dem Senntum des Talgrundes aufgefahren, und die Kühe, die in einer Zeile über den Gletscher marschieren mußten, hatten dunkle Stapfen in den frisch gefallenen Schnee hineingetrampelt.

Bei den Kühen lagen die beiden Hirten, Simud und Klemens, im weichen Grase, den derben Stock, an den eine Ledergeißel geknüpft war, in der Hand. Die Herde mußte fleißig überwacht werden, denn auf zwei Seiten der Alpe klafften schauerliche Abstürze. Bergetief senkte sich der Fels in die Talsohle, und auf der dritten Seite lag, wie mit reinen Linnen gedeckt, die Gletscherzunge. Die Alpgeteiler von Platten hatten noch jedes Jahr zu Ostern an der Sitzung im Gemeindehaus gelobt, jetzt müßten die gefährlichen Stellen beim Donner eingezäunt werden, den Tieren zur Abwehr; aber wenn der Alpensommer kam, waren die guten Vorsätze vergessen, und die Sicherheit der Herde wurde dem Zufall und der treuen Hut anheimgegeben.

Simud Oggier, der ältere von den zwei ungeschlachten Hirten, schaute, von einer stillen Freude erfüllt, an einem Hälmchen kauend vor sich hin. Klemens wechselte ab und zu den Arm, auf den er sich stützte, richtete seine kleinen, in tiefen Schlitzen liegenden Augen gegen den Gletscher sprang auf

und wehrte einer Kuh, die es nach den saftigen Gräslein am Rande der Zinne gelüstete. Er war lebhaften Temperamentes und konnte nie lange still bleiben. Und heute abend trieb ihn die Unruhe erst recht von einem Ort zum andern.

„Verzapple nur nicht," rief Simud seinem Gefährten zu, der sich wieder neben ihn gesetzt hatte und unablässig den Kopf hob und nach dem Firneis äugte. „Ich glaube nicht, daß sie noch kommen, sonst wäre es jetzt Zeit!"

„Eben tauchen sie auf," versetzte Klemens hastig, und sein Gesicht ward rot wie Blut. „Über die Moräne laufen sie und steuern dem Eise zu."

Simud erhob sich, hielt die Hand vor die Stirne und schattete seine Augen gegen den schimmernden Gletscher.

„Sapperment, du hast recht, die Meine ist voran — mit dem Korb am Rücken. — Gehst du oder ich? — Einer muß hier bleiben!"

Klemens rupfte zwei Rispen aus dem Boden. „Das beste ist, wir ziehen das Los. Da — greif zu! Der Kürzere geht!"

Simud prüfte bedächtig die Grasspitzen, die aus den klobigen Fingern des Kameraden stachen, beide gleich lang, zog aufs Geratewohl und erwischte das längere Hälmchen. „Da schau — ein verwünschtes Pech habe ich doch immer", brummte er zwischen Scherz und Zorn. „So geh du und bring sie bald her."

Klemens eilte in hüpfenden Sprüngen, vor Freude und Ausgelassenheit johlend über die geblümte Halde, die sich in zwei Stufen zum Gletscher senkte und entschwand bald den Augen des Kameraden. Dieser wandte sich etwas behender als sonst der Hütte zu und rief den Meister an, sobald er in Hörweite war. „He, sie kommen, sie krabbeln schon über den Gletscher." Dann kehrte er sich um und trappte gemächlich wieder der Herde zu.

Der Senne blieb vorerst sitzen, als ob ihn die Nachricht nichts anginge, dampfte ein paar kräftige Züge aus der Pfeife und wandte sich hierauf gegen die Tür, um das Nachtmahl zu rüsten. Er schürte das Feuer mit armsdicken Knorren, fuhr mit der flachen Holzkelle im Milchkessel rundum, schöpfte den fetten Rahm oben weg, säuberte mit einem schwarzen Lappen das Tischbrett und stellte fünf riesige Tassen darauf, zu denen er noch drei Blechlöffel legte.

„Ach was, zwei für die Jungfern, das tut's," sagte er und steckte den dritten wieder in die Ritze an der Wand. Nun schüttelte er in einer Ecke der Lagerstatt, die sich der Breitseite der Hütte entlang zog, das Stroh auf, spreitete die Decken darüber und kehrte zu guter Letzt mit dem Besen den lehmigen Boden. Zwischen hinein stand er unter der Tür und guckte in der Richtung, aus der er den Besuch erwartete. „Es ist noch zu früh," meinte er, an die Uhr schauend, „eine halbe Stunde währt es schon, bis das Weibervolk hier ist." Er trat wieder ins Gelaß, entfernte die brennenden Knüppel bis auf die Glut von dem Kessel, schlüpfte in den Kittel und setzte sich abermals auf das Holzstück vor die Tür.

Am Himmel schimmerten die ersten Sternchen, die Gipfel waren verglommen. Schlank und leicht wie ein Schifflein glitt die schmale silberne Mondsichel über den Berg dahin.

„Ein schöner Abend," murmelte der Älpler und verschwand wieder in der Hütte, rührte die Milch im Kessel, von Zeit zu Zeit die Uhr hervorziehend, und als der Scheideprozeß soweit vorgeschritten war, daß er den Käse aus der gelben Brühe schwingen und unter die Presse legen konnte, drang munteres Gerede an sein Ohr. Die Hirten näherten sich mit ihren Bräuten, der Ludowine und der Noemie, zwei Schwestern aus dem Tal.

Die Burschen hatten sich die Zuneigung der Mädchen noch vor der Alpfahrt gesichert und gedachten im Herbst sie heimzuführen. Der Senne empfing die Schwestern, denen die rasche Gangart und der rauhe Aufstieg das Blut in den Kopf getrieben hatte, auf der Schwelle mit einem vergnüglichen Lächeln und reichte einer jeden die Hand. „Ja schon — es ist gut, daß ihr da seid. Die zwei," — sagte er auf die Hirten deutend, — „was hatten die heute verhagelte Köpfe! Der Teufel hätte die schönste Kuh sich holen können, nicht einer hätte gemuckst. Hütte und Weide, Rinder und Kühe — Donnerhagel, das ganze Senntum war ihnen gleichgültig. — Ich bin froh, daß ihr gekommen seid."

„Es ist eine Strecke da herauf," sagte die Ludowine, einen hellen Schein auf dem Gesicht. „Fünf Stunden haben wir gebraucht und sind doch gut gelaufen."

„Und durstig bin ich," fügte die andere bei. „Aber der Italiener hat uns höllisch eingeheizt und in die Gänge gebracht. Ohä, reden wir nachher davon, jetzt möchte ich essen und trinken, wenn ihr etwas übrig habt für uns!"

„Glaubt ihr Narrleni, die Burschen hätten ohne euch die Speisen angerührt, die verliebten Firlefanze! Setzt euch nur hin und sperrt den Schnabel auf, wir wollen euch aufwarten, wie dem vornehmsten Herrenvolk," fuhr der Alte weiter und rückte den Tisch näher an die Pritsche. Klemens stellte die Kiepe ab, in der die Mädchen Eßwaren heraufgebracht hatten, und goß aus dem großen Napf die dampfende Milch in die Tassen.

Bald darauf saßen in dem dämmerigen Raum alle fünf um den tannenen Tisch, und die Mädchen löffelten mit gesundem Appetit die Milchbrocken und schlürften die Tassen leer. Sie hatten die Kopftücher entfernt und erzählten in einem Atemzug von den Eltern zu Hause, von ihrem heutigen Aufstieg und von dem Italiener, mit dem sie jenseits des Gletschers zusammengestoßen waren. Die Noemi, deren strohblondes, an der Stirne leicht gekräuseltes Haar das feine Gesicht noch heller erscheinen ließ, als zuvor das gelbe Kopftuch, meinte mit klingender Stimme: „Der Kerl hat uns recht Angst gemacht. Er war in zerhudelten Kleidern und schaute verschmitzt und gehässig drein, so mit pechschwarzen bösen Blicken. Und er ist immer näher herzugekommen und hat unflätiges Zeug geredet." Sie zog die niedere Stirn, unter der die klugen Augen glänzten, in kleine Falten.

„Aber da habe ich gesagt," ergänzte die Ludowine, „ihr seiet in der Nähe und erwartet uns und habe laut eure Namen gerufen." Ludowine war groß und vierschrötig gebaut, hatte ein dralles, wangenrotes Gesicht, rotbraune Haare, die zu einem Schnecklein aufgezöpft und aufgeringelt waren, und stahlgraue Augen.

„Wie sah er aus?“ fragte der Meister, still vor sich hersinnend.

„Ich habe ihn nicht so genau angeschaut,“ erwiderte das Mädchen. „Er war braun im Gesicht wie ein Kupferblech und trug einen schwarzen Schnauz“ — „und einen großen Italienerfilz,“ fügte die Noemie bei. „Er fragte zuerst nach dem Weg über die Furka, aber das war nur so ein Vorwand.“

„Das muß ein Schmuggler gewesen sein,“ meinte Simud. „Gnade Gott dem Lauskerl, wenn ich dazu gelaufen wäre.“

„Wir hätten ihn schon gebodigt, wir zwei, die Noemie und ich,“ rief die Ludowine, „aber die Italiener fangen gleich an zu messern, und da sind wir davon und zuletzt gelaufen wie vor dem Leibhaftigen. — Schenk ein, Klemens!“

Da die Schüssel leer war, schlurfte der Hirte zum Milchkübel und stellte ihn platschvoll wieder auf den Tisch.

„Wenn ich morgen den Käse in den Speicher hinunterbuckle, so werde ich euch noch eine Strecke weit talab begleiten,“ sagte der Senne nachdenklich. „Schaden kann es nicht. Die Schmuggler scheinen sich wieder herumzutreiben, und das ist eine Bande, vor der kein Weibervolk sicher ist, junges frisches Blut wie ihr zwei am wenigsten. Aber ihr vergeßt das Essen. — Harsä [1]), greift doch zu, wenn's euch schmeckt. Ihr muffelt ja nur wie das vornehme Herrenvolk. Gutes Futter im Magen, das gibt Blut und Kraft und Fundament zum Schlafen.“ Er holte in einem Zinnkännchen den Rahm und goß den Mädchen davon in die Tassen. „Harsä, saufet brav, dafür wird heute nicht gebuttert.“

Nun packte er die Vorräte aus der Kiepe. „Blitzdonner, noch ein Fäßchen Wein und ein Stück Fleisch,“ rief er ganz überrascht, „ein wahres Taufessen. Aber harsä — so weit sind wir noch nicht. Im Herbst gibt euch der Pfarrer zusammen. So lange werdet ihr's aushalten können und für das andere, alles zur Zeit, ich geh das Vieh segnen.“

Die beiden Hirten erhoben sich mit dem Sennen, um die Herde aufs Lager zu treiben. Die Mädchen reinigten das Geschirr und ergingen sich noch im Freien. Bald darauf erschollen die Lockrufe der Älpler, welche die Tiere in eine vor dem Wind geschützte Mulde trieben, wo sie, von der Kälte weniger belästigt, durch die Nacht unter freiem Himmel lagerten.

Es wehte ein scharfes Lüftchen, und die Schwestern traten bald wieder in die Hütte, rieben die Hände und rückten die Schemel ans Feuer.

Als die Bergler wieder zurück waren, ergriff Simud die Batille und streckte sie dem Meister hin. „Ich denke, ein Tröpflein Wein nach der langen Dürre, das wärmt und gibt Kraft, fang an!“ Der Senne hielt das Fäßchen mit beiden Händen über den zurückgebogenen Kopf und ließ den dünnen gelben Born aus dem Spundloch in den Mund plätschern. „Das reinste Goldwasser,“ rühmte er, die herben Tropfen auf der Zunge verkostend, und streckte die Holzflasche der Ludowine hin, die sie mit einem Ruck in die richtige Lage stemmte, den kleinen runden Mund aber nicht so weit aufsperren konnte wie der Meister, weshalb die Hälfte des Strahles über das Kinn auf die

[1]) Ausruf.

Jacke floß. Die Gesellschaft erhob ein schallendes Gelächter, und die Noemie, die wie eine Turtel lachte und girrte und mit ihren lustigen Augen sogar den alten Knorz mitriß, verzichtete auf den Trunk und überreichte die Batille ihrem Herzgespiel.

„So trinke ich halt für dich auch," meinte Klemens, hob die Flasche wie eine Puppe auf den Arm, wiegte sie hin und her und hüpfte damit auf das Lager, wo er sich platt auf den Rücken legte, die Beine spreizte, sog und gurgelte, bis die anderen auf ihn losstürzten, um das Gefäß seinen Händen zu entreißen.

„Gib her, du Saufaus, du unverschämter Schlemmer, du Weinaff du — du."

Simud hob mit gestreckten Armen den Kameraden wie einen Schaub Stroh in die Höhe. „Gibst das Faß her oder nicht? Sofort, sonst zermalme ich dich zwischen den Klauen."

„Mir wäre noch lange wohl auf deinen breiten Tatzen," rief der kleine Hirte und turnte lachend an dem baumstarken Gefährten herunter.

Währenddem hatte der Meister die Pfeife gestopft und mit einem brennenden Span entzündet. Klemens setzte sich wieder zu seiner Geliebten und tändelte mit ihrer Hand. Seine kleinen Augen glommen wie die Glut unter dem singenden Kessel. Simud hatte beide Arme über den Tisch gebogen und lauschte den Reden der anderen. Auf seinem Antlitz spielte ein zufriedenes Lächeln. Die Ludowine an seiner Seite brachte ihn nicht aus der stillen schweigsamen Art, wenn sie auch allerlei Dorfklatsch und Weibergedresche gar umständlich und mit ländlicher Offenheit wiederzugeben verstand.

Als die Schwestern in dem kühlen Gelasse fröstelten, legte der Senne noch einige Holzstücke unter den Kessel und stocherte in den glutenden Kohlen, bis die Scheiter knatterten und die Flammen wieder lustig züngelten und einen hellen Schein verbreiteten. Hierauf erzählte er spaßige Schnurren, die das heitere Gemüt der Noemie und ihres Geliebten in helles Lachen versetzten. Sie hatten die Hände ineinandergelegt und Kopf an Kopf geschmiegt und unterbrachen die Rede des Meisters in ausgelassener Stimmung mit Zurufen und drolligen Einfällen. Simud aber saß steif wie ein Klotz neben der Ludowine und nickte nur ab und zu beifällig mit dem Kopf. Einmal griff er zum Fäßchen und ließ es die Runde machen. Da das Feuer fleißig geschürt wurde, erfüllte bald eine behagliche Stubenwärme die Hütte, und die Leutchen genossen am wohligen Herdfeuer den friedlichen Abendsitz. Auch Klemens war allgemach verstummt und hörte mit wachsender Aufmerksamkeit zu, wie der Senne, früherer Zeiten gedenkend, von bösen Berggeistern, Hexen und Gespenstern erzählte. Manchmal, wenn der heißblütige verliebte Bursche seine Blicke in die strahlenden Augen seines redseligen Mädchens tauchte oder Wange an Wange sich wärmte, unterbrach er jäh die Rede des Sennen mit einem Zwischenruf oder drückte der Noemie die Hand, daß sie laut aufschrie.

„Jetzt aber ist es Zeit, daß wir uns hinlegen," sagte der Alte befehlerisch und klopfte die Pfeife an der Tischkante aus. „Die zwei dort fressen sich sonst noch auf."

Noemie und Klemens lösten die verschlungenen Arme.

„He, es ist wohl so! Wie vernarrte Katzen tut ihr. Und deine Augen brennen wie feurige Späne, Klemens."

Der Hirte lachte unbändig. „Das macht halt der Wein. Ich habe zu viel gesoffen."

„So, so," versetzte der Meister gelassen. „Jetzt soll das Schlücklein Rebensaft noch schuld sein. Das Dirnchen hat nicht einen Tropfen gekostet und seine Bäcklein glühen, man könnte ein St. Jakobsfeuer daran anzünden. Aber wartet nur, ihr Ketzer! Euch will ich es richten! Das Weibervolk legt sich dort in die Ecke, ihr Hirten duckt euch in die andere, und ich fülle die breite Lücke dazwischen aus. So hat man seine Ruhe. — Harsä!"

Die Mädchen banden die Kopftücher wieder um, zogen die Schuhe von den Füßen und legten sich lachend auf das Stroh. Der Meister schlug die Decke über sie, warf noch einen Blick auf die glimmenden Strünke unter dem Kupferkessel und verrammelte die Tür. Er tauchte die Finger in das Weihwasser, verspritzte die Tröpflein in Kreuzesform in den drei heiligen Namen, schlug das Kreuz und legte sich mit den Hirten nieder. Als die Schwestern immer wieder gluckten und kicherten und mit ihrem Geflüster den Hüttenfrieden störten, wies er sie mit barschen Worten zur Ruhe. Auf dem Stroh duldete er kein Geschwätz mehr.

Simud sah von seinem Platz aus durch einen handbreiten Spalt des Daches ein Stücklein Himmel, an dem ein winziges Sternchen zauberisch funkelte, und zu dem er immer wieder hinschauen mußte. Er hatte schon oft gehört, daß jeder Mensch seinen Stern am Firmament habe. Nun war das feurige Lichtlein über seinem Haupte, das sich wie ein Rädchen zu drehen schien, vielleicht gerade der Stern seiner Seele.

Wenn er die Lider öffnete, sah er zuerst nur den schmalen samtdunklen Himmelsstreifen. Dann begann ein goldenes Pünktchen allmählich aufglühend aus der Höhe niederzuschweben und groß und größer werdend wie ein Kügelchen unmerklich durch den Raum zu gleiten. Er zwinkerte mit den Augen und blinzelte gleichsam als Antwort dem hellflimmernden Sterne zu. Manchmal erlosch das Lichtlein und blitzte wieder auf. Simud hielt den Atem zurück, schlug die Augen auf und zu und spielte lange mit dem lustigen Sternchen — mit seiner eigenen Seele.

Er hörte das friedliche Geschnäufel der Schwestern und den schweren tiefen Atem an seiner Seite.

In vier Wochen war die Sömmerungszeit um. In Platten wurde Doppelhochzeit gehalten, und die Ludowine vertauschte das väterliche Heim mit seinem Häuschen, das er, seit die Eltern tot waren, mit einer älteren ledigen Schwester bewohnte. Aus seinen Ersparnissen gedachte er eine Kuh zu kaufen, dann standen drei Stück in seinem Stall, zwei Trinkelkühe und ein trächtiges Rind. Mit der Ludowine zog in sein Haus eine neue willkommene Arbeitskraft ein, die ihm den kleinen Besitz zusammenhielt, während er beflissen auf dessen Vermehrung bedacht sein würde. Wie die Mädchen so lieblich summten in ihrem Schlummer! Die Noemie ganz fein und leise, als ob ein Windeshauch die Mattenblumen streichelte, die Ludowine etwas stärker und

rascher, wie das Gesäusel im jungen Birkengrün. — Und nicht ein einziges liebes Wort hatte er heute zu ihr gesprochen, nicht ein einziges. — Sapristi, wenn er ihr auch so schön tun könnte wie Klemens der Seinen! — Aber wart nur, Ludowine! Morgen, wenn wir zusammen über die Alpe wandern, da will ich dann das Maul auftun und das Herz auf die Zunge legen. Und noch lang soll dir das Ohr läuten, du liebes Herzgespiel. —

Als er nach geraumer Zeit wieder durch den Dachriß spähte und das Sternchen suchte, sah er nur tiefschwarze Nacht. Jetzt wanderte es dahin durch die unendlichen Ewigkeitsräume, wohin, welchem Ziele entgegen?

Waren es die Gewichte, die sich immer auf seine Brust legten, wenn er längere Zeit in der reinen dünnen Luft des Hochgebirges weilte, oder war es die große innere Freude, sich mit der Geliebten bald verbunden zu wissen, die ans Herz schlug? Er wanderte in Gedanken mit dem irrenden Himmelslichtlein, der Alpe, der Herde und den Menschen entfliehend, weit, weit in die stille, tiefe Verlassenheit, in die wie ein endloses Meer sich dehnende ferne Einsamkeit.

III.

In der Frühe lud der Senne die zwei Käse, die er tags zuvor bereitet hatte, vom Gebinde auf die Traggabel, schlüpfte in die Riemen und ergriff den derben Knotenstock. „In Gottes Namen," wandte er sich zu den Mädchen, die noch an ihren Kopftüchern nestelten, „wenn ihr fertig seid, so gehen wir halt," und er schritt durch die Tür ins Freie.

Die Ludowine schlug die leere Kiepe über die Schulter und folgte mit der Schwester und den Burschen dem Vorausgegangenen. Über die Matten wanderten sie der Herde entgegen, die unweit der Hütte sich zerstreut hatte und das Morgenfutter weidete. Simud ging neben seiner Geliebten, den Blick vor die Füße gerichtet.

„Jetzt sehen wir uns lange nicht mehr, kaum noch vor dem Herbst," begann sie das Gespräch.

„Ja schon," erwiderte er, „da muß man sich halt gedulden."

Die Kühe hoben die kauenden Mäuler, als sie an der Herde vorüberschritten und glotzten sie freundlich und zutraulich an.

„Ein völlig schöner Tag ist heute," fing die Ludowine nach geraumer Zeit wieder an. „Ich wäre gern noch ein wenig hier oben geblieben."

„Es ist halt eine große Reise hierher, das schon. — Wenn das Wetter noch eine Zeit aushält, so machen wir schön Käs' und Butter dieses Jahr."

„Kannst nicht neben mir laufen, Simud, und mir die Hand geben?"

„Ja, es ist eigentlich schad, daß ihr schon wieder von uns geht," sagte der Bursche steif und trocken. „In acht Tagen fahren wir ab in den unteren Staffel, dann wär's nicht mehr so weit von Platten herauf."

„Ja, das wär's."

„Du und die Schwester — ihr könntet uns wohl nochmals besuchen. — Das würde die lange Zeit kürzen."

„So hast dich also doch ein wenig nach mir gesehnt?" Das Mädchen warf ihm einen warmen Blick zu.

„He, ich denk wohl!" Simud verstummte wieder für lange Zeit, suchte endlich ihre Hand und hielt sie fest umschlungen.

Klemens, der mit der Seinen hinter ihnen ging, schlang den Arm um die Hüften der Noemie, mit der er schon längst in ein heimliches, mit halber Stimme geführtes Gespräch versponnen war.

Ein kalter Wind strich rauh und schneidend über die Halden und rötete die Gesichter rasch, so daß die Mädchen froh waren, bald an die Sonne zu kommen. Über den Gletscher floß das goldene Morgenlicht, und es ging wie ein helles Leuchten von dem blühweißen Firnstrome aus, während im schattigen Grunde graue Nebelfetzen ziellos hin und her wallten, als ob sie nicht wüßten, in welche Spalte sich verkriechen vor den stechenden Blitzen des Frühlichtes.

Der Senn, der an der Spitze marschierte, hob einmal den Kopf und dann den Arm und meinte, wenn ihn nicht alles täusche, so werde heute noch ein Wetter losbrechen und zwar, bevor es am Kirchturm zu Platten Mittag läute. Er spüre es in den Gliedern, und der Gletscher habe einen falschen Glanz, der ihm nicht gefalle.

Auf der schwarzen Schuttmoräne machte er halt: „So, jetzt geht das Hirtenvolk zurück und überläßt mir die Mädchen. Wenn ihr noch etwas auf dem Herzen habt, so sagt es, aber macht es kurz und bündig." In seinen Mundwinkeln zuckte ein schelmisches Lächeln.

Die Schwestern reichten den Burschen die Hand, nahmen viele Grüße mit an die Verwandten im Dorf, diesen und jenen Auftrag, dann erscholl auf beiden Seiten das „Alde" und „macht gute Reise, übertut euch nicht" — und die Hirten wandten sich zur Rückkehr.

Nach einigen Schritten blieb Klemens stehen. „Beim Satan, — bald hätte ich das Beste vergessen, Kreuzsakrament — Noemie!" rief er.

Die Angerufene drehte den Kopf, aber da stand er schon bei ihr, umschlang mit der Linken ihren Hals, erfaßte das rundliche Kinn und drückte ihr feurige Küsse auf die Lippen, die ersten seit gestern abend und zugleich die letzten. „So — so — und so! Jetzt kann ich wieder lang wohl leben daran und behüt dich Gott, heut und immerdar."

Die Noemie brannte unter den Küssen auf und wurde rot vor Scham und Freude. Sie wischte mit der Hand über den kleinen lachenden Mund und rief: „O du — der — ist das einer."

Die Ludowine sah sich nach Simud um, der ebenfalls stille stand, und warf ihm heiße aufmunternde Blicke zu. Doch dieser belächelte nur die überquellende Zärtlichkeit seines Kameraden und rührte sich nicht in seiner kuhledernen Steifheit. Die Seine brummelte etwas wie „nachspringen tu ich ihm nicht — mira[1]), es geht auch so," und setzte den Weg fort.

Als die beiden Gefährten die Herde wieder erreichten, waren die Schatten von der Alpe gewichen. An jedem Blumenblatt glitzerte ein diamantenes Tröpflein. Die Weide leuchtete in ihrem schönsten Farbenglanz. Hell und

[1]) meinetwegen.

rein, in herrlicher Bläue wölbte sich der Himmel über den schneehellen Gipfeln. Im goldenen Rahmen der zarten Hahnenfußblüten lagen die vier schwarzen Teiche.

Die Hirten legten sich, der Nässe nicht achtend, ins Gras und hingen stillschweigend ihren Gedanken nach.

„Du schau einmal dorthin," versetzte Klemens nach einer langen Pause. „Bei der roten Fluh links, wo der Bach niederfällt, steigt einer herunter."

Simud drehte sich auf die Seite und spähte in die Felsen hinauf. „Der muß sich verstiegen haben, dort hinüber kommt keiner! — Das wird so ein verrückter Engländer sein, der nicht weiß, was er anstellen will!"

Da nun das Gespräch im Fluß war, redeten sie weiter, von ihren Bräuten, von den Herbstmärkten, die sie besuchen wollten, und von der Einrichtung ihres künftigen Hausstandes. Klemens hatte sich vor zwei Jahren in den Viehhandel eingelassen und widmete sich der Aufzucht von Schafen und Rindern. Simud betrieb im Winter die Schreinerei und befaßte sich auch mit dem Ausbessern von Altären und Kirchenstühlen, wozu ihn eine geschickte Hand, Geschmack und Talent befähigten, so daß er auch schon Aufträge von entfernten Gemeinden hatte ausführen müssen.

„Ein Engländer ist das nicht," sagte Klemens etwas später und guckte nach der roten Wand, an welcher der Fremde abwärts kletterte. „Und einen Sack trägt er auch nicht am Rücken. Vielleicht ist es der Viner Joseph, der nach den Gemsen ausschaut."

Die Knechte erhoben sich und liefen nach dem Rand der Ebene, um zwei Rinder zurückzutreiben. Klemens schmetterte einen Jauchzer in das schmale dunkle Tal hinunter, wo in einem eisgrauen, vielfach verästelten Strange der Fluß dahintrieb, ohne daß man den Schaum seiner Wellen sah oder irgendeinen leisen Ton der rauschenden Wasser vernahm. Der wilde Geselle, ein arger Choleriker, wenn sein friedliches Gemurmel in Tobsucht umschlug, hatte den grünen Talboden aus vollen Händen mit dem Schutte beworfen, den er von den Hängen riß, und in seiner ganzen Breite ausgefüllt.

Als die Hüttenknechte langsam wieder der Herde zusteuerten, näherte sich ihnen der Fremdling, eine mittelgroße Gestalt, mit breiten runden Schultern und kräftigen Gliedern. Der Filz klebte ihm hinten am Kopf, und die dunklen verwilderten Haare hingen über seine niedere blasse Stirn.

Simud zupfte den Kameraden und rief: „Das ist der — der Teufel soll mich holen, wenn das nicht der Schmuggler ist, der gestern die Mädchen angerempelt hat," und er bohrte seine kalten finsteren Blicke in die fremde Gestalt.

„Ich glaub's meiner Seel auch," stimmte Klemens bei. „Wie ein ausgemergelter Hund sieht er aus. Wenn es der Schmuggler ist, dem werde ich ein Ohr herunterdrehen. Was begehrt Ihr?" schnauzte er den Unbekannten an.

„Gebt mir etwas zu essen, etwas Warmes, ich habe Hunger, diocane"[1]), versetzte dieser mit starkem Anklang seiner Muttersprache und warf sich ermüdet von der Kletterei zu Boden. Da die Burschen mit der Antwort zögerten,

[1]) Italienischer Fluch.

griff er in die Tasche. „Ich bezahl's, ihr braucht es mir nicht zu schenken." Da trappten die Hirten gemach der Hütte zu, und Klemens setzte die Pfanne übers Feuer. Als Simud den Kopf zur Tür hinausstreckte, saß der Italiener auf der Holztrommel daneben.

„Warten müßt Ihr halt, bis die Milch warm ist, vom Morgen ist nichts mehr im Geschirr — wir hatten Besuch." Bei den letzten Worten hob er die Stimme.

„Ich warte schon," entgegnete der Italiener, „ich bin müde wie ein Hund."

„Beim Donner, er ist's" — wandte sich Simud an den Zuhirten, der das Feuer schürte. „Der verflixte Gauner! Braun ist er im Gesicht wie ein Kuhdreck, und Hosen hat er, ich würde mich schämen, sie im Stall zu tragen."

„In die Hütte lasse ich ihn nicht," schnarrte Klemens, die Stirne in hundert Fältchen ziehend, „der kann draußen fressen," und trug ihm die Schüssel mit einem Stück Brot und Käse ins Freie. Der Schmuggler klaubte einen Franken aus der Tasche und hielt ihm das Geldstück entgegen. Klemens zögerte, es anzunehmen, und wollte ihm dann die Hälfte zurückgeben, aber der Fremde wehrte ab.

„Ich sollte über die Furka heimzu und habe den Weg verfehlt," sagte er, nachdem er die Milch gierig verschlungen hatte. „Wo geht es eigentlich durch?"

Klemens hob die dichten Brauen und schüttelte den Kopf. „Ja das kann man von hier aus nicht zeigen. Es hat neulich geschneit, und da ist der Weg verweht."

Der Schmuggler senkte die schwarzen, stechenden Augen und hieb mit den Zähnen in das Brot. „Wie weit ist es bis zur Paßhöhe?" fragte er nach einer Weile.

„Vier Stunden, wenn man den Weg kennt," versetzte Simud, der ihn forschend betrachtete.

„Ich muß heute hinüber, und da sollte ich den Weg wissen. Will einer von euch mitkommen?"

Die Hirten schauten sich an. „Zeit hätten wir schon," meinte Klemens, „aber ich mag nicht!"

„Und ich auch nicht," stimmte Simud in barschem Tone bei, „zudem muß ich das Vieh hüten."

Der Italiener kaute an dem harten Roggenbrote und sah mürrisch vor sich hin. Den grauen Hut hatte er ins Gras gelegt, seine schwarzen Kraushaare glänzten vom Schweiß. Zuweilen hob er den Kopf und streifte die Älpler mit einem finsteren Blick. Nun fingerte er im Sack herum und zog ein Goldstück hervor.

„Das ist dem, der mich führt," sagte er trocken und steckte das Geld wieder ein. Die Augen der Hirten funkelten, auf der Alpe war das Geld rar. Ein einziges Mal war ein Engländer mit zwei Töchtern bei ihnen eingekehrt und hatte ein kleines Trinkgeld zurückgelassen, nicht der Rede wert. Gold hatten sie in diesem Alpensommer noch nie gesehen.

„Bis zum Abend könnte man wieder zurück sein," bemerkte Simud zaudernd. „Willst du gehen, Klemens?"

„Man kann es sich ja überlegen," entgegnete dieser. „Bleib du hier, dann geh ich, oder wie machen wir's?"

„Wart," sagte der Gefährte, „wir ziehen wieder das Hälmchen. — Da — wähle. Der längere geht!"

Diesmal traf das Los Simud. Er begab sich in die Hütte, wo er mit dem Kameraden noch allerlei zu besprechen hatte.

Klemens warnte ihn und riet, auf der Hut zu sein, denn der Kerl habe einen bösen Blick und starke Knochen, worauf Simud meinte: „Mir gefällt das Plack auch nicht, darum geh ich. Der soll mir Geld schwitzen — zehn Franken, soviel verdienen wir kaum in zwei Wochen hier oben. Auf den Stock und meine Faust ist Verlaß, wenn es zum Hosenlupf kommt. Ich will den Lump schon ins Knie beugen, und dann kann er grad vernehmen, wen er gestern ins Bockshorn gejagt hat, der Gauch."

Nach einer Weile schritt der Hirte mit dem Italiener, der mit dem Stock fest ausgriff, den gleichen Weg, den er heute früh mit den Schwestern gegangen war. Den braunen bandlosen Hut hatte er fest ins Gesicht gedrückt, den Kittel trug er unter dem linken Arm.

Der Fremde blieb dicht an seiner Seite, und sie wechselten kaum ein Wort zusammen, während sie über die Trift wanderten. Simud fragte einmal, ob er zu schnell gehe, worauf der andere meinte, er komme schon nach.

Als sie den Gletscher durchquert hatten, stiegen sie an der steilen Moränenwand langsam bergan. Der schwarze Schutt war noch feucht und glänzend von dem eben geschmolzenen Schnee. Der Führer hielt es nicht für ratsam, länger auf dem Firn zu bleiben, da noch Neuschnee darauf lag und sie auf dem Geröll rascher vorwärts kamen. Als der andere wieder eine Strecke zurückgeblieben war, schwer und tief atmend und wie ein Asthmatiker keuchend, blieb er stehen und wartete.

Der Schmuggler holte den Führer wieder ein, den Mund weit offen und mit Augen, die, in ihren Höhlen versteckt, unheimlich glühten. In dem bleichen Gesicht lag etwas Kaltes, Lauerndes, das Simud Grauen einflößte. Er gedachte der beiden tapferen Mädchen, die in der Steinwüste auf diesen Menschen gestoßen waren, und wahrhaftig, daß sie sich vor einem solchen Erzgauner fürchteten, schien ihm begreiflich.

Er warf seine Schultern zurück, daß er wild und trutzig dastand, und maß den Italiener mit grimmigen Blicken. Wenn dieser jetzt ein gehässiges Wort ausstieß oder sonst auf eine Art ihn reizte, beim Satan, an der Gurgel würde er ihn packen und ins Gestein niederschmeißen. Der Schmuggler jedoch sagte, mühsam schnaufend: „Geht nur, müde bin ich nicht."

Simud schwankte, ob er nicht gescheiter täte, hier umzukehren, doch das Goldstück, das bald in seine Tasche wandern sollte, gab den Ausschlag, und so schritt er wieder rüstig der Höhe zu.

Weiter oben, wo der Gletscher fast glatt und eben lief, hielt er nochmals auf das Eis zu, das sie rasch durchmaßen, um dann durch ein Geröllband

und den Wirrwarr niedergebrochener Felstrümmer emporzusteigen, wo es des kundigen Auges bedurfte, um zwischen den vielen Zacken und Steinhäuptern den richtigen Durchpaß zu finden. Auf einem Rasenteller kurz vor dem Übergang stand er still und wartete. Über ihnen ragten verschneite Steinmassen himmelan, zu Füßen schimmerten in gedämpftem Glanze die blauen Bänder der Eisspalten. Schwere, breite Gewitterwolken quollen von Süden her über die Scheitel der Berge und verkündeten mit leisem Gebrummel den nahenden Sturm. Zu dichten Haufen geballt, mit Blitz und Donner geladen, krochen sie schwarz und rußig daher, und der Wind pfiff und heulte mit eisiger Schärfe und blies ihnen die Hosen hinauf.

Der Italiener setzte sich und sagte knurrig, er habe die Nacht bei grimmiger Kälte in einer Schafhütte zugebracht, ohne Feuer und Licht. In so ein Hundeloch möchte er nicht noch einmal hineinkriechen.

„Ich geh jetzt wieder zurück, in einem Katzensprung ist die Höhe erreicht, und dann könnt Ihr nicht mehr irre gehen," brüllte Simud, den zischenden Wind überschreiend. „Und dann — Ihr seid doch der Italiener, der im Verlauf des gestrigen Abends zwei Jungfern begegnet ist — unten am Gletscher?"

Der Schmuggler verkniff die Augen und warf ihm einen Blick zu, kalt und spitzig wie ein Eiszapfen. Er erhob sich und spionierte herum, während Simud mit beiden Augen sich in seine Miene bohrte und scheinbar ruhig sitzen blieb.

„Zwei Jungfern? Corpo di sasso — nicht, daß ich wüßte!"

„Aber ich weiß es," donnerte der Hirte ihn an, und Zorn und Wut stiegen ihm jäh zu Kopfe. „Ihr habt dem Weibervolk blauen Dunst vormalen wollen mit dem Paß über die Furka — und das andere ist dir nicht gelungen. Die Mädchen sind drausgelaufen, bevor du — und jetzt will ich mein Geld."

Der Italiener schaute mit einer raschen Wendung des Kopfes in die Höhe, in die Tiefe und auf den Burschen. „Das Geld wollt Ihr? Zehn Lire haben wir abgemacht. — Venone — das sollt Ihr haben."

Er griff mit der Linken nach der Tasche, fuhr aber nicht hinein, sondern hob mit beiden Armen den schweren Knüppel und ließ ihn mit aller Kraft auf den Kopf des Hirten sausen. Simud hielt den Streich, der ihm leicht den Schädel zerspellt hätte, mit dem rechten Arme ab, sprang im Satz dem Elenden an die Kehle und versuchte ihn niederzuzwingen. Der Schmuggler hielt jedoch der Wucht des Anpralles und der klobigen Kraft seines Gegners stand. Seine Nerven spannten sich wie eiserne Drähte, seine Lungen keuchten. Als er die Linke frei bekam, griff er behend in die Tasche nach dem Messer.

Simud fühlte, daß es auf Leben und Tod ging. Sein Gegner war von zäher Kraft. Mit ehernen Griffen packte er zu, umspannte mit der Rechten das Handgelenk, in dem das Messer steckte, schnürte mit der anderen Hand dem Italiener den Hals zu und versuchte mit den Beinen sich einzuhaken. Der Schmuggler röchelte, taumelte, verlor das Gleichgewicht und stürzte, mit

voller Schwere den Hinterkopf an einen Stein schlagend, zu Boden. Simud wurde mitgerissen, und durch die Wucht des Falles glitten beide den schroffen Hang hinunter.

Der Hirte ließ die Hände los und faßte im Nu die Ecke eines Blockes, an der er sich festklammern konnte, während der andere dumpf polternd, ohne einen Laut weiterrollte, bis er tief unten auf einer Steinplatte liegen blieb.

Simud erhob sich, griff nach dem Kopfe, wo eine Stelle, aus der das Blut sickerte, ihn heftig schmerzte, und horchte in die Tiefe. Er vernahm keinen Laut. Kirchhofstille war da unten.

Langsam stieg er abwärts und fand den Schmuggler auf einem Felsstück mit dem Gesicht nach oben gekehrt, die Beine in der Luft hängend. Die Augen waren offen, aber unbeweglich und wie erloschen, und doch konnte der Hirte am Haupte nirgends ein Tröpflein Blut entdecken.

Er hob den Arm des Leblosen in die Höhe; als er ihn fahren ließ, sank er schlaff und kraftlos wieder zurück. Simud fiel auf die Knie, riß ihm das Hemd auf und setzte die zitternde Hand aufs Herz; es schlug nicht mehr.

„Der ist tot," murmelte er, — „tot!" und da lief ihm das Grauen eiskalt über den Rücken.

„Steh auf, du! Steh auf!" rief er, aber der andere hörte seine Worte nicht.

Er wollte den Toten auf die Schulter laden und ein Stück weit hinuntertragen bis auf den Firn, doch mit seinen Kräften war es zu Ende. Da wandte er den Blick weg und stieg hastig dem Gletscher zu, den er nach einigen Sprüngen erreichte.

Sein Rock hing in Fetzen am Leibe, und der Hut, der oben vom Kopf gewirbelt war, mußte irgendwo in den Felsen oder auf dem Eise liegen. Was kümmerte ihn der Hut!

Immer schneller wurde sein Gang, die Angst trieb ihm den kalten Schweiß aus allen Poren, und er griff aus, wie wenn ihn der Teufel jagte.

Pu — Pum — Das Unwetter, das über den Felskämmen sich zusammengezogen hatte, brach los. Aus einer pechschwarzen Wolke sprühte der Blitz und schleuderte die gelben und blauen Zacken gegen die breiten Leiber der Berge. Der Donner krachte mit furchtbarer Gewalt, daß es in den Flühen schmetterte und klirrte. Einer schweren eisernen Kette gleich, die über steinigen Boden geschleift wird, strich das Echo durch die Felsen. Bei jedem züngelnden Strahl fuhr Simud zusammen und duckte sich, lief und lief, um endlich auf die Alpe zu gelangen, über welcher der Himmel noch blaute. Doch die schwarze Wolke reckte mit tausend Armen in die Himmelshelle hinein und dehnte sich im Nu zu einer fahlen Decke, die bleischwarz über die Gehänge niederhing. Wenn der Blitz die Decke zerriß, lohten die Schneefelder mit den weißen Häuptern darüber gespenstisch auf und tappten mit glühenden Fingern nach ihm. Von jeder Wand sprangen, wie aus dem Boden gewachsen, die Gießbäche nieder und umbrausten ihn mit ohrenbetäubendem Rauschen und Getöse. Es war ein schauerlicher Weg.

Als der Blitz abermals niederfuhr und weithin der gelbe Schein flammte, schnappte eine graue Gestalt mit todbleichen Zügen zwei Schritte vor ihm mit langen Armen nach seinem Halse. Er stieß einen gellenden Schrei aus und machte einen Seitensprung. Seine Knie bebten und wankten, die ermatteten Kräfte wollten ihm schwinden. Wenn er sich gehen ließ und niedersank, so war es mit ihm zu Ende. Er sammelte den Rest seiner Kräfte und lief und lief und schaute nicht mehr zurück, nur geradeaus, die Augen an den Boden geheftet.

Nun flutete der Regen in Strömen und wandelte sich bald in Eisnadeln und Schloßen, die hageldicht auf die Steine klapperten und seine Wangen und Hände zwickten. Eine entsetzliche Furcht trieb ihn vorwärts. Laut hätte er schreien mögen, um sich Luft zu verschaffen, doch die Kehle war wie verschnürt. Der Wind raubte ihm den Atem, der Sturm schmiß ihm die sausenden Eiskörner ins Gesicht. Vor seinen Augen begann ein seltsamer Tanz. Der Kopf wirbelte, er sah den Pfad nicht mehr und hörte nur das hohle Brausen des Donners, der die Berge entlang rollte und das Knattern und Rauschen der prasselnden Hagelschauer.

Über die Steine stolpernd, machte er sich davon, auf dem kürzesten Wege der Alpe zu. Von Regen und Schweiß triefend, naß bis auf die Knochen, erreichte er endlich die Hütte.

Der Senne, der kurz zuvor von dem Käsespeicher zur Alp emporgestiegen war, erschrak bei seinem Anblick so sehr, daß die kalte Pfeife seinem Munde entfiel.

„Kreuzdonnerwetter," stieß er entsetzt aus, „was Teufels ist da los?"

Doch der keuchende Hirte gab keine Antwort.

Er strauchelte blindlings über die Schwelle, sank stöhnend auf das Stroh, streckte beide Arme von sich und heulte zum Gotterbarm.

„Beim Donner, da hört alles auf. Kein Wort verstehe ich davon," brummte der Alpwirt und starrte ratlos auf den Kameraden hin. Als er sah, wie Simud vom Fieber geschüttelt wurde, warf er zwei Roßdecken über ihn und ging hinaus, um den Zuhirten zu holen. Der mußte Bescheid wissen.

Klemens hatte den Heimkehrenden bemerkt und an seinem hastigen Gang und den zerfetzten Kleidern gesehen, daß etwas Ungutes vorgefallen war. Er eilte mit Riesenschritten der Hütte zu.

„Heiliges Donnerwetter!" fluchte der Meister, „Teufel und Doria — da hat es eingeschlagen."

„Jawohl hat's eingeschlagen," erwiderte Klemens. „Der Schmuggler ist uns vor das Türloch gelaufen, halb verhungert, und hat einen Führer auf die Furka verlangt. Und da ist der Simud mit dem Italiener davon. Sie sind ganz sicher aufeinandergeputscht unterwegs, vielleicht des Geldes oder auch der Mädchen wegen, und da hat Simud das Übergewicht gehabt. Der ist stark wie ein Bär, wenn der Zorn ihn anspringt."

Der Alte begriff endlich, daß etwas Heilloses geschehen war. Er schüttete aus einer Blechbüchse getrocknetes Teekraut in die Schüssel und

stellte eine Pfanne mit Wasser über die Feuergrube, dann näherte er sich dem Kranken und befühlte ihm den Puls.

„Komm und schau, wie er liegt und fiebert, der arme Tropf, es ist ein Elend. Der Puls geht nicht mehr, der galoppiert, und heiß ist die Hand und feucht."

Sie redeten zusammen eine Weile hin und her, um sich den Hergang zurecht zu legen, und berieten, was jetzt zu tun sei. „Jetzt mache ich bald den dreißigsten Sommer hier oben," sagte der Alte, „und noch nie ist mir einer so krank geworden wie dieser. Ich glaube, da ist bald ausgetrumpft, wir müssen den Pfarrer heraufholen."

Klemens zog tief den Atem und schaute auf den kranken Gefährten, der immer noch unruhig im Stroh raschelte. „Am ratsamsten wäre es schon," versetzte er. „So will ich es tun, der Hochwürdige wird schon Rat wissen — und wenn Simud sterben sollte —"

„Ja, ja, das wird das beste sein, und der Geistliche soll die Sakramente mitbringen," ergänzte der Meister, „zur Vorsicht, damit er ihn für alle Fälle verwahren kann, und den Präsidenten mußt du auch in Kenntnis setzen, ja natürlich, und jetzt geh gleich und putz[1]) dich, mit den Kühen werde ich allein fertig."

Klemens setzte flugs den Hut aufs Haupt und nahm den Stecken. „Vielleicht bin ich vor dem Morgen wieder zurück. Hörst du, wie er jetzt schnauft, der Simud? — Ade," sagte der Bursche und schritt hurtig davon.

IV.

Beim ersten Dämmern des Nachtages hatte Klemens die Leealp wieder erstiegen. Er warf einen langen Blick auf Simud, der noch am gleichen Fleck lag wie am Abend zuvor, und rüstete für alle das Frühstück. In seiner Begleitung befanden sich der Seelsorger und der Gemeindevorsteher von Platten.

„Der arme Straffel," jammerte der Pfarrer, indem er auf die Lagerstatt kletterte und sich über den Kranken beugte, der immer noch in den Decken lag und stoßweise keuchte. „Hat er noch nichts gesprochen?"

„Zu mir nicht," erwiderte der Senn, der in düsterm Ernst zuschaute und langsam die kalte Pfeife füllte. „Aber ich kenne jetzt den Hergang, wie wenn er mir alles erzählt hätte. Im Fieber hat er geredet, gerungen und gestöhnt, und da habe ich mir alles zusammengereimt. Schier wüst muß es da gewesen sein — harsä. — Der Italiener hat ihn gepackt, und der Bursche hat sich gewehrt, wie ich es auch getan hätte, Kreuzhagel, und den Gauch über den Felsen geworfen. Er wird wohl tot sein und noch in den Steinen liegen. Wenn unserem Simud das Blut aufkocht und er den Gegner in die Finger nimmt, Herrgott, so zerreibt er ihm die Knochen, so ein baumstarker Kerl, wie er ist. Und groß schade wird es nicht gewesen sein für das Plack, der Schmuggler hätte ja beinahe unsere Mädchen angefallen."

[1]) beeile.

Der Pfarrer nickte leise mit dem Kopfe. Was sich sonst von dem Fremdling noch sagen ließ, hatte Klemens in Platten unten erörtert und während des Aufstieges zur Leealp zehnfach wiederholt.

„So wollen wir in Gottes Namen Geduld haben und warten, bis er wieder zu sich kommt, der Hirte," sagte der Präsident. „Es wird da nicht viel anderes zu machen sein. Wo liegt er wohl, der Italiener?"

„Allzuweit gegen die Furke kann es sich nicht zugetragen haben, denn Simud ist bald wieder unten gewesen," ließ sich Klemens vernehmen. „Wir können ja dann gehen und nachschauen, ob wir den Italiener finden, aber große Eile hat es nicht damit, scheint mir."

Der Pfarrer fühlte dem Kranken den Puls und stellte fest, daß die Fieber immer noch hoch waren.

Zwei Tage blieb er mit dem Präsidenten in der Hütte, und als der Knecht die Besinnung wieder erlangte und die Augen aufschlug, spendete ihm der Geistliche die letzte Ölung. Der Präsident und die beiden Älpler stiegen noch gleichen Tages den Spuren im Schnee und im weichen Schutte nach gegen den Paß empor und trugen den Leichnam des Italieners über den Gletscher bis an den jenseitigen Rand.

Der Präsident begab sich hierauf nach Platten hinunter, um die nötige Mannschaft zu holen, damit der Tote ins Beinhaus getragen und nach der Leichenschau bestattet werde. Mit der Trägerkolonne verließ auch der Pfarrer die Hütte und begleitete sie bergab ins Tal.

Nach einer Woche war Simud so weit hergestellt, daß er die Abfahrt auf den untern Staffel mitmachen konnte. Aber wie sah er aus! Die Fieber hatten seine Kräfte verzehrt. Die baumhafte Gestalt war in der kurzen Zeit abgemagert und eingesunken, und die Arme hingen schlaff an seinem Leib. In dem rechten Ellbogen fühlte er eine große Schwäche, die den Arm vollkommen lahm und dienstuntauglich machte. Bedenklich erschien den beiden Alpgefährten, daß der Hirte über große Müdigkeit und Schwindel im Kopfe klagte, daß seine Sinne sich verdunkelten und das Gedächtnis ihn manchmal ganz und gar im Stich ließ. An den Aufstieg mit dem Schmuggler erinnerte er sich zuzeiten gar nicht mehr. Nur dann und wann hellte sich urplötzlich sein Geist. Er glaubte in dem grünen Ranft des Felswerkes zu stehen, in der großen Stille der Wildhöhen, wo der kurze, grause Kampf sich abgespielt hatte. Da wuchs ihm auf einmal der Zorn. Er ereiferte und erhitzte sich in die Empörung hinein, fluchte und polterte, tobte und redete irre, bis er müde und schier sinnlos zu Boden sank. Hernach ließ er den Kopf tief auf die Brust hängen und tat, als ob die Geschichte ihn keinen Deut anginge.

In seinen Verrichtungen, die er langsam wieder aufnahm, war er unzuverlässig, oft wie verkehrt, und wenn die Sonne den Bergen sich zuneigte, legte er sich gern ins Gras und schaute mit trüben, blöden Augen in die graue Leere.

Der Alpmeister konnte dem überstelligen Burschen nicht länger mehr zusehen. Sein närrisches Benehmen schnitt ihm in die Seele, und er fürchtete, der Hirte tue sich oder einem andern noch ein Leides an. Eines Tages nahm

er Klemens auf die Seite und bestimmte ihn, den Kameraden nach Platten hinunter zu geleiten, und Simud verließ gutwillig die Alp, zu der er nie mehr emporgestiegen ist.

Die Untersuchung ging ihren Gang, und das Gericht sprach Simud Oggier frei, denn die Obduktion und die Aussagen seiner Kameraden ergaben ein klares Bild seiner Unschuld. Der Alpknecht hatte in der Notwehr gehandelt und sich seines Lebens erwehrt.

Leider traten immer deutlicher die Symptome zunehmender Geistesschwäche hervor, und der arme Bursche ging einer öden und freudelosen Zukunft entgegen. Von einer Heirat mit der Ludowine konnte nicht mehr die Rede sein. Zudem begegnete das Mädchen, in das der Schreck gefahren war, dem unfreiwilligen Übeltäter mit einer unüberwindlichen Scheu.

Simud verbrachte seine Zeit mit Arbeiten und Gebeten und trottete von der Werkstatt in die Kirche und von der Kirche zur Werkstatt. Nicht auf der Hauptstraße ging er hin und her, sondern auf versteckten Pfaden hinter den Häusern und Gebüschen durchschleichend. Es war ihm lästig und peinlich zugleich, mit Bekannten zusammenzutreffen, wo es auch sei.

Die Wutausbrüche traten immer seltener und mit abnehmender Heftigkeit auf, und in seinem Seelenleben ging eine große Wandlung vor. Seine schwärmerische Vorliebe für alte Sachen, gleichviel ob Kleider oder Möbel, Bilder oder Hausgeräte, stieg ins Unbegrenzte, und man sah den Einsamen oft mit einem großen Kartoffelsack unter dem Arme in seinen Holzsandalen irgendwo herklappern und mit der Beute in seinem Stübchen geräuschlos verschwinden.

Manch einer, dem das böse Schicksal des armen Sonderlings zu Herzen ging, trug ihm allerlei Geräte und verstaubten Plunder zu, brauchbaren Kram und nichtigen Bettel, den er ohne Auswahl mit glänzenden Augen und einem warmen Vergeltsgott entgegennahm. Das Bett versetzte er aus der Stube in die Werkstatt, um für seine Altertümer Platz zu schaffen, und später räumte er auch die Lagerstatt weg und begnügte sich für die Nacht mit einem Häuflein Stroh.

Als im Spätherbst Klemens mit der Noemie getraut wurde, stieg Simud durch den Wald zu einer einsamen halbzerfallenen Kapelle empor, von der er erst spät in der Nacht heimkehrte.

Mit den Jahren spitzten sich seine Eigenheiten und Narreteien zu und stachen immer deutlicher aus seiner Lebensart hervor. Er arbeitete selten mehr in der Werkstatt, wühlte Tage und halbe Nächte in dem bunten Allerlei seiner Stube und ergötzte sich wie ein Kind an dem Farbenspiel seiner Schätze. In seine Rede und in sein Gehaben schlich sich etwas zimperlich Mädchenhaftes, und wer ihn früher nicht gekannt hatte, würde in der spindeldürren, kraftlosen Gestalt nicht die ehemalige kernige Älplernatur vermutet haben.

Mitunter verrichtete er auch weibliche Handarbeiten, besorgte den Nachbarn die Hauswäsche und wachte den Kranken.

Die Kurgäste von Platten suchten den Narren auf und ließen sich das kleine Raritätenmuseum vorweisen, in dem die Kenner manch seltenes Stück

entdeckten. Die hohen Angebote, die ihm manchmal für eine alte wurmstichige Truhe, für ein verblaßtes, mit feinen Mustern gesticktes Bild oder eine verschossene Decke gemacht wurden, bestärkten seinen Glauben von dem Werte des Besitzes und trieben ihn immer eifriger auf die Suche nach alten Sachen, die er zumeist umsonst oder um einige lumpige Rappen einheimste, und von denen er um keinen Preis ein Stück verhandelt hätte.

So verstrichen die Jahre. Der Meisterssenne von der Leealp starb nach langer Krankheit, nachdem er sich seines Amtes auf rauher Bergeshöhe längst begeben und im Schatten seines Giebeldaches im Sommer, auf dem Ofenbänklein im Winter einen geruhigen Feierabend gelebt hatte.

An einem kalten Wintertage erklang aus der offenen Glockenstube des niederen Kirchturmes das Totenglöcklein. Hart und schnarrend drangen die Töne durch die von glitzernden Eisflimmerchen erfüllte Luft.

Ludowine, die einstige Braut des Simud wurde zu Grabe getragen. Sie hatte jahrelang abseits des Dorfes ein zurückgezogenes Altjungfernleben geführt und sich mit Nähen und Flicken ein karges Brot gesichert. Mit dem Sonderling war sie nie mehr in nähere Berührung gekommen. Simud hatte sie während ihrer Krankheit nicht ein einziges Mal besucht, und die Nachricht von ihrem Tode entlockte ihm nur ein trockenes: „Aha — so — die Ludowine."

Dicht hinter dem schwarzverhüllten Sarge folgte Klemens mit seiner Frau, der Noemie. Im Laufe der Zeiten hatten sie sich zu den Auskömmlichen und Hablichen im Dorfe emporgeschwungen. Klemens war bei der letzten Volksabstimmung in die Landesbehörde gewählt worden. Der älteste Bub hatte im Sommer die Rekrutenschule bestanden und ging dem Vater wacker an die Hand, und das jüngste der sechs Kinder saß noch auf der Schulbank.

Gerne hätten Klemens und seine Frau die Ludowine ihrer Einsamkeit entrissen und in ihr Haus aufgenommen, doch alles Reden und Drängen fruchtete nichts, und so ließen sie ihr den Willen.

Als sie der Lungenstich aufs Krankenbett warf, wurde vier Stunden weit der Arzt geholt, aber zu spät. Nach acht Tagen lag sie starr und kalt in ihrem Bett.

Simud, der in einem Nebengäßchen auf den Zug der Leidtragenden wartete, ließ den Sarg und die Prozession vorüberziehen, trat hierauf ganz verstohlen, als ob er sich vor neugierigen Blicken hüten müßte, aus seinem Versteck und trampelte den letzten nach. Unter der schmalen Krämpe seines altväterischen Hutes schimmerten die langen weißen Haare. Er murmelte mit tief gesenktem Haupte den schmerzhaften Rosenkranz, unterbrach aber das Gebet zuweilen mit so lauten und sonderbaren Worten, daß manch einer im Geleite zurückblickte und den Kopf schüttelte. Auf dem Friedhofe drückte er sich wie ein Verschupfter in den Winkel des Turmes, und als der braune Hügel sich wölbte und die Leidtragenden in die Kirche zum Totenamt sich begaben, trat er zage an das frische Grab und warf kleine Erdschollen über das hellbraune Kreuz, das aus der Erde ragte. Neugierige Dörfler, die bei

der Mauer warteten und den Kauz beobachteten, bevor sie dem Wirtshause zuschritten, behaupteten hernach beim Totenmahle, der Narr sei zweimal um das Grab herumgelaufen und habe dabei laut gelacht oder geflennt, sie wußten selbst nicht, welches von beiden, so hoch und so tief und so ganz unchristlich hätte es geklungen. Und es sei nicht zu sagen, wie der Troddel sich so eigelig[1]) benommen habe.

Seit meinem ersten Besuche habe ich noch oft bei Simud Oggier auf dem schattigen Bänklein vor seiner Hütte gesessen. Er tippte stets am Hute, wenn ich kam, wie vor einem Fremden aus den Kurhäusern und wollte mich immer in seine Schatzkammer führen und Truhen und Schachteln auskramen. Da zog ich denn kurzerhand meinen Knasterbeutel hervor, und er stopfte sich sein Bauernpfeifchen mit meinem feinen holländischen Herrentabak. Die blauen Räuchlein kräuselten sich und verdunsteten. Die Pfeife erlosch und keine drei Worte wurden miteinander geredet.

Einst erwähnte ich, daß auf der Leealp eine Klubhütte errichtet werde. Da schaute der Alte mit offenem Munde zu mir hin. Der schwersinnige Greis verstand meine Worte nicht. Er zuckte mit dem lahmen, hängenden Arm und brummte etwas von einem Kanarienvogel, den eine Engländerin ihm zugetragen hatte. Die Erinnerung an die vergangenen Jahre war in seinem Kopfe gründlich ausgelöscht, und er lebte nur noch für seine kleine Welt in dem engen Dachstübchen, die keine Fragen an ihn stellte und ihm jeden Tag einige Stunden heimlicher Freude bereitete, die er an der breiten Landstraße des Lebens nicht gefunden hat.

Und es ist gut, daß zu den Kleinen und Zerschlagenen unter uns hin und wieder ein Sonnenstäubchen sich flüchtet, das mit seinem goldenen Schein ihren tiefen Lebensschatten etwas erhellt und ihnen die Sonne vorspiegelt, die den Glücklichen dieser Erde an jedem klaren Tage so groß und hell aufgeht.

---

[1]) eigentümlich.

Chartisten, Sozialisten und Carlyle.

Von
Alois Brandl.

Als nach dem Sturze des Napoleon bei Waterloo die englischen Soldaten und Matrosen in die Heimat zurückkehrten, schien ihrer eine paradiesische Zukunft zu harren. Verschwunden war die Gefahr einer feindlichen Invasion, gebrochen die böse Kontinentalsperre, das Beste, was uns die Napoleonsherrschaft gebracht hatte; kein Gegner stand der englischen Macht im Wege bis nach Malta, Kapstadt und Hinterindien; der politischen und der kaufmännischen Ausdehnung war fast keine Schranke mehr gezogen. Man konnte annehmen, Sicherheit, Friede, Wohlstand würden in England ungehemmt ihren Einzug halten.

Aber ein stiller Dämon hatte sich in das bisher idyllische England eingedrängt. Als der Dichter Coleridge eines Tages an der Themse spazieren ging, sah er ein seltsames Schiff: auf dem Verdeck wurde ein langer Balken von einer pustenden, rauchenden Maschine emporgetrieben, bis er sich auslöste und durch seinen Freifall ein Schaufelrad antrieb, so daß das Schiff sich vorwärts bewegte. Es war das erste Dampfschiff. „Ein Riese mit einer einzigen Idee" (a giant with one idea), sagte der Dichter.

Dieser Riese drängte sich jetzt in alle Werkstätten. Wo früher Schmieden und Schlossereien gestanden hatten, Spinnereien und Webereien mit Handbetrieb, da erhoben sich die grauen Mauern der Fabriken. An die Städte und Dörfer schlossen sich schwarze Quartiere, über denen die Schlote rauchten. Rußwolken lagerten sich über ganze Grafschaften.

Stärker noch als die äußere Veränderung war die der Seelen. Früher waren es Handwerkerfamilien, mit denen man überall zu rechnen hatte: Meister, Gesellen, Lehrlinge; jetzt wurden sie in Fabrikarbeiter umgewandelt. Der Meister hatte den ganzen Tisch, den ganzen Schrank gemacht und dabei Stolz und Befriedigung über das vollendete Werk empfunden; der Fabrikarbeiter tat nur noch einen Handgriff, immer denselben tausendmal im Tage, mit rationellster Kraftausnützung, aber lediglich als ein Rad im Großbetriebe; er sank dabei selbst zu einem Stück Maschine herunter, und der Mensch ist nicht zu einer Maschine geschaffen. Das fertige Werk seiner Hände bekam er kaum je zu sehen; so verlor er die Freude am eigenen

Schaffen. Für die Familie hatten die Handwerker bisher meist Häuschen mit Gärten, in denen ihre Kinder herumsprangen, auch Wiesen, auf die sie die eigenen Kühe trieben; jetzt wurden sie zusammengepfercht in Massenquartieren, in elenden Häusern, zu Hunderten gleich gebaut, mit schmutzigen Höfen, schlechtem Trinkwasser und rauchiger Luft. Da konnten sie nicht mehr in gut nachbarlichem Verkehr mit gebildeten Mitbürgern leben, mit Notar und Pfarrer und Gutsherr, die unwillkürlich für ihre politische Erziehung gesorgt hatten; ausschließlich auf Proletariergesellschaft fanden sie sich angewiesen, konnten sich nur noch als „Hände" fühlen und kamen mit ihrem Denken über die Klassenbedürfnisse nicht mehr hinaus. Je nach der Konjunktur wurden sie ausgebeutet: gab es viel Arbeit, so mußten sie mit Weib und Kind bis zu fünfzehn Stunden des Tages in der Fabrik verbringen; gab es wenig Arbeit, so wurde der Mann auf Hungerlöhne gesetzt. Weder Sparsamkeit noch Geschick halfen ihm darüber hinaus; die Maschine machte alle gleich. Er konnte nicht einmal streben, seine Kinder durch bessere Bildung emporzubringen; denn wo nicht durch eine alte Stiftung oder auf privatem Wege vorgesorgt war, da wuchsen sie als Analphabeten und zugleich ohne die Volkskunde der Landleute auf, freudlos und früh verbittert. Unter diesen aussichtslosen Verhältnissen verlor der Mann häufig sogar den Stolz, seine Angehörigen ordentlich zu kleiden; in Lumpen gingen sie über die Gasse, unfähig in eine Kirche einzutreten. Nur der Gin-Palast mit seinen bunten Lichtern lockte die Unglücklichen noch an, um sie bis ins Mark zu vergiften. Der Agrikulturstaat England mit seinen vielen idyllischen Landstädtchen war nach dem großen Kriege im Handumdrehen in einen Fabrikstaat verkehrt.

Die regierenden und besitzenden Klassen sahen die Veränderung. Im Tone des Mitleids haben Dichter wie Wordsworth und Crabbe den Untergang vieler ländlichen Familien im Stadtproletariat geschildert, mit Empörung sind Byron und Shelley für die ersten Befreiungsversuche der Arbeiter eingetreten. Aber Hilfe wußte niemand. Die Männer des Staates verwiesen auf das allmächtige Parlament; aber bei dem hohen, meist an Grundbesitz gebundenen Zensus jener Zeit, bei den Wahlpraktiken der Machthaber und bei der Kostspieligkeit des Lebens in London konnte kein Arbeiter daran denken, im Unterhaus zu sitzen. Die Kirche verwies auf das Jenseits — dort würden alle Unterschiede von reich und arm ausgeglichen werden; aber inzwischen gingen im Diesseits die entwurzelten Tagelöhner und Handwerker samt den Ihrigen zugrunde. Die Wissenschaft hatte soeben das neue Fach der Nationalökonomie, systematisch ausgebildet von Adam Smith, in ihre Mitte aufgenommen; sie dozierte, daß sich alle diese Besitzverhältnisse nach unabänderlichen Naturgesetzen vollziehen, durch Angebot dnd Nachfrage. Einzugreifen sei da so unmöglich, wie wenn man das Wasser bergaufwärts treiben wollte; laissez faire, laissez aller! Der Statistiker Malthus ging noch weiter und rechnete aus, daß das Elend am meisten durch die vielen Kinder der Arbeiter in die Welt komme, die bei solchem Anwachsen der Menschheit bald verhungern müsse. Habt weniger Kinder: das war der

einzige Rat, den die oberen Stände in England damals für die Not des neuen Standes hatten.

So dachten die Arbeiter an Selbsthilfe. Mancher hatte als Kriegsknecht im Felde gestanden; alle hatten sie schwielige Hände und starke Fäuste; jeden Morgen, wenn sie zur Fabrik gingen, und jeden Abend, wenn sie aus der Fabrik kamen, sahen sie, daß sie eine große Masse waren. Das Echo der amerikanischen Revolution, durch die sich die Kolonisten — allerdings unter Führung eines Kopfes wie Washington — von der englischen Herrschaft befreit hatten, war in ihnen rege; noch mehr der Gedanke an die Taten des vierten Standes in Paris, der die Bastille gestürmt und den König geköpft hatte — welche Blutwirtschaft und dann welch ärgere Tyrannei darauf gefolgt war, konnten sich diese ungebildeten Leute allerdings nicht ausrechnen, denn noch um 1840 soll es unter den 24 Millionen englischer Arbeiter 15 Millionen Analphabeten gegeben haben. Für diese ungeheure Woge von Instinktgeschöpfen gab es keine Lehren der Geschichte und mit Ausnahme des Galgens keine staatsbürgerliche Erziehung. Die wenigen Warner, die sich erhoben, wurden weggeschwemmt. Nach der Besiegung Napoleons noch sollte die französische Revolution auf dem heiligen Boden Englands nachgeholt werden.

Die erste Aktion der Arbeiter ging dahin, daß sie Genossenschaften bildeten, um in einem Betrieb möglichst gleichzeitig alle Tätigkeit einzustellen und die Erwerbslosen durch vorher gesammelte Beiträge zu unterstützen. Die lieblichen Streiks kamen auf, das Wort wie die Sache ist uns aus England zugeflossen. Um das Elend zu verkünden, wurden Arbeiterzeitungen gegründet; sie haben es naturgemäß auch manchmal vergrößert. Um das Elend zu zeigen, verfiel man auf öffentliche Aufzüge. Von Demonstrationen war es nur noch ein Schritt zu wilder Gewalt: mit der Axt schlug man da und dort die Türen der Fabriken ein, die Fackel flog in die Speicher der Geldleute, und die Lohe, die gen Himmel stieg, meldete den schwerhörigen Herren von England die Gefahr. Es waren immer nur Putsche; die bewaffnete Macht unterdrückte sie rasch und stellte die alte Gesellschaftsordnung wieder her; die Gerichte sparten nicht mit Hängen und Deportieren; aber um die öffentliche Sicherheit war es geschehen. Bald da bald dort, und immer wieder gab es Streik und Brand und Totschlag. Der Riese mit einer einzigen Idee rüttelte an den Palästen.

Jetzt kam Bewegung in die Politiker. Die Konservativen riefen nach dem Eisenherzog, dem Überwinder des Napoleon. Wellington wurde zum Premierminister erhoben und suchte mit Ernst seinem Ruf zu genügen. Der Elefant kämpfte gegen Heuschreckenschwärme. Nach zwei Jahren gab er den Kampf auf. Wellington dankte ab, und die Weisheit der Partei war erschöpft. — Die Liberalen ersahen ihre Chance, sie erboten sich zur Hilfe; nur, sagten sie, müssen wir zuerst das Parlament zu einer wirklichen Volksvertretung machen, während es gegenwärtig bloß eine verrottete Klassenvertretung der Konservativen ist. Da sind sechzig einstige Burgflecken, die längst zur Bedeutungslosigkeit heruntergesunken sind, aber immer noch ihre

Abgeordneten nach London schicken. Da sind andererseits vierunddreißig Städte entstanden, zum Teil so volkreich wie Manchester und Liverpool, aber sie haben keine Stimme, weil sie, als man vor vielen Jahrhunderten den Zensus festlegte, noch Dörflein oder gar nicht vorhanden waren. Das Unterhaus muß reformiert werden! Wirklich ging nach zweijährigem Kampf, bei dem die Arbeiterschaft eifrige Heerfolge leistete, die Reformbill durch (1832). Die Wahlkreise wurden ziemlich gleichförmig nach der Kopfzahl zurechtgeschnitten; jeder Erwachsene, der wenigstens zehn Pfund Jahresmiete bezahlte, bekam das Wahlrecht; es war eine große Ausdehnung der politischen Rechte, und jetzt sollte das Los der Proletarier gebessert werden.

Den Anfang machte die neue liberale Regierung in löblicher Weise mit der Volksbildung. Sie warf 1833 volle 20000 Pfund aus, um im weiten englischen Reiche, in dem es bisher nur kirchliche und private Elementarschulen gab, staatliche zu begründen. Durch sechs Jahre blieb es bei dieser bettelhaften Summe. Die herrschende Partei fürchtete sich vor gescheiten Arbeitern.

Ein Jahr später folgte ein ähnlicher Fortschritt. Diesmal sollte das Armengesetz modernisiert werden. In zweierlei Weise pflegte man bisher den Bedürftigen zu helfen: teils durch Geldunterstützungen — diese waren allerdings zu einer ungeheuren Höhe angewachsen — und teils durch das Armenhaus. Dieses war bereits unter der Königin Elisabeth geschaffen worden, bot armen Weiblein und heruntergekommenen Familien ein Obdach und hinderte sie nicht, tagsüber in ihrer Weise einigen Verdienst zu suchen; da und dort soll es an Feierabenden sogar Freibier gegeben haben. Mit solchen Prämien auf die Faulheit sollte es künftighin aus sein. Aus einer Pfründe für Alte, Kranke und sonst Arbeitsunfähige wurde das work-house — man kennt es aus Dickens — zu einer Zwangs- und Abschreckungsanstalt für Arbeitsunwillige. An zahlreichen Orten wuchsen die grauen Kasernenmauern gen Himmel. Die Insassen bekamen so schlechte Kost, daß sie nicht selten Verbrechen begingen, um zur besseren Nahrung der Gefängnisse zu gelangen. Die Familien wurden getrennt; in einem Flügel wohnten die Väter, in einem andern die Mütter und wieder anderswo die Kinder; selbst beim Gottesdienste trennte man sie in den Kirchenstühlen durch so hohe Zwischenwände, daß sie einander nicht sehen konnten. Um zur Arbeit zu zwingen, wurde die Tretmühle eingeführt. Wer gestraft werden sollte, kam in ein Kellerloch, zusammen mit einem zugewogenen Haufen großer Steine, die er zu verkleinern hatte, bis sie sich durch die engen Eisengitter des Fensters hinauswerfen ließen; wie lange er dazu brauchte, blieb ihm überlassen; erst wenn das volle Gewicht der Steine vor dem Kellerfenster lag, öffnete sich dem Halbtoten wieder die Tür. Die Einrichtung habe ich in London noch selbst in Wirksamkeit gesehen. Geldunterstützung außerhalb dieser Fronfesten wurde nur in der beschränktesten Weise noch gegeben; das Ergebnis war, daß im Jahre 1842 nicht weniger als 1200000 Menschen in diesen Schauderhäusern saßen — man kann sich denken, in welcher Stimmung!

Gerade die bessern Elemente unter den Arbeitern, die noch nicht allen Stolz und Mut verloren hatten, wollten solche Tyrannei nicht dulden. Sie

einigten sich 1838 auf die Forderung, daß eine neue Magna Charta, diesmal nicht für die Barone, sondern für das Volk, erstrebt und errungen werden sollte, the charter of the people; danach nannten sie sich Chartisten. Sechs Forderungen enthielt ihr Programm: allgemeines, gleiches, geheimes und direktes Wahlrecht, Bezahlung der Abgeordneten und jährliche Gleichmachung der Wahlkreise. Über anderthalb Millionen haben sich für diesen Gesetzentwurf eingesetzt. Ihre Petition wurde, mit Eisenklammern zusammengeheftet, von vier Männern in den Sitzungssaal des Unterhauses geschleppt. Durch Demonstrationen, durch Drohungen mit einem Generalstreik und durch manche wilde Tat haben sie England zehn Jahre lang in Atem gehalten. Das rote Gespenst schwebte über den Reichen und brachte das Staatsleben zeitweilig fast auf den toten Punkt.

Pausieren wir hier ein wenig, um diese Chartisten mit unseren Sozialisten zu vergleichen. Unzweifelhaft waren es zwei Bewegungen verwandter Art: Organisationen der Arbeiterschaft, um die Besitzverhältnisse in großem Stile umzuwälzen und zwar durch Demokratisierung des Parlaments. Wieviel bescheidener allerdings klangen die Forderungen der Chartisten! Von ihren sechs Punkten sind fünf in unserer deutschen Volksvertretung glatt erfüllt, und ob der einzige ausstehende überhaupt erfüllbar ist, mag man bezweifeln. Gefahrloser in dieser theoretischen Hinsicht, war der Chartismus in praktischer Hinsicht entschieden gefahrvoller. Teilweise wegen der politischen Verhältnisse. Nicht ein starker Monarch saß damals in England auf dem Throne, sondern ein neunzehnjähriges Fräulein, die Königin Viktoria. Überdies hatte nach dem Gesetze des Landes nicht einmal sie selbst zu regieren, sondern das Parlament, so daß, wenn die Chartisten in diesem die Mehrzahl gewonnen hätten, sie mit Fug und Recht zu kommunistischen Maßregeln greifen durften. Die englische Bürgerschaft aber war nicht gewöhnt, Waffen zu tragen; sie hätte nicht einmal eine Flinte gehabt, um sie ins Korn zu werfen. Dazu kam, daß vom Standpunkt der Billigkeit und Menschlichkeit aus viel mehr für die Chartisten zu sagen war; Hungerlöhne von weniger als einer Mark im Tage waren damals nichts Seltenes; keine Fabrikinspektoren hinderten die maßlose Ausnutzung von Frauen und Kindern; keine Hygieniker sahen nach, ob die Häuser der Arbeiter menschenwürdig gebaut, das Trinkwasser rein und die Luft erträglich war; keine Kranken- und Altersversicherung sorgte für die Hilflosen, und — was das Schlimmste war — fast keine Schulen für die Jugend, während wir im heutigen Preußen über 38000 Elementarschulen haben mit 6½ Millionen Kindern. Keine Freude war in dem sonnenarmen Lande für die Fabrikmassen erreichbar als das Schanklokal ohne Stuhl und Tisch und mit rasch berauschenden Getränken; für den Fall der Not aber winkte als Zukunftsaussicht das Zwangsarbeitshaus. Was endlich der Chartistenbewegung am meisten Rückgrat lieh, das war die Verzweiflung über das allseitige „non possumus“ der Regierenden. Der Krone fiel es nicht ein, soziale Gesetzgebung zu treiben, den Arbeitern in der Fürsorge für ihre Familien zu helfen oder auch nur eine Menschlichkeitspflicht dieser Art anzudeuten. Die liberale Parlamentsmehrheit verlangte 1839 mehr Geld für Staatsschulen, um ganze

10 000 Pfund mehr, so daß Lord Brougham spottete: der Marstall der Königin kostete damals 70 000 Pfund im Jahr, und für alle Volksschulen des Reiches sollten 30 000 Pfund genügen! Selbst die geringfügige Aufbesserung war nur mit zwei Stimmen durchzubringen, weil die Bischöfe der Staatskirche, der Erzbischof von Canterbury voran, ein Warnungsgeschrei erhoben. Mir ist es noch kürzlich vorgekommen, daß ein Schaffner auf einem Berliner Tramwagen, dem ich beim Billettlösen ein Trinkgeld geben wollte, dies ablehnte; denn, sagte er, vom Professor meines Sohnes kann ich kein Geld annehmen. Der Sohn eines einfachen Tramschaffners kann also, wenn er nur begabt und fleißig ist, in unserem Staate bis auf die Universität und dann in hohe Stellungen gelangen, während in England noch heute der Durchschnittsarbeiter nicht daran denken kann, seinen Sohn auf eines der besseren Gymnasien oder gar nach Oxford oder Cambridge zu senden — so plutokratisch ist dort der Zugang zur höheren Bildung eingerichtet. Solange der kleine Mann bei uns solche Entwicklungsfreiheit für seine Kinder genießt, kann es unserm Staate nicht an Gesundheit und immer neuer Gesundungskraft fehlen. Gerade die Schulsünden der englischen Regierung haben in der Chartistenzeit die gefährlichsten Revolutionspläne entfacht.

Bei diesem allgemeinen Versagen der oberen Stände trat ein einzelner Mann in London hervor, der durch seine bisherigen Erlebnisse und Schriften ein Recht hatte, allen beteiligten Parteien ihre Verkehrtheiten vorzuhalten und richtige Auswege zu empfehlen.

Thomas Carlyle war in einem dürftigen schottischen Dörflein zur Welt gekommen, als der Sohn eines Maurers, der noch acht Kinder besaß und sich mit eigener Kelle ein Häuschen gebaut hatte. Unter Entbehrungen und Mühsal, durch rastlose Arbeit und zähen Fleiß war er dazu gekommen, als Schriftsteller sich den Unterhalt zu verdienen und in Goetheschen Heiterkeit nach erfüllter Pflicht ein Evangelium zu finden. Im Ringen mit sich selbst war er über die engen Dogmen seiner Heimatkirche hinausgewachsen, und zugleich durch die transzendentale Philosophie eines Kant und Fichte vor der inneren Öde und Kälte der Materialisten bewahrt worden; die geistigen Dinge waren ihm realer als die greifbaren. Mit drei Originalwerken hatte er sich bereits einen Namen verschafft. In einem Buche über das Leben Schillers war er bestrebt gewesen zu zeigen, wie dieser starke Geist sich allen Widerwärtigkeiten zum Trotz erhielt und durchsetzte: ein großes Beispiel. Es folgte sein merkwürdiger Roman „Der Schneider wiedergeschneidert" (Sartor resartus). Die Philosophie der Kleider wird da entwickelt; sie müssen abgestreift werden, wenn man auf das Wesen sehen will; sie machen Leute, aber nicht den Mann; sie sind oft nur Masken oder gar Firlefanz. Aber kaum geht man von den theoretischen Erkenntnisversuchen über zu praktischen Lebensaufgaben, so stellt sich sofort wieder die Notwendigkeit heraus, die Kleider anzuziehen; denn sie haben eine riesige Bedeutung als Symbole. Der Richter im schwarzen Talar sagt zum Henker im roten Rock: führe mir den Missetäter im grauen Kittel zum Galgen; und ohne Widerrede läßt es sich der Mann in Grau gefallen — so mächtig sind Kleider. Dieser zweifache Weg

gilt für alle Regierung, alle Erziehung, alle Religion — oder Nichtreligion — des Menschen; weg mit den unnatürlichen Kleidern, dem eitlen Prunk, den falsch gewordenen Traditionen; aber unentbehrlich sind die echten Kleider, die naturgemäßen Formen und Führer. In diesem Werke war Carlyle den sozialen Wirren seiner Zeit schon näher gekommen; was er alsbald für und wider die Chartisten zu sagen hatte, ist hier im Keime schon alles durchzuspüren.

Was ihn aber unmittelbar auf das Eingreifen vorbereitete, war sein drittes Buch „Die Geschichte der französischen Revolution", mit deren Veröffentlichung er gerade ein Jahr vor der Entrollung der Volkscharter begann (1837). Zu Anfang zeigt er da, wie die Regierung in Paris durch die Eitelkeit, Schwäche, Selbstsucht und Unterlassungen der Machthaber zum Schatten heruntergesunken war; niemand wußte mehr zu regieren; wie tapfer hätten sich die Schweizer in der Bastille, in den Tuilerien geschlagen, wenn nur ein Mann zur Stelle gewesen wäre, um die braven Burschen in ihren tadellosen weißen Uniformen zu kommandieren; so aber starben die kraftlosen Offiziere und die unschuldigen Gebirgskinder zusammen eines blutigen Todes. Andererseits ist das Tun der Masse, sobald sie siegreich wird, mit all ihrer Brutalität und Grausamkeit drastisch herausgearbeitet. Namentlich die Marktweiber von Paris, die sich wie Hyänen auf das Stadthaus stürzen, um Menschen und Einrichtungsstücke blindlings zu zerstören, sind als eine Warnung für sentimentale Demokratenfreunde ausgemalt. Und nachdem der Pöbel durch Jahre aus einem Taumel in den anderen gefallen ist, läßt Carlyle endlich den Korsen wie einen rettenden Chirurgen mit dem Messer darein fahren, denn Ordnung muß sein; das Werk schließt bezeichnender Weise mit der Szene, wo Napoleon als Artilleriegeneral den Pöbel niederkartätscht.

Ein konservativer Publizist hatte Carlyle eingeladen, seine Ansichten über die Chartisten in einem Aufsatz darzulegen, den er dann in seinem Monatsblatt bringen wollte. Es war Lockhart, der Schwiegersohn Walter Scotts. Seine Hoffnung war offenbar, Carlyle, den er als einen Mann der strikten Ordnung kannte, würde die Unruhigen gründlich verurteilen. Als aber Carlyle die Schrift abgab, stellte sich heraus, daß er darauf verzichtet hatte, die Chartisten auf dem Papier umzubringen. Lockhart verweigerte daher die Drucklegung. Ein liberaler Freund Carlyles, John Stuart Mill, der Verfasser des berühmten „Essay on Liberty", erklärte sich nun geneigt, das gefährliche Schriftstück in seine Monatsschrift aufzunehmen; allerdings in die letzte Nummer des letzten Bandes, denn er wollte sie gerade aufgeben. Da wäre allerdings kein Abonnentenverlust mehr zu fürchten gewesen. Carlyle dankte. Er ließ „Chartism" selbständig als Broschüre erscheinen, und in kürzester Zeit war die Auflage vergriffen.

Zu Anfang beschreibt hier Carlyle die merkwürdige Lage Englands: reich an Kapital und an geschickten Arbeitern wie kein anderes Land der Welt; trotzdem unglücklich, weil das Geld allzu ungleich verteilt ist. Die Arbeiterschaft, die es unmittelbar mit den Händen verdient, hat zu wenig, um zu

leben; den Reichen aber, die es einseitig besitzen, ist das Gefühl der Sicherheit versagt; keinem Teile ist Genuß und Friede beschieden. „Wie ungerecht!" ruft Carlyle aus; niemals hat Ungerechtigkeit sich lange auf Erden zu behaupten vermocht. Dieser Chartismus ist nichts anderes als „die bittere Unzufriedenheit, die wild und verrückt geworden ist". Wie töricht zugleich, soviele Menschen, die schaffen könnten, ins work-house zu stecken oder so unversorgt auf der Straße zu lassen, daß sie den ganzen Staat mit krank machen!

Von solchen Worten des Mitleids und der Mißbilligung geht er über zu Anklagen. „Wenn die Regierung für die hilflos gewordenen Proletarier nichts Besseres weiß als diese Art von work-house, warum gibt sie ihnen nicht lieber gleich Arsenik?" Wir haben eine Kirche; mit Opfern ist sie begründet worden, mit Reichtümern ausgestattet, mit Ehrfurcht gepflegt; sie hat das Monopol der Universitätserziehung und eine starke Hand im Oberhaus; was tut sie für die Bildung und die Hebung unserer Armen? Will sie durchaus nur dumme und elende Seelen haben? Ihr Männer des Adels und der Wissenschaft, unmöglich nennt ihr es, der weißen Sklaven im eigenen Lande euch anzunehmen, nachdem ihr die schwarzen Sklaven in allen Weltteilen befreit habt; ist nicht jedes edle und große Werk auf Erden, bevor man es ernstlich anpackte, noch als unmöglich bezeichnet worden? Ihr seid nicht, was ihr heißt, wenn ihr nicht Abhilfe schafft! So geht es unerschrocken durch viele Seiten. — Man merkt es den rauhen Worten Carlyles an, daß er auf einem schottischen Dorfe aufgewachsen war. Im Hinblick auf die damaligen Verhältnisse in England kann man sie nicht einmal übertrieben nennen; jedenfalls lassen sie keinen Zweifel, daß Carlyle für die Sache der Chartisten viel übrig hatte.

Trotzdem will er von ihren demokratischen Plänen nichts wissen. Ihr Arbeiter, klingt es aus seinen Zeilen, ihr habt viel zu wenig gelernt, um selber zu wissen, wie man euch regieren soll. Ihr redet von Menschenrechten: das erste Recht jedes freien Menschen aber ist es, sich von dem lenken zu lassen, der gescheiter ist. Überhaupt ist Herrschaft der Masse ein Unding, das immer nur zu Selbstauflösung geführt hat, a self-cancelling business. Selbst in den gefeierten Republiken von Athen und Rom sind es in den besten Zeiten immer nur wenige Einsichtige gewesen, die eigentlich regiert haben; scheinbar waren es Demokratien, im Grunde aber Aristokratien. Deutlich reden dabei aus Carlyle die Erfahrungen, die er bei dem Studium der französischen Revolution gemacht hatte. Seine Rede klingt ebenso mutig und kräftig nach unten wie nach oben.

Praktische Vorschläge zur Besserung macht er in mancher Einzelhinsicht. Er wünscht hygienische Maßregeln. Er empfiehlt der Regierung, überschüssiges Volk systematisch in die Kolonien abzuleiten, besonders in die Ebenen und Wälder von Kanada. Er spricht gegen die Hungerlöhne. Aber mehr noch als gerechte Löhne in Geld fordert er Hebung für die Seelen: das ist sein Universalmittel. In jedes Dorf soll man einen Schulmeister mit der Fibel hinaussenden, in jeder Gesellschaft den Arbeitern eine mannesgerechte Stelle und Stellung gewähren, a manlike place and relation. „Re-

giert sie liebevoll und weise," ruft er den oberen Klassen zu. Zugleich will er aber auch den Arbeitern Verträglichkeit und einige Selbstkritik anerzogen wissen, damit sie denen williger zuhören, die mehr das Gehirn geübt und die Erwerbsgelegenheiten organisiert haben. Der soziale Sinn muß auf beiden Seiten gepflegt werden. Halbstarres System!

Die Massen so zu „Volk" aufzubringen war in Carlyles Zeit besonders schwer, weil der staatliche Elementarunterricht erst in den Anfängen steckte. Unter den heutigen Verhältnissen hätte Carlyle einfach für Bürgerkunde die Stimme zu erheben gehabt. Seine Ausführungen sind lauter Gründe dafür, diesen Gegenstand als einen höchst wichtigen in unseren Volksunterricht einzufügen. Bisher kommt sie nicht einmal auf den höheren Schulen zu Worte. Wieviel erfahren unsere Gymnasiasten von der Verfassung des Solon, wie wenig von den Gesetzen des eigenen Landes, nach denen sie doch einmal wählen sollen! Wieviel von den Klassenkämpfen im alten Rom, wie wenig von den wirtschaftlichen Kämpfen der Gegenwart, mit denen sie doch zeitlebens praktisch zu tun haben werden! Wer die Vernunft, die ein gesundes Gemeinwesen durchdringt, nicht erkannt hat, wird leicht unvernünftig wählen und gemeinwidrig wirken. Im England der Gegenwart wird selbst in den besseren Mädchenschulen gelehrt, was der Krone und was dem Parlament zusteht, was die Parteien wollen und die Beamten tun, wozu Wehrmacht und Kolonien gut sind und wie keine Vergewaltigung einer Klasse durch eine andere ohne Rückschlag auf den Täter bleibt; daher ist dort ungleich mehr politische Einsicht in den breiten Schichten vorhanden und keine kommunistischen Utopien. Ich glaube nicht, daß unsere Lehrer, denen man doch den Unterricht über Gott und Gewissen anvertrauen konnte, diese bürgerlichen Dinge an der Hand eines sachlichen Lehrbüchleins weniger gut behandeln würden. Statt dessen geht bei uns der Geschichtsunterricht genau nur bis 1870 herunter und hört mit diesem Jahre auf, in dem doch unser Staat und Volk zusammen das Größte geleistet haben; alle folgenden gemeinnützigen Schöpfungen werden vollends wie mit Absicht verhüllt. Dann wundert man sich, daß es mit solchen Wählern schwer ist, weiterausseh ende Politik zu treiben. Adolf Harnack hat daher öffentlich in seiner beredten Weise die Bürgerkunde für unsere Schulen verlangt — bisher umsonst!

Weil aber Carlyle mit keiner Staatsschule zu rechnen hatte, redete er allen Gebildeten ins Gewissen, nicht auf Regierungsmaßregeln zu warten, sondern, jeder in seinem Kreise, für soziale Aufklärung und Erziehung sich zu rühren.

Wer diese Aufgabe mit Aufrichtigkeit (sincerity) ergreift, ohne Nebenabsichten und mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte, der ist für Carlyle ein Held und höchsten Ruhmes würdig. Der Weg, den er in erster Linie empfahl, war nicht der parlamentarische, auch nicht der nationalökonomische, sondern der sittliche, wobei er mit dem uralten Missionseifer seiner Angelsachsen und mit der echt englischen Vorliebe für volle Persönlichkeiten rechnen konnte. Er selbst hat in den nächsten Jahren immer wieder in dieser Richtung gearbeitet, Buch auf Buch in diesem Sinne veröffentlicht. Zwei Jahre nach

„Chartism“ erschien seine Schrift „Helden und Heldenverehrung“, worin er große Volkserzieher der verschiedensten Völker, Zeiten und Stände hervorhob und als Beispiele schilderte: Propheten, Dichter, Priester, Schriftsteller, Könige. Nach weiteren zwei Jahren zeigte er in „Past and Present“, wie die oft gering geschätzten Mönche des Mittelalters durch alle Schwierigkeiten sich unverdrossen behaupteten und noch ihre Umgebung förderten, indem sie den Wahlspruch befolgten: orare est laborare. Carlyle verbessert: laborare est orare. Am eingehendsten aber hat er im Leben des großen Preußenkönigs Friedrich II. das Bild eines Mannes entworfen, der im schlichten blauen Rock und ohne Firlefanz königlich für seinen Staat sorgte und schaffte, wagte und stritt und ihm dabei den sozialen Pflichtsinn einhauchte, aus dem die moderne Arbeiter-Hilfsgesetzgebung wesentlich hervorging. Es waren die besten Arbeiten, die Carlyle so verfaßte, angetrieben von der Chartistennot. Die Literatur aber gewann in diesen Kämpfen eine Macht über das politische Leben, wie sie früher nur die Kanzel besessen hatte.

Der Aufruf um Mitarbeiter war in England, wo man in öffentlichen Dingen gern selbst die Hand anlegt, ohne lange nach der Regierung zu schreien, nicht vergeblich. Darf man auch nicht alles, was seit Carlyles Auftreten dort für Arbeiterwohlfahrt geschehen ist, mythenbilderisch auf seine Worte allein zurückführen, so bleibt er doch als der wirksamste Anreger auf diesem Gebiete bestehen. Dickens, der mehr als irgend ein anderer Erzähler getan hat, um die Reichen für die Armen zu erwärmen, war sein wärmster Lobredner; als er „Hard Times“ schrieb, hatte er Carlyles „Past and Present“ unter seinem Kopfkissen. Aus dem Kreise der Staatskirche trat Denison Maurice hervor, der Begründer der Arbeiter-Colleges, sowie Kingsley, der als Pfarrer in Eversley zuerst für Sanierung der Arbeiterhäuser, für Heimindustrie und Schule sorgte und es dann leicht fand, sein materiell gehobenes Dorf auch geistig zu vervollkommnen; die christlich-soziale Bewegung, die sich hiermit entfaltete, kam den organisatorischen Gedanken Carlyles noch näher als der Individualist Dickens. Aus der adligen Sphäre ist der siebente Earl Shaftesbury hervorzuheben, der mit seinem Namen, seinen Mitteln und seinem Eifer alles förderte, was um die Mitte des vorigen Jahrhunderts für die Hygiene, die Schulung und den Schutz der Arbeiter in größerem Stile geschah. Durch unzählige Einzelleistungen hat das private England das Heilmittel Carlyles als das richtige anerkannt. Langsam ist dann auch die Regierung auf seine Wege eingegangen, wie denn überhaupt alle Körperschaften, da sie Traditionen zu wahren und vor Zukunftsverlegenheiten sich zu hüten haben, für neue Pflichten schwer zu gewinnen sind und der Pionierarbeit durch feurige Einzelpersönlichkeiten immerfort bedürfen.

Die demokratische Gewaltaktion aber, durch die die Chartisten zum Ziele gelangen wollten, führte zu einem ungeheuren Fiasko. Für den 10. April 1848 hatte die Parteileitung, angeregt von der Pariser Februarrevolution, den großen Kladderadatsch angeordnet, durch den alle Unregelmäßigkeit des Besitzes mit einem Schlage verschwinden sollte. Sie entbot 500 000 Genossen in den Kennington Park, auf dem Südufer der Themse; diese sollten eine

Fünfmillionen-Adresse persönlich in imposantem Zuge ins Parlament bringen und dann ans Gleichmachen gehen. Die Regierung, durch die Chartistenpresse mit alarmiert, hatte nicht ganz den Kopf verloren; sie schwor 150000 Schutzleute ein und besetzte die Brücken, die zur City führten. Aber so starke Abwehr war gar nicht nötig. Die vorgesehenen Verkehrsmittel brachten nur 50000 Leute zur Stelle. Die Führer wurden, als sich die Brücken plötzlich gesperrt erwiesen, dem bisherigen Programm untreu, ohne sich sofort über ein neues einigen zu können. Unter schwankenden Einflüssen und Entschlüssen ließen sie endlich die Riesenadresse in einer Droschke ins Parlament fahren, wo sie mit hellem Gelächter empfangen wurde. Allmählich verlief sich dann die Masse, da ihr der gebieterische Kopf, also ein ganz undemokratischer Faktor, fehlte, um etwas Vernünftiges durchzusetzen. Dies war das Ende des gefürchteten Chartismus. Ein Selbstauflösungsgeschäft hatte Carlyle die eigentliche Demokratie genannt, und der Ausgang gab ihm Recht.

Die Nutzanwendung der ganzen Geschichte auf aktuelle Verhältnisse braucht nicht erst mit Worten gezogen zu werden.

Die Briefe Annettens v. Droste-Hülshoff an Elise Rüdiger.

Herausgegeben
von
Kurt Pinthus.

Ich darf bei den Lesern dieser Zeitschrift eine hinlängliche Kenntnis der Werke und des Lebens der Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff voraussetzen, sodaß ich als Einleitung zum ersten Abdruck der Briefe Annettens an Elise Rüdiger mich darauf beschränken kann, den Freundeskreis in Münster, dessen Mitglieder in diesen Briefen häufig genannt werden, und dem die Dichterin um das Jahr 1840 selbst angehörte, mit einigen Worten vor Augen zu rufen, und kurz an das zu erinnern, was Annette mit den Beiden verband, die aus diesen Briefen am meisten hervortreten: mit Elise Rüdiger und mit Levin Schücking.

Man denke sich die Stadt Münster mit den großen, schweren Patrizierhäusern, deren Giebel stufenförmig gezackt, mit Türmchen besetzt, aufwärts steigen, und die grauen Straßen, in denen hinter Eisengittern und Mauern die kleinen, schmucklosen Paläste stehen, deren Läden im Sommer geschlossen sind, solange der Adel auf seinen Landsitzen weilt, in denen aber des Winters viele Lichter über frohe, etwas steife Feste fallen. Um die Stadt liegt die westfälische Heide: still, weit, mit Gebüsch, Tümpeln, Eichen, Birken, Erika und Moor, meist von grauem Himmel bedeckt. In der Heide liegt das Schlößchen Rüschhaus, halb Bauernhaus, halb Rokokoschlößchen, von dem tüchtigen Architekten Schlaun gebaut. Dort saß im Schneckenhäuschen die Dichterin mit übereinandergeschlagenen Beinen wie ein Türke auf ihrem schwarzen Ledersofa und sann vor sich hin; sie horchte auf die Stimmen des Tages und der Nacht, ordnete ihre Stein- und Pflanzensammlungen, phantasierte am Klavier, oder sie schrieb an ihrem Tisch auf Blättchen und Zettel mit winzig kleiner, dünner Schrift Gedichte und lange Briefe. Mit ihr lebten nur die stolze und strenge Mutter, die alte Amme und die Zofe Settchen, und Annette wurde von der Mutter gehalten und behandelt wie ein unmündiges Kind bis an ihr Lebensende. Die Dichterin ging oft allein über die Heide und suchte Steine und Blumen oder lag im Heidekraut und

vernahm mit ihren empfindlichen Sinnen das Eilen der Spinne und das Summen der Bienen und sah mit den kurzsichtigen Augen ganz fein und deutlich Gräser und Käfer und in der Ferne phantastisch verschwommen geballte Wolken und heranrückenden Nebel. Je älter sie wurde, um so öfter weilten ihre Gedanken in Münster, wo die stillen, empfindsamen, gelehrten, erregten und ästhetisierenden Freunde und Freundinnen wohnten. Über all diese Männer und Frauen der Biedermeierzeit war das Dasein gebreitet wie eine große, leere Glocke; nur selten klang ein Ton oder eine Stimme von draußen in die westfälische Einsamkeit; die ein wenig melancholischen Menschen horchten in sich hinein, und jeder Klang ward bedacht. Kleine Dinge schwollen in ihren Seelen an, und dürftige Ereignisse wurden in ihrem Dasein zu Schicksalsschlägen, die man in langen Briefen erörterte. So bekamen diese Menschen feine Sinne, wurden empfindlich, bedachtsam und nervös und strebten zueinander, wie fremd sie sich auch waren.

Im Jahre 1838 schlossen sich einige solche Münsterische Männer und Frauen, die Anteil an ästhetischen Dingen nahmen, zusammen zu einem Kränzchen, das jeden Sonntag abgehalten wurde. Dies Kränzchen fand statt bei der Frau Ober-Regierungsrätin Elise Rüdiger, geborenen v. Hohenhausen, die mit ihrem Manne kinderlos in einem Hause wohnte, das man die Rothenburg nannte. Sie war am 7. März 1812 in dem hessischen Städtchen Eschwege geboren; 1823 zogen die Eltern nach Berlin; die Mutter, die ihre Schönheit lange bewahrte, begründete dort einen Salon, in dem Varnhagen und Rahel, de la Motte Fouqué und Helmine v. Chézy sowie viele andere bedeutende Menschen verkehrten. Rahel beschäftigte sich mit den Hohenhausenschen Kindern, und Heine tat ihnen manchen Spott an. 1825 wurde der Vater Regierungsrat in Minden, und hier redigierten Mutter und Töchter ein „Sonntagsblatt". Die neunzehnjährige Elise wird von dem Oberregierungsrat Ferdinand Rüdiger geheiratet, den sie nicht liebt, der sie aber zeitlebens anbetend und eifersüchtig verehrte. Ende der dreißiger Jahre wurden Rüdigers nach Münster versetzt, und hier sammelte nun die schöne, gesellschaftsliebende, junge Frau einen Kreis begabter, sonderbarer Menschen um sich, deren Leben durch Lektüre, Gespräche, Briefe, literarische Dinge und kleine Abenteuer des Herzens ausgefüllt wurde. Annette, die bisweilen nach Münster hinüberkam, hatte am 11. Dezember 1837 ihren ersten Besuch bei Elise gemacht, und als sich 1838 das Kränzchen bildete, wurde Annette freudig als Mitglied aufgenommen, denn einzelne ihrer Gedichte hatte man schon früher in Almanachen und Zeitschriften gelesen, und in diesem Jahre waren ihre Dichtungen in einem ziemlich starken Bande erschienen, der allerdings recht wenig Beachtung und Beifall fand. Elisens Mutter hatte Scott und Byron übersetzt, Elise selbst hatte von frühester Jugend an geschriftstellert (sie tat dies bis an ihr Ende), und auch die ein wenig bucklige Tante Henriette v. Hohenhausen, genannt Tante Ittchen, die sich oft in Münster aufhielt, schrieb Erzählungen. Da kam denn auch eine empfindsame, leicht erregbare, paradoxe Seele: Wilhelm Junkmann, ein junger Lehrer, der ein Buch schwermütiger, von Annette sehr geliebter „Elegischer Gedichte"

(1836) veröffentlicht hatte. Ferner erschien der Geheimrat Carvacchi, ein Weltmann, der viel und gern sprach und sehr stolz war auf sein Vorlesen, das er von Tieck — welcher der beste Schauspieler gewesen sein soll, der die Bühne nicht betrat — gelernt haben wollte. Die problematischste Gestalt des Kreises war Luise v. Bornstedt, eine unruhige, temperamentvolle, exzentrische, begabte Dame, die allenthalben mit Lust Intrigen anstiftete und stets von romantischen Liebhabern erzählte, die um ihre Hand warben. Sie war vom Protestantismus 1830 zum Katholizismus übergetreten, abenteuerte mittellos jahrzehntelang in der Welt umher, schrieb „Pilgerklänge", Heiligengeschichten und vielerlei anderes. Annette brachte ihr zuerst Freundschaft entgegen, aber immer mehr wandte sie sich von der hämischen und klatschsüchtigen Rivalin ab; und die Abenteurerin, die Gutzkow zum Vorbild der Lucinde im „Zauberer von Rom" nahm, wurde schließlich von ihr gehaßt — wiewohl sie immer Mitleid mit ihr hatte — wie keine andere Frau der Welt.

Zwischen diesen Damen und Herren aber bewegte sich gewandt und ein wenig affektiert ein junger Schriftsteller, der große, blaue Augen und einen runden, braunen Vollbart hatte, wie ihn damals die Dichter trugen. Es war Levin Schücking, der gerade seine ersten Arbeiten in Gutzkows „Telegraph" und im Cottaischen „Morgenblatt" veröffentlichte. Man erwartete viel von seiner Zukunft und wußte noch nicht, daß dieser Mann dereinst in hundert vielbändigen Romanen sein Talent ersticken und vergraben würde. Seinen paradoxen und kundigen Reden hörte man gern und ein wenig neidisch zu, und alle die adligen Damen schwärmten heimlich im Herzen für ihn. Die Mutter Schückings war mit Annette v. Droste befreundet gewesen, und nach dem frühen Tode der Freundin betrachtete die Dichterin den Knaben als ein Vermächtnis der Verstorbenen. Aber erst nach Beendigung seiner juristischen und historischen Studien war Schücking wieder nach Münster und in Annettens Nähe gekommen und eroberte langsam das Herz der Widerstrebenden, die an seiner geistreichen Vielberedsamkeit und seinen Weltallüren Anstoß nahm. Aber er brachte etwas, das in den Herzen der Frauen meistens Liebe, zum mindesten Freundschaft erweckt: Verständnis für Annettens Seele und für ihre Gedichte, die doch selbst von den Verwandten und Bekannten kaum beachtet und gewürdigt worden waren. Annette kam des Sonntags zum Kränzchen in die Stadt; jede Woche aber wenigstens einmal wanderte bald Schücking nach Rüschhaus; die alternde Dichterin und der junge Schriftsteller sprachen bis in die Nacht hinein, und während draußen Heide und Dunkel Wunder gebaren, erwachte in den Herzen der beiden Vertrauten Schaffenslust und ein Strom zueinander stürmender Gedanken und Gefühle. Doch zunächst war auch zwischen Schücking und Elise Rüdiger eine zarte Neigung entstanden, und selbst die Bornstedt versuchte, ihn für sich schwärmen zu machen. Vielleicht hat Annette durch freundliches Zureden eine beginnende Leidenschaft zwischen Schücking und Elise rechtzeitig erstickt, aber sie selbst empfand immer mütterlicher, immer freundschaftlicher, immer liebreicher für den siebzehn Jahre Jüngeren. Ihre Freundschaft zu dem gelehrten, erblindenden, in mystische Philosophie versenkten Professor Schlüter, zu dessen Tochter Therese

der poetische Junkmann eine Neigung gefaßt hatte, minderte sich ein wenig, und allmählich galt ihre ganze Fürsorge dem verarmten Schücking, für den sie nun Stellung und Beschäftigung suchte. Da ihre Bemühungen erfolglos blieben, erreichte sie es, daß ihr Schwager, der Gatte ihrer einzigen Schwester Jenny, der ehrwürdige Germanist Laßberg, ihn zum Bibliothekar auf seine Meersburg am Bodensee berief. Und als Annette selbst im Herbst 1841 nach der Meersburg gereist war, folgte alsbald Schücking ebendorthin.

Hier kann nicht die schöne Liebesfreundschaft der beiden und nicht die durch sie gewonnene Aufblüte von Annettens Kunst geschildert werden, auch nicht das ganz allmähliche Erkalten dieser halb mütterlichen, halb liebesschwärmenden Neigung nach Schückings Abschied im Frühling 1842, nach seinem Eintreten in die Kämpfe der Zeit und Kunst, nach seiner Verheiratung mit der schönen und begabten Luise v. Gall. Dies alles muß man im Briefwechsel Annettens und Schückings selbst nachlesen. Und auch die Briefe, die hier veröffentlicht werden, lassen uns erkennen, wie die lichten Flammen der Freundschaft verblassen und verlöschen und schließlich Feindseligkeit das Herz der Einsamen und immer schwächer Werdenden erfüllt. Je kühler aber ihr Verhältnis zu Schücking wurde, desto inniger ward ihre Liebe zu Elise Rüdiger; und als Elise gar 1845 mit ihrem Gatten nach Minden versetzt wird und Annette so die Vertraute aus der Nähe für immer verlor, da gibt sie all ihre Gedanken, Erlebnisse und Gefühle der fernen Freundin in Briefen hin, und wir finden die Seele ihrer letzten Jahre wie eine gepreßte schön- und buntgebliebene Blume in diesen Blättern für uns aufbewahrt.

Elise Rüdiger lebte bis 1899; sie zog von Minden nach Frankfurt a. O., wo Gatte und Mutter ihr starben, und 1865 siedelte sie mit der bei ihr lebenden Nichte Helene v. Düring-Oetken nach Berlin über, wo sie einen geselligen Kreis um sich sah und eine vertraute Freundin des Prinzen Georg von Preußen wurde. Sie veröffentlichte manche Schriften, von denen am bekanntesten die „Berühmten Liebespaare" geworden sind. Sie schrieb auch viel über ihre Freundin Annette, die 51 Jahre vor ihr gestorben war; und das Münsterische Kränzchen mit den sonderbaren Leuten, die sie um sich gesammelt hatte, war ihr in so starker Erinnerung geblieben, daß sie von Tante Ittchen, von der Bornstedt, von Junkmann, Schücking, Schlüter, Carvacchi und von Annette erzählen konnte, als ob das Sonntagskränzchen, das um das Jahr 1840 geblüht hatte, erst vor wenigen Wochen sich wieder zerstreut hätte.

Die Briefe, welche die Dichterin an Elise schrieb, waren bisher fast alle unbekannt; sie sind zum Teil verstreut und verloren, zum großen Teil aber befinden sie sich in den Händen der Nichte Elisens. Diese Briefe sollen hier nicht analysiert und gewürdigt werden, sondern es erfolgt der erste Abdruck in einer gewissen Vollständigkeit. Einige Stücke und einzelne Stellen blieben auf Wunsch des Herausgebers dieser Zeitschrift fort; einen vollständigen Abdruck wird die große Droste-Ausgabe bringen, die der Verlag Georg Müller (München) vorbereitet. Die Orthographie der Dichterin ist größtenteils beibehalten; die ganz eigenartige Interpunktion habe ich mir erlaubt ein wenig

zu regeln nach der Bitte, die Annette am 17. Januar 1844 an Schücking bei der Übersendung des Manuskripts ihrer Gedichte äußert: „Die Interpunktionen bitte ich Sie sehr zu machen; es steht gewiß keine einzige recht." Die Briefe Annettens an Elise bilden von den Briefen der Dichterin den letzten Zyklus, der bisher ihren Freunden verschlossen war, und das Bild der einsamen, herben Frau, die so viel Liebe in sich trug, wird wieder klarer und heller in den Herzen derer leuchten, die sie lieben.

I.

Samstag Abends[1]).

Sie schreiben mir so schöne lange Briefe, mein gutes Herz, und ich komme mir ordentlich niederträchtig vor, daß ich Ihnen wieder einen so erbärmlichen Wisch von einem Zeddel zuschicke, aber das unerbittliche Schicksal will es so. Meine Tante Metternich ist nämlich seit diesem Morgen hier, — die gutmüthigste und lebhafteste aller Frauen —, und ich hab es nur mit Hülfe einer derben Lüge zuwege bringen können, daß sie mich jetzt auf einige Minuten von sich gelassen hat. Sie sehen also wohl, liebe Elise, daß ich mir die Freude versagen muß, die Sie mir für morgen zugedacht haben[2]), da die Tante selten hierher kömmt, und für dieses Mahl nur wenige Tage bleibt. — Sonntag Abend fährt sie freylich nach Hülshoff und kehrt erst am Montag Abend zurück, aber ich gestehe Ihnen, daß es mir zu beschwerlich fallen werden würde, den Hin- und Rückweg so schnell hintereinander zu machen (zu Ihnen meine ich), um so mehr, da ein kleines gewöhnliches Übelfinden es mir an diesem Tage noch sehr erschweren würde. Denn Montag Abend müßte ich doch wieder unfehlbar auf meinem Posten seyn. Ich gebe indessen keineswegs die Hoffnung auf, Ihre liebe Frau Schwester[3]) kennen zu lernen, sondern da ich aus Ihrem Briefe schließe, daß dieselbe noch in die nächste Woche hinein bey Ihnen bleiben wird, so denke ich, meine Tante, die am Donnerstag definitiv von hier abreist, bis Münster zu begleiten, und dann einige Tage dort zuzubringen. — Wir kommen am Nachmittage, und mein erster Gang soll zu Ihnen seyn; „Herr Lieutenant, ich melde mir!" Wo Sie mir dann schon meine Ordres für diesen oder einen andern Abend, kurz ganz nach Ihrem Belieben, zukommen lassen werden. — Gott gebe nur, daß Ihre Frau Schwester ihre Abreise nicht als früher bestimmt und so feste Arrangements darüber getroffen hat, daß dem Schaden (Schaden für mich) nicht mehr abzuhelfen ist, was mir übrigens leid seyn würde. — Dennoch komme ich am Donnerstage jedenfalls, da ich die Sache bereits so nett und sauber eingeleitet und in die

[1]) Der Brief ist undatiert. Der im Vergleich zu den folgenden Briefen noch verhältnismäßig kühle Ton läßt darauf schließen, daß er vor diesen, also im Laufe des Jahres 1839, geschrieben ist.

[2]) Elise hatte wahrscheinlich Annetten zum Sonntag eingeladen, damit sie an dem Kränzchen teilnehme.

[3]) Sophie v. Düring-Oetken, geb. v. Hohenhausen; ihre Tochter Helene, die nach dem frühen Tode Sophiens bei der kinderlosen Elise lebte, war die Besitzerin des größten Teils der hier veröffentlichten Briefe.

schönste Richtigkeit gebracht habe, was, wie Sie wissen, immer einige Schwierigkeiten hat. — Daß ich Ihre Zeilen nicht eher beantwortet, liegt daran, daß ich sie erst heute erhalten, weil Schücking am Mittwochen nicht hier war, da dem Professor Schlüter, der mit von der Parthie seyn wollte, die paar Sonnenstrahlen, die uns dies dämmrige Jahre zukommen läßt, schon zu viel für seine armen Augen waren. So hat Schück[ing] mir Ihren Brief denn erst jetzt durch die Botenfrau geschickt. — Tante Ittchens[1]) Brief hat mich sehr gefreut, — welcher lebhafte Geist und welche glückliche Gabe, aus Allem, einem bischen Vorstadts-Grün und Bäumen, und was dazwischen wohnt und weidet, sich die reinste Poesie ziehen zu können! — Ich habe sie herzlich lieb, das können Sie ihr nur vorläufig sagen, und ich antworte ihr dann auch selbst bald. Und nun adieu, mein gut Liebchen, — adieu bis Donnerstag.

Ihre Annette.

NB. Es hat hier in der vorigen Nacht gespuckt, so daß ich mich weidlich erschreckt habe, ich erzähle Ihnen das mündlich.

II.

Alpenburg[2]), den 1sten September 1839.

NB. Lesen Sie diesen Brief
für sich allein. —

Was sagen Sie dazu, daß ich Ihrem Manne schreibe[3])? So gehts Elise, wenn man zu arglos ist! Sie thun Ihre frommen Augen lange nicht weit genug auf, — warum lassen Sie so gefährliche junge Personen in Ihr Haus? Und sollte es auch etwa wahr seyn, daß mein fünfzehnter Geburtstag schon einige Wochen vorüber wär, so leben wir ja in der Zeit des Rococo und ich will und werde meine Rechte so gut geltend machen, als sonst irgend ein altes Uhrwerk. — Aber ernstlich, liebes Herz, geben Sie einliegenden Brief Ihrem Herren Gemahle, er betrifft unsren guten Schücking. Mit Hassenpflug, — das ist leider Nichts. Er hat mein Schreiben erst ganz vor Kurzem vorgefunden, als er, nach einer längeren Abwesenheit, zurückkehrte, und war schon vorher längst mit einem Sekretär versehen. Artigkeiten hat er genug geschrieben, sein Brief schwimmt in Freundschaft und Erinnerungen, doch was nutzt mir das? Ich weiß nun zwar, daß er sich Schückings gelegentlich

[1]) Das ist Henriette v. Hohenhausen, Elisens Tante, die zeitweise in Münster, sonst in Oldenburg lebte. An sie ist der Brief Annettens vom 14. Januar 1840 gerichtet.

[2]) Abbenburg, unweit Paderborn, wie Bökendorf ein Stammsitz der Familie Haxthausen, aus der Annettens Mutter stammte. Hier war Annette mit ihrer Mutter seit Mitte Juli 1839 zu Gast.

[3]) Der weiterhin folgende, sehr sorgfältig und schön geschriebene Brief Annettens an Elise Rüdigers Mann lag diesem ausführlichen Schreiben an die Freundin bei. Annette war eifrig bemüht, ihrem und Elisens Freund und Schützling, Levin Schücking, der sich durch Privatstunden und schriftstellerische Arbeiten mühsam ernährte, eine feste Anstellung zu verschaffen; deshalb hatte sie sich zunächst am 1. Juli 1839 durch ihre Freundin Amalie Hassenpflug an deren Kinder, den kurhessischen Minister Ludwig Hassenpflug in Kassel, dann an ihren Onkel August v. Haxthausen, gewandt. Beides vergeblich.

erinnern wird, aber wann? Das könnte doch zu lange werden. So denke ich vorläufig auf was Anderes, spanne hier und dort andre Stricke an, und denke, Einer wird doch am Ende wohl halten! — Sie sehen, daß ich, weit entfernt Ihrem Schützlinge das nötige Interesse zu versagen, vielmehr entschlossen bin, ihn nie im Stiche zu lassen soweit meine Kräfte reichen. — S'ist schändlich, wie jetzt Alles so ordentlich und regelrecht geht, nicht mahl Generale und Minister können ihren Kindern mehr ein tüchtiges Avancement machen, da war es vor Zeiten besser, wo man seine Günstlinge gleich mit der vorläufigen Bestallung in der Tasche abschickte, die nur unterzeichnet zu werden durfte! — Ich habe mich recht geplagt, bey Ihrem Gemahle eine schöne Handschrift zu produciren, doch ists schlecht gelungen, da man hier nicht mit christlicher Dinte schreibt, sondern mit einer Art gräulichem Kothes, den man erst sorgfältig abputzt, so oft man eintunkt. Ich hoffe, daß Rüdiger meinen Brief nicht an Schücking zeigen wird, — er ist geschrieben, wie er nicht anders seyn konnte. Dennoch, fürchte ich, würde unser Freund schwerlich damit zufrieden seyn. — Ach! dieser arme junge Mensch sieht noch nicht halb ein, wie wenig ihm alles das, dem er seine besten Kräfte zugewendet, und mit Recht darauf stolz ist, in der Welt voran helfen kann! Sonst war es anders, als noch ein Kenner der mittelalterlichen Sprachen eine weiße Krähe war, der Jedermann nachstellte, und die neuerrichteten Lehrstühle nur auf Subjecte warteten, die sie besetzen könnten, aber jetzt — nachdem diese Gegenstände zwanzig Jahre lang, auf allen Universitäten vorgetragen sind — giebt es überall tüchtige Leute in diesem Fache, und nur die ausgezeichnetesten Gelehrten können sich auf die sehr wenigen Lehrstühle Hoffnung machen. Sind doch selbst die Gebrüder Grimm[1]) noch ohne Brod, nachdem sie die Stellen fahren ließen, die ihnen jene glückliche Anfangsperiode gegeben. So wird unserm Freunde auch wohl die trockenste Prosa durchhelfen müssen, wenn er nur hinlänglich davon besitzt, was ich oft, mit betrübtem Herzen, bezweifle. Ich will getreulich dazu thun, was ich kann. Geben Sie ja den Brief Ihrem Gemahle, es wäre möglich, daß er ihm (Sch.) bedeutend nützlich würde, obgleich ich nur unbestimmte Aussichten habe, die sich jedoch mit einiger Hoffnung auf Erfolg verfolgen lassen.

Daß meine letzte Unterredung mit Schücking ihn so tief gekränkt hat, thut mir wirklich von Herzen leid, obwohl ich es nicht anders erwarten konnte, und doppelt leid, weil sie sich durch den schlechten Erfolg meines Plans als für den Augenblick überflüssig erwiesen hat. Doch ist es immer gut, daß er mahl aufmerksam gemacht wurde, auf das, was ihm am Meisten bey Andern schadet, und mir überall, wo ich für ihn sprechen wollte, als das größte Hinderniß entgegen getreten ist. — Übrigens bin ich ihm wirklich gut, erkenne

[1]) Die Brüder Grimm waren nebst fünf anderen Professoren (den „Göttinger Sieben") nach ihrem Protest gegen den Verfassungsbruch des Königs von Hannover 1837 ihrer Ämter enthoben worden und wurden erst 1840 von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen. Durch Verwandtschaft und Freundschaft waren sie mit den Familien Hassenpflug und Harthausen verbunden und daher auch mit Annette mehrfach in Berührung getreten.

seine bedeutenden Eigenschaften gerne und willig an, und werde jederzeit, nach Jahren so gut wie heute, für ihn thun, was in meiner Macht steht. Sind Sie nun zufrieden, gute barmherzige Seele?

Hier ist, seit einigen Tagen, Alles so laut und überfüllt, als es früher still und leer war. Verwandte, Freunde und Fremde, machen das Haus zu einem wahren Ameishaufen. Ich kann weder schreiben noch lesen, noch mit Ruh spatzieren gehn, und weiß kaum, wo mir der Kopf steht. — Malchen Hassenpflug ist auch seit zwey Tagen hier; ich werde übermorgen mit ihr nach Cassel fahren, dort acht Tage bleiben, und sobald ich zurück bin, wird gepackt, und wahrscheinlich schon nach einigen Tagen die Rückreise angetreten. In vierzehn Tagen oder etwas drüber hoffe ich also wieder neben Ihnen zu sitzen. Ich freue mich sehr darauf, und habe Sie Alle mehr entbehrt als Sie wohl denken. Sie, liebes freundliches Herz, und unsre Bornstedt, dann Junkmann, Schlüters, auch Schücking, nach dem es mich ordentlich verlangt, da ich weiß, daß ich ihm weh gethan, und nun einen Drang fühle, dieses durch Etwas recht Freundliches und Wohlthuendes wieder auszugleichen; nur weiß ich nicht recht wie! — Ob ich der guten Bornstedt noch werde ihren sehr schönen und sehr langen Brief beantworten können, wird mir jetzt sehr ungewiß, so guten Willens ich immer war, und noch bin. Solche leichte Papierschiffchen als wir zwischen Münster und Rüschhaus segeln lassen, möchten sich doch zu einer größeren Fahrt nicht eignen [1]), und etwas Besseres glaube ich kaum mehr leisten zu können. Morgen muß ich packen, in Cassel komme ich nun mahl zu gar Nichts, und nachher sehe ich noch nicht ab, wie wir in vier bis fünf Tagen alle die Abschiedsbesuche zwingen wollen; auch könnte ich dann nur meinen Brief in der Tasche mitnehmen. — Sonst habe ich jetzt Allen geschrieben, denen ich Antwort schuldig war, und begreife kaum, woher ich den Stoff genommen habe, da hier, bis vor einigen Tagen, auch ganz und gar nichts passierte. Essen, Trinken, Schlafen und spatzieren Gehn fällt auch anderwärts vor, und pflegte bisher nicht unter die poetischen Stoffe gerechnet zu werden. Meine Briefe mögen auch ledern genug ausgefallen seyn, und dieser wird eben nicht besser werden, Herzchen, denn ich weiß noch immer Nichts, was Sie interessieren könnte, da Sie Keinen von Allen Denen kennen, die jetzt die Apenburger Windstille in einen passablen Sturm umgesetzt haben. Nur von Malchen Hassenpflug habe ich Ihnen schon erzählt. Sie hat mich lange warten lassen, und die Freude war groß bey der Ankunft. Sie ist doch gar lieb und schön! Mir war ordentlich wunderlich zu Muthe, als sie die Treppe hinaufkam, und ich das stolze, noble Gesichtchen immer deutlicher erkannte, was, in diesem Augenblicke, durch eine Bewegung der Liebe und Freude schöner war als je. Wir gingen auf meine Stube, und traten zusammen vor den Spiegel, weil sie ihr Haar ordnen wollte. Ich fuhr beschämt zurück, so miserabel nahm ich mich neben ihr aus. Ich sagte ihr

[1]) Annette meint die kurzen Briefe, welche zwischen ihr und den Münsterer Freunden gewechselt wurden, wenn sie im nahen Rüschhaus lebte. Diese Briefe übermittelte entweder Schücking, der wöchentlich einmal nach Rüschhaus kam, oder die oft erwähnte Botenfrau, die Bückersche.

dies auch, und sie antwortete, noch weinend vor Freude: „Du bist wohl toll! ich denke eben, wie garstig ich neben Dir aussehe!“ So blind macht die Freundschaft das gute Ding! Soll es Einen nicht freuen, wenn man so geliebt wird? Denn dies war keine Ziererey, sondern ein unwillkürlicher Ausbruch, von beyden Seiten, so klar die Wahrheit leider nur auf Einer Seite stand. Ich sprach gleich sehr viel, und sie so wenig, daß es mich ängstigte, und ich fragte, ob ihr etwas fehle. „Du weißt“, sagte sie, „daß ich nicht sprechen kann, wenn ich sehr bewegt bin.“ — Ach! Sie müßten Sie kennen, Elise, ich wollte Alle kennten sie, die mir lieb sind, und glauben Sie mir, es ist etwas recht Gutes, was ich meinen Freunden da wünsche; so viel Geist, Talent und Gemüth findet man selten vereint, und noch obendrein in einer so edeln äußern Form! — Nun kennt sie eben Niemand unter Euch als Caravachi, den Sie aber nicht darum befragen sollen. Ich mag gar nicht, daß er sie über seine lederne Zunge spatzieren läßt, denn sein Gemüth ist doch, im Grunde, so trocken und zäh wie eine Schuhsohle, einen so artigen süßen Brey er zuweilen darüber fließen läßt. —

Ich rede so offen zu Ihnen, Elise, und hoffe, Sie sind vorsichtig mit meinen Briefen, denn sie sind mir zu lieb, gutes Herz, als daß ich anders als recht eigentlich an Sie schreiben könnte. Ein Brief fürs allgemeine Beste wäre wohl klüger, da es Ihnen vielleicht selber Spaß machen würde ihn mitzuteilen, aber ich kann so nicht schreiben, wenigstens nicht an Sie. Ich lese eben Ihren Brief nach, und wie Sie von Schücking schreiben, „die Welt werde noch viel an ihm ändern“. Gott gebe, daß sie ihn so gut und rein läßt, als wofür ich ihn bis jetzt halte. Ich bin in der That so entfernt von aller Abneigung gegen ihn, daß ich vielmehr mich einer Art mütterlichen Gefühls nicht erwehren könnte, wenn ich auch wollte, was allerdings in meiner großen Liebe zu seiner verstorbenen Mutter[1]), und meinem Bewußtseyn einiger körperlicher Ähnlichkeit mit ihr seinen Grund hat. Es läge mir sehr nah, täglich für ihn zu bethen, obgleich ich es bis jetzt noch nicht gethan habe, und dieses gleichsam strenge Interesse ist es wohl eben, was mich hart erscheinen läßt. — Daß Sie und Schlüters sich näher getreten sind, freut mich ungemein; der Gewinn ist von beyden Seiten, und dieses neue Verhältniß wird Ihnen täglich in Werth steigen. Lassen Sie Sich nur nicht durch die, sonst so gute Bornstedt wieder irre machen, sie hat mahl nicht das rechte Auge für Schlüters. Es ist ja nichts Ungewöhnliches, daß die besten und geistreichsten Menschen sich zuweilen nicht verständigen können, wenn sie so durchaus verschieden sind, während ein Dritter sehr wohl in der Mitte stehn, und Jedem sein Recht geben kann. Ich rathe Ihnen sogar, sich gar nicht

[1]) Schückings Mutter, Katharina geb. Busch, war befreundet mit Annette. Katharina Schücking wurde in Westfalen als Dichterin geschätzt, und in ihrem schönen Gedicht „Katharina Schücking“ gibt Annette ihrer Verehrung für die Freundin und Dichterin Ausdruck. Annette glaubte fest, daß sowohl Katharina als auch Levin Schücking ihr selbst ähnlich sähen und betont dies in Briefen und Gedichten („Spiegelung“, „An Levin Schücking“). Seit dem Tode Katharinas 1831 hatte sie Levin wie ein „Vermächtnis der Freundin“ an sie betrachtet.

mit der Bornstedt über Schlüters einzulassen, denn sie hat zuviel Witz und gebraucht ihn zu schrankenlos, als daß sie nicht Ihr sehr richtiges Gefühl über diese, zwar einfachen, aber dennoch äußerst bedeutenden Menschen, und überaus guten Menschen, stören sollte. Böser Wille ist nicht dabey, sie legt nur ihren Gedanken keinen Zaum an, während Alles, was Schlüters sagen, die größte Gewissenhaftigkeit und Milde athmet, und sie folglich der B. ganz wehrlos gegenüber ständen, läge nicht eben in ihrer rührenden Güte ihr bester Schutz. Übrigens übertreffen sie die B. so weit an klarem Verstande, als sie ihr an Phantasie und Witz nachstehn; so kann man Beyde gleich lieben und findet bey Jedem, was dem Andern fehlt. — Von Junkmann hatte ich kürzlich einen Brief. Wohl ist er sehr trübe, und was das Schlimmste ist, ohne eigentlichen Grund, so daß man sieht, es liege in seiner Gesundheit. Dies anhaltende Kränkeln macht mich doch sehr besorgt, sein Körper ist nicht fest genug dergleichen so jahrelang zu tragen, ohne große Zerrüttung. Äußere Umstände thun wohl dazu, jedoch ist seine Lage, obwohl beengt, doch keineswegs desperat, weder was die Lebens- noch Herzens-Bedürfnisse angeht. Dies sieht er auch zuweilen ein, und ist dann fast hoffnungsreicher, zu anderen Zeiten wieder niedergeschlagener als nöthig. Sein Brief ist in zwey Tagen geschrieben, die auch abstehen wie Nacht und Dämmerung; — einmal lag er zu Bett, das andere Mahl war er leidlich wohl und spatzieren gegangen. Da liegt die Auflösung! — Ich wollte, sie wär anderwärts zu finden, denn ich fürchte diese Körperschwäche mehr als jedes andere Leiden, worüber er klagt. Daß er nach Coesfeld geht, halte ich für sehr gut, dort müßten diese ewigen Aufregungen, wenigstens theilweise, aufhören, und Ruhe ist das Einzige was vielleicht seine Nerven noch herstellen kann. — Sonst verliere ich ihn sehr ungern aus der Nähe, nicht um seiner Unterhaltung willen, die fast immer zerrissen und unwohlthuend ist, sondern recht eigentlich seiner Person wegen, — denn ich habe ihn wirklich lieb, sehr lieb, — Schlüter und ihn; — diese sind mir unter den nicht blutsverwandten Männern die Wertheften, doch hat Schlüter noch den Vorzug. — Hier weiß ich Niemanden, zu dem ich mich in gleichem Grade hingezogen fühlte, d. h. unter den Männern. Eine sehr liebenswürdige Erscheinung hier ist indessen unser Pfarrer Heckmann, auch ein Bekannter von Schlüter und Junkmann. Sie glauben nicht, wie vollständig dieser dem Bilde eines ächten Geistlichen entspricht, — eine wahre Johannes-Natur! So ganz ohne Welt, und doch so voll von Höflichkeit des guten Herzens; so eckig und ungeschickt in seinen Manieren, und doch tritt aus jeder Bewegung und Miene der klare milde Charakter hervor. Dabey höchst lebendig und glühend für seine Pflichten. Tag und Nacht arbeitend und sorgend in seinem Berufe, zehrt er sich auf wie eine Kerze, und ist bereits wenig mehr als Haut und Knochen. Es ist rührend, ihn so zu sehen, mit seiner hektischen Röthe auf den Wangen, Schlütern liebt er in einem solchen Grade, daß er glühend roth wird, wie ein Liebhaber, wenn man von ihm redet. Im vorigen Jahre habe ich ihm die Couverte von Schlüters Briefen geschenkt, auch Eins von Junkmann, und das sind große Schätze für ihn. Dieses Mahl habe ich ihm die Freude nicht machen können, da Schlüter mir

noch nicht hierher geschrieben hat, doch habe ich noch ein Couvert von Junkmann, womit ich ihn nächstens überraschen will. Auch Münzen schenke ich ihm zuweilen, und er glaubt schon eine herrliche Sammlung dadurch zu besitzen. Kupfermünzen, — denn die silbernen würde er gleich den Armen geben, und dazu habe ich sie doch nicht so mühsam zusammen gebracht[1]). Es ist mir selten eine so zugleich kräftige und kindliche Natur vorgekommen. Leider sehe ich ihn selten, da er sich gar wenig Zeit abmüßigen kann. — Am vorigen Sonntage wurden die herangewachsenen Kinder aus der Schule entlassen, und Heckmann hielt zwei Reden, eine an die Kinder, die andere an die Erwachsenen, über den Text „Wer Einen von diesen Kleinen ärgert, dem wäre es besser, daß ihm ein Mühlenstein an den Hals gehenkt würde, et cet." Alles in der Kirche weinte, und auch ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, um so mehr da ich dachte, wie oft ich ihn noch wohl so sehn würde? Ich fürchte, es geht rasch mit ihm zu Ende. — Sonst habe ich hier so recht Niemanden, außer meinen Verwandten, deren indessen recht Viele, und darunter mir sehr Werthe sind. Bisher bin ich zumeist allein gegangen, oder vielmehr gelaufen, denn ich trinke Brunnen und werde deshalb, bongré malgré, umgetrieben wie ein Wagenrad. Die Gegend ist leidlich; das Wetter war zumeist schlecht, also Vergnügen wenig dabey; aber es hilft, meine Brust ist freyer, und man sagt, ich sey mager geworden, was bei meiner Constitution immer gut ist. Bergluft bekömmt mir immer besser als mein guter münsterischer Nebel; in der Schweiz war mir wohler als seit Jahren. Hierbey fällt mir die Bornstedt wieder ein, — nach ihrem Briefe schien es mir, sie sey mit meinem Schwager[2]) nicht so recht fertig geworden, nun schreibt aber meine Schwester der Mama ganz brillant darüber. Die Beyden haben sich ja zärtlich geliebt — wenigstens mein Schwager die Bornstedt, das muß hintennach gekommen seyn, nachdem der Bornstedt Brief schon abgegangen war. Jenny schreibt: „Die Beyden hätten sich herrlich zusammen geschickt, und überhaupt dieser Besuch Laßbergen die größte Freude gemacht." Auch ihr selber gefielen beyde Damen sehr, doch die Bornstedt am Meisten; und sie hat sich schwer von ihnen getrennt. Die B. hat soviel von Münster zu erzählen gewußt, daß Jenny'n das Herz ganz aufgegangen ist vor Freude, mit unserm Bruder habe sie nicht halb soviel anfangen können, schreibt sie. Die arme Hexe[3]) ist übrigens jetzt recht leidend, durch ihre Umstände. Es thut mir leid, daß die Bornstedt sie gerade in dieser Lage hat kennen gelernt, wo sie méchant aussieht. Das vorige Mahl wenigstens war sie über die Maaßen garstig, — das Gesicht voll großer brauner Flecken, und einer Figur wie ein

[1]) Annette war eine eifrige Münzensammlerin.

[2]) Freiherr Joseph v. Laßberg, der Gatte von Annettens einziger Schwester Jenny. Er bewohnte bis 1838 das Schloß Eppishausen in der Schweiz, wo Annette und ihre Mutter 1835—36 zu Besuch weilten, und wo Laßbergs Zwillingstöchter Hildegard und Hildegund am 10. März 1836 geboren wurden. — Diese Stelle bezieht sich auf einen Besuch, den Luise v. Bornstedt auf der Meersburg abstattete, als sie 1839 mit ihrer Tante, Frau v. Bismarck, in die Schweiz reiste.

[3]) Jenny v. Laßberg, Annettens Schwester, die sich in gesegneten Umständen befand.

Pferd, was sich auf die Hinterfüße stellt. Vorher, und auch nachher, war sie eher eine hübsche Frau, eben durch ihre Gestalt und ihr noch sehr feines teint. Fragen Sie doch die Bornstedt, ob sie wieder so getiegert und unförmlich, und so verzogen im Gesichte ist? Die Ähnlichkeit von meiner Mutter wird übrigens von Allen gefunden, auch von mir. Daß die B. noch so entzückt vom Bodensee seyn sollte, nachdem sie tiefer in die Schweiz gedrungen, glaube ich kaum. Sein Wasser ist wohl klar und grün im Vergleich zu unsern lehmichten Flüssen, gegen die übrigen Schweizerseen aber erscheint er trübe und farblos; doch geben seine Größe und die Anzahl der Städtchen und Burgen an seinen Ufern ihm wieder eine Art Übergewicht, dessen er auch sehr bedarf, denn trotz dem gefiel er mir nicht mehr, nachdem ich einen ächten Bergsee gesehn. — Daß die Damen aber das Appenzeller Land und meinen lieben Säntis nicht besucht, kann ich ihnen kaum vergeben. Dort gibt es wunderschöne Punkte, z. B. das Bad Pfeffers in seinem Felsenschlunde, wo man sieht Nichts als Klippen und Tropfstein, und fast eine Viertelstunde lang, über zwey schmale Bretter, am thurmtiefen Abgrunde hingeht, wenn man nicht etwa auf halbem Wege den Hals gebrochen hat. Und dann das Wildkilchli am Säntis, dicht unter dem Schnee, in einer doppelten Höhle, von denen die Eine des Eremiten Klause enthält, die Andre die Kapelle, Kanzel, Beichtstuhl, Altar; Alles aus dem Felsen gehauen; und diese Doppelhöhle in einer Klippenwand, fünfmahl so hoch wie Lamberti Thurm[1]), ohngefähr grade in der Mitte, wie eingesprengt, zu der man nur durch in der Luft hängende Gallerien gelangen kann, und gerade drunter ein See, so blau wie Ultramarin; das ist wohl schön und sehenswerth! — Dabey der schönste und gewandteste und in jedem Betracht poetischste Menschenschlag der ganzen Schweiz; vor Allen die Frauen, die nicht auf die Alp ziehn, sondern alle die Stickereyen in weißen Musselin verfertigen, die Herr Helft und Consorten im Send ausbieten. — Man kann nichts Lieblicheres sehn, als diese mitunter bildschönen Geschöpfe in der reizenden Landestracht. Alle zierlich geschmückt, der Fremden wegen, mit schneeweißen Händen, und die kleinen Rahmen mit der reinlichen Arbeit vor sich, — dabey gracieuses zum Verlieben, jedem Vorübergehenden zunickend, und auf jede Frage mit einer witzigen Antwort bereit. So Etwas findet sich in der ganzen Schweiz nicht wieder. Machen Sie der Bornstedt nur hintennach den Mund recht wäßrig, sie verdient es wohl, dafür daß sie grade meine Lieblinge so schnöde behandelt hat, die doch am Wege standen. — Ich dachte eine Zeitlang, die Bornstedt sey rein verloren gegangen, als ich auf Keinen meiner ihr anvertrauten Briefe Antwort erhielt, und schwankte nur zwischen den Alternativen, verunglückt, ermordet oder entführt. Das Letzte schien mir am wahrscheinlichsten, denn das Erste hätte der liebe Gott nicht übers Herz bringen können, und das Zweyte wohl kein lebender Mensch. Wie es mit ihrem Grafen in Baden-Baden übrigens auch mag gestanden haben, das sagt sie

[1]) Der Lamberti-Turm ist der bekannte Kirchturm in Münster, an dem in Käfigen die Wiedertäufer aufgehängt wurden.

uns nicht zur Hälfte[1]); ich werde ihr aber die Daumenschrauben ansetzen, wenn ich zurück bin. Sagen Sie ihr dieses nur, daß ihr alter Schatz, aus dépit amoureux, gleich blind zugegriffen, und gleichsam die Katze im Sacke gekauft hat, damit hat er Niemandem größeres Leid zugefügt, als vielleicht sich selber. Wenn die Sache gut geht, so mag er Gott danken, der zum Glück aller Narren Vormund ist, — er scheint die Extreme zu lieben: von einer Schriftstellerin zu der Haushälterin eines Schulzenhofes! —

Ich muß schließen, beste Elise, und müßte es, gieng das Papier auch nicht zu Ende. Dieser Brief ist nämlich in Absätzen geschrieben, wir haben heute das Übermorgen des Anfangs, und ich fahre in einer Viertelstunde ab, nach Cassel. Wenn noch Briefe für mich ankommen, so werden sie nachgeschickt. Ich denke hierbey an den Brief, mit dem mich Ihr Herr Gemahl vielleicht beehren wird, denn sonst werde ich schwerlich noch Einen bekommen, außer vielleicht von Schlüter, da meine Rückreise so nahe bevorsteht. — Grüßen Sie Alle, die meiner freundlich gedenken, Schlüters, die Bornstedt, Junkmann, Schücking, Besser[2]), Lutterbeck[3]), (wenn sie ihn kennen und sehn) und vor Allen Ihre liebe gute Tante, von der Sie mir dieses Mahl kein Wort geschrieben haben. — Vergessen Sie meiner nicht, wenn Sie ihr schreiben, ich bitte darum. Und nun adieu, mein gutes Herz, bleiben Sie mir so gut als ich es Ihnen immer seyn werde, adieu, auf baldiges Wiedersehn im Salon.

Ihre Annette.

III.

Dem
Herrn Ober-Regierungsrath Rüdiger
Hochwohlgeboren
in
Münster.

Ew. Hochwohlgebohren

Werden über meine Kühnheit erstaunen, daß ich es so gradezu wage, Ihnen zu schreiben. Die Sache betrifft jedoch unsern guten Schücking, für den Sie Sich ja eben so sehr interessieren als ich selbst. — Mein Ihnen bekanntes Vorhaben mit Hassenpflug[4]) ist nämlich mislungen, durch den Umstand, daß dieser längere Zeit von Luxemburg abwesend war, um seine sowohl öffentlichen als Privatangelegenheiten in Sigmaringen zu ordnen und

[1]) Luise v. Bornstedt, als die hysterische, phantastische Abenteurerin, voll Launen und Intrigen, die sie war, wußte stets von einem Liebhaber zu erzählen, der sie heiraten wollte, wurde aber immer getäuscht.

[2]) Besser war ein Mitglied des Kränzchens in Münster.

[3]) Johann Anton Bernhard Lutterbeck (1812—1882), empfing in Münster die Priesterweihen, stand dem Kränzchen nahe; er wurde später Professor der Theologie in Gießen.

[4]) Hans Daniel Ludwig Friedrich Hassenpflug, infolge seines Bruchs mit dem Kurprinzen und Mitregenten 1837 seines Ministerpostens enthoben, war 1838 Chef der Regierung von Hohenzollern-Sigmaringen und 1839 Zivilgouverneur des Großherzogtums Luxemburg.

beendigen, so daß er meinen Brief erst jetzt, bey seiner Rückkehr, vorgefunden, nachdem die nachgesuchte Stelle längst besetzt war. — Ob Hassenpflug nun späterhin Etwas für Schücking thun wird, bleibt dahin gestellt, — ich habe allerdings einigen Grund es zu hoffen, doch könnte dieses vielleicht erst nach Jahren eintreten, und unser Freund bedarf schnellerer Hülfe, wenn seine Gesundheit nicht zu Grund gehn soll. — Männer vom Fache und anerkannten Kenntnissen, mit Denen ich darüber geredet, sagen mir nur: „Das Einschieben eines Fremden in irgend ein öffentliches Amt werde jetzt nirgends mehr zugelassen, wolle oder könne Schücking seinem angebohrnen Landesherrn nicht dienen, so bleibe allerdings das, was ich nachgesucht, nämlich eine Privatstelle bey irgend einem einflußreichen Manne, das einzig Mögliche, wo dann Schücking wohl seines eigenen Glückes Schmid werden, und durch persönliche Zuneigung seines Prinzipals und dessen Anerkennung seiner Fähigkeiten späterhin in eine gute Carriere kommen könne —."

Nun ist es mir gelungen, einige Freunde für diese Sache zu interessieren, die nicht ohne freundschaftlichen Einfluß auf mehrere, amtlich sehr gut gestellte, Männer sind und mir ernstlich versprochen haben, bey vorkommenden Gelegenheiten seiner nicht zu vergessen, nur verlangen sie hierzu einen weit genaueren Bericht über Schückings Kenntnisse, namentlich in den Brodstudien, als ich leider zu geben im Stande war. — „Auf die schönen Wissenschaften komme es hierbey gar wenig an, die neueren Sprachen ausgenommen, welche fast in jeder Stellung von Nutzen seyen." —

Ich muß also das Versäumte an Erkundigungen nachholen; und weiß nun Niemanden, auf dessen Einsicht und Offenheit ich mich lieber verlassen möchte, als Ew. Hochwohlgebohren. — Bey Schückings übrigen Freunden fürchte ich ein übel berechnetes Mitleid, was sie mehr oder Anderes sagen ließ, als sich nachher bestätigen möchte, wo dann die für mich und Andere daraus entstehenden Unannehmlichkeiten das bey Weitem geringere Übel wären, Schückings Aussichten aber, durch eine Entlassung und das persönliche Mißfallen eines bedeutenden Mannes, noch um Vieles verschlimmert werden könnten, die verlorne Zeit ungerechnet. — Ich hege übrigens keinen Zweifel an unseres Freundes Fähigkeiten, die ich, nach dem Urteile so vieler Stimmen, wohl als ausgezeichnet annehmen darf, nur fürchte ich immer, sie seyen mehr in das theoretische als das praktische Fach zu rangiren. —

Wollten Ew. Hochwohlgebohren mich nun mit einigen Zeilen beehren, die den gewünschten Aufschluß enthielten, so ließe sich noch Manches versuchen, nur müßte ich dann um baldige Antwort bitten, da meines Bleibens hier wohl nicht über vierzehn Tage mehr seyn wird, und doch eben von hier aus Alles am Besten eingeleitet würde. —

Im Vertrauen auf Ew. Hochwohlgebohren gütige Nachricht mit diesem Briefe sowohl als seinem Inhalte, unterzeichne ich mich.

Ew. Hochwohlgebohren
ergebene Dienerin.

Apenburg, den 1sten September. Annette von Droste-Hülshoff.

IV.

Dem Freyfräulein Henriette von Hohenhausen
Hochwohlgebohren
in Oldenburg

Rüschhaus p. 14. Januar 1840.

Ich bin recht krank gewesen, theuerste Henriette, da haben Sie die Entschuldigung für mein langes Stillschweigen, — krank in einer Art, die mir das Schreiben unmöglich machte, da sich mir das Blut dann gar arg zu Brust und Kopf drängte. Elise wird Ihnen wohl davon geschrieben haben, darum will ich mich nicht länger dabey aufhalten, aber soviel kann ich Ihnen sagen, Liebste, ich war recht aus dem Grunde krank. Wie oft habe ich an meinen lieben Doktor Hüttentüt gedacht, dessen Vorschriften und nur zu gegründete Warnungen leider zu spät kamen, da sich, durch meine unordentliche Lebensweise, der Krankheitsstoff jahrelang angehäuft hatte, und nun einen Ausbruch unvermeidlich machte. Doch, es ist überstanden! Ich habe eine schwere veraltete Krankheitsmaterie abgeworfen, und kann nun wenigstens streben neue Anhäufungen zu vermeiden. — Wo soll ich Sie jetzt suchen, mein bestes Herz? Ich denke noch in Oldenburg, wohin ich diesen Brief addressiren, ihn jedoch vorher Elisen, zur etwaigen Berichtigung der Adresse, zustellen werde. Dieses liebe Geschöpf — ich meine unsre Elise — wird mir alle Tage werther, und auch ich glaube, ihr einigermaßen am Herzen zu liegen; — gottlob — mir thut es so wohl zu fühlen, wie dieses junge reine Gemüth sich an mich schließt, und mit Gottes Hülfe soll sie es nie bereuen. Was ich durch mein Alter, an Erfahrung und Einsicht voraus habe, soll ihr, so hoffe ich, immer zu Nutzen kommen, denn sie ist gänzlich ohne Eigensinn oder Eigenliebe, und den Eindrücken der Wahrheit überaus offen. Ich kann sie nicht sehen, ohne in Gedanken Gottes Seegen über sie herab zu rufen: zudem verbindet uns noch ein anderes Band — die Liebe zu Ihnen, meine Henriette, in der wir uns oft und gern begegnen. Sie denken kaum, wie das kleine Frauchen an Ihnen hängt, oder doch, Sie denken und wissen es wohl, denn Elisens Liebe strömt von ihr aus, ihr Herz ist keine Freymaurer-Loge, kein heimlich siedender Vulkan, sondern eine stille lebendige Heerdflamme, die ihre Wärme gern denen zukommen läßt, die ihr wirklich nahe stehn, und selbst am Meisten dadurch beglückt wird. Sehr erfreulich ist es mir, daß meine liebe Mutter dieses aufs Vollständigste anerkennt, und in der Liebe zu Elisen mir fast gleich kömmt, wodurch unser Umgang auch äußerlich sehr erleichtert und befestigt wird. — Doch genug hiervon, ich muß abbrechen, sonst komme ich nicht zu Ende, denn ich habe an dem lieben Kinde in etwas einen Narren gefressen, und schreibe Ihnen doch eigentlich nicht um Elisen heraus zu streichen, deren Werth Ihnen genügsam bekannt ist. — Mit unsern gemeinschaftlichen Bekannten hier ist so ziemlich Alles beym Alten, nur Junkmann mit einer sehr bescheidenen Anstellung versetzt, — leider für unsern Kreis, gottlob für sein Fortkommen. Er hat doch nun wenigstens den Anfang, gleichsam den Grundstein, zu einer Carriere gelegt, auf der ihn sein, unmöglich zu übersehendes, Talent schon

voran helfen wird, doch entbehren wir Alle ihn sehr. Sein reines, sich immer dem Lichte und Guten zuwendendes Gemüth und Streben mußte Jeden wohlthätig berühren, wenn er sich mahl äußerte, womit er freylich etwas zu sparsam war. Mir wurde gestern ein Beyblatt der Cölner Zeitung gesendet, worin, unter andern Mitarbeitern des Rheinischen Odeons, auch seiner erwähnt, und des Durchleuchtens eben dieser Eigenschaften, in seinen Gedichten, auf eine Weise erwähnt wurde, die dem Verfasser des Aufsatzes Ehre macht, wenn man die monströse Richtung des heutigen Geschmacks bedenkt, wo die Meisten glauben, ohne Ingwer und Cayenne-Pfeffer kaum etwas mehr verdauen zu können. — Die Bornstedt ist von einer Reise mit einer Tante (einer Frau von Bismark) sehr erheitert und wohlaussehend zurückgekommen. Die Tante ist vermögend und angesehn, so war dieses ein kurzer Sonnenstrahl von Wohlhabenheit und fester Stellung für sie. Jetzt sind die alten Sorgen und schwankenden Verhältnisse wieder eingetreten, und sie büßt das vorübergehende Glück mit einem tieferen und bitterem Gefühl ihrer Lage. Sie thut mir doch leid, in der tiefen Niedergeschlagenheit, die sie jetzt nur momentan unter einem erzwungenen Aufblitzen verbergen kann. Ich habe sie leichtsinnig sorgloser geglaubt als sie ist, und fühle jetzt wohl, daß manches Störende und scheinbar Outrirte in ihrem Wesen nur aus dem Zwange, das fortwährende, und sehr erklärliche, Unbehagen zu verbergen, hervorgeht. Es ist hart, sich so, Tag für Tag, sein Stückchen Brod zu verdienen, und auf eine Weise, die nicht mahl, wie das Handwerk, einen goldenen Boden hat, sondern einen von Triebsand, der ihr unaufhörlich unter den Füßen fortrutschen will, und auch wirklich, bald hier, bald dort einsinkt, und sich, ebenso unsicher, wieder aufbaut. — Schücking ist auch noch unversorgt, und strengt sich übermäßig an, um zugleich seinen Erwerbszweigen (Sprach-Unterricht und litterarische Arbeiten) und den nöthigen Studien für sein ferneres Fortkommen genug zu thun. Er sieht elend aus, klagt aber nicht. — Sein Verhältniß zur Bornstedt hat übrigens nicht die von Ihnen befürchtete Richtung genommen, vielmehr ist die Rosenfarbe daran immer mehr erblichen, und jetzt ein so trocknes freundschaftliches Verhältniß daraus geworden, als man es, zu Beyder Besten, nur wünschen kann. — Von Besser kann ich Ihnen nichts sagen, da ich ihn lange nicht gesehen, doch fährt er, wie ich glaube, fort, Elisens Sonntags-Kränzchen zu besuchen, was einen bedeutenden, und sehr vorteilhaften Zuwachs an der Familie Schlüter erhalten hat. — Diese Menschen, mit denen ich auch sehr befreundet bin, sind grade die Rechten für Elisen, und ich hoffe, daß sich das Verhältniß immer enger ziehen wird, da das Wohlgefallen von beyden Seiten gleich lebhaft ist. Ich glaube, Sie haben sie nicht kennen gelernt, oder doch? Der blinde Professor ist der interessanteste und Hauptführer, aber die ganze Familie zeichnet sich aus, durch gründliche Kenntnisse und Talente, einen ungemein klaren Verstand, verbunden mit dem besten Herzen, durch die liebenswürdigste einfachste Häuslichkeit, und eine Frömmigkeit, die viel zu tief und ächt ist, als daß sie einen Hauch von Proselyten-Macherey oder Ostentation an sich tragen sollte. Zudem ist es vielleicht das einzige Haus, wo, bey einer immer heiteren und alle

interessanten Gegenstände berührenden Conversation, die Medisançe völlig verbannt ist. — Sie haben mir wohl gesagt, liebste Freundinn, mein Urtheil neige sich gern zur Milde. Ist dem so, dann habe ich es zumeist dem längeren Umgange mit dieser Familie zu verdanken, darum habe ich immer gewünscht, meine liebste Elise mit ihnen zusammen zu bringen, und darf wohl sagen, daß ich meinen Theil an der gegenseitigen Annäherung habe. Wenn wir Sie wieder in unsrer Mitte haben — Gott gebe recht bald! — dann werden Sie auch diesen Menschen (die Sie bis jetzt jedenfalls nur oberflächlich kennen) nahe treten und sich an ihnen freuen. Aber wann wird das seyn? Haben Sie denn noch gar nichts darüber bestimmt? Können Sie mir nicht wenigstens einige Aussicht geben, die zugleich etwas wahrscheinlich ist? Es kommt mir doch gar zu nüchtern vor, so ins Blaue hinein zu hoffen! Überlegen Sie! Machen Sie Pläne! Planmachen ist eine gute Sache; man beginnt es oft ungläubig, halb zum Scherz; die Phantasie und das Verlangen gewinnen Kraft; ehe man es denkt, ist Einem das Ding unter den Händen lebendig geworden und geschehn, wozu man der weitläufigsten Überlegungen zu bedürfen glaubte. So denke ich, ergreifen Sie mahl in einer guten Stunde, wo wir, die wir Sie lieben und herbey wünschen, Ihrer Phantasie vorübergegangen sind, eine günstige Gelegenheit, und stehen zwischen uns, wenn Sie noch halb zu träumen glauben. Liebe, liebste Henriette, wie würde ich mich freuen! Ich siedelte mich sogleich auf einige Zeit in Münster an! Sie haben Recht, könnten wir an Einem Orte wohnen, das wäre wahrlich nicht zu verachten! Ich glaube, es herrscht eine große Ähnlichkeit sowohl in unsern Charakteren als auch unsern Ansichten, und wir würden der Gefahr misverstanden zu werden gegenseitig weniger ausgesetzt seyn, als mit irgend einer andern Person. Warum können so bescheidene Wünsche nicht erfüllt werden? Es ist doch wirklich ein bescheidener Wunsch, ruhig und zurückgezogen zu leben, an Einem Orte, mit der Person, die uns vor Andern am Meisten anspricht und versteht! Aber so ist es! — wir mögen unsere Rechnung mit dem Schicksal noch so einfach stellen, es weiß doch sein agio davon zu nehmen. —

Von meinem hiesigen Leben kann ich Ihnen wenig sagen. Sie sahen Einen Tag, damit haben Sie Alle gesehn. Ich schreibe, lese, was die Güte meiner Freunde mir zukommen läßt, stricke ein klein, klein wenig (Abends) und bin zur Abwechslung mitunter unwohl. Geschrieben habe ich eine Erzählung[1]), in der mir Manches gelungen, aber das Ganze doch nicht der Herausgabe würdig scheint. Es ist mein erster Versuch in Prosa, und mit Versuchen soll man nicht auftreten. — Dann habe ich den Cyclus der geistlichen Lieder vollendet, die jedenfalls erst nach meinem Tode öffentlich erscheinen dürfen. Was ich nun zuerst vornehmen werde, weiß ich noch nicht, wahrscheinlich wieder einen Versuch für die Bühne. Ob tragisch? ob humoristisch? Soviel habe ich noch nicht darüber nachgedacht. Die Feder

[1]) „Die Judenbuche", welche Annette schon 1837 in einer ersten Fassung aufzeichnete und 1839 umarbeitete. Tatsächlich hat Annette 1841 die Erzählung noch einmal überarbeitet.

ist kaum trocken vom letzten Strich an den geistlichen Liedern; zudem darf ich sogleich noch nicht an Schreiben denken: Dieser Brief ist schon außer aller Diät, und ich fühle bereits, daß ich werde kürzer seyn müssen als mir lieb ist. — Meine gute Henriette! Es thut mir so wohl zu wissen, daß Ihre lieben blauen Augen auf diesen Zeilen ruhen werden, so wohl, daß ich meine, das Bücken könne mir gar nicht schaden, und doch darf ich nicht übertreiben, sondern muß mit Allem sacht sacht anfangen, mit Luft, Speise, so auch mit der geistigen Speise. — Sollten Sie diesen Sommer herüber kommen, so würden Sie auch meine Schwester kennen lernen, die in der Schweiz verheiratet ist, und uns mit Mann und Kindern besuchen wird, ich meine sie wird Ihnen gefallen, denn sie ist sehr gut und angenehm[1]). Sollten Sie denken, daß unter den Sterbe-Gedanken, die mir während meiner Krankheit sehr natürlich kamen, der Gedanke mich ungebührlich betrübte, diese Kinder nicht mehr kennen zu lernen? Wie thöricht! Welch' eine kleinliche Idee von den Kräften unsrer Seele nach dem Tode! Aber große Körperschwäche macht kindisch und albern! — Ich war diesen Sommer in Cassel, und hatte dort das Vergnügen, die Bekanntschaft Ihrer Frau Schwägerinn[2]) zu machen, deren Schönheit mich überraschte. Himmel! welch ein brillantes Äußere, bey einer Tochter von Elisens Alter! — Übrigens war unser Zusammentreffen nicht so frey und ungestört als ich gewünscht hätte. Die alte Präsidentinn Hassenpflug, in deren Zimmer ich sie sah, war grade so unwohl und angegriffen, daß ich mich fortwährend dadurch beängstigt und genirt fühlte. Sie hatte so eben ein ärztliches Verhör überstanden, und erklärt, daß sie jetzt ruhen müsse; so fühlte ich mich zwischen der Sorge ihr zu schaden, und der Freude über den sonst so überaus willkommenen Besuch peinlich getheilt. Mir schien, Ihre Schwägerinn habe es bemerkt, ohne den Grund errathen zu können, denn so sehr freundlich sie war, meine ich doch, beym Abschiede, einen leichten Zug von Misvergnügen oder Misfallen in ihrem schönen Gesichte herausgefühlt zu haben. — Auch der gütigen Einladung des Fräulein von Ochs, sie zu besuchen, konnte ich nicht nachkommen, da ich schon in der nächsten Nacht abreisen, und in dem Einen Nachmittage eine solche Menge von Dingen vollführen sollte, daß ich auch wirklich nicht damit fertig geworden bin. Das Schlimmste war, daß ich, durch das Drängen der Zeit, unausweichlich genöthigt wurde, eine unterbrochene und gar nicht passende Arbeit, in Gegenwart Ihrer Frau Schwägerinn wieder vorzunehmen, nämlich das Ordnen und Nummeriren einer Parthie Münzen. Frau von Hohenhausen schien dieses als einen unfreundlichen Wink aufzunehmen, denn sie stand sogleich auf; ich erschrak heftig, und hatte doch nicht den Muth, sie zurückzuhalten, da ich in demselben Augenblicke sah, daß die Präsidentinn bereits aus Ermattung in ihrem Stuhle eingeschlafen war. — Dieses, theure Henriette, ist das Bekenntniß meiner unfreywilligen Vergehn, und sollten

[1]) Das Ehepaar Laßberg hatte beabsichtigt, mit den Zwillingsmädchen im Sommer die westfälischen Verwandten zu besuchen, doch ist diese Reise zunächst nicht zur Ausführung gekommen.

[2]) Elisens Mutter, Elise v. Hohenhausen, geb. v. Ochs.

Sie mit einer der beyden Ihnen so nahe stehenden Schwestern zusammen treffen, so zweifle ich nicht, Sie werden das Ihrige thun, um mir Absolution zu erwirken. Ihr eignes Herz sagt Ihnen wohl, wie lebhaft sich das meinige für Ihre und Elisens Angehörige interessiren mußte, so hatte ich mich sehr darauf gefreut (unter diesen Umständen darnach gesehnt) mit [Frau von] Hohenhausen bald wieder in Münster zusammen zu treffen, aber sie kam und war fort, ohne daß ich recht davon gewahr wurde. Auch hatte ich sie gebethen, mich durch einige Zeilen von ihrer oder Elisens Hand von ihrer Ankunft zu benachrichtigen, was sie unterließ, und mich dadurch auch etwas scheu machte. Ich schreibe Ihnen dieses so ausführlich, mein gutes Herz, weil ich weiß, daß Sie eine der Damen (ich glaube Beyde) seitdem gesehen, und mich nicht entschließen kann, in Ihren lieben Augen einen Flecken zu tragen, mit dem mich doch wirklich nur die unglücklichen Umstände beschmutzt haben — — — —[1]).

V.

Rüschhaus, Donnerstags. [1840]

Ihren lieben langen Brief, meine gute Elise, fange ich nur auf einem kleinen Blatte zu beantworten an, da ich auf dem Punkte bin, nach Hülshoff zu gehn. Regnete es nicht augenblicklich, so müßte ich mir die Freude, Ihnen zu schreiben, noch verschieben, da bis hierhin die Indiana[2]) meine Zeit aufgezehrt hat, und ich jetzt fort soll, doch wird der dicke Regenschauer, den ich da, zum Glück ziemlich langsam und melancholisch, heran schwimmen sehe, mir wohl noch ein Stündchen zulegen, wo ich Ihnen, mein gutes Herz, für Ihre Liebe und Freundlichkeit danken, und Sie meiner unveränderten treuen Liebe versichern kann. Sie sind mir sehr lieb, Elise, viel lieber als Sie es wissen, und auch lieber als ich Ihnen bin, — ich sage das nicht, um einen zärtlichen Widerspruch aus Ihnen heraus zu locken, sondern damit Sie einen Maasstab haben, nach dem Sie meine Neigung beurtheilen können. Ich bin gewiß, daß Ihre Gedanken nicht so oft bey mir sind, als die meinigen bey Ihnen, und daß Sie mein Wohlseyn nicht in dem Grade am Herzen tragen. Das soll kein Vorwurf seyn, sondern ein unumwundenes Aussprechen meiner Gefühle für Sie, — fragen Sie L.[3]), der weiß wohl, wie werth Sie mir sind, und wie lebhaft ich wünsche, fortwährend um Sie seyn zu können. Die Umstände gestatten dieses nicht, um so erfreulicher sind mir Ihre Besuche, vor Allem wenn ich denken kann, daß Sie so recht allein um meinetwillen kommen. — Diese Woche bin ich nun nicht hier und einen Theil der nächsten nicht, doch werde ich suchen, Montag oder spätestens Dienstag wieder einzu-

[1]) Der Brief ist hier abgeschnitten und der Rest nicht wieder aufgefunden worden. Leider verschenkte Elise Rüdiger mehrfach Stücke von Annettens Briefen, so daß einige gänzlich, andere in mehr oder minder großen Teilen verloren gegangen sind.

[2]) „Indiana", der erste von George Sand selbständig verfaßte Roman, der 1832 erschien und ihren Ruhm begründete.

[3]) Levin Schücking.

treffen, geradezu gesagt, um den Mittwochen nicht zu versäumen [1]). Sie sehen hieraus, daß Sie mir in Beziehung auf L. Unrecht thun, ich weiß den Werth einer solchen Freundschaft sehr wohl zu schätzen, und möchte sie um Vieles nicht hingeben, und darum lege ich auch Werth auf jeden der, vielleicht noch sehr wenigen Tage, wo ich ihrer in diesem herzlichen und ruhigen laisser aller genießen kann. — Meine Onkel, Carl und Werner Harthausen, treffen wahrscheinlich schon gegen das Ende der nächsten Woche hier ein, meine Schwester gegen die Mitte des nächsten Monats; dann gibts Kreuz- und Querfahrten nach allen Seiten, wahrscheinlich auch eine, mindestens wochenlange, Abwesenheit, da wohl ein allgemeiner Zug ins Paderborn-Land, und was daran gränzt, statt finden wird. So ist mir der Sommer und Herbst, wenn auch einerseits durch das Wiedersehn meiner Nächsten erfreulich, doch in Beziehung auf meine Freunde sehr gestört, und das ist mir immer ein arger Kummer, da die Verwandten uns nahe bleiben, und wohnten sie hundert Meilen weit, weil wir sie jederzeit aufsuchen können. Das findet jeder natürlich und animirt uns dazu, dagegen bedarf es bey Freunden gleichen Geschlechts dringender Gründe, und bey denen eines andern giebt es gar keine. So kann eine Trennung von zehn Meilen leicht eine lebenslängliche werden, und wird in der Regel eine jahrelange. — Sie fühlen wohl, meine sehr liebe Freundin, daß ich, für dieses Mahl, hauptsächlich in Beziehung auf L. rede, und ich drücke mich so klar und unumwunden aus, weil mir zuweilen scheint, als dächten Sie, ich betrachte diese, in der Tat schöne und rührende Anhänglichkeit wie einen Blumenkranz, an dessen Duft und Farben man sich eine Weile erfreut, und ihn dann gleichmüthig bey Seite legt, wenn uns scheint, daß er anfängt zu welken, oder auch nur wenn wir uns satt daran gesehen haben. Ich denke, Sie glauben das jetzt nicht mehr, — L. kann auf mich rechnen als eine Freundinn fürs Leben, und für jede Lage des Lebens, besonders seit mir die, sehr seltene, Überzeugung geworden ist, daß sein Gefühl (für Freunde) nicht an der ärgsten aller Freundschaftsklippen scheitert, sondern in völliger Reinheit und Kraft daneben her segelt. Wenn ich dieses nicht sehr hoch anschlüge, so müßte es mir an Erfahrung oder Gefühl fehlen; — erstere habe ich leider zur Genüge, und letzteres denke ich, trauen Sie mir doch zu. Auf Sie kann ich auch rechnen, nicht wahr, meine alte Elise? Antworten Sie mir nicht hierauf, ich weiß es doch, wir müssen nur erst so recht gründlich bekannt und unbefangen mit einander werden, worin es immer noch etwas hapert. Ihrer Seits meine ich: — es dünkt mir oft, als liege doch immer noch eine Art von Zwang und Befangenheit auf Ihnen, wenn wir zusammen sind. Ich schreibe das nicht, damit Sie mir darauf antworten sollen, sondern damit Sie wissen, daß ich es fühle, und so herzlich gern beseitigen möchte. Antworten würde Sie erst recht beengen und, da Sie vielleicht den Grund selbst nicht wissen, unsicher machen, und da hätte

[1]) An jedem Mittwoch wanderte Schücking hinaus nach Rüschhaus, und diese Besuche des jungen Freundes waren Annetten allmählich unentbehrlich geworden. Diese Stelle zeigt, daß der undatierte Brief aus dem Jahre 1840 stammt.

ich meinen Zweck, mich Ihnen soviel als möglich nahe zu bringen, und zum Lohn für meine Neigung die Ihrige einzutauschen, erst recht verfehlt. Ich reiche Ihnen meine Hand bis nach Münster herüber, mein gutes Herz, und will, wenn ich mahl werde meine ganze Person herüber getragen haben, oder Sie die Ihrige hierher, Ihre Vertheidigung der B.[1]) mit den besten Vorsätzen des Eingehens in Ihre Ansicht anhören, mehr kann ich nicht versprechen, und das ist auch schon, wie mich dünkt, mehr als halb gewonnenes Spiel für Sie. Ich gestehe Ihnen, daß ich neulich auch innerlich arg gereizt war, durch die Aussicht auf einen fatalen Klatsch, bey dem für mich mehr auf dem Spiel stand, als Sie wohl in dem Augenblick übersahen, nämlich nicht nur das Aufgeben eines mir sehr werthen Verhältnisses, sondern auch meine ganze so langsam und mühsam erkämpfte Freyheit, insofern ich die passive Nachsicht der Meinigen, mit meiner Weise zu seyn und mich zu den Menschen zu stellen, so nennen darf, die ich vielleicht in, oder wenigstens erst nach einer hübschen Reihe von Jahren wieder erlangen würde. So sagte ich damals nichts, was ich nicht noch heute als meine wirkliche Ansicht wiederholen würde, aber dennoch stellte ich Alles auf die Spitze, und mir war weder das Gute gegenwärtig, was sich dagegen in die Wagschale legen läßt, noch die mannigfachen Bedrängtheiten jenes armen Geschöpfs, die nicht nur das Mitleid in Anspruch nehmen, sondern auch die Gerechtigkeit, da eine solche Lage wohl dem Besten einen bittern gehässigen Ton geben könnte, und es Demjenigen, dessen ganze Existenz von dem Wohlwollen Anderer (sowohl des Publikums als Einzelner) abhängt, nothwendig unendlich schwer werden muß, sich ganz frey von Doppelsinn und einem gewissen mistrauischen Neide gegen Andre zu erhalten. — Gott weiß, wie ich selbst in ihrer Lage wäre! — Sie hat eine lange Reihe von Sorgen, Kränkungen, getäuschte Erwartungen, durchgemacht, und hat sich doch manchen weichen gutmüthigen Augenblick daraus gerettet, ich fürchte, mich hätte so etwas gänzlich abgestumpft und verhärtet. — Da haben Sie mein demüthiges Bekenntniß, — erinnern Sie mich daran, Elise, wenn mahl wieder der Censor in mir die Überhand nimmt[2]).

VI.

Auf der Rothenburg.

[Rüschhaus.] Sonntag, Abends um 9 Uhr[3]).

Ich komme so eben todtmüde von Hülshoff, und darf doch nicht eher zu Bette gehen, bis ich Ihnen, meine gute Elise, eine Last aufzubürden

[1]) Luise v. Bornstedt hatte das Gerücht verbreitet, der Freundschaft zwischen Annette und Schücking läge eine mehr als freundschaftliche Neigung zugrunde. Ein solches Gerücht mußte der Dichterin bei ihren bigotten, adelsstolzen Verwandten — sie mußte bis zu ihrem Tode alle an sie ankommenden Briefe der Mutter vorlegen — unsäglich schaden und ihr, wie sie im folgenden ausführt, die „mühsam erkämpfte Freiheit" wieder einschränken.

[2]) Dieser Brief ist nicht vollständig erhalten.

[3]) Dieser Brief ist offenbar in der Zeit der Freundschaft mit Elisen geschrieben, die vor der Meersburger Reise 1841—42 liegt. Luise v. Bornstedt ist hier noch nicht mit Annetten verfeindet, also ist der Brief etwa 1840 abgefaßt.

wenigstens versucht habe. Werden Sie nicht böse darüber, ich kann nicht anders, und habe einen unerbittlichen Treiber hinter mir. Einer meiner Onkels vergeht nämlich in glühender Sehnsucht nach — Schuhsohlen, und zwar dünnen, feinen, von schönen jungen Damen in Gesellschaft oder auf Bällen getragen, denn er ist ein Mann von Geschmack. Die Sache ist, daß er sehr hübsch drechselt und schnitzelt, und seine Kunstprodukte nachher mit den rauhen Sohlen, wie man sie früher nur unter den Pariser, jetzt aber unter allen Zeugschuhen findet, polirt. Es ist ihm schwer, welche zu bekommen, weil die meisten Damen zu eitel sind, alte, zerrissene, niedergetretene, und beschmutzte Schuhe in Herrenhände, und wären es auch nur die eines alten Junggesellen, kommen zu lassen. Jetzt ist er aber ganz auf dem Trocknen damit, so daß er mehrere sehr hübsche Sachen deshalb nicht vollenden kann, und quält mich aufs Blut um eine Beysteuer. Haben Sie also einige recht alte Schlurren (das sind grade die besten), so helfen Sie mir aus der Noth. Das Äußere macht keinen Unterschied, er nimmt sie mit dem größten Danke in allen Formen, platt wie Pfannenkuchen und in Fetzen an [den] Seiten drum her, das ist Alles gleich. Und ich werde ihm ja auch nicht sagen, von Wem sie sind. Oder hat die Bornstedt welche? Wenn ich auch nur Ein Paar bekomme; ich selbst habe ihm meinen Vorrath schon früher gegeben, und habe jetzt eben gar nichts. Aber Sie müssen mir Nichts schicken, was Sie noch brauchen können, sonst erhalten Sie es mit Protest von mir zurück, und wenn Sie nichts haben, ist das auch weiter kein Unglück, er muß dann seine Netze selbst anderwärts auswerfen, das ist es all. Nur hätte ich das, was Sie mir etwa geben oder verschaffen können, gern gleich, da der Onkel morgen (Montag) hier kömmt, und am folgenden Abend ganz fortreist. Ich habe deshalb den Boten, der doch nicht vor Zwölf oder Eins nach Münster geht, eingebunden, sehr früh zu Ihnen zu gehen, und dann wieder vorzukommen zu der Zeit, die Sie ihm bestimmen. Noch muß ich bemerken, daß das obere Zeug daran bleiben muß, weil nur mit Hülfe von diesem die Sohlen gehörig zu fassen und zu [hand haben] sind. Scheuen Sie sich nicht etwas ganz niederträchtig Schlechtes zu schicken; er ist es nicht anders gewohnt, und erfährt nie, von Wem die Almosen kommen, die ihm seine Verwandten procuriren, das ist eine Bedingung, die gewöhnlich von den Damen gemacht wird. Und wenn Sie nichts haben, so ist es auch gut; indes darf uns Beiden kein graues Haar darum wachsen, nur geben Sie dem Boten dann einen mündlichen Bescheid; denn einen schriftlichen verdiene ich nicht auf diesen Wisch, der keineswegs als Antwort gelten soll auf Ihren lieben guten langen Brief. Adieu, mein Herzchen, ich kann und kann nicht mehr vor Müdigkeit.

Ihre treue Annette.

(Fortsetzung der Briefe folgt.)

Die auswärtige Politik der ungarischen Revolution 1848/49.

Unter Benutzung neuer Quellen

von

Wilhelm Alter (Wien).

(Schluß.)

Fünftes Kapitel.

Die europäische Frage der ungarischen Flüchtlinge[1]).

Ein Jahr lang hatte Kossuth mit Hingabe, aber vollständig erfolglos für die Anerkennung der „ungarischen Frage" als einer europäischen, die unter Mitwirkung und vor dem Forum Europas gelöst werden müsse, gekämpft. Es mutet wie eine Ironie an, daß in demselben Augenblicke, in dem die Unterwerfung Ungarns unter den Willen Österreichs vollendet war, die englische Regierung, auf die Kossuth so lange vergeblich gehofft hatte, das Wort ergriff, um Österreich zur Mäßigung Ungarn gegenüber zu raten und die unversehrte Erhaltung der ungarischen Verfassung zu befürworten; daß erst nach der Kapitulation von Vilagos sich die gesamte Diplomatie Europas, wenn auch nicht mit dem Königreich Ungarn, so doch mit den Ungarn, den in die Türkei geflohenen Führern der ungarischen Revolution, befaßte. Die ungarische Frage war nicht als europäische anerkannt worden; die Frage der ungarischen Flüchtlinge in der Türkei wuchs zu einer europäischen Frage von größter Bedeutung empor, die sämtliche Großmächte in Atem hielt.

Lord Palmerston, der zur Zeit des Revolutionskrieges in Ungarn Pulszky wiederholt versichert hatte, Ungarn könne von England nur Sympathien erwarten, die englische Regierung werde aber nicht ermangeln, nach Beendigung des Kampfes ein gutes Wort für Ungarn und seine Rechte und Freiheiten

[1]) Streng genommen gehört die Flüchtlingsfrage eigentlich nicht mehr in den Rahmen eines Aufsatzes, der die auswärtige Politik der ungarischen Revolution zum Gegenstande hat. Da jedoch die Tätigkeit der ungarischen Diplomatie nach Vilagos nochmals mit Hochdruck einsetzte, mag sie hier als Epilog Platz finden, um so mehr als eine zusammenhängende systematische Bearbeitung dieses interessanten Themas noch nicht vorliegt.

bei der österreichischen Regierung einzulegen, löste sein Versprechen ein. Nun, da Österreich, wenn auch nicht aus eigener Kraft, sondern mit russischer Hilfe, gesiegt hatte und die von England am meisten gefürchtete Gefahr einer Degradierung Österreichs zu einer Macht zweiten Ranges abgewendet war, legte Palmerston seiner Neigung, den Ratgeber Europas zu spielen, keine Zügel mehr an. Er riet der Wiener Regierung eindringlich zu einem „generösen" Gebrauch der errungenen Überlegenheit und zögerte nicht, den Versuch zu machen, den Absichten der Wiener Regierung, die Ungarn als erobertes Land betrachten und behandeln wollte, das seine Freiheiten und Rechte verwirkt habe, entgegenzuwirken. Sofort nachdem die englische Regierung von der Kapitulation von Vilagos, die die baldige vollständige Beendigung des Krieges in Ungarn vorhersehen ließ, Kenntnis erhalten hatte, beauftragte Palmerston den englischen Botschafter in Wien, Posonby, in diesem Sinne bei der österreichischen Regierung vorstellig zu werden.

„Es ist jetzt für die österreichische Regierung", schrieb er, „die Zeit gekommen, sich die gute Meinung Europas wiederzuerringen. Eine gerechte und großmütige Ausnützung des errungenen Erfolges würde Österreich in der öffentlichen Meinung wieder aufrichten und ihm wieder einen Platz in der ersten Reihe unter den Großmächten Europas sichern. Wenn die österreichische Regierung der Leidenschaft, der Rache und den politischen Vorurteilen Raum gibt, wird sie den Grundstein für eine beständige Schwäche und Hinfälligkeit im österreichischen Kaiserstaate legen. Was unbedingt zu geschehen hat, ist die Wiederherstellung der ehemaligen Verfassung in Ungarn mit den Verbesserungen der letzten Jahre, wie Aufhebung des Feudaldienstes und der Befreiung der privilegierten Klassen von öffentlichen Lasten, ferner die Gewährung einer vollkommenen und aufrichtigen Amnestie. Wenn Österreich eine gesetzmäßige Vereinigung mit Ungarn wünscht, so soll sie auf gesetzmäßigem Wege vorgeschlagen und durchgeführt werden, wie unsere Union mit Schottland und Irland."[1])

Die Sorge Palmerstons für Ungarn und die ungarische Freiheit entsprang freilich, wie aus diesem Schreiben deutlich herauszulesen ist, weniger der Sympathie für die Ungarn und ihr Verfassungsleben, als der wohlbedachten Rücksichtnahme auf die politischen Interessen Englands. Denn so sehr sich Lord Palmerston auch bemühte, die österreichische Regierung zur Milde, Versöhnlichkeit und Nachgiebigkeit den Ungarn gegenüber und zur Aufrechterhaltung der ungarischen Verfassung zu bestimmen, so waren es doch keineswegs ausschließlich und in erster Linie die beleidigten Gefühle für die Grundsätze der Humanität und Gerechtigkeit, die England allerdings zu allen Zeiten überall dort predigt, wo ihre Anwendung nicht seine eigenen Interessen bedroht, die ihn zu Protesten bewogen, welche nichts anderes waren, als eine unberechtigte Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates, und in Wien auch tatsächlich so empfunden wurden[2]). Auch in diesem Falle verbarg sich hinter dem Interesse der Humanität, auf das England der österreichischen Regierung gegenüber sich berief, die Rücksichtnahme auf die eigenen Orientinteressen Englands, und von zahlreichen

[1]) Palmerston an Posonby, dto. London, 22. August. London, A. d. F. O.

[2]) Vgl. Hübner, Ein Jahr meines Lebens, S. 362.

ähnlichen Vorgängen, welche die englische Geschichte aufweist, unterschied sich dieser nur dadurch, daß Österreich auch in seinem eigenen Interesse gut getan hätte, den Ratschlägen Englands Gehör zu geben, die tatsächlich gut gemeint, nur leider in der unglücklichsten Form vorgebracht worden waren, einer im diplomatischen Verkehr unerhört scharfen Form, die es der österreichischen Regierung nahezu unmöglich machte, sie zu befolgen.

Wenn Palmerston auch weit davon entfernt war, den Deklamationen der ungarnfreundlichen Politiker und Journale, Österreich werde nun zum Vasallen Rußlands und zum willenlosen Werkzeug der russischen Balkanpolitik herabsinken, vorbehaltlos Glauben zu schenken, so beherrschte ihn doch die Besorgnis, Österreich werde, so lange die Wunden nicht vernarbt sein würden, welche ihm das schwere Jahr 1848/49 geschlagen hatte, unter der Leitung eines blutjungen, unerfahrenen Herrschers und im Bewußtsein seiner Schwäche dem Einflusse Rußlands in seiner Orientpolitik mehr nachgeben, als England wünschen konnte; vor allem aber besorgte Lord Palmerston, Österreich werde weder die Kraft noch die Energie aufzubringen vermögen, den bekannten Plänen, die Zar Nikolaus in Bezug auf den nahen Orient hegte, mit der entsprechenden Entschiedenheit und dem wünschenswerten Effekt entgegenzutreten. Das hätte die Orientpolitik Englands tatsächlich tangiert, und Palmerston sah daher, obzwar er persönlich nichts weniger als ein Freund Österreichs war, seine Aufgabe darin, mit allem Nachdruck zu fördern, was Österreich so rasch als möglich erstarken und es die innere Konsolidiertheit und Kraft wieder gewinnen lassen könnte, die die unerläßliche Voraussetzung für eine zielbewußte, unbeeinflußte auswärtige Politik bildet. Die englische Politik wollte Österreich befähigen, seine alte Position als der traditionelle Verbündete der englischen Orientpolitik wieder einzunehmen, und es liegt auf der Hand, daß die österreichische Regierung durch die Befolgung der Ratschläge der englischen Regierung, durch Milde und Versöhnlichkeit gegenüber den renitenten Nationen die Wiedererstarkung Österreichs rascher und nachhaltiger erzielt hätte, als durch die Haynausche Methode unbarmherziger Strenge, erbarmungslosen Drakonismus. Nur war der Weg, den Palmerston wählte, um der österreichischen Regierung seine Ideen plausibel zu machen, der allerungeeignetste und am wenigsten erfolgversprechende. Palmerston vergriff sich im Ton gar zu arg. Es ist begreiflich, daß es die österreichischen Staatsmänner nicht vertrugen, sich mit den Negergeneralen von Haiti verglichen zu sehen, daß sie sich von Palmerston nicht in folgender Weise apostrophieren lassen wollten:

„Die Regierenden in Österreich — ich nenne sie nicht Staatsmänner oder Staatsweiber — haben ihr Vaterland in die bemerkenswerte Lage gebracht, daß des Kaisers Länderbesitz von dem guten Willen und dem Gefallen dreier auswärtiger Mächte abhängt. Er besitzt Italien nur so lange und nicht länger, als es Frankreich gefällt, es ihm zu belassen. Er besitzt Ungarn und Galizien genau so lange und nicht länger, als es Rußland gefällt, es ihm zu lassen. Der erste Zwist mit Rußland trennt diese Länder von der österreichischen Krone. Er besitzt seine deutschen Provinzen unter Bedingungen, die in hohem Grade von Gefühlen und Anschauungen abhängen, welchen er und seine Minister ebenso

schwer sich anbequemen wie widersetzen können. Das Heilmittel gegen diese verschiedenen Gefahren, welche das österreichische Kaiserreich rapid untergraben, wäre großmütige Versöhnung. Aber statt dessen wendet die österreichische Regierung eine Verwaltungsweise an, die nur im Auspeitschen, Einkerkern und Erschießen zweckdienliche Mittel sieht. Die Österreicher kennen kein Argument außer der rohen Gewalt." [1])

Palmerstons gut gemeinte und tatsächlich auch gute Ratschläge wurden in so brüsker, beleidigender Form vorgebracht, daß sie in Wien reizen und empfindlich verletzen und als ebenso unberechtigte wie präpotente Einmischungen empfunden werden mußten, denen nachzugeben auch ein weniger von sich eingenommener, weniger halsstarriger Minister als Fürst Schwarzenberg sich kaum hätte entschließen können. Während so Palmerston durch sein gewaltsames, allen Regeln diplomatischer Courtoisie hohnsprechendes Auftreten die Wiener Regierung aufs äußerste reizte, vielleicht sogar, was bei Schwarzenbergs Charakter durchaus nicht ausgeschlossen erscheint, in ihrer Haltung bestärkte, mußte er in den Führern der ungarischen Flüchtlinge, welche durch die Palmerston ergebene englische Presse und durch ihre Verbindungen mit Sir Stratford Canning über die Schritte der englischen Regierung sehr genau informiert waren, maßlose Hoffnungen erwecken. Gerade dieser Umstand aber wurde den ungarischen Flüchtlingen gefährlich. Österreich mußte befürchten, daß die Bemühungen Palmerstons im Interesse Ungarns die geflohenen Führer der ungarischen Revolution zu neuen Anstrengungen ermuntern würden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Furcht die österreichischen Staatsmänner zu der Ansicht drängte, die ungarischen Flüchtlinge coûte que coûte in ihre Gewalt zu bringen, um sie unschädlich machen zu können.

Die hervorragendsten Führer der ungarischen Revolution hatten sich nach der Türkei in Sicherheit gebracht. Als erster hatte Kossuth die türkische Grenze überschritten. Seine Absicht, sich zu erschießen, hat er nicht ausgeführt. Auf den Vorschlag des unerschütterlichen Bem, der seine geschlagene Armee bei Lugos zu sammeln und zu reorganisieren bemüht war und Kossuth durch einen Kurier aufforderte, nochmals als Gouverneur die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen, noch einen letzten Kampf zu wagen und nach Arad zu eilen, ehe die Sache der Nation ganz verloren sei, hatte er nur die Antwort: „Jetzt bin ich nur ein einfacher Bürger, nichts sonst." Zu der Heldengröße, die Bem von ihm verlangte, vermochte er sich nicht aufzuschwingen, und er begnügte sich damit, seine Laufbahn auf ungarischem Boden damit abzuschließen, daß er die Krone des heiligen Stephan, das Palladium Ungarns, mit deren rechtmäßigem, durch die Krönung erworbenen Besitz nach der Ansicht des Volkes die legale Regierungsgewalt untrennbar verbunden war, mit sich nahm, um sie von Szemere bei Orsova vergraben zu lassen. Die letzten Worte, die Kossuth an das ungarische Volk richtete, bevor er das türkische Gebiet betrat, galten in erster Linie der Stigmatisierung Görgeys. In dieser schwungvollen und ergreifenden Abschiedsproklamation [2]) bezeichnete

[1]) Palmerston an Posonby, dto. London, 10. September. London, A. d. F. O.
[2]) Im Wortlaut bei Korn, Kossuth und die Ungarn in der Türkei, S. 55 ff. In

er Görgey als den Schurken und Verräter, der sich, bevor er vom Schauplatze abtrat, noch rasch die Taschen mit Gold gefüllt und Ungarn an die Russen verkauft habe. „Fluche ihm, Ungarns Volk, verfluche die Brust, die nicht vertrocknete, als sie ihn mit ihrem Lebenssaft zu nähren versuchte!" ruft Kossuth aus. Das ungarische Volk hat diese Weisung nur allzu gewissenhaft befolgt und einen Ehrenmann vierzig Jahre lang als Schurken bezeichnet.

Den „letzten Worten aus Orsova", die nur geringe Verbreitung fanden, ließ Kossuth bald den sogenannten „Widdiner Brief" folgen, ein Rundschreiben an die ungarischen Gesandten im Ausland, das als Broschüre veröffentlicht wurde und reißenden Absatz fand. In diesem Rundschreiben [1]), das Kossuth, ohne Rücksicht auf seine Renunziation, als Gouverneur von Ungarn unterzeichnete, liefert er keine pragmatische Darstellung der Ereignisse in Ungarn, sondern eine leidenschaftliche Anklage gegen die Österreicher, die Russen und den Verräter Görgey, die mit einem an die Adresse Europas gerichteten Hilferuf schloß.

Die einzige Wirkung dieses Rundschreibens war, daß noch vor Ablauf des Jahres 1849 die Legende von Görgeys Verrat, die in zahllosen, aus ungarischen Federn stammenden Darstellungen mit phantastischen Einzelheiten ausgeschmückt wurde, als historische Wahrheit galt. Zeitlich fiel das Erscheinen des „Widdiner Briefes" mit dem übereifrigen Eintreten Lord Palmerstons für die Erhaltung der ungarischen Verfassung zusammen, und wenn auch die Bemühungen, einen Kausalnexus zwischen jenem Brief und der Haltung der englischen Regierung in der ungarischen Angelegenheit herzustellen [2]), als unhaltbar bezeichnet werden müssen, so kann man sich den Eindruck doch leicht ausmalen, den das Zusammentreffen dieser ungarischen Kundgebung mit den geharnischten Noten Lord Palmerstons auf die Wiener Regierung ausüben mußte. Zur Milde und Nachgiebigkeit konnte dadurch ein Mann wie Schwarzenberg keinesfalls gestimmt werden.

Kossuth hatte die Absicht, in der Türkei ein Asyl zu suchen. Von Orsova aus, wo er am 15. August eingetroffen war, bat er den Fürsten von Serbien brieflich, dem Sultan ein Schreiben zu übermitteln, in dem der Exgouverneur um Schutz für sich und sein Gefolge bat. Fürst Alexander war selbstlos genug, zu vergessen, daß Kossuth mit den Obrenovic gegen ihn konspiriert hatte. Er antwortete freundlich und lud Kossuth ein, mit seinen Begleitern nach Belgrad zu kommen, wo er gastliche Aufnahme finden werde. Das Schreiben des Fürsten, dem zehn Pässe beilagen, traf Kossuth in Orsova nicht mehr an [3]). Er war bereits am 18. August auf türkisches Gebiet übergetreten und hatte zugleich den Pascha von Widdin, Sia, brieflich um Schutz und Gastfreundschaft gebeten. Ein merkwürdiger Zufall fügte es, daß Sia

seinen „Schriften aus der Emigration" (Bd. I, Vorwort) stellt Kossuth die Autorschaft dieses Dokumentes in Abrede. Dasselbe trägt aber so unverkennbar die charakteristischen Merkmale Kossuthscher Rhetorik, daß es wohl als echt angesehen werden muß.

[1]) Im Wortlaut bei Korn, Kossuth und die Ungarn in der Türkei, S. 67 ff.

[2]) Aus dem Tagebuch eines ungarischen Emigranten, S. 47.

[3]) Korn, Kossuth und die Ungarn in der Türkei, S. 55 und 63.

Pascha, der französischen Sprache nicht mächtig, sich das Schutzgesuch des „Rebellenhäuptlings Kossuth", wie der Exgouverneur damals in der amtlichen österreichischen Terminologie hieß, vom österreichischen Konsul verdolmetschen ließ. Sia versicherte Kossuth, ihm bis auf weitere Ordre aus Konstantinopel samt seinem Gefolge gastfreundliche Aufnahme bieten zu wollen[1]), und Kossuth entschloß sich für die Annahme der Gastfreundschaft der Türkei, die er für verläßlicher halten mochte als die des allzu sehr unter österreichischem Einfluß stehenden Serbiens. Er vertraute auf die bereits im Januar 1849 abgegebene Erklärung der Pforte, sie werde denjenigen Ungarn Asyl gewähren, welche nach Niederlegung der Waffen auf türkischem Gebiete Schutz suchen würden.

In Widdin fanden die Flüchtlinge vorläufig Zuflucht. Um Kossuth sammelten sich dort der Ministerpräsident Szemere, der Minister des Äußeren Graf Kasimir Batthyanyi, der Justizminister Bukovics, der Kultusminister Horvath, der Kriegsminister Meszaros, der Unterhauspräsident Almassy, die Generale Perczel, Vetter, Dembinski, Bem nebst einer stattlichen Anzahl Abgeordneter und Zivilbeamter. An Militärpersonen waren an 5000 Mann in Widdin, nämlich von der ungarischen Armee 5 Generale, 9 Oberste, 85 andere Stabsoffiziere, 92 Subalternoffiziere, 2 Ärzte, 3401 Unteroffiziere und Soldaten, von der polnischen Legion 3 Generale, 154 Stabs- und Oberoffiziere, 2 Feldgeistliche, 5 Ärzte, 630 Unteroffiziere und Soldaten, von der italienischen Legion 2 Stabsoffiziere, 22 Subalternoffiziere, 3 Ärzte, 430 Unteroffiziere und Soldaten. Die Lage der Flüchtlinge war nichts weniger als rosig. Am rechten Donauufer, unter den Kanonen eines neuangelegten Forts, außerhalb der Festungsmauern, war ein Zeltlager errichtet worden, das ungefähr eine Quadratmeile umfaßte und ständig von einem halben Bataillon Infanterie und einer Eskadron Kavallerie türkischer Truppen bewacht wurde. Die Verpflegung wurde in natura geliefert, derart, daß aus den türkischen Magazinen Unteroffiziere und Soldaten 1, Ober- und Unterleutnants 2, Hauptleute 3, Majore 5, Oberstleutnants 7, Oberste 9 und Generale 15 Rationen täglich erhielten, wobei aber die auf die Genügsamkeit türkischer Soldaten zugemessenen Rationen so unzureichend waren, daß die armen Honveds tatsächlich Hunger litten[2]). Viel deprimierender als die materielle Notlage wirkte aber auf die Emigranten die Ungewißheit ihres Schicksals. Es war zu erwarten, daß Österreich und Rußland die Etablierung eines „Rebellenlagers" hart an der ungarischen Grenze nicht dulden, vor allem aber darnach trachten würden, die Häupter der ungarischen Revolution, die sich auf türkischem Boden befanden und deren Anwesenheit in nächster Nähe Ungarns der Pazifizierung des Landes keineswegs förderlich sein konnte, in ihre Gewalt zu bekommen, um durch ihre Bestrafung und Unschädlichmachung ihren Sieg über die Revolution zu vollenden. Andererseits war es aber keineswegs sicher, daß die Pforte einem vereinten Druck ihrer beiden Nachbarmächte standhalten und ihre Zusage, den flüchtigen Honveds Gastfreundschaft zu gewähren, unter allen Umständen einhalten werde.

[1]) Korn a. a. O., S. 71.

[2]) Korn, Kossuth und die Ungarn in der Türkei, S. 88 ff

Die befürchteten österreichisch-russischen Pressionen ließen nicht lange auf sich warten, und sie waren für die Flüchtlinge umso gefährlicher, als in Pfortekreisen unverkennbar bereits die Erkenntnis aufzudämmern begann, daß man den verbündeten Regierungen Österreichs und Rußlands gegenüber ein gefährliches Spiel gewagt hatte, als man mehr oder weniger offenkundig mit der ungarischen Revolution und ihren Führern kokettierte. Nach der Niederwerfung der ungarischen Heere schien nichts mehr die verbündeten Armeen zu verhindern, gegen die türkische Grenze vorzurücken, und man war in Konstantinopel nicht ohne Besorgnis, daß nun auch für die Türkei die Stunde der Abrechnung bald schlagen werde, daß Österreich und Rußland den Operationen ihrer Heere nunmehr ein neues Ziel setzen würden: Konstantinopel[1]). Diese Gefahr war nun allerdings nicht groß, denn — fünf Jahre später wurde das zur Evidenz bewiesen — die Interessen und politischen Ziele Rußlands und Österreichs auf dem Balkan waren zu sehr divergierende, als daß sich die beiden Mächte hätten zu einer gemeinsamen kriegerischen Aktion einigen können. Immerhin wurde diese Eventualität in Pfortekreisen so ernsthaft ins Auge gefaßt, daß man sich bemühte, ihr durch vorbeugende Maßregeln zu begegnen. Die Pforte hatte die Absicht, die Emigranten nach der Insel Kreta zu schaffen, um sie einerseits von der ungarischen Grenze möglichst weit zu entfernen, andererseits aber ihnen die Möglichkeit zur Flucht zu bieten und sich so von der Sorge um sie zu befreien[2]). Bevor jedoch dieser Plan zur Ausführung gelangen konnte, überreichten der österreichische Internuntius Baron Stürmer und der russische Botschafter Titoff der Pforte eine gemeinsame Note, die unter Bezugnahme auf den Artikel II des Vertrages von Kutschuk Kairandje vom 21. Juli 1747 — lautend: „Untertanen, welche sich eines Kapitalverbrechens, auch Ungehorsams, schuldig gemacht haben, sollen keinen Schutz bei der anderen Macht finden, sondern ausgeliefert oder zum mindesten ausgewiesen werden" — in den gebieterischesten Ausdrücken die Auslieferung der in Widdin lagernden „Rebellen" forderte. Als Sultan Abdul Medschid von der ihm zugemuteten Verletzung des Gastrechtes erfuhr, soll er zunächst voll großherrlichen Stolzes ausgerufen haben: „Möge kommen, was da will, davon will ich absolut nichts hören!" Seine Stimmung schlug jedoch bald um, da kurz darauf Fürst Radziwill als russischer Sondergesandter mit einem Handschreiben des Zaren eintraf, das dem Sultan den glorreichen Sieg der russischen Armeen in Ungarn anzeigte und die Auslieferung von zehn flüchtigen Polen, die sich an dem Feldzuge auf ungarischer Seite beteiligt hatten, in noch energischeren Ausdrücken forderte. Fürst Radziwill tat noch ein Übriges und kommentierte die Forderung seines Souveräns dahin, der Zar werde die Flucht auch nur eines einzigen Polen oder Ungarn aus der Festung Widdin als casus belli betrachten, 50000 Mann Russen stünden bereit, um auf den ersten Wink des Zaren in die Türkei einzumarschieren[3]).

[1]) Rosen a. a. O., Bd. II, S. 127.
[2]) Wertheimer a. a. O., Bd. I, S. 38.
[3]) Wertheimer a. a. O., Bd. I, S. 42.

Die Lage der Pforte war tatsächlich die denkbar schwierigste. So wenig populär in Europa die ungarische Revolution gewesen war, so populär war die Sache der ungarischen Flüchtlinge, der Männer, die ein Jahr lang tapfer gekämpft hatten und erst der Übermacht zweier Heere erlegen waren. „Märtyrer schaffen, heißt Religionen begründen" — die Wahrheit dieses Wortes erfuhren Rußland und Österreich in diesen Tagen. Die Pforte wußte, daß die Auslieferung der Flüchtlinge sie vor ganz Europa mit Schmach bedecken würde, eine Schmach, welche die der Pforte um billiger Verdienste willen — wegen der Aufnahme der Emigranten auf türkischem Boden — zugeflogenen Sympathien vernichten und in das Gegenteil verkehren mußte. Andererseits war die Pforte zu schwach für einen Krieg, den Fürst Radziwill für den Fall eines abschlägigen Bescheides auf das Begehren des Zaren zwar nicht ausdrücklich, aber deutlich genug angekündigt hatte. Der Sultan überließ die Entscheidung dem Diwan, der am 8. September in einer überaus bewegten Sitzung über das Verlangen des Zaren und die darauf zu erteilende Antwort beriet. Es war nur die Minderheit, die sich gegen die Auslieferung aussprach und betonte, daß in früheren Jahrhunderten die auf türkischen Boden geflüchteten ungarischen Parteigänger nicht ausgeliefert worden seien, daß auch Rußland wiederholt türkische Empörer, die sich unter seinen Schutz geflüchtet hatten, nicht ausgeliefert habe, daß die Pforte sich mit Schmach bedecken und zum Schergen Österreichs und Rußlands erniedrigen würde, wenn sie dem Drängen Rußlands genüge. Die Majorität aber, der es darum zu tun war, dem bei ihr wegen seiner liberalisierenden Ideen mißliebigen Kabinett eine irreparable Schlappe beizubringen, trat ebenso nachdrücklich für die unbedingte Nachgiebigkeit ein, und schließlich beschloß der Diwan, dem Sultan die Preisgebung der Flüchtlinge, der ungarischen ebenso wie der polnischen, zu empfehlen; allerdings erst, nachdem sich die Geister so erhitzt hatten, daß die ehrwürdigen Mitglieder des Diwans in ein erbittertes Handgemenge geraten waren, dem der Großwesir durch rasche Schließung der Sitzung ein Ende machte [1]). Die Sache der Emigranten schien verloren.

In diesem Augenblick aber erstand den ungarischen Flüchtlingen ein Retter in der Person Lord Palmerstons bzw. seines Konstantinopeler Gesandten Sir Stratford Canning. Das Votum des Diwans für die Auslieferung der Emigranten bedeutete die unbedingte Beugung der Pforte unter den Willen Rußlands. Hier kamen vitale englische Interessen in Frage, denn der Triumph Rußlands in dieser diplomatischen Kampagne hätte den russischen Einfluß zum entscheidenden Faktor am Goldenen Horn gemacht, das moralische Übergewicht des Zaren über den Sultan vor aller Welt klargestellt, auf dem Balkan Rußland zur Vormacht deklariert und Englands Einfluß in den Hintergrund geschoben. Der Sieg Rußlands in der Flüchtlingsfrage bedeutete oder hätte doch bedeuten können die Etablierung einer russischen Vorherrschaft in Konstantinopel, und die Souveränität und Entschlußfreiheit der

[1]) Stratford Canning an Palmerston, dto. Konstantinopel, 8. September. London, A. d. F. O.

Pforte würde illusorisch gemacht worden sein, wenn für irgend eine Macht die Möglichkeit geschaffen wäre, von der Pforte durch einen säbelrasselnden Sondergesandten in irgend einer Frage, selbst in einer solchen, die im Grunde eine Frage des Hausrechtes ist, unbedingten Gehorsam zu erzwingen. Aus diesen allgemeinen Erwägungen heraus sprachen sich der französische Gesandte General Aupick und der preußische Gesandte Graf Pourtalès gegen die Auslieferung der Flüchtlinge aus[1]), und gelang es schon diesen, den Sultan in seinem Entschlusse, der Entscheidung des Diwans gemäß zu handeln, wankend zu machen, so führte die Haltung Englands bzw. seines Konstantinopeler Vertreters die Entscheidung zugunsten der Emigranten herbei. Viel mehr als Frankreich und Preußen war England daran interessiert, den Russen ein Paroli zu bieten. Unter keinen Umständen konnte England es zulassen, daß eine andere Macht im nahen Orient zu dominierendem Einfluß gelange, via facti das für England in Bezug auf die Türkei statuierte Prinzip der offenen Tür für alle Mächte zu durchbrechen versuche. Schwieg England dazu, dann hatte die englische Politik eine verhängnisvolle Schlappe erlitten. Das Ansehen Englands, sein Einfluß im nahen Orient standen auf dem Spiel; es handelte sich für England nicht um die Frage der ungarischen Emigranten, die der englischen Regierung nicht eine englische Patrone wert waren, es handelte sich um das Ansehen und den Einfluß Englands in Konstantinopel, um eine europäische Frage, die zugleich in allerhöchstem Maße eine englische war. Das Interesse der ungarischen Revolutionsführer, das immer hinter dem europäischen Interesse hatte zurückstehen müssen, fiel diesmal mit dem europäischen bzw. englischen Interesse zusammen; so wurde eine ungarische Frage zur europäischen Angelegenheit.

Der energische Vertreter Englands in Konstantinopel, Sir Stratford Canning, erkannte, daß Gefahr im Verzuge war, daß England auf keinen Fall die Palme des Erfolges in dieser Frage Rußland überlassen dürfe und daß es notwendig sei, eventuell selbst das Schwert Britanniens in die Wagschale zu werfen. Ohne erst Instruktionen aus London abzuwarten, der Zustimmung seines Premiers im vornherein gewiß, trat er aus eigener Initiative und Verantwortung mit aller Energie der Ausführung des Beschlusses des Diwans entgegen und versicherte die Pforte, sie könne in dieser Angelegenheit unbedingt der vollsten Unterstützung Englands gewiß sein.

„Wenn ich meine Unterstützung für einen Moment aufgeschoben hätte," schreibt er diesbezüglich an Lord Palmerston, „so würde die Pforte, wie ich nicht zweifle, nachgegeben haben. Nach der Sachlage fühlte ich, daß es keine andere Wahl gab, die nicht den Verlust an Ansehen und Einfluß nach sich gezogen hätte. Die Unehre wäre jedenfalls auf uns gefallen, denn jedermann weiß, daß selbst Reschid mit all seinem Geist und seiner Menschlichkeit ohne uns dem Ansturm nicht widerstanden hätte und Frankreich hier in nahezu jeder Hinsicht in unserem Kielwasser segelt, durch seine Stellung dazu genötigt und im Vertrauen zu Ihrer Politik." [2])

[1]) Rosen a. a. O., Bd. II, S. 129.

[2]) Stratford Canning an Lord Palmerston, dto. Konstantinopel, 17. September. London, A. d. F. O.

Aber noch wagte es die Pforte nicht, das Verlangen des Zaren unzweideutig und entschieden abzuschlagen. Sie suchte nach einem Auskunftsmittel, das es ihr ermöglicht hätte, dem Wunsch Englands nach Unnachgiebigkeit Rußland gegenüber zu willfahren und so ihre eigene Würde zu wahren, ohne den Zaren vor den Kopf zu stoßen und seinen Zorn auf sich zu lenken. Die türkischen Staatsmänner entschlossen sich deshalb, den Ungarn den Rat zu geben, zum Islam überzutreten und damit türkische Staatsbürger zu werden; auf diese Weise wären sie vor den Verfolgungen seitens Österreichs und Rußlands, die Türkei aber, von der niemand die Auslieferung ihrer eigenen Untertanen hätte verlangen können, vor dem lästigen Drängen des Zaren sicher gewesen. Es war ein von echt orientalischer Schlauheit und Unentschlossenheit eingegebener Ausweg. Als man Andrassy, der im Interesse seiner Landsleute in Konstantinopel eine fieberhafte Tätigkeit entwickelte, am 9. September aufforderte, seine Landsleute in diesem Sinne zu informieren, wies er dieses Ansinnen zunächst mit Entrüstung zurück. Erst nachdem ihm die türkischen Minister am nächsten Tage nochmals Vorstellungen in dieser Richtung machten und ihm sagten, wenn er nicht in der angegebenen Weise interveniere, werde ihn die Verantwortung für alles eventuell entstehende Unheil treffen, hielt er sich für verpflichtet, Kossuth die peinliche Botschaft zu übermitteln, und das um so mehr, als Sir Stratford Canning, trotz seines telegraphischen Berichtes noch immer ohne Instruktion aus London, plötzlich kleinmütig zu werden begann und, daran zweifelnd, daß sein eigenmächtiges Vorgehen die Billigung des englischen Kabinettes finden werde, die Sache der Emigranten selbst für verloren erklärte.

In einem vom 11. September datierten Schreiben teilte Andrassy Kossuth das von der Pforte vorgeschlagene letzte Rettungsmittel mit. Er enthielt sich zwar eines jeden Rates in betreff der vorgeschlagenen Konversion und erklärte, jedermann müsse mit sich selbst ausmachen, wie er sich zu diesem Ansinnen verhalten wolle; aber der Kommentar, den er an den Vorschlag der Pforte knüpfte, bedeutet doch einen dringenden Rat, sich mit der Konversion zu befreunden. Die zum Islam übergetretenen Emigranten würden, so schrieb er, in der türkischen Armee Aufnahme finden,

„und wenn dann der Sultan die Herausgabe der Bekehrten, seiner neuen Untertanen, verweigert, dann ist der Krieg fast gewiß und der ungarische Feldzug wird in der Türkei fortgesetzt. Um dieses Ziel zu erreichen, braucht man das Urteil der öffentlichen Meinung Europas nicht zu scheuen. In dem aufgezwungenen Glaubenswechsel wird sie nicht einen Akt der Feigheit, sondern vielmehr eine Kundgebung gegen die Kabinette Europas und einen Beweis dafür erblicken, daß Ungarns Schicksal nunmehr an dasjenige der Türkei geknüpft ist“ [1]).

Am 18. September traf Andrassys Schreiben in Widdin bei Kossuth ein. Am selben Tage zogen vor den Wohnhäusern der höhergestellten ungarischen Emigranten Wachposten auf, und Sia Pascha, der Kommandant von Widdin, publizierte den strengen Befehl, kein Ungar dürfe ohne militärische

[1]) Wertheimer a. a. O., Bd. I, S. 45 ff.

Eskorte die Straße betreten[1]). Die Drohung Rußlands, die Flucht auch nur eines Emigranten aus Widdin als casus belli zu betrachten, hatte offenbar dazu geführt, daß Sia Pascha entsprechende Instruktionen erhielt. Die Nachricht, der Glaubenswechsel sei die einzige Rettung vor der Auslieferung, verbreitete sich blitzschnell im ungarischen Lager. Kossuth suchte die Emigranten zwar mit der Versicherung zu beruhigen, er sei fest überzeugt, daß England die Auslieferung der Ungarn nie zugeben werde[2]). Trotzdem aber entschloß sich ein Teil der Emigranten zur Konversion. Nur Kossuth erklärte feierlich, jede Zumutung, den Glauben seiner Väter abzuschwören, energisch abzulehnen, und er nahm Gelegenheit zu einer Kundgebung, die seine moralische Position in der öffentlichen Meinung Englands wesentlich stärkte und ihm die Glorie des Märtyrers und Helden verlieh. Am 20. September war in Widdin William Thomson, ein Mitarbeiter der „Daily News", eingetroffen, von seinem Blatt als Spezialberichterstatter nach der Türkei entsandt. Er überbrachte Kossuth einen Brief Pulszkys, der mit dem Eigentümer der „Daily News" befreundet war. Pulszky teilte darin Kossuth mit, er habe durch seine parlamentarischen Freunde Lord Palmerston bitten lassen, die Auslieferung der ungarischen Flüchtlinge zu verhindern, und den Bescheid erhalten, Sir Stratford Canning sei beauftragt worden, die Pforte zu versichern, England sei entschlossen, die Türkei gegebenenfalls mit bewaffneter Hand gegen Österreich und Rußland zu schützen, falls die Flüchtlingsfrage zu Verwicklungen führen sollte[3]). Da Thomson den kürzeren, aber beschwerlicheren Landweg dem Seeweg vorgezogen hatte, die betreffende Note Lord Palmerstons, die später noch zu erwähnen sein wird, an Stratford Canning aber erst am 2. Oktober expediert wurde, war Kossuth vierzehn Tage früher in Kenntnis der Absichten der englischen Regierung als der englische Botschafter in Konstantinopel. Er wußte also, daß die Ungarn auf den Schutz Englands vertrauen könnten, und diese beruhigende Gewißheit diktierte ihm den berühmten Brief an Lord Palmerston, den er Thomson zur Weiterbeförderung im Wege der Konstantinopeler englischen Botschaft mitgab.

Der aus Widdin vom 20. September datierte Brief Kossuths an Lord Palmerston[4]) beginnt mit der stereotypen Versicherung, nicht der Geist des Umsturzes und nicht revolutionärer Drang habe Ungarn bewogen, in den Kampf gegen Österreich einzutreten, den die Ungarn siegreich führten, bis sie schließlich, nicht durch die überlegene Macht Österreichs und Rußlands, sondern durch den Verrat ihrer eigenen Brüder überwunden wurden.

„Rußland allein hat bei diesem blutigen Spiel gewonnen," fährt er fort. „Es hat seinen Einfluß im Osten Europas ausgedehnt und befestigt, und schon bedroht es auf furchtbare Weise mit ausgestrecktem Arm nicht nur die

[1]) Korn a. a. O., S. 95.

[2]) Kossuth und die ungarischen Flüchtlinge in der Türkei, Artikel der „Wiener Allgemeinen Zeitung", Nr. 16, vom Jahre 1851.

[3]) „Daily News" vom 15. Oktober 1849. Vgl. auch Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 351. — Korn a. a. O., S. 98.

[4]) Im Wortlaut bei Korn a. a. O., S. 99 ff.

Integrität, sondern auch die moralischen Grundlagen des türkischen Reiches." Er habe sich, erklärt er weiter, nur in der Hoffnung auf türkischen Boden begeben, es werde ihm gestattet sein, von dort aus England zu erreichen. Aber selbst mit dieser Absicht werde er sich lieber seinem tödlichsten Feind übergeben, als der türkischen Regierung, deren Lage er zu würdigen wisse, irgend eine Unannehmlichkeit zu bereiten. Was aber den Vorschlag betreffe, die Ungarn möchten zum Islam übertreten, um der Auslieferung zu entgehen, so schreibt er:

„Meine Antwort bedarf keines Bedenkens. Zwischen Tod und Schande darf die Wahl weder zweifelhaft noch schwer sein. Gouverneur von Ungarn und zu diesem hohen Amte durch das Vertrauen von fünfzehn Millionen meiner Landsleute berufen, weiß ich vollkommen, was ich der Ehre meines Vaterlandes schuldig bin, selbst in der Verbannung. Auch als Privatmann habe ich einen ehrenvollen Pfad zu verfolgen. Ich war einst Gouverneur eines edlen Volkes. Ein Erbteil hinterlasse ich meinen Kindern nicht; so sollen sie wenigstens einen unbefleckten Namen tragen. Ich bin zu sterben bereit. Doch da ich diese Maßregel als eine für die Türkei schimpfliche und schädliche betrachte, da mir ihre Interessen am Herzen liegen und ich es für meine Pflicht erachte, meine Leidensgenossen womöglich von dieser erniedrigenden Wahl zu erlösen, habe ich dem Großwesir eine beschwichtigende Antwort gegeben und mir die Freiheit genommen, bei Sir Stratford Canning und General Aupick um großmütige Unterstützung gegen diese tyrannische Maßregel bittlich zu werden." Kossuth erbittet weiter den Schutz Englands für seine Familie und schließt: „Die politischen Interessen des zivilisierten Europas, so viele wichtige Rücksichten, welche England selbst betreffen, vor allem aber die Erhaltung des osmanischen Reiches selbst sind zu innig mit dem Dasein Ungarns verbunden, als daß ich alle Hoffnung aufgeben sollte."

Es fehlte in der englischen Zeitungswelt zwar nicht an Stimmen, welche in mehr oder weniger boshafter Weise den Umstand glossierten, daß Kossuth nur im Interesse der Türkei, Englands und des ganzen zivilisierten Europas um die Rettung seines Lebens bitte, zu sterben bereit sei, aber nicht sterben wolle, um die Türkei nicht mit Schande zu beladen[1]); trotzdem aber machte das Sendschreiben Kossuths, das Pulszky in Abschrift erhielt und sofort durch die englische Presse verbreitete, auf die englische Öffentlichkeit nachhaltigen Eindruck. Kossuth war in England der Held des Tages.

Die beschwichtigende Antwort an den Großwesir, die Kossuth in seinem Schreiben an Palmerston erwähnt — sie war am 19. September, also am Tage vor der Ankunft Thomsons in Widdin, abgegangen — sah allerdings etwas anders aus, als nach den stolzen und mannhaften Worten, die Kossuth in dem Schreiben an Palmerston fand, vermutet werden mußte. In seinem Brief an Rifaat Pascha erklärt Kossuth, ihm würde die Wahl zwischen Tod und Schande nicht schwer fallen, wenn er nur ein einfacher Privatmann wäre, einer von den Fünftausend, die seine Gefangenschaft auf türkischem Boden teilen. Aber er sei nicht nur einst Gouverneur Ungarns gewesen, er sei gegenwärtig die letzte, die einzige Hoffnung seines Volkes, das mit seiner Leiche seine letzte Hoffnung auf Befreiung von dem harten Joch der Tyrannen in das Grab sinken sehen würde. Er habe die heilige, unverletz-

[1]) „The Times" 10. Oktober 1849; „Morning Post", 8. Oktober 1849 u. a. m.

liche Pflicht, mit seinem Leben seinem Volke die Hoffnung zu erhalten. Er beschwört den Großwesir, um der Zukunft des ungarischen Volkes willen, das eine große historische Vergangenheit mit dem Osmanischen Reiche verbinde, ihm die Wahl zwischen der Ehrlosigkeit und dem Henker zu ersparen, eine Wahl, die angesichts der in diesem Falle bitteren Pflicht, seinem Volke sein Leben zu erhalten, nicht zweifelhaft sein könne. Um seines Volkes willen erklärte er sich notgedrungen bereit, im äußersten Falle, wenn kein anderer Ausweg mehr bleibe, wenn die Türkei nur die Wahl haben sollte zwischen Krieg mit übermächtigen Gegnern und Unterwerfung unter die Forderungen der Tyrannen, sich dem Glaubenswechsel zu unterziehen. Allerdings müßte er die Bedingung stellen, daß ein Modus gefunden werde, der es ihm ermögliche, den Übertritt zum Islam zu vollziehen, ohne seine Ehre, die auch die Ungarns sei, vor den Augen der Welt zu beflecken[1]).

Rifaat Pascha hatte es nicht nötig, sich über den Modus des Glaubenswechsels Kossuths, der schon deshalb nicht geheimzuhalten gewesen wäre, weil er Rußland und Österreich offiziell hätte mitgeteilt werden müssen, den Kopf zu zerbrechen. Durch das erwähnte Eingreifen Stratford Cannings zu der Überzeugung gelangt, daß er der Unterstützung Englands sicher sei, lehnte der Sultan mit aller Entschiedenheit die Zumutung ab, das einmal gewährte Gastrecht zu verletzen, und ließ den Plan, die Ungarn durch die Konversion den Verfolgungen zu entziehen, fallen. Zugleich aber suchte man in Konstantinopel nach Mittel und Wegen, die Notwendigkeit einer schroffen Antwort, die Fürst Radziwill nach diesem Entschluß des Sultans hätte erhalten müssen, zu umgehen. Die Pforte verfiel auf den Ausweg, sich an den Zaren selbst zu wenden und ihm direkt die Entscheidung über die Berechtigung oder die Grundlosigkeit der Einwendungen, die gegen das russisch-österreichische Vorgehen erhoben wurden, anheimzustellen, statt sich zwingen zu lassen, dem durch den Wortlaut seines präzisen Auftrages gebundenen Sondergesandten gegenüber die unbedingte Verwerfung seiner Forderungen auszusprechen. Man beschloß demnach ebenfalls einen Sondergesandten an den Zaren abzufertigen und so den Schauplatz der Verhandlungen von Konstantinopel auf russischen Boden zu verlegen, ein Auskunftsmittel, das sich in früheren Fällen schon bestens bewährt hatte. Die Schwierigkeit, von der russischen Botschaft die Pässe für die Sondergesandtschaft verlangen zu müssen und so das Geheimnis zu verraten, wurde in sehr kluger Weise umgangen. Man ernannte Fuad Effendi, den in Bukarest ansässigen Kommissär für die Donaufürstentümer, der im Besitze diplomatischer Pässe war und am russischen Hof als persona grata galt, zum Spezialbevollmächtigten. In dem eigenhändigen Schreiben des Sultans, das Fuad Effendi dem Zaren zu überbringen hatte, motivierte der Sultan in der rücksichtsvollsten, vorsichtigsten Weise die Ablehnung der russisch-österreichischen Forderungen. Er sprach sein aufrichtigstes Bedauern aus, nicht tun zu können, was der russische

[1]) Botschafter General Aupick an den französischen Minister des Äußeren, Toqueville, dto. Konstantinopel, 28. September 1849. Paris, Staatsarchiv.

Botschafter verlange, verbürgte sich dafür, daß die russischen Flüchtlinge strengstens überwacht und an allen feindseligen Umtrieben und Zettelungen verläßlich gehindert werden sollten. Indem der Zar diese Regelung der Angelegenheit gutheiße, werde er die Ehre des Padischah, die in dieser Frage engagiert sei, schonen und ihm einen neuen Beweis seines Wohlwollens und seiner Freundschaft geben. Die Mission Fuads wurde so geheimgehalten, daß der russische Botschafter in Konstantinopel von ihr erst Kenntnis erhielt, als Fuad bereits die russische Grenze überschritten hatte und die Ausführung seines Auftrages nicht mehr verhindert werden konnte[1]). Die nächste Folge war, daß Fürst Radziwill in hellem Zorn von Konstantinopel abreiste, ohne sich vom Sultan zu beurlauben. Unmittelbar darauf brachen die Gesandten Österreichs und Rußlands den diplomatischen Verkehr mit der Pforte ab.

Das türkische Kabinett war über den Abbruch der Beziehungen begreiflicherweise konsterniert, um so mehr, als offizielle Erklärungen seitens der englischen Regierung, welche die Versicherungen Sir Stratford Cannings legitimiert hätten, noch nicht eingetroffen waren, die Pforte also nicht mit aller Sicherheit auf die Unterstützung Englands vertrauen zu dürfen glaubte. Sie wandte sich daher an England mit der direkten Bitte um moralische und nötigenfalls materielle Unterstützung in dem durch den Abbruch der Beziehungen seitens Österreichs und Rußlands aufs äußerste verschärften Konflikt. Palmerston sah zwar ganz richtig in dem Vorgehen Österreichs und Rußlands gegen die Türkei nur einen Versuch, die Pforte einzuschüchtern, und meinte, die beiden Regierungen würden diesen Schritt, wenn er mißlingen sollte, verleugnen oder maskieren; nichtsdestoweniger aber war er entschlossen, alles zu tun, was ein Mißlingen dieses Einschüchterungsversuches herbeiführen und die ganze Affäre mit einer diplomatischen Niederlage Österreichs und Rußlands beendigen konnte. Er glaubte sich in dieser Angelegenheit um so unbekümmerter engagieren zu können, als er der Überzeugung war, daß Österreich und Rußland bei dem augenblicklichen Stande der Dinge in Deutschland, Polen, Norditalien und Ungarn einer solchen Frage wegen einen Bruch mit England, Frankreich und der Türkei nicht wagen würden[2]). Rußland war zwar bemüht, durch seinen Londoner Botschafter Brunnow die englische Regierung zu überzeugen, es sei der beste Weg für England und Frankreich, das in dieser Frage mit dem Inselreich solidarisch vorging, ruhig zu bleiben, die Ereignisse abzuwarten und dem Takt und der Mäßigung des Zaren die gütliche Lösung dieser Frage ohne Nachteile für die Würde und die Unabhängigkeit des Sultans anzuvertrauen. Palmerston aber ließ sich nicht hinhalten, sondern führte einen Beschluß des Kabinetts herbei, dahin gehend, daß der Sultan mit allen Mitteln und so weit es sich als notwendig erweise unterstützt und zu diesem Zwecke die Mitwirkung Frank-

[1]) Rosen a. a. O., Bd. II, S. 129 ff.

[2]) Palmerston an Stratford Canning, dto. London, 29. September. London, A. d. F. O.

reichs gesucht werden müsse. England beabsichtige, gemeinsam mit Frankreich in Wien und Petersburg freundschaftliche und höfliche Vorstellungen zu erheben, um die beiden kaiserlichen Regierungen in gütlichem Wege zu bewegen, von ihren Forderungen abzustehen, da der Sultan durch die geltenden Verträge nicht verpflichtet sei, die gestellten Forderungen zu erfüllen und zu tun, was für ihn unehrenhaft und schimpflich sei. Gleichzeitig sollte in Paris vorgeschlagen werden, die beiden Mittelmeerflotten in die Dardanellen abzusenden mit dem Auftrag, auf Wunsch des Sultans in den Bosporus einzulaufen, sei es, um Konstantinopel vor einem tatsächlichen oder drohenden Angriff zu schützen, sei es, um dem Sultan einen starken moralischen Rückhalt zu gewähren. Um aber der Entsendung der Flotten den Charakter einer offenen Drohung zu benehmen, welche die Verständigung mit dem Zaren erschweren würde, sollte dem Sultan dringend nahegelegt werden, das Einlaufen der Flotten in die Dardanellen nicht ohne die zwingendste Notwendigkeit zu verlangen [1]).

Für Palmerston war die ganze Angelegenheit eine englische Prestige- und Machtfrage. In der Emigrantenfrage selbst, die ihm ganz zweifellos in zweiter Linie stand, war er der Ansicht, es solle den Bemittelten unter den ungarischen Flüchtlingen gestattet werden, die Türkei zu verlassen und sich in England oder Frankreich niederzulassen, die Unbemittelten aber sollten im Inneren der Türkei angesiedelt werden, um dort eine nützliche Kolonie zu bilden [2]).

Das tatsächliche Einlaufen der englisch-französischen Mittelmeerflotte in die Dardanellen verfehlte seine Wirkung nicht. Die österreichische Regierung erklärte dem englischen Botschafter in Wien, daß sie nicht unbedingt auf der Auslieferung der Flüchtlinge bestehe, und auch Rußland gegen diese Entschließung des Kaisers von Österreich keine Einwendungen erheben werde. Allerdings war die diesbezügliche Mitteilung der österreichischen Regierung einstweilen noch nicht offiziell abgegeben [3]). Die Sprache Rußlands freilich war eine andere. Es trat nicht unverhüllt den Rückzug an, sondern ließ zunächst in London erklären, die Angelegenheit der ungarischen Flüchtlinge sei von Anbeginn an zu unverdienter Bedeutung aufgebauscht worden, sie hätte lediglich behandelt werden sollen als „affaire de police et non pas comme une affaire de politique". Rußland maskierte auf diese Weise einen Rückzug, der dem Zaren insofern nicht ganz unerwünscht kam, als, wie ausgeführt, die Hinrichtung „seiner" gefangenen Ungarn seine helle Entrüstung erregt hatte und er nicht ungern von einer Forderung zurücktrat, die hauptsächlich zur Unterstützung Österreichs gestellt worden war. Rußland verzichtete zwar ebenfalls auf die Auslieferung, verlangte aber statt dessen, der Sultan sollte sich zur verläßlichen Internierung der ungarischen und polnischen Emigranten in bindender Weise verpflichten. Die neuen Forderungen Rußlands umfaßten ferner folgende drei Punkte:

[1]) Palmerston an Stratford Canning, dto. London, 2. Oktober. London, A. d. F. O.
[2]) Palmerston an Posonby, dto. London, 6. Oktober. London, A. d. F. O.
[3]) Posonby an Palmerston, dto. Wien, 22. Oktober. London, A. d. F. O.

1. Die Ausweisung der Polen aus türkischem Gebiet.
2. Die Verschickung der konvertierten Pfalen nach Diarbekir.
3. Die Verpflichtung, daß die Pforte sich an die fremden Regierungen, speziell Frankreich und England, wenden werde, um die Zusicherung zu erhalten, daß russische Untertanen, die in England oder Frankreich sich naturalisieren lassen würden, dadurch in der Türkei von der Behandlung nach ihrer ursprünglichen Staatsangehörigkeit nicht ausgenommen sein sollten [1]).

Gegen die beiden ersteren Punkte der russischen Forderungen hatte England nicht viel einzuwenden, den dritten Punkt erklärte es als undiskutabel. Ebenso die österreichische Forderung nach Verpflichtung des Sultans zur verläßlichen Internierung der Flüchtlinge, und zwar mit der Begründung, daß es unbillig und mit der Unabhängigkeit des Sultans unvereinbar sei, ihn zum Gefangenenwärter des Kaisers von Österreich zu machen, der Personen beaufsichtigen müsse, die Österreich für politisch gefährlich halte. Nach englischer Ansicht konnte der Sultan nur verpflichtet werden, zu verhindern, daß sein Gebiet zum Schauplatz von Verschwörungen gemacht werde, die gegen die Nachbarreiche gerichtet seien [2]). In diesem Sinne wurde die Angelegenheit denn auch erledigt. Seinem Standpunkt vollkommen zum Durchbruche zu verhelfen, war Palmerston allerdings nicht vergönnt. Frankreich wünschte sich — es mag da wohl die Rücksichtnahme des Präsidenten Louis Napoleon auf seine imperialistischen Pläne, die es ihm nicht ratsam erscheinen ließ, sich zu stark gegen Rußland zu engagieren, mitgespielt haben — von der gemeinsamen Aktion im Orient zurückzuziehen; und wenn somit die ganze Kampagne nicht mit einem durchgreifenden Erfolge Englands endete, so waren doch immerhin die Geschlagenen Österreich und Rußland, und von dem hinter den Wünschen Palmerstons zurückgebliebenen Erfolge fiel ein ansehnlicher Teil auch für die Pforte ab. Die Niederlage Rußlands und Österreichs war nicht abzuleugnen, und es schwächte ihren Eindruck wenig, daß Zar Nikolaus, der sich in barschen Vorwürfen gegen die englischen Staatsmänner erging, nicht anstand, zu erklären, daß die Pforte trotz des Eingreifens Englands und trotz des Erscheinens der englisch-französischen Flotte in den Dardanellen den Weiterbestand ihres Reiches doch nur seiner Großmut verdanke, da das Einlaufen der Flotten in die Dardanellen erst nach der friedlichen Erledigung der Angelegenheit in Petersburg bekannt geworden sei. Die Tatsache, daß der Zar sich doch vor den Kanonen der englischen Flotte gebeugt hatte, war nicht zu bestreiten: der Zar hatte den Sonderbotschafter der Pforte, Fuad Effendi, huldvoll empfangen und keine Schwierigkeiten mehr gemacht, gegen das Versprechen sorgfältiger Überwachung und Internierung von der verlangten Auslieferung, beziehungsweise Ausweisung abzustehen, und als Österreich und Rußland noch vor Ende des Jahres infolge eines von ihnen ausgegangenen ersten entgegenkommenden Schrittes die diplomatischen Beziehungen zur Pforte wieder aufnahmen, ließ sich nicht mehr verbergen, daß eine diplomatische Kampagne, welche die tiefste moralische Demütigung der

[1]) Palmerston an Stratford Canning, dto. London, 7. November. London, A. d. F. O.
[2]) Palmerston an Posonby, dto. London, 27. November. London, A. d. F. O.

Pforte hatte herbeiführen sollen, sich am Ende zu einem diplomatischen Sieg der Türkei gestaltet hatte.

Der Emigrantenfrage war nun zwar die politische Spitze abgebrochen, aber erledigt in der Weise, wie die ungarischen Flüchtlinge es wünschten, war sie nicht. Die Pforte hatte, wie gesagt, die Pflicht übernommen, die Emigranten zu internieren und verläßlich zu überwachen; ihre Hoffnung, freigelassen zu werden, verwirklichte sich also nicht. Unter diesen Umständen zog es eine stattliche Anzahl von Ungarn vor, durch den Übertritt zum Islam und den Eintritt in die türkische Armee die Freiheit, wenn auch die begrenzte Freiheit des Soldaten, zu erkaufen. Die Generäle Bem, Kmety und Stein, die Obersten Balog und Zarsetzky, die Oberstleutnants Fritsch und Fürst Warwiecki, 10 Majore, 15 Hauptleute, 40 Leutnants, 75 Unteroffiziere und ungefähr 200 Soldaten, ferner einige Ärzte und Beamte traten zum Islam über, um in den türkischen Heeresverband aufgenommen werden zu können [1]). Jetzt, nachdem der Erfolg der englischen Intervention den Glaubenswechsel, an den Kossuth selbst vor wenigen Wochen noch gedacht hatte, unnötig gemacht hatte, trat Kossuth gegen die Konversionen auf. In einem heftigen Schreiben warf er Bem vor, dieser habe, indem er seinen Glauben abschwor und in den Dienst des Tyrannen trete, alles zunichte gemacht, was er im Dienste der Freiheit in Ungarn geleistet. Ein Vorwurf, den Bem dadurch parierte, daß er in ebenso schroffem Tone antwortete, niemand anderer als Kossuth allein habe durch Unfähigkeit und Leichtgläubigkeit den Fall Ungarns verschuldet [2]).

Während der Verhandlungen über die Emigrantenfrage war übrigens die Zahl der Flüchtlinge stark zusammengeschmolzen. Die durch die österreichischen Emissäre Kovacs und Jazmagy nach Widdin überbrachte Proklamation, welche den Mannschaftspersonen vom Feldwebel abwärts, die sich freiwillig zur Heimkehr entschlössen, die Milde des Kaisers in Aussicht stellte, hatte den Erfolg, daß sich 20 Unteroffiziere und 3000 Mann zur Heimkehr meldeten und am 21. Oktober unter dem Kommando des nach Widdin entsandten österreichischen Generals Hauslab in die Heimat abtransportiert wurden [3]). Ihre Hoffnung, Haus und Hof wiederzusehen, erfüllte sich aber nicht; gleich 50000 anderen Honveds, die man durch die militärische Disziplin am besten niederhalten zu können hoffte, wurden sie assentiert und unter die kaiserlichen Regimenter eingereiht, um unter der gleichen Fahne zu dienen, gegen die sie vor wenigen Wochen noch gekämpft hatten. Der Rest der Emigranten, gegen 2000 Mann, wurde zunächst nach Schumla transportiert. Kurze Zeit nach ihrem Eintreffen daselbst ordnete der Sultan an, daß die Konvertiten nach Aleppo, die anderen Revolutionsführer mit Kossuth an der Spitze nach Kiutahia zu gehen haben. Mit dem Exgouverneur teilten die Verbannung in Kiutahia Graf Kasimir Batthyanyi, der Kriegsminister Lazar

[1]) Korn a. a. O., S. 97.
[2]) Szedlak, Enthüllungen, S. 53.
[3]) Korn a. a. O., S. 111.

Meszaros, die Generäle Dembinski, Perezel, Wysocki und Bulhanin, 14 Stabsoffiziere, 14 Subalternoffiziere, ein Arzt, 2 Geistliche, 5 Beamte, 30 Unteroffiziere und Soldaten und 6 Damen, darunter Kossuths Gattin [1]). Vor der Abreise nach Kiutahia richtete Kossuth an den Sultan, dem die ungarischen Emigranten ihr Leben dankten, ein Schreiben, in dem er sagt:

„Wenn die Regierung Eurer Majestät schon zu dem Grade der Ohnmacht herabgesunken ist, daß die fremde Diplomatie sie zu der schändlichen Maßregel der Internierung zwingen kann, dann gehe ich wohl, der Gewalt weichend, in die Verbannung und Einsamkeit, bin aber überzeugt, daß letztere nicht lange dauern wird, denn Eure Majestät werden mir bald als Gesellschafter nachgeschickt werden" [2]).

Dieser „Dank vom Hause Kossuth" läßt es nicht verwunderlich erscheinen, daß der Sultan zunächst nicht einwilligte, seinen Schützlingen die Freiheit zu geben, wie Kossuths Haltung auch die Sympathien, die Palmerston für den Ergouverneur an den Tag legte, etwas herabgestimmt zu haben scheint. Wenigstens antwortete Palmerston auf die wiederholten Bitten Pulszkys, Kossuth zu befreien, mit einer von seinem bisherigen temperamentvollen Vorgehen sehr stark abstechenden Zurückhaltung: solange Österreich sein Reorganisationswerk nicht vollendet habe, sei England in dieser Angelegenheit zur Untätigkeit verurteilt [3]). So währte es noch zwei volle Jahre, bis, wieder mit Englands Unterstützung, die Stunde der Freiheit für die Flüchtlinge schlug [4]). Erst im September 1851 konnte Kossuth mit seinen Gefährten auf einem amerikanischen Schiffe die Reise in die Freiheit antreten, war die Emigrantenfrage endgültig aus der Welt geschafft.

[1]) Vollständige Namensliste bei Korn a. a. O., S. 183 ff.

[2]) Korn a. a. O., S. 319.

[3]) Pulszky a. a. O., Bd. III, S. 40.

[4]) Pulszky a. a. O., Bd. III, S. 52 und 78. Der ganze Gang der Verhandlungen über die Flüchtlingsfrage ausführlich bei Ashley, The life of Lord Palmerston. Bd. II, S. 103 ff.

Ist die Entwicklung des Buddhismus vom Christentum beeinflußt worden?

Von

Richard Garbe.

Die buddhistische Religion ist um die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. in den äußersten Nordwesten Indiens eingedrungen. Dort ist ihre Entwicklung in der Richtung vor sich gegangen, die sich am entschiedensten in der Vergöttlichung der Person Buddhas und in der Umwandlung des Nirvāna-Begriffs zu der Vorstellung eines seligen Fortlebens äußerte; dort ist das Wesentlichste von dem entstanden, was den nördlichen Buddhismus von dem südlichen in Lehre und Kultus unterscheidet. Diese Entwicklung fand einen gewissen Abschluß in der Gründung einer neuen Schule, die sich den Namen Mahāyāna „das große Fahrzeug" beilegte und in jener Gegend bis etwa zum achten Jahrhundert geblüht hat. Im Gegensatz zu dem Mahāyāna wird seit der Begründung dieser Schule der ältere ursprüngliche Buddhismus als Hīnayāna „das kleine Fahrzeug" bezeichnet.

In den Darstellungen des Buddhismus wird das Mahāyāna gewöhnlich mit Geringschätzung behandelt, weil es erstens auf die Äußerlichkeiten des Kultus Wert lege und zweitens in seiner philosophischen Spekulation den stärksten Skeptizismus zeige mit seiner Lehre von dem Nichts als dem wahren Wesen der Dinge. Wichtiger aber als diese Seiten ist aus dem mannigfaltigen Inhalt des Mahāyāna das neue Lebensideal, das von ihm an Stelle der zwar wohlwollenden, im Grunde jedoch egoistischen Gleichgiltigkeit — der Freiheit nicht nur von Leidenschaften, sondern auch von allen menschlichen Empfindungen — gesetzt worden ist. Dieses neue Ideal, dem der altbuddhistische Heiligentypus nicht mehr genügte, war das der liebevollen Hingabe und des tätigen Erbarmens. Mit Recht sagt H. Kern[1]): „Durch dieses Gefühl der inbrünstigen Hingebung, verbunden mit der Lehre von der Betätigung des Mitleids, hat der Glaube die Sympathie vieler Millionen von Menschen gewonnen und ist eine Macht in der Geschichte der Menschheit geworden von viel größerer Bedeutung als der orthodoxe

[1]) Manual of Indian Buddhism (Grundriß der indo-arischen Philologie und Altertumskunde, III, Heft 8. Straßburg 1896), S. 124.

Buddhismus." Der südliche Buddhismus, der dem alten Ideal treu geblieben ist, hat eine solche werbende Kraft nicht besessen.

Dazu kommt, daß das Mahayana Gemüt und Phantasie ansprechende Vorstellungen aufweist, die den Lehren des Hinayana schnurstracks zuwiderlaufen. Der alte Buddhismus kennt keine im Kreislauf des Lebens beharrende Seele und keinen Gott; denn die von ihm anerkannten Volksgötter sind vergängliche, in den Samsâra gebannte Wesen. Im Mahayana finden wir den Glauben an beides, an eine Art Gott und an die persönliche Seele. In einem Paradiese namens Sukhavati, wo ein Abglanz des irdischen Buddha, Amitabha „das von unermeßlichem Licht umstrahlte Wesen", in wenigstens gottähnlicher Weise thront, werden die Seelen der Frommen nach dem Tode in den Kelchen von Lotusblumen wiedergeboren, um nach Ablauf einer ihren Verdiensten entsprechenden Zeit zur Blüte selbst aufzusteigen und auf deren Blättern ruhend zu hören, wie ihnen das gute Gesetz von Amitabha gepredigt oder von Vögeln auf schönbelaubten Bäumen vorgesungen wird[1]).

Nach der herkömmlichen, auch noch von Pischel[2]) wiederholten Angabe ist das Mahayana von Nâgarjuna gegründet worden, dessen Wirken wir eher in der Mitte als in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. ansetzen dürfen. Aber diese Angabe ist nicht richtig. Nâgarjuna, der als Stifter der Mâdhyamika-Sekte die Lehre von dem Nichts als der einzigen Realität in den Buddhismus hineingetragen hat, ist wohl einer der bedeutendsten und einflußreichsten Förderer des Mahâyâna[3]) und vermutlich der Organisator dieser Schule gewesen; aber deren Begründung, d. h. die erste literarische Darlegung ihrer Lehren, ist etwa sechzig bis siebzig Jahre früher anzusetzen. Sie war das Werk eines Mannes, der in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit der bedeutendsten Indologen in Anspruch genommen hat: des berühmten und vielseitigen Mönches Aśvaghosha, der ein älterer Zeitgenosse des Königs Kanishka gewesen ist, also aller Wahrscheinlichkeit nach in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. gelebt hat[4]). Aśvaghosha war ein alter Mann zur Zeit der Geburt des Nâgarjuna, d. h. als das

[1]) Teitaro Suzuki, Outlines of Mahâyâna Buddhism. London 1907. — H. Hackmann, Buddhism as a religion. London 1910. p. 50 ff. (Die erweiterte englische Ausgabe ist dem deutschen Original vorzuziehen.) — Max Müller, Last Essays II, p. 304, 305.

[2]) Leben und Lehre des Buddha. Zweite Auflage von H. Lüders. Leipzig 1910. S. 104. Der gleiche Irrtum findet sich auch noch bei Edv. Lehmann, Der Buddhismus. Tübingen 1911, S. 227.

[3]) H. Kern, Manual p. 6, 122, 127. — Teitaro Suzuki, Açvaghosha's Discourse on the Awakening of Faith in the Mahâyâna, translated for the first time from the Chinese version. Chicago 1900. p. 43.

[4]) Aśvaghosha hat außer seinem bekanntesten Werke, dem Buddhacarita, einer poetischen Buddha-Biographie, eine Sammlung didaktischer Erzählungen (Sûtrâlamkâra) und theologische Werke verfaßt und sich auch erfolgreich als Komponist und Musiker betätigt. Neuerdings ist er durch eine glückliche Entdeckung von Heinrich Lüders auch als Dramatiker erwiesen worden (Sitzungsberichte der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, 1911, S. 388 ff., besonders S. 399). S. auch M. Anesaki, Encyclopaedia of Religion and Ethics, II, p. 159, 160. — S. Lévi, Açvaghosha, le Sûtrâlamkâra et ses sources (Journ. As. S. X, T. 12, p. 57 ff.).

letzte buddhistische Konzil zu Jālandhara unter König Kaniṣhka abgehalten wurde — gegen 100 n. Chr., wenn man die wahrscheinlichste, aber immer noch nicht ganz gesicherte Datierung des Königs Kaniṣhka (letztes Viertel des ersten und Anfang des zweiten Jahrhunderts) der Berechnung zugrunde legen darf. Cunningham, Pischel, der Sinologe O. Franke, Fleet und Lüders setzen Kaniṣhka schon in das erste Jahrhundert vor Chr.

Das Auftreten und die erste Verbreitung mahāyānistischer Ideen fällt also in die letzten Jahrzehnte vor dem Konzil zu Jālandhara.

Es ist schon manchem der Gedanke gekommen, daß bei der Umgestaltung der buddhistischen Religion zum Mahāyāna christliche Einflüsse wirksam gewesen sein könnten. So hat der Sinologe Samuel Beal[1]) in „Aśvaghoṣhas Schriften manche, offenbar aus fremden und vielleicht aus christlichen Quellen stammende Anspielungen und Erklärungen gefunden" und ist zu der Ansicht gelangt, „daß vieles in der Entwicklung des Buddhismus, die unter dem Namen des ‚großen Fahrzeuges' bekannt sei, aus diesem Grunde erklärt werden könne". An einer anderen Stelle[2]) spricht er in entschiedenerem Ton von dem damaligen Verkehr zwischen Ost und West, welcher „der späteren Schule des Buddhismus eine pseudochristliche Gestalt verliehen habe".

Eine ähnliche Beurteilung hat in neuerer Zeit Aśvaghoṣhas „Abhandlung über die Erweckung des Glaubens an das Mahāyāna" erfahren, das älteste Lehrbuch des Mahāyāna, das nicht im Sanskritoriginal, sondern nur in zwei chinesischen Übersetzungen erhalten ist[3]). Der Missionar Dr. Timothy Richard, der dieses Werk ins Englische übersetzt hat (Shanghai 1907), findet nämlich in ihm christliche Ideen und Einflüsse und gibt deshalb die buddhistischen Termini recht frei in ganz christlicher Ausdrucksweise wieder[4]), wogegen ein früherer und genauerer Übersetzer, der Japaner Teitaro Suzuki, ein Buddhist (s. S. 75, Anm. 3), in dem Buch keinerlei christliche Spuren entdeckt hat.

Mit großer Entschiedenheit und mit dem Versuch eingehender wissenschaftlicher Begründung ist dann unlängst christlicher Einfluß im Mahāyāna von dem Jesuitenpater Joseph Dahlmann[5]) behauptet worden. Mit dessen Ausführungen werde ich mich im Folgenden zunächst kritisch auseinanderzusetzen haben.

Dahlmann hat in den Kapiteln 25—27, die von der Kunst des Gandhāra-Landes, d. h. des Kabultales und der benachbarten Gegenden, handeln, zu beweisen gesucht, daß diese buddhistischen Kunstdenkmäler, die den mahāyānistischen Vorstellungskreis widerspiegeln, nicht nur den allgemein anerkannten griechisch-römischen, sondern auch tiefgehenden christlichen Einfluß verraten. Von der Mitte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts an „begann sich in Gandhāra jener Wandel in Kultus und Kunst zu vollziehen. Derselbe

[1]) Abstract of four Lectures on Buddhist Literature in China (London 1882), p. 95.

[2]) Ebendas. Introd. XIV.

[3]) Bunyiu Nanjio, Catalogue of the Chinese Translation of the Buddhist Tripitaka (Oxford 1893), No. 1249, 1250.

[4]) The Open Court, a monthly magazine (Chicago, April 1911), S. 251 ff.

[5]) Indische Fahrten (2 Bände, Freiburg 1908), II, S. 100 ff.

Buddha, dessen Gestalt ängstlich vermieden wurde, erscheint mit einem Male in den Denkmälern der buddhistischen Kunst, und zwar nicht als einfacher Herold der Erlösung wie in der altbuddhistischen Legende, sondern in einem Gewande, wie es während der ersten Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit in Antiochien und Alexandria, in Jerusalem und Rom von den höheren Klassen getragen wurde." So heißt es „Indische Fahrten" II, S. 157.

Richtig und merkwürdig ist allerdings der Umstand, daß das Buddhabild zuerst in der Kunst von Gandhāra auftritt. Nach dem Grunde dieser auffälligen Tatsache haben die meisten Vertreter der indischen Archäologie geforscht und ihn zum Teil, wie Fergusson und Cunningham, in der Annahme gefunden, daß die Buddhisten den Bilderdienst von den Griechen erlernt hätten, während Grünwedel das Aufkommen des Buddhabildes aus der natürlichen Entwicklung des Buddhismus hat erklären wollen. In der älteren buddhistischen Kunst, wie sie in den Monumenten von Sanchi, Bharhut und Buddhagaya in Mittelindien, in der Urheimat des Buddhismus, seit der Mitte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts vorliegt, fehlt das Bild Buddhas vollkommen. Wo es dort in den Darstellungen von Buddhas Leben und Wirken zu erwarten wäre, finden wir in merkwürdigem Kontrast zu den lebensvollen Bildern aller übrigen an den Vorgängen beteiligten Personen an Stelle des Buddhabildes regelmäßig ein Symbol: den Baum der Erkenntnis, den Reliquienschrein oder das Rad des Gesetzes. In der Kunst von Gandhāra dagegen steht das Bild Buddhas im Mittelpunkt; überall erscheint es hier in überragender Gestalt, auch in denselben Szenen, in denen es in der alten Kunst durch ein Symbol ersetzt ist. Dieses Buddhabild ist von Gandhāra mit dem Buddhismus in alle von ihm eroberten fremden Länder gedrungen: nach Innerasien, China, Japan und der hinterindischen Halbinsel.

Daß diese überraschende Wandlung, die eine Epoche in der buddhistischen Kunst bezeichnet, nicht allein durch äußere Einflüsse erklärt werden kann, liegt auf der Hand; wenn es auch als ganz natürlich erscheinen muß, daß sich die Künstler von Gandhāra, als sich das Bedürfnis nach der Herstellung von Kultusbildern geltend gemacht hatte, an die ihnen bekannten griechischen Vorbilder anlehnten. Aber diese Vorbilder allein hätten den Umschwung nun und nimmermehr herbeiführen können. Dieser setzt eine Umgestaltung der buddhistischen Lehre voraus. Im ursprünglichen Buddhismus war Buddha nur ein Mensch, der durch eigene Kraft die Erlösung von den Leiden des ewig fortgesetzten Daseins gefunden und den Weg gezeigt hatte, auf dem sie von jedem anderen zu gewinnen ist. Hier konnte es keinen Kultus geben, hier war die Lehre wichtiger als die Person des Lehrers, wie ja auch Buddha vor seinem Tode in seiner Abschiedspredigt gesagt hatte: „Die Lehre und die Ordnung, die ich euch gelehrt und verkündet habe, die ist euer Meister, wenn ich hingegangen bin" [1]). Die Kunst von Gandhāra zeigt, daß Buddhas Per-

[1]) Oldenberg, Buddha[5], S. 233.

sönlichkeit an die Stelle der Lehre getreten und zum Gegenstand des Kultus geworden war; sie ist das sichtbare Zeugnis einer Umwandlung fundamentaler Anschauungen, wie sie auf dem Wege zum Mahāyāna vor sich gegangen war.

Den größten Wert aber legt Dahlmanns Beweisführung auf die Rolle, die der zukünftige Buddha Maitreya im Mahāyāna spielt. Dahlmanns Standpunkt wird wegen der unten an ihm zu übenden Kritik am besten mit seinen eigenen Worten dargelegt; ich hebe deshalb eine längere Stelle aus seinem Werke (II, 127, 128) heraus:

„Dem Gotama Buddha waren in seinem Berufe als Lehrer der Menschheit viele andere Buddhas in großen Zwischenräumen vorausgegangen. Gotama selbst sollte als Fünfundzwanzigster die Reihe der Lehrer der Menschheit *für immer* schließen. Darum gründet sich alle Erlösungshoffnung auf die von ihm verkündete Lehre. Ein anderer Buddha als Lehrer der Erlösung war nicht mehr zu erwarten. Mit dieser Vorstellung brach eine neu erstehende Schule (das Mahāyāna), indem sie dem im gegenwärtigen Zeitalter verehrten Buddha einen Nachfolger als Lehrer der Erlösung gab . . . Den Mittelpunkt dieser Schule bildet Buddha Maitreya. Von Maitreya ist der älteren Überlieferung gar nichts bekannt. So nahe es gelegen hätte, den Faden der in periodischen Zwischenräumen wieder erscheinenden Buddhas fortzuspinnen, so blieb der Mythus doch bei Gotama als dem letzten Buddha stehen. Buddha *Maitreya* ist in der uns überlieferten Gestalt eine Neuschöpfung . . . Bei der Einführung des Buddha Maitreya handelt es sich aber nicht lediglich um einen neuen Buddha. Maitreya wurde in einem *von dem alten Buddha grundverschiedenen Charakter* der Mittelpunkt eines neuen Kultus, und dieser Charakter war der *des liebevoll erbarmenden Erlösers, der einst kommen wird, um die Welt aus den Banden der Leiden zu befreien.* Damit kam *ein ganz neues, mit der alten Überlieferung im Widerspruch stehendes Element* in die Erlösungslehre. Es trieb den Kultus gerade in jene Bahn, gegen die sich bis jetzt die Mönchsgemeinde immer gewehrt hatte. Aus dem *Lehrer* wird ein *Erlöser*, aus dem *menschlichen Wesen* ein *göttliches Wesen*, dem man sich bloß vertrauensvoll zuzuwenden braucht, um erlöst zu werden. Mit anderen Worten: die in Buddha Maitreya verkörperte *Heilandsidee* ist es, welche das Mahāyāna ins Leben rief."

Daß diese Auffassung Dahlmanns in der Hauptsache unrichtig und leicht zu widerlegen ist, werden wir weiter unten sehen. Hier ist nur eines vorwegzunehmen. Es muß zugegeben werden, daß im Mahāyāna dem zukünftigen Buddha Maitreya ein anderer Charakter gegeben ist als dem wirklichen Buddha in der früheren Zeit, und daß hierin in der Tat etwas Neues liegt, von dem die alte Überlieferung nichts gewußt hat.

Dieses neue Element glaubt Dahlmann nur durch fremden Einfluß erklären zu können, und als fremder Einfluß kommt für ihn nur der christliche in Betracht.

Die lebhafte Freude, mit der Dahlmann diese vermeintliche Entdeckung verkündet, ist begreiflich. Hatte er doch in früheren Werken[1]) den Untergang des Buddhismus in seinem Heimatlande durch seine innere Fäulnis erklären wollen. Wie gut stimmte nun zu diesem Standpunkt die Erkenntnis, die

[1]) *Nirvāna*, eine Studie zur Vorgeschichte des Buddhismus. Berlin 1896. — *Buddha*, ein Kulturbild des Ostens. Berlin 1898.

Dahlmann gewonnen zu haben glaubte, daß der Buddhismus seinen Siegeszug durch Inner- und Ostasien, seine Verbreitung über ein Drittel der gesamten Menschheit nicht seiner eigenen Kraft verdanke, sondern christlichen Ideen, durch die er im Nordwesten Indiens bereichert war und seine eigentliche welterobernde Lebenskraft gewonnen hatte! Nicht der Buddhismus hätte somit die Völker Ostasiens sich untertan gemacht, sondern ein Ableger des Christentums in buddhistischer Verhüllung.

Ebenso verständlich wie Dahlmanns Entdeckerfreude ist der zum Teil enthusiastische Beifall, den seine These in der katholischen Presse gefunden hat. Schien doch durch die Sicherheit der Behauptung und die glänzende Darstellung, über die Dahlmann verfügt, einfürallemal „dem Buddhismus-Humbug ein Ende gemacht zu sein".

Treten wir mit nüchterner Kritik an Dahlmanns begeisterte Beweisführung heran, so zerfließt sie in nichts.

Wie steht es zunächst um die chronologische Möglichkeit für die Annahme, daß das Auftreten des Buddhabildes in der Kunst von Gandhāra, die durch diese Kunst bezeugte Vergöttlichung Buddhas und die Auffassung Maitreyas als eines göttlichen Erlösers durch christlichen Einfluß zu erklären sei? Daß die Gandhāra-Kunst um die Wende des ersten und zweiten Jahrhunderts n. Chr. ihre Blütezeit gehabt hat, steht so ziemlich fest; aber wann ihr Beginn anzusetzen ist, darüber herrscht noch keine Gewißheit. Die Wahrscheinlichkeit spricht für die vorchristliche Zeit. Die besten Sachkenner auf diesem Gebiet, Grünwedel und Aurel Stein, sind durch die neuen Funde in Turfan und Khotan geneigt gemacht, den Beginn der Gandhāra-Kunst im ersten und vielleicht sogar im zweiten vorchristlichen Jahrhundert anzusetzen. Und der erste gegenwärtige Kenner des nördlichen Buddhismus, Louis de la Vallée Poussin, hat es so gut wie sicher gestellt[1]), daß die Vergöttlichung Buddhas in Mythologie und Kultus schon in vorchristlicher Zeit vor sich gegangen ist.

Stellen wir uns aber trotzdem auf Dahlmanns Standpunkt, daß der Kultus und die Kunst von Gandhāra in nachchristlicher Zeit entstanden sei, so müßten wir ihm weiter zugeben, daß das Christentum schon im ersten Jahrhundert in das Kabul- und Industal gelangt ist, — eine Annahme, deren „Möglichkeit heute von keiner Seite bestritten wird"[2]) (!). Dahlmann muß diese Annahme natürlich durch Verteidigung der Geschichtlichkeit der Thomas-Legende stützen, weil er das Apostolat des Thomas in den indo-iranischen Grenzgebieten für seine Beweisführung nötig hat.

Wenn die bisherigen Vertreter der Geschichtlichkeit der Thomas-Legende, soweit sie auf das indo-iranische Grenzgebiet Bezug hat, sich auf Münzfunde und eine Inschrift stützten, durch die der König der Thomas-Akten Gudupharа-Gondaphares für die erste Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. bezeugt wird, sowie auf Erwägungen über den internationalen Handelsverkehr der

[1]) In dem Werke Bouddhisme, Opinions sur l'Histoire de la Dogmatique. Paris 1909.

[2]) Dahlmann II, S. 138.

damaligen Zeit, bringt Dahlmann als neuen und seiner Meinung nach stärksten Beweisgrund die Vereinigung von Apostolat und Kunsthandwerk in der Person des Thomas hinzu: durch die Wirksamkeit des Apostel Thomas in den indischen Grenzgebieten erkläre sich der christliche Einfluß in der Kunst von Gandhāra. Diesem Gedanken ist zweierlei entgegenzuhalten: 1. daß christlicher Einfluß in der Kunst von Gandhāra nicht zu erweisen ist; 2. daß, wie O. Wecker richtig bemerkt [1]), in der Thomas-Legende „der christliche Apostel nicht mit jener Art von Kunsttätigkeit, die am klarsten den Zusammenhang zwischen Gandhāra und dem Westen bekundet, mit der Skulptur, in Beziehung gebracht wird, sondern mit der Tätigkeit eines Baumeisters, Zimmermanns, Architekten", die vermutlich durch das dem christlichen Sprachgebrauch geläufige Bild von dem Bauen der Kirche oder des Tempels zu erklären sei. Da ich nun in dieser Zeitschrift (Juli 1910, S. 83 ff.) die Gründe dafür angegeben habe, daß von einem historischen Kern der Thomas-Legende keine Rede sein kann, daß vielmehr das Christentum früheſtens erst im Anfang des dritten Jahrhunderts in das nordwestliche Indien eingedrungen ist, so ist damit für uns Dahlmanns Theorie eine geschichtliche Unmöglichkeit.

Aber auch denjenigen, dem der unhistorische Charakter der Thomas-Legende nicht feststeht, dem also die Frage der Zeitverhältnisse keine Schwierigkeiten bieten würde, Dahlmann auf seinem Wege zu folgen, können die von diesem für den christlichen Einfluß auf die Kunst und den Kultus von Gandhāra ins Feld geführten Argumente nicht überzeugen, wofern er nur mit richtiger religionsgeschichtlicher Methode in dem alten Buddhismus die Anfänge der Entwicklung zu verfolgen weiß, die zu den späteren mahāyānistischen Erscheinungen in Lehre und Kultus geführt hat. Das hat O. Wecker, der die Geschichtlichkeit der Grundzüge der Thomas-Legende immerhin für möglich hält, in hübscher und einleuchtender Weise gezeigt [2]). Ihm erklärt sich alles, was für Dahlmann nur durch die Annahme christlicher Beeinflussung zu verstehen ist, ganz ungezwungen aus der natürlichen Entwicklung des Buddhismus. Einige seiner Sätze mögen hier im Wortlaut folgen [3]).

„Zu dem theoretischen Universalismus der Heilsbotschaft stand von Anfang an in seltsamem Kontrast die Schwierigkeit, mit der das erlösende Wissen zu finden ist, und die so groß ist, daß tatsächlich die Erlösung des Buddha nie eine Erlösung für alle, vor allem nicht für die vielen Kleinen und Armen und Schwachen werden konnte ... Sobald die Konsequenzen gezogen wurden aus dem Universalismus des Heiles, den Buddha predigte, mußte die Exklusivität der reinen Buddha-Lehre gesprengt werden; die Forderungen und Ideen mußten, sobald die Predigt ernst machte mit dem ‚Kommet alle zu mir', notwendig sich nivellieren und den Bedürfnissen der Durchschnittsmenschen sich anbequemen. Und ist es nicht geschehen? Es genügt, auf die Umgestaltung des Nirvāna-Ideals zu verweisen, um an einem klassischen Typus den Umwandlungsprozeß zu illustrieren, der sich an die Umbiegung der reinen Buddha-Lehre zur Volksreligion anschloß ... Eine ähnliche Umgestaltung der Person des Buddha war die natürliche Folge derselben Entwicklung."

[1]) Tübinger Theol. Quart.-Schr., 92, S. 561.
[2]) A. a. O., S. 441 ff.
[3]) S. 442—444.

Gerade die Umgestaltung des Nirvana-Begriffs, die übrigens nicht bloß durch die Umbiegung der reinen Buddha-Lehre zur Volksreligion zu erklären ist, sondern auch durch das Vordringen der Lehre zu frischeren, von anderen Wünschen und Hoffnungen erfüllten Völkern, hätte von Dahlmann doch seinem Standpunkt entsprechend auf christlichen Einfluß zurückgeführt werden müssen. Merkwürdigerweise hat aber Dahlmann bei seiner Beweisführung auf die Umwandlung des Nirvana-Ideals kein Gewicht gelegt.

Nicht nur durch solche Erwägungen allgemeiner Art wie die eben angeführten läßt sich die Vergöttlichung der Person Buddhas aus der natürlichen Entwicklung der buddhistischen Lehre begreiflich machen; wir können auch[1]) ganz positive Anhaltspunkte für den Weg finden, auf dem die Veränderung in der Auffassung Buddhas vor sich gegangen ist. Man hat an den Zauber zu denken, den Buddhas Persönlichkeit auf seine Umgebung ausübte, und an die Ehrfurcht, die dem Meister entgegengebracht wurde und sich nach seinem Tode naturgemäß steigerte. Schon in der Aufnahmeformel „Ich nehme meine Zuflucht bei Buddha" usw. ist in der ältesten Zeit des Buddhismus die Person des Stifters *vor* die Lehre gestellt. Dann mußte der Kultus der heiligen Stätten, die im Leben Buddhas eine besondere Rolle gespielt hatten, und die Reliquienverehrung, die gleich nach seinem Tode in Laienkreisen einsetzte, zur Erhöhung seiner Person beitragen; ebenso die Legendenbildung, bei der nicht nur das Leben des historischen Buddha, sondern auch alle seine angeblichen früheren Existenzen von den Gebilden einer zügellosen Phantasie umrankt wurden. Selbst die Denkmäler der altbuddhistischen Kunst zeugen dafür, daß die Erinnerung an den Stifter im Mittelpunkt des religiösen Denkens stand; denn wenn auch das Buddhabild vermieden wurde — um prinzipiell zum Ausdruck zu bringen, daß es mehr auf die Lehre als auf den Lehrer ankomme —, so sind doch im Grunde schon alle jene alten Reliefs *buddhazentrisch*[2]).

Mit Recht aber legt Wecker das Hauptgewicht auf die *spekulative und dogmatische Entwicklung* des alten Buddhismus. Wenn sich hier die Gestalt des einen historischen Buddha vervielfältigt, wenn ferner neben die (im Skt. pratyeka-, im Pali pacceka-buddhas genannten) Buddhas, die nur imstande sind, das erlösende Wissen für sich zu gewinnen, aber nicht die Fähigkeit haben, andere zur Erlösung zu führen, die Samyak- (Pali Sammā-) sambuddhas, die heiligen, universalen Buddhas treten, die zu bestimmten Zeiten in den verschiedenen Weltperioden in dieser wie in anderen Welten mit ganz feststehenden Kräften und Merkmalen erscheinen, um die erlösende Erkenntnis zu predigen, so hatte damit bereits „die Gestalt Buddhas im Glauben der Gemeinde die Grenzen irdisch-menschlicher Realität überschritten"[3]). Diese Erhöhung in die Sphäre des Übermenschlichen mag auch durch solche Erzählungen begünstigt worden sein, wie die von dem Gespräch mit dem

[1]) Mit Wecker, S. 445 ff.
[2]) Wecker, S. 451.
[3]) Oldenberg, Buddha[7], S. 382.

Brahmanen Doṇa[1]), in dem Buddha ausdrücklich behauptet, daß die Menschen nach der Erlangung der Buddhaschaft eine besondere Wesenskategorie bilden, verschieden von Göttern, Halbgöttern und Menschen.

Mit der Vervielfältigung des historischen Buddha war der Glaube an die künftigen Buddhas gegeben, der schon in der kanonischen Pali-Literatur belegbar ist[2]). Das Dogma von dem Buddha der Zukunft erklärt sich also ganz ungezwungen ebenso wie die Vergöttlichung des geschichtlichen Buddha aus der Entwicklung der buddhistischen Religion. Damit ist nicht bestritten, daß bei der Gestaltung der Vorstellungen von dem nächsten zukünftigen Buddha analoge fremde Elemente mitgewirkt haben. Wenn die historische Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer solchen Einwirkung anerkannt werden muß, so ist diese sogar sehr glaubhaft. Dahlmann wendet sich[3]) mit großer Energie, aber mit ganz unzulänglicher Begründung gegen den Gedanken, daß die iranischen Vorstellungen von dem zukünftigen Heiland, dem Çaoshyant (später Sōsiosh), auf den mahāyānistischen Ideenkreis eingewirkt haben könnten. Und doch liegt nichts näher als dies, da es sich um eine Zeit handelt, in der iranische Einflüsse auf das nordwestliche Indien, z. B. auf die Münzen der Gandhāra-Zeit, zur Genüge festgestellt sind[4]). Auch in den mahāyānistischen Spekulationen über die 5 Dhyānibuddhas, die „aus der Meditation hervorgegangenen Buddhas", die in transzendenten Welten Reflexe der irdischen Buddhas sind, hat man die Einflüsse der iranischen Lehre von den Fravashis erkannt, den seit Ewigkeit her und bis in Ewigkeit hin im Jenseits existierenden Abbildern aller guten Wesen.

Den Hauptgrund gegen Dahlmanns Theorie, der das ganze künstliche Gebäude mit einem Schlage zu Fall bringt und der merkwürdigerweise von Wecker übersehen worden ist, habe ich mir bis zuletzt aufgespart. Das Fundament, auf dem Dahlmanns Beweisführung ruht, bildet die Behauptung, daß der älteren Überlieferung von Maitreya gar nichts bekannt sei, sondern daß in ihm eine Neuschöpfung des Mahāyāna vorliege. Diese Behauptung ist auch anderweitig zu finden. Grünwedel, Buddhistische Kunst (2. Aufl.), S. 158 hat folgende Auslassung über Maitreya: „Die nördliche Schule kennt ihn ganz ausführlich und legt ihm Offenbarungen in den Mund, ja er ist überall hochverehrt, fast mehr wie Gautama. Im südlichen Kanon kommt er, soweit ich sehen kann, nicht vor; doch kennt ihn die singhalesische Chronik

[1]) H. Kern, Manual of Indian Buddhism, S. 64.

[2]) Im Mahāparinibbānasuttā, Dighanikāya XVI. 1. 16 (der Rhys Davids-Carpenterschen Ausgabe, II, S. 82) nach einer freundlichen Mitteilung von Prof. O. Franke.

[3]) II, S. 131—134.

[4]) Wecker a. a. O., S. 439, 440, 455. — Grünwedel, Buddhistische Kunst² S. 167: „Vielleicht ist es also berechtigt, darauf hinzuweisen, daß auch hier wiederum Berührungen mit iranischen Ideen stattgefunden haben. Die Ähnlichkeit der Vorstellung von dem künftigen Buddha Maitreya mit dem Erlöser der Pārsireligion Saoshyant (Sosiosh) ist ganz auffallend. Wenn wir nun auch nicht wissen, wann bei den Iraniern die Legende vom Saoshyant sich so entwickelt hat, wie sie jetzt vorliegt, so ist doch die dominierende Stellung des Maitreya innerhalb der nördlichen Kirche sicher beeinflußt."

Mahavamsa" [1]). Ähnlich heißt es im Supplementband von Brockhaus' Konversations-Lexikon [14] in dem Artikel „Buddhismus" S. 229a über Maitreya (Pali Metteyya): „Die südliche Kirche erkennt ihn an, die kanonischen Schriften aber erwähnen ihn nicht. Die im Norden entstandene Mahayanaschule aber wendet sich mit besonderem Eifer dem Maitreya-Kult und noch anderen Bodhisatvas zu." Von diesen beiden Sätzen ist nur der zweite richtig. Schon ein Blick in das bekannteste Werk über den Buddhismus [2]) lehrt, daß die Vorstellung des zukünftigen Buddha Metteyya dem alten Buddhismus nicht fremd gewesen ist; auch T. W. Rhys Davids [3]) sagt ausdrücklich, daß diese Lehre „bereits einen Teil des Systems des Kleinen Fahrzeugs (Hinayana) bildet".

Das von Oldenberg a. a. O. beigebrachte Zitat ist dem Cakkavattisuttanta, einem Teile des Dighanikaya, also der kanonischen Pali-Literatur, entnommen; es lautet: „Er wird der Führer einer Jüngerschar von Hunderttausenden sein, wie ich jetzt der Führer einer Jüngerschar von Hunderten bin" [4]).

Ferner ist im Buddhavamsa, einer kurzen poetischen Lebensbeschreibung der 24 früheren Buddhas, die zu den Anhängseln des Suttapitaka gehört, Metteyya als der zukünftige Buddha genannt (27, 19) [5]), allerdings in einem später hinzugefügten Verse. Da aber in dem vorangehenden Verse, der das Werk ursprünglich abschloß, Kakusandha, Konagamana und Kassapa als die drei in dieser „gesegneten Weltperiode" (bhaddaka kappa) dem historischen Buddha voraufgegangenen Buddhas aufgezählt sind, so ist damit nicht nur auf den historischen Buddha, sondern auch auf den in der Zukunft erwarteten hingewiesen. Denn nach buddhistischer Lehre erstehen in einer „gesegneten Weltperiode" nicht vier, sondern fünf Buddhas; die Erwähnung einer solchen Weltperiode begreift also die Erwartung des fünften Buddha in sich [6]). Die Weltperioden zerfallen in „leere", in denen kein Buddha auftritt, und „nichtleere", also volle, in denen es einen oder mehrere Buddhas gibt; die „nichtleeren" führen je nach der Anzahl der auftretenden Buddhas (von eins bis fünf) besondere Bezeichnungen [7]). Eine „gesegnete Weltperiode" mit fünf

[1]) Die — von den späteren Fortsetzungen abgesehen — aus dem Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr. stammt (die Belegstellen für Metteyya s. in Childers' Dictionary of the Pali Language). Metteyya ist übrigens auch im Milindapañha (S. 159) genannt, der wahrscheinlich dem 2. Jahrhundert n. Chr. angehört.

[2]) Oldenbergs Buddha[5], S. 164 Anm., S. 384 Anm. 1.

[3]) Der Buddhismus. Deutsch von A. Pfungst. Leipzig, Reclam. S. 208.

[4]) Dighanikaya Sutta 26. Auch ein so guter Kenner der kanonischen Pali-Literatur wie Prof. O. Franke hält diese Stelle für unverdächtig und erklärt es für ausgeschlossen, daß sie in nachchristlicher Zeit interpoliert worden sei. Vgl. ferner C. A. F. Rhys Davids' Anzeige von Carpenters Ausgabe des Dighanikaya, vol. III, Journal of the Royal Asiatic Society 1911, p. 557. — Auf einen Teil der nachfolgenden Stellen hat mich Prof. Oldenberg freundlichst aufmerksam gemacht.

[5]) S. 67 der Ausgabe von Morris, Pali Text Society.

[6]) Oldenberg, Buddha[5], S. 384, Anm. 1. — Köppen, Die Religion des Buddha, I, S. 315.

[7]) Spence Hardy, A Manual of Buddhism, p. 8. — Childers, Dictionary of the Pali Language s. v. Kappo, S. 186. — Pischel, Leben und Lehre des Buddha[2], S. 94.

Buddhas, wie die gegenwärtige, tritt immer nur nach langen Zwischenräumen ein.

Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß diese ganze Vorstellung von der Verschiedenartigkeit der Weltperioden und den mit fünf Buddhas „gesegneten Weltperioden" schon dem Buddhismus vor seiner Entwicklung zum Mahāyāna eigen war. Und da der Name Maitreya-Metteyya, der nach dem oben Mitgeteilten alt (schon etwa dem vierten Jahrhundert v. Chr. angehörig) ist, von Skt. maitri, Pali metta „Liebe" abgeleitet ist, so ergibt sich daraus, daß man schon in der alten Zeit mit dem zukünftigen Buddha die Vorstellung eines „liebevollen Erbarmers" verbunden hat.

Man sieht, daß kaum eine Streitfrage in der Religionsgeschichte sich mit größerer Sicherheit entscheiden läßt als die von Dahlmann aufgeworfene und seiner Meinung nach unzweifelhaft im gegenteiligen Sinn entschiedene. Das Mahāyāna ist ohne jede Beeinflussung von Seiten des Christentums entstanden und hat aus eigener Kraft in gewaltigem Siegeszug die ostasiatische Welt bezwungen. Eine andere Frage ist es, ob in späterer Zeit die nachweislichen Berührungen mit dem Christentum erkennbare Spuren in dem nördlichen Buddhismus hinterlassen haben. Diese Frage bin ich geneigt zu bejahen, obwohl es hier schwer ist, einen positiven Beweis zu führen.

Bevor ich auf den tibetischen Buddhismus eingehe, der hier hauptsächlich in Betracht kommt, habe ich noch folgende Bemerkung einzuschalten.

Zu den bekanntesten Schriften der Mahāyāna-Literatur gehören der „Lotus des guten Gesetzes" und die Buddhabiographien Lalitavistara und Mahāvastu, die alle drei nicht vor 200 n. Chr. gesetzt werden dürfen. In diesen drei Werken finden sich die meisten Parallelen zu den Erzählungen der Evangelien, die man in der buddhistischen Literatur angetroffen hat[1]). Über diese Parallelen läßt sich zurzeit leider nicht mehr sagen, als daß ihre Entlehnung aus dem Christentum möglich ist.

Als ein schlagender Beweis dafür, daß schon in verhältnismäßig früher Zeit Erzählungen von Palästina nach Indien haben wandern können, darf uns das Urteil Salomos (I. Könige 3, 16—28) dienen, eine Geschichte, die sicher nicht zweimal auf Erden selbständig erfunden worden ist, wie schon Benfey[2]) und Max Müller[3]) betont haben. Benfey vermutete allerdings, daß Indien das Ursprungsland sei, und Max Müller ließ die Frage offen. Merkwürdiger Weise; denn auf die Frage, wie in diesem Falle die Entlehnung

[1]) Deutsche Rundschau, Jahrgang 36 (Juli 1910), S. 79, 80.

[2]) Pantschatantra, II, p. 544.

[3]) Last Essays, I, p. 280. — Keinesfalls darf diese außerordentlich wichtige und interessante Parallele in einem Atemzuge mit der Ähnlichkeit genannt werden, die zwischen der Erzählung von der Auffindung und Errettung des Moses (Exod. 2, 2 ff.) und der buddhistischen Geschichte von dem Prinzen Abhaya beobachtet worden ist, der ein von seiner Mutter in einem Korbe ausgesetztes Knäblein auf einem Schmutzhaufen findet und von Ammen aufziehen läßt (Mahāvagga 8, 1, 4 bei Edm. Hardy, Der Buddhismus nach älteren Pāli-Werken 117, 5); denn Säuglinge sind in Körben auf der ganzen Erde häufiger ausgesetzt worden, als aus Rücksicht auf die Finder wünschenswert war.

stattgefunden habe, gab es doch eigentlich nur eine Antwort, so lange von der buddhistischen Erzählung lediglich die tibetische Version im Kandjur bekannt war[1]), die um Jahrhunderte später als das erstmalige Eindringen christlicher Missionare in Tibet angesetzt werden mußte. Da war doch die Auffassung einfach gegeben, daß die Erzählung von dem salomonischen Urteil durch christliche Vermittlung nach Tibet gelangt sei. Die Sachlage aber änderte sich, als die Erzählung in der südbuddhistischen Jataka-Sammlung vorgefunden wurde; denn nunmehr konnte christliche Vermittlung für die Übertragung in den Buddhismus nicht mehr in Betracht kommen, und die Entlehnungsfrage mußte in anderer Weise beantwortet werden.

In einem Jataka lesen wir[2]), wie „die wahre Mutter und ein Kobold-weib in menschlicher Gestalt um das Kind streiten. Der weise Richter zog eine Linie und legte das Kind genau auf deren Mitte. Dann ließ er das Koboldsweib an den Händen, die Mutter an den Füßen anfassen und sprach: „Zieht jetzt beide, und welche das Kind auf ihre Seite ziehen kann, der soll es gehören." Da zogen sie beide. Das Kind aber, dem das Ziehen weh tat, fing zu schreien an. Das zerriß der Mutter das Herz; sie ließ den Sohn los und stand weinend da. Da fragte der Weise die Leute: „Wessen Herz ist wohl weich gegen das Kind, der wahren oder der falschen Mutter?" — „Der wahren Mutter Herz, o Weiser" — worauf ihr das Kind zugesprochen wird und sie den Richter preisend von dannen geht."

Das Alter der hebräischen Erzählung, das nicht über das sechste Jahrhundert v. Chr. heruntergerückt werden kann, macht es unzweifelhaft, daß diese Original und die buddhistische Parallele Entlehnung ist; denn die letztere ist sicher erheblich jünger. Auch der barbarische Zug, daß der richtende König Salomo befiehlt, das Kind mit dem Schwerte in zwei Teile zu zerhauen, zeugt für die Ursprünglichkeit der hebräischen Erzählung; in der buddhistischen Fassung, nach der an dem Kind von zwei Seiten gezogen werden soll, ist er aus den Empfindungen einer höher entwickelten Kultur heraus in wohltuender Weise gemildert worden. Die spätere buddhistische Version, wie sie im Tibetischen erhalten ist, weist noch eine Änderung auf, die eine weitere Verfeinerung der Erzählung bedeutet, daß nämlich der Richterspruch keinem Mann, sondern einer Frau, der weisen Visakha, übertragen wird. Wer diese Änderung vornahm, tat das in der Überzeugung, daß eine Frau mit besserem Verständnis als ein Mann mit dem weiblichen Empfinden zu rechnen weiß.

Hat diese alttestamentliche Erzählung ihren Weg in die Jataka-Literatur finden können — wenn sich auch der Weg im einzelnen noch nicht verfolgen läßt —, so konnten jedenfalls neutestamentliche Erzählungen mit viel größerer Leichtigkeit Eingang in die spätere nordbuddhistische Literatur finden.

Wenn in jüngeren Mahayana-Schriften von Buddha als dem Fischer gesprochen wird, der die Menschen wie Fische fängt, und dieses Gleichnis

[1]) Wie zur Zeit der beiden genannten Gelehrten und noch bei Hopkins, India old and new, p. 151, Anm.

[2]) Bei Oldenberg, Die Literatur des alten Indien. S. 114. Genauer gesagt, steht die Geschichte in der Einleitung zu Jātaka 546.

in die chinesische Kunst übergegangen ist, in der Buddha als Fischer mit Angelrute und Haken dargestellt wird, so ist hier eine Übertragung der christlichen Symbolik in die buddhistische Welt unverkennbar, weil der Fischfang eine ganz unbuddhistische Handlung ist. Dasselbe gilt von der bildlichen Darstellung der Mutter mit dem Buddhakinde. Daß diese auf christliche Vorbilder zurückgeht, lehrt ein Blick auf die „buddhistische Madonna" aus Chinesisch Turkestan in dem Berliner Museum für Völkerkunde (als Titelbild in A. Foucher's Beginnings of Buddhist art and other essays on Indian and Central Asian Archaeology, translated by L. A. and W. F. Thomas, Paris 1912).

Für solche Übertragungen waren damals die Bedingungen außerordentlich günstig. Kennedy erwähnt[1]), allerdings ohne seine Quelle anzugeben, daß im achten Jahrhundert ein christlicher Mönch und ein baktrischer Buddhist gemeinschaftlich ein christlich-buddhistisches Lehrbuch verfaßt haben. Es handelt sich in Wahrheit dabei um den nestorianischen Missionar Adam, den „Presbyter, Chorepiscopus und Papas von China" — von den Chinesen King Tsing „der Ausgezeichnete und Reine" genannt —, der in Singan-fu, der alten Hauptstadt von China, zusammen mit Prajña, einem Buddhisten aus Nordindien, ein großes buddhistisches (d. h. mahāyānistisches) Werk aus dem Uigurischen ins Chinesische übersetzt hat[2]).

Durch die berühmte, im Jahr 781 von dem eben erwähnten Adam mit Hilfe anderer Nestorianer verfaßte chinesisch-syrische Inschrift von Singan-fu erfahren wir ferner, daß in einem dortigen Kloster damals buddhistische Mönche und nestorianische Christen kameradschaftlich zusammen gelebt und gewirkt haben[3]). Solch ein freundschaftlicher Verkehr zwischen Buddhisten und Christen hat in jenen Zeiten gewiß auch in Zentralasien vielfach bestanden.

In das eisige Hochland Tibet ist der Buddhismus nicht in Gestalt des Mahāyāna-, sondern des Yogācāra[4])-Systems gedrungen, das allerdings nur als eine besondere Schule des Mahayāna angesehen werden will und das man nach seinen Lehrbüchern auch als Tantraschule bezeichnet. Diese Schule ist im sechsten Jahrhundert von dem Mönch Āryasanga aus Peshawar gegründet, der die brahmanischen — insbesondere die śivaitischen — Götter in den Buddhismus als Verteidiger der Kirche gegen die Welt der Dämonen aufnahm und die Religion mit einer verworrenen Zaubertheorie ausstattete, bei der mystische Formeln (dhāraṇī) zur Gewinnung übernatürlicher Kräfte und zur Erreichung aller möglichen sonstigen Wünsche im Vordergrund standen.

---

[1]) Journal of the Royal Asiatic Society 1907, p. 481.

[2]) Takakusu, T'oung Pao VII (1897), p. 589—591. Berthold Laufer, The Open Court, August 1911, S. 451, 452. Danach hat der chinesische Kaiser Tai-Tsung (780—804) geradezu eine Warnung vor der Vermengung der christlichen und buddhistischen Lehren erlassen.

[3]) Max Müller, Last Essays, II, p. 310 ff., nach James Legge, Christianity in China, 1888.

[4]) Wörtlich „Ausübung von Zauber", das Hauptmerkmal dieser Schule.

In dieser entarteten Form ist der Buddhismus in der Mitte des siebenten Jahrhunderts nach Tibet gelangt[1]), und etwa hundert Jahre später ist dort die unter dem Namen Lamaismus bekannte Kirche, die sich bald zum Kirchenstaat entwickelte, von dem gerissenen „Zauberer" Padmasambhava gestiftet worden, den die indischen Missionare des Buddhismus aus seinem Geburtsland Kafiristan nach Tibet kommen ließen, um den Widerstand der einheimischen Schamanen zu überwinden[2]). Diese Überwindung gelang Padmasambhava dadurch, daß er die Lehren und Gebräuche dieser im Volk einflußreichen Schamanen dem tibetischen Buddhismus einverleibte, in welchem sie seitdem einen Hauptbestandteil bilden.

Die Möglichkeit christlicher Einflüsse auf den Buddhismus in Tibet und China besteht nachweislich seit 635; denn aus diesem Jahre ist eine nestorianische Mission bezeugt, die sich unter einem Führer Namens Olopan oder Alopen nach jenen Ländern begab[3]). Diese Mission wurde in Nordindien von dem berühmten König Śiláditya an seinem Hofe in Kanoj im Jahre 639 empfangen[4]).

Nach dieser Zeit ist in Nepal und Tibet der Glaube an den Adibuddha aufgekommen, d. h. an einen allmächtigen und allwissenden Urbuddha, von dem man annahm, daß er durch seine Meditation die oben erwähnten fünf Dhyánibuddhas erzeugt habe, — also eine monotheistische Ausgestaltung des ursprünglich atheistischen Buddhismus. Rhys Davids[5]) setzt die Entstehung dieses Glaubens im Anschluß an Csoma de Körös in das 10. Jahrhundert, L. de la Vallée Poussin[6]) etwas früher. Jedenfalls sind H. Kern und Waddell[7]), der sich auf Kerns Autorität beruft, im Unrecht, wenn sie die Anfänge der Lehre von dem Adibuddha schon in das erste Jahrhundert n. Chr. verlegen.

Poussin betrachtet diesen vollkommen theistischen (aiśvarika) Buddhismus, der in mehrere — mindestens zwei — verschiedene Adibuddha-Systeme zerfällt, lediglich als eine abschließende Entwicklungsstufe des Mahayana. Er sagt[8]): „In Wirklichkeit nur dem Namen nach buddhistisch und insofern als er die buddhistische Terminologie anwendet, ist er nichtsdestoweniger im Grunde der Abschluß der philosophischen, mystischen und mythologischen Spekulationen des ‚großen Fahrzeugs' und unterscheidet sich von verschiedenen anderen in

[1]) Grünwedel, Der Lamaismus, S. 141 (in Hinnebergs „Kultur der Gegenwart". Teil I, Abteilung III, 1: die orientalischen Religionen, Berlin und Leipzig 1906).

[2]) Ebendas. S. 143. — L. Austine Waddell, The Buddhism of Tibet or Lamaism (London 1895), S. X, 24 ff. (s. Index).

[3]) Waddell a. a. O., S. 422.

[4]) Takakusu, J-tsing S. XXVIII, Anm. 8. — Athenaeum, 3. Juli 1880, S. 8, in der Besprechung von Edkins' Chinese Buddhism. — Grierson, Encyclopaedia of Religion and Ethics, II, p. 548 b.

[5]) Buddhismus, S. 214.

[6]) In dem gelehrten und ausführlichen Artikel Adibuddha, Encyclopaedia of Religion and Ethics, I, p. 93 ff., dem am Schluß reiche Literaturangaben angefügt sind.

[7]) Buddhism of Tibet, p. 126, 130.

[8]) A. a. O., S. 93 b.

der buddhistischen Welt weit verbreiteten Systemen nur durch seine ausgesprochen theistische Färbung." Poussin konstatiert Beziehungen zum Hinduismus, erwähnt aber nicht einmal die Möglichkeit christlichen Einflusses. Man wird ihm zugeben müssen, daß die Einfügung eines persönlichen, zwar im Prinzip untätigen, aber in Wirklichkeit doch schöpferisch gedachten Gottes, als welchen wir den Ādibuddha ansehen müssen, in das phantastische System des späteren Mahāyāna ohne fremden Einfluß verständlich ist. Wie man zuerst die imaginären Dhyānibuddhas und Dhyānibodhisattvas über den irdischen Buddha und seine Vervielfältigungen in Vergangenheit und Zukunft gesetzt und die letzteren als deren irdische Reflexe erklärt hatte, so konnte man später nach einem Grunde suchen, aus dem jene Phantasiegebilde abzuleiten waren, und diesen Grund in einem obersten Gotte finden. Auch ist denkbar, daß der Wunsch, in theistisch gerichteten Volkskreisen Anhänger für die buddhistische Religion zu gewinnen, bei der Aufstellung des Ādibuddha mitgewirkt hat. Poussin hätte auf eine analoge Erscheinung in der Geschichte der brahmanischen Philosophie verweisen können, nämlich auf die Einfügung des persönlichen Gottes (īśvara) in das atheistische Sānkhya-System, die in weniger vermittelter Weise bei der Ausgestaltung dieses Systems zur Yoga-Lehre vorgenommen wurde. Immerhin muß die Möglichkeit betont werden, daß die Konzeption des Ādibuddha auf christlichen Einfluß zurückzuführen ist, da ihr zeitlich unzweifelhaft im tibetischen Buddhismus religiöse Disputationen mit Nestorianern voraufgegangen sind.

Mit größerer Bestimmtheit sind die vielfach angenommenen christlichen Einflüsse auf die spätere Entwicklung des lamaistischen Kultus anzuerkennen, den man geradezu als ein Zerrbild des katholischen Kultus bezeichnet hat. Haben doch katholische Missionare, die nach Tibet gelangt waren, voll Entsetzen berichtet, daß der Teufel dort eine Karikatur der Einrichtungen der römisch-katholischen Kirche hervorgebracht habe, um diese zu verhöhnen.

Aus Grünwedels vortrefflicher Darstellung des Lamaismus[1]) ist zu ersehen, daß sich die europäische christliche Mission um Tibet schon seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bemüht hat. Im Jahre 1330 fand der erste dorthin gelangte Europäer Odoricus von Pordenone in der Hauptstadt von Tibet — also in Lhasa — schon christliche Missionare und einige Konvertiten vor. Unter diesen Missionaren haben wir jedenfalls syrische Christen zu verstehen. Nach langer Pause folgte 1624 der portugiesische Jesuit d'Andrada, der von Delhi aus nach der Stadt Tschaprang in Westtibet gelangte, von dem dortigen König ehrenvoll aufgenommen wurde und mit dessen Erlaubnis den Grundstein zu einer christlichen Kirche legte. Wir erfahren dann von einer Reihe weiterer Missionare, Dominikaner und Jesuiten, aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, von mancherlei Schwierigkeiten, mit

[1]) In Hinnebergs Kultur der Gegenwart, Teil I, Abteilung III, 1: Die orientalischen Religionen, S. 136 ff., X: Europäische Reisende in Tibet, S. 156 ff. S. auch O. Wecker, Lamaismus und Katholizismus, ein Vortrag, Rottenburg a. N. 1910, und Hackmann, Buddhism as a religion, S. 71 ff., 154 ff.

denen sie zu kämpfen hatten, aber auch von Schutz und Wohlwollen seitens des Königs. Seit 1719 beginnt die Missionstätigkeit der Kapuziner, denen es in Rom gelungen war, den Alleinbetrieb der tibetischen Mission übertragen zu erhalten. Sie wird von den Kapuzinern gleich in umfassenderem Maße in Angriff genommen. In dem genannten Jahre kam Horatio della Penna mit zwölf Kapuzinern nach Tibet, 1737 noch einmal mit neun, da von seinen ersten Begleitern die meisten gestorben oder arbeitsunfähig geworden waren. Aber gegen Mitte des 18. Jahrhunderts bald nach dem Tode Horatios gaben die Kapuziner die Missionierung Tibets auf.

Von unmittelbaren Erfolgen aller dieser Bemühungen ist nichts bekannt geworden. Wenn Bekehrungen in erheblichem Umfang gelungen wären, so würden die Nachrichten darüber sicher nicht spurlos verloren gegangen sein. Die Missionare werden klug genug gewesen sein, um die Sachlage richtig zu beurteilen und die Aussichtslosigkeit einer beträchtlichen Verbreitung des Christentums in Tibet zu erkennen; sie werden aber auch aus dem synkretistischen Charakter des Lamaismus, der nicht nur die brahmanischen Götter, sondern auch die nationalen Gottheiten der Tibeter und schließlich noch nach der Bekehrung der Mongolen auch die Vorstellungen dieses Volkes in sich aufgenommen hatte, die berechtigte Erwartung abgeleitet haben, daß in seinem Schoß auch Raum für christliche Ideen und Kultusformen sein würde.

Von einer ähnlichen Anschauung sind Ende des 16. Jahrhunderts die Jesuiten in China ausgegangen, die 1581 unter Führung von Ricci in der Kleidung buddhistischer Mönche dort ankamen, um sich eine freundliche Aufnahme zu sichern, und unter öffentlicher Teilnahme an dem confucianischen Gottesdienst christliche Ideen verbreiteten, so daß manche Chinesen das Christentum annahmen, aber deshalb doch nicht aufhörten, Confucianer, Taoisten oder Buddhisten zu sein: bis ein Machtspruch aus Rom dieser Anpassung des Christentums an die chinesischen Bedürfnisse ein Ende machte[1]).

So werden auch die christlichen Missionare in Tibet in der Hauptsache auf die „friedliche Durchdringung" des Lamaismus mit christlichen Elementen ausgegangen sein, in der Hoffnung, ihn auf diese Weise mit der Zeit unmerklich zu christianisieren. Daß ihnen dies auf dem Gebiet des Kultus besser gelungen ist als auf dem der Lehre, findet seine Erklärung darin, daß der Lamaismus im Gegensatz zu dem ursprünglichen Buddhismus wesentlich auf das Äußerliche gerichtet war.

Im Jahre 1760 schloß sich Tibet gegen europäische Besucher ab, und seitdem ist es nur vereinzelten Europäern — gewöhnlich in asiatischer Verkleidung — gelungen, in das Land einzudringen, aber ohne die Hauptstadt Lhasa zu erreichen — mit Ausnahme der britischen Expedition unter Oberst Younghusband, dessen Einzug in Lhasa im Jahre 1904 uns noch in frischer Erinnerung ist.

Jedenfalls war die Absperrung Tibets eine völlige, als die beiden Lazaristen-Patres Huc und Gabet in der Tracht buddhistischer Geistlicher im

[1]) Max Müller, Last Essays, II, S. 315—317.

Januar 1846 von der Mongolei aus nach einer anderthalbjährigen mühseligen Reise Lhasa erreichten, das sie schon im März wieder auf Verlangen des chinesischen Residenten verlassen mußten. Was Huc in seinem berühmten Buche[1]) über den lamaistischen Kultus mitgeteilt hat, ist eine Hauptquelle für alle geworden, die über den Lamaismus geschrieben haben.

Rhys Davids' „Buddhismus" schließt mit folgender zusammenfassender Beschreibung:

„Fürwahr, der Lamaismus mit seinen geschorenen Priestern, seinen Glocken und Rosenkränzen, seinen Bildern, seinem geweihten Wasser, den prachtstrotzenden Gewändern, seinem heiligen Dienste mit doppelten Chören, Prozessionen, Glaubenssätzen, seinem mystischen Ritual mit Weihrauch, wobei die Laien nichts als Zuschauer sind, mit seinen Äbten, Mönchen und Nonnen von vielen verschiedenen Rangstufen, seiner Verehrung der doppelten Jungfrau, von Heiligen und Engeln, mit seinem Fasten und Fegefeuer, seinen Beichten, Götzenbildern und Gemälden, seinen ungeheuren Klöstern und prächtigen Kathedralen, seiner mächtigen Hierarchie, seinen Kardinälen und seinem Papste — zeigt, wenigstens auswendig, eine außerordentliche Ähnlichkeit mit der römisch-katholischen Kirche trotz der wesentlichen Verschiedenheit ihrer Lehren und der Art ihres Denkens."

Man könnte diese Schilderung noch ergänzen durch den Hinweis auf den Krummstab und die Bischofsmütze, die Teufelsaustreibungen, das Rauchfaß mit fünf Ketten, das man nach Belieben schließen oder öffnen kann, die Segenerteilungen, bei denen der Lama seine rechte Hand auf das Haupt des Gläubigen legt, die geistlichen Übungen in der Zurückgezogenheit und anderes mehr[2]). Besondere Beachtung scheint mir ferner das Sichbekreuzen der höheren Lamas vor dem Beginn einer religiösen Handlung[3]) zu verdienen, und eine Zeremonie, die eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der Abendmahlsfeier hat[4]).

Es handelt sich hier um die Verteilung geweihten Brotes und Weines an die andächtige Menge. An Stelle des Brotes werden auch geweihte Pillen aus Butterteig erwähnt, und unter dem Wein muß wohl ein anderes alkoholisches Gebräu[5]) verstanden werden. Jedenfalls werden „Brot und Wein" von den Teilnehmern an dieser Festlichkeit „zur Gewinnung von langem Leben" genossen. Bei dem langen Leben ließe sich an eine Umdeutung des christlichen ewigen Lebens denken.

Stark katholisch mutet uns auch ein Grundgedanke des Lamaismus an, daß nämlich die Priester „die Schlüssel der Hölle und des Himmels in Besitz haben, denn sie haben den allgemein verbreiteten Satz erfunden: ohne einen Lâma vor sich kann man Gott nicht nahen"[6]).

[1]) Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Tibet et la Chine. Zwei Bände. Paris 1850 (²1853), auch in deutscher und englischer Übersetzung.

[2]) Huc bei Wecker a. a. O., S. 37.

[3]) Waddell, Buddhism of Tibet, p. 423.

[4]) Ebendas. S. 444 ff.

[5]) Ambrosia brewed from spirit or beer, Waddell S. 445 unten; S. 448 Mitte ist aber wieder von dem sacred wine die Rede.

[6]) Ebendas. S. 422, 423.

Man könnte versucht sein, diese kultischen Übereinstimmungen zwischen Katholizismus und Lamaismus als Parallelerscheinungen durch den Satz zu erklären, daß der menschliche Geist, wenn er sich in derselben Richtung des Denkens und Fühlens bewegt, auch äußerlich zu den gleichen Ergebnissen gelangt. Aber die Übereinstimmungen sind zu eng und zu zahlreich, als daß wir ohne die Annahme der Entlehnung auskommen können. Wie ich mich in meinem Aufsatz über Buddhistisches in der christlichen Legende in dieser Zeitschrift (Oktober 1911, S. 138 ff.) der Überzeugung nicht verschließen konnte, daß manche Grundzüge des Kultus von der alten christlichen Kirche aus dem Buddhismus übernommen sind, so haben umgekehrt in späterer Zeit viele christliche Kultusformen einer jüngeren Entwicklungsstufe in die entartetste Form des Buddhismus, in den Lamaismus, Aufnahme gefunden.

Ich habe oben S. 89 angedeutet, auf welchem Wege dies meiner Ansicht nach geschehen ist. Huc hat noch eine andere Möglichkeit in Betracht gezogen[1]). Im 13. Jahrhundert zur Zeit der Mongolenherrschaft kamen Gesandte der Weltherrscher nach Italien, Spanien, Frankreich und England und werden — so meint Huc — von dort einen tiefen Eindruck von dem Glanz und Gepränge des katholischen Kultus mit heim genommen haben. Das mag richtig sein; aber die etwaigen begeisterten Schilderungen dieser weltlichen Gesandten werden sich doch nur in allgemeinen Umrissen bewegt haben und können kaum auf den späteren Kultus der Mongolen Einfluß geübt haben. Noch weniger ist anzunehmen, daß die Mongolen die Spuren dieses Einflusses nach Tibet hineingetragen haben werden, da sie ja den Lamaismus, dessen treue Anhänger sie bis auf den heutigen Tag geblieben sind, aus Tibet bezogen haben. Zur Zeit ihrer höchsten Macht waren zudem die Mongolen, die damals dem Schamanismus anhingen, religiös indifferent und ließen sich von den Sendboten des Buddhismus, des Islam und auch des Christentums vergeblich umwerben. Als Chubilai Chân sich Ende des 13. Jahrhunderts zum Buddhismus bekehrte, war das mongolische Weltreich bereits in Stücke gegangen.

Nach den Vermittlern des christlichen Einflusses auf den lamaistischen Kultus muß man schon in Tibet selbst suchen, und da ist allerdings die Vermutung Hucs[2]) nicht von der Hand zu weisen, daß der berühmte Reformator des Lamaismus Tsong-kha-pa (1356—1418), der den Ornat der Geistlichen und ein genau geregeltes Ritual einführte, unter dem Einfluß christlicher Missionare gestanden habe, wenn uns auch gerade aus dieser Zeit keine Kunde von einer katholischen Mission nach Tibet erhalten ist. Aber Zentralasien wurde damals von zahlreichen christlichen Missionaren durchreist, und so kann auch der „Mann aus dem Westen mit der langen Nase und den in übernatürlichem Feuer leuchtenden Augen"[3]), mit dem Tsong-kha-pa verkehrt haben soll, ein christlicher Mönch gewesen sein, der seinen Weg nicht von

[1]) Bei Wecker, Lamaismus und Katholizismus, S. 37—39.

[2]) S. auch Waddell, S. 59. — Hackmann, Buddhism as a religion, p. 74, 75, 180.

[3]) Huc, Souvenirs II², S. 106.

Indien her — dann würde man wohl Bestimmteres von ihm wissen —, sondern von Norden her in das Innere Tibets gefunden haben mag.

Jedenfalls hat es seit den Nestorianern des siebenten Jahrhunderts nicht an Vermittlern gefehlt, die für die Einführung christlicher Kultuselemente in den tibetischen Buddhismus in Betracht kommen können.

Zum Schluß möchte ich eine Möglichkeit bestreiten, die mehrfach angedeutet worden ist, daß nämlich nicht der katholische Ritus den lamaistischen, sondern umgekehrt dieser jenen beeinflußt haben könnte[1]). Die dazu erforderliche Kraft hat der Lamaismus niemals besessen. Der moralisch und intellektuell um vieles Schwächere nötigt nicht dem Stärkeren seine Lebensformen auf.

Wie wir gesehen haben, sind christliche Einwirkungen auf die Entwicklung des Buddhismus auf nebensächliche Erzeugnisse einer späten Zeit beschränkt; genau wie umgekehrt buddhistische Einflüsse auf das Christentum nur in sein Wesen nicht berührenden Punkten nachzuweisen sind und aus Zeiten, in denen die christliche Glaubenslehre schon als ein festes System dastand. Alle Gleichheiten und Ähnlichkeiten in den Lehren der beiden großen Weltreligionen sind, soweit es sich um wesentliche Dinge handelt, unabhängig voneinander entstanden und deshalb für die Religionswissenschaft von größerer Bedeutung, als wenn sie auf Entlehnung beruhen würden.

[1]) Waddell, S. 421, 422: „Es ist noch ungewiß, wie viel von der lamaistischen Symbolik aus dem römischen Katholizismus entlehnt ist oder umgekehrt." Pischel, Leben und Lehre des Buddha[2], S. 120: „Ohne Zweifel ist vieles aus dem Lamaismus in die katholische Kirche gewandert, die ja auch Buddha selbst als Josaphat = Bodhisattva unter ihre Heiligen ins Martyrologium Romanum aufgenommen hat" — aber nicht aus dem Lamaismus! Aus Pischels Feder stammt nach deutlichen Anzeichen auch der Artikel „Indische Religionen" in Brockhaus' Konversations-Lexikon[14], XVII (Supplement), wo es S. 594 b heißt: „... so daß der Gottesdienst des Lamaismus genau dem katholischen gleicht, von dem manche ihn herleiten wollen ... der umgekehrte Weg der Entlehnung ist aber ebenso wahrscheinlich."

Das Anwachsen des Reichtums in Österreich.

Von
Max Reinitz.

Wien, im März 1912.

Die Geschichte des Reichtums ist sehr alt, so alt wie die der Gütererzeugung; aber als Kulturgeschichte ist sie sehr neu; sie datiert erst von dem Zeitalter, von welchem an der Reichtum im Zeichen des sittlichen Fortschrittes steht und einen bedeutsamen Faktor der kulturellen Entwicklung der Völker bildet.

Die intensive Ausnützung der Naturkräfte durch die phänomenalen Fortschritte der Technik ermöglicht die ergiebigste Ausbeutung der Naturschätze, und weil der Genuß die produzierten Güter nicht aufzuzehren vermag, steigern sich die Überschüsse zu großem Reichtum, welcher der Schaffenskraft guten Boden gibt und für die Kultur neue Bahnen schafft. Es gibt keine Grenzen mehr für die Erwerbsmöglichkeit, auch nicht für die Zweckbestimmung der großen Vermögensansammlungen, und der Werdegang des Reichtums hat sich zu einem, nicht nur in das wirtschaftliche, sondern auch in das soziale und ethische Leben der Völker tief eingreifenden Prozesse gestaltet.

Was man heute den modernen Reichtum nennt, ist eben das Ungemessene des Vermögensbegriffes und der Erwerbs- und Genußmöglichkeit der Menschen. Auch Österreich hat seinen großen Anteil am modernen Reichtum. Es hat mit allen Kulturstaaten gemeinsam die Quellen des Reichtums, die gegen früher nicht nur zahlreicher und ergiebiger, sondern auch zu stets neuen Quellen der Bereicherung geworden sind, sofern sich Arbeit und Fähigkeit ernst zusammengefunden haben.

Nur in der Ertragsfähigkeit der verschiedenen Produktionsquellen hat in Österreich eine Art Rollenwechsel stattgefunden. Die Industrie hat die Führung übernommen, der Landbau hat die dominierende Stellung verloren. Wer in Stadt und Dorf die Augen offen hat, oder wer die wirklich beweisliefernden Ziffern der Statistik liest, bemerkt sofort, daß der Landbau aufgehört hat die wichtigste Quelle der Gütererzeugung zu sein, und daß nur Handel und Industrie die großen Erfolge erbringen, von welchen nun auch in Österreich gesprochen werden kann. Nur auf diesen Gebieten der Volkswirtschaft tritt das alles bewegende Element, „Verkehr" genannt, zutage, nur

auf diesen beiden Gebieten kommen die größeren Werte zustande, die großen Barmittel und Werteffekten der Reichen, die aufgespeicherten Industrie- und Kunstprodukte, deren genaue Bewertung wohl nicht möglich, aber deren Wachstum leicht erkennbar ist. In der Befriedigung der stets wachsenden Bedürfnisse und Genüsse des Menschen, in den Sparkasseneinlagen, in den Reinerträgnissen der Verkehrsanstalten und Bankinstitute, in der enormen Wertsteigerung beim Realbesitze und endlich in den Einnahmen des Staates erkennt man genau die große Steigerung des Besitzes.

Was selbst Adam Smith für alle Nationen noch gelten ließ, daß nämlich der Landbau die vorteilhafteste Art der Kapitalsverwendung und Vermehrung, die erste Quelle der Güterproduktion sei, und daß die Natur dem Landmanne oft mehr als ein Drittel des Bruttoertrages als reines Einkommen spende, gilt heute nicht mehr, und für Österreich gewiß nicht. Gerade das Gegenteil von dem, was selbst Adam Smith noch zugibt, ist heute der Fall. Von dem, was Handel und Industrie, insbesondere das Geldkapital in Österreich reproduziert haben, wurden viele Milliarden durch die Verschuldung von Grund und Boden absorbiert, und die Regierung findet keinen Ausweg, der Kalamität abzuhelfen. Das Bild ist betrübend, das die sozialen und Ansiedelungsverhältnisse der österreichischen, bäuerlichen Bevölkerung und insbesondere der Landarbeiter bietet, und das in erster Linie in der Ab- und Auswanderung der unzufriedenen Landbevölkerung, in der Bodenverschuldung und ebenso auch in der Handelsbilanz zum beredten Ausdruck gelangt. Und selbstverständlich auch in den Staatseinnahmen, für welche einstens die agrarische Bevölkerung — die überwiegendste im Staate — eine nicht unbedeutende Quelle gewesen ist, während sie heute nur mit 32% an denselben partizipiert.

Entsprechend diesen Zuständen ist auch der Reinertrag aus dem Ackerbau kein großer, obgleich die erzielten Preise hoch sind. Es fehlen, namentlich bei den kleinen Wirtschaften, die zu einer intensiveren Bewirtschaftung unerläßlichen Faktoren: Kapital, Betriebskredit und geschäftsmännische Bildung. Der Bruttoertrag aus dem Landbaue beträgt wohl über 5000 Milliarden Kronen bei einer Mittelernte, doch verbleiben davon als Reinertrag kaum $1^1/_2$ Milliarden Kronen und aus der Viehzucht etwa 1 Milliarde Kronen. Es lasten auf dem Einkommen so große Gestehungskosten, Schuldzinsen, daß weder der Besitzer noch der Staat Freude an dem erübrigten mageren Reineinkommen haben. Kaum reicht es hin, um die bescheidenen Bedürfnisse des Bauern zu decken, geschweige denn die des Staates und der Familie, wie es noch Virgil dem Ackerbau nachrühmen konnte: „Hinc patriam parvosque nepotes sustinet, hinc armenta boum, meritosque juvencos."

Und wenn der Winter kommt und die Feldarbeit stockt, beginnt die Sorge für das Frühjahr. Der Boden gibt wohl reichlich zurück, was er empfangen, aber er ist anspruchsvoller geworden in dem Maße, als von ihm mehr an Quantität und Qualität gefordert wird. Zum Wachstum des Reichtums, und zwar des großen Reichtums, trägt daher der Landbau nur

indirekt bei. Er bietet die Hilfsmittel im Urzustande für viele große Industrien — das übrige vollbringen die Maschinen, das Kapital und die Verkehrsmittel. Aber selbst diese Hilfsmittel könnten, und werden auch schon zum Teile, durch den Import erbracht. Nun ist es aber ein staatserhaltendes Postulat für Österreich, die kulturellen und materiellen Verhältnisse der überwiegend agrarischen Bevölkerung zu verbessern und deren Steuerkraft zu heben. Die Gesetzgebung hat ständig Mühe, Kampf und Sorge für sie. Es mangelt nicht an der Fürsorge hinsichtlich des Kredits, wie auch rücksichtlich der Verwertung der Produkte. Staat und Land bieten die ausgiebigsten Begünstigungen bei Gewährung von Darlehen und für die Kreierung von Wirtschaftsgenossenschaften. Aber diese Fürsorge reicht noch immer nicht hin, um das Gleichgewicht herzustellen. Es erweisen sich namentlich die Maßnahmen im landwirtschaftlichen Kreditwesen, wie unten dargetan wird, als ganz erfolglos. Aber man wartet gerne zu, denn die große Fürsorge des Staates für den Landbau hätte selbst dann noch volle Begründung, wenn alle Rohstoffe durch den Import gedeckt werden müßten. In Österreich, wie in allen anderen Ländern, war der Landbau die Grundlage der Kultur, und es verknüpfen sich mit dem Landbau, mit Wald und Flur, mit den Bergen und Tälern zudem solch unersetzliche Genüsse, daß die Bevölkerung, die an dieselben bereits gewöhnt ist, solche nicht missen kann und jedes Opfer zu bringen bereit ist, um sie zu erhalten. Es ist ein Postulat der Arbeit, den edelsten aller Genüsse, den der Natur, zu sichern, denn was die Seele erfreut, stärkt die Kraft und den Ansporn zum Erwerbe irdischer Güter.

In Ziffern ausgedrückt, belaufen sich die Kosten, welche die Industrie in Form von Steuern für die agrarische Bevölkerung bestreitet, ferner die Ausgaben des Staates, der Gemeinden für die Erhaltung der ganz unproduktiven Ländereien, Waldungen, Gebirgsstraßen, Halden und Berge, welche mehr dem Genusse dienen, viele Hundert Millionen Kronen, die dem produktiven Kapital entnommen werden.

Es ist aber gar nicht zu erwarten, daß diese Kosten je hereingebracht werden oder daß die industrielle Produktion durch Besserung der Verhältnisse des Landbaues jemals wesentlich entlastet wird.

Dagegen nimmt die Expansion der wirtschaftlichen Kräfte im Handel und in der Industrie in überraschender Weise zu, und zwar nicht nach außen, sondern im Lande selbst. So erfreulich es wäre, wenn Österreich seine wirtschaftliche Position nach den von der Natur vorgezeichneten Exportgebieten, insbesondere nach dem Oriente, wieder erobern würde, so ist es doch auch von nachhaltigem Werte, wenn im Lande selbst die Mittel zum Wachstum des Reichtums erbracht werden. — Denn da steht es in der Macht des Staates, die Produktionsmittel festzuhalten, ja sogar zu stärken, ohne fürchten zu müssen, daß mit einem Male die Konkurrenz anderer Staaten, was im Export- und Kolonialhandel möglich ist, alles niederreißt, was mühsam erobert wurde. Im Handelskampfe mit fremden Staaten vermögen oft kleine Änderungen in den Kommunikationswegen, in den Tarifen und Zöllen eine plötzliche Ablenkung des Verkehrs zu bewirken, was Österreich schon

nach manchen Richtungen bitter empfunden hat. Und festhalten kann man die Mittel nur durch den nachhaltigen Schutz derjenigen heimischen Industriezweige, die sich als rentabel erweisen, wenn sie die ausländische Konkurrenz nicht bedroht. In Österreich rentiert es sich daher, diesen Schutz durch hohe Importzölle zu bewirken.

So ist die Industrie, nach langem Zuwarten, auch in Österreich die Hauptquelle des Einkommens, des Überflusses und sohin die Hauptquelle des Reichtums geworden. Die Ziffer ist imponierend, welche die Produktion aus den Industriezweigen aufweist. Auf Konto dieser Produktionsquelle ist die jährliche Erzeugung von über 4000 Milliarden Kronen zu setzen. Die Ziffer spricht beredt genug, wenn man bedenkt, daß noch vor fünfzig Jahren die Großindustrie mit den primitivsten Mitteln gearbeitet hat. Und weil der österreichische Binnen- und Außenhandel nicht nur diese Industrieprodukte, sondern auch die sehr beachtenswerten, wenn auch kargen Reinertrag liefernden agrarischen Produkte im Durchschnittswerte von 5 Milliarden Kronen in Bewegung setzt, so können sich auch schon in Österreich die Lebensverhältnisse günstiger gestalten. Indem die Fabrikanten und die Kaufleute größeren und einträglicheren Absatz für ihre Waren erlangen, sehen sie sich befähigt, ohne engherzig zu werden, aber auch ohne zu verschwenden, ihre persönlichen Bedürfnisse zu vergrößern und sich mehr Lebensmittelannehmlichkeiten zu verschaffen als früher. Die größere Nachfrage für Waren bedingt auch eine Vermehrung der Arbeiter, das Entstehen neuer Unternehmungen. Und die Kette verfolgend, findet man, daß das Vertrauen zur Industrie- und Handelswelt dermaßen steigt, daß das Kapital bereitwillig Geld und Kredit zur Verfügung stellt, die mächtig reproduzierend wirken und neue Überschüsse sowohl den Kapitalisten als auch der Industrie- und Handelswelt sichern. Die Steigerung der Preise und in deren Folge, die allgemeine Teuerung, ist mit der raschen wirtschaftlichen Entwicklung eng verbunden. Denn die Nachfrage nach den wichtigen Lebensbedürfnissen der Bevölkerung steigert naturgemäß die Preise, sowie auch das Sinken des Geldwertes denselben Effekt erzielt. Die wichtige Hauptquelle des Einkommens und des Reichtums in Österreich, das Kapitalsvermögen, wirkt besonders günstig auf die Verringerung des Geldwertes, weil die großen Einlagen bei den Kreditinstituten und den Sparkassen gegen relativ bescheidene Zinsen Verwendung suchen. All dies zusammengefaßt, gibt ein lichtes Bild vom österreichischen Wirtschaftsbetriebe. —

Es ist immerhin eine verwickelte Sache mit dem Soll und Haben der österreichischen Privatwirtschaft. Schwarz auf weiß ersieht man aus den mannigfaltigen Aufstellungen, so aus den Staatsvoranschlägen der Regierung, aus den Ausweisen der Banken und Sparkassen, aus dem Kataster und aus dem Grundbuche die Milliardenziffern des großen Volksvermögens, aber auch die Verschuldung und die Lasten eines vielverzweigten Wirtschaftsbetriebes; sie ändern sich mitunter in der großen Bewegung des Verkehrslebens, bis sie, in unabsehbaren Ziffern der Statistik gesammelt, Ruhe finden und mit dem großen Saldo ein Jahreseinkommen von rund 5 Milliarden Kronen

abschließen. Und was wird erst das nächste Dezennium bringen, wenn sich die Produktion ruhig, ohne Krisen, ohne politische Wirrnisse wird entwickeln können, wie dies im ersten Dezennium des 20. Jahrhunderts der Fall gewesen?

Die Mittel sind groß, die der Produktion zur Grundlage dienen. Da ist unter anderem das in den Werteffekten angelegte Kapitalvermögen im Kurswerte von 30—32 Milliarden Kronen, der Realbesitz an Grund und Boden im Schätzungswerte von etwa 25 Milliarden Kronen und an Häuserbesitz von 9,5 Milliarden Kronen, die Bank- und Sparkasseneinlagen von rund 7 Milliarden Kronen, ferner das große Milliarden-Vermögen der Handels- und Industriewelt und endlich die stets fluktuierende Quelle des Kredits, welcher der beträchtlichste Teil des Unternehmergewinnes zu danken ist. All das steht auf der Habenseite der Vermögensbilanz, welcher allerdings auch viele Milliarden Schulden und Lasten der Sollseite gegenüberstehen, so die Staatsschulden mit 12,25 Milliarden Kronen, die Reallasten mit 13 Milliarden Kronen und die aus der Kreditwirtschaft sich ergebenden enormen Schulden der Handels- und Industriewelt. Aber der Saldo auf der Habenseite ist immerhin so groß, daß ein bedeutender Spielraum für weitere Vermögensansammlungen und für ein weiteres Wachstum des Reichtums bleibt. Und wenn, wie unten nachgewiesen werden wird, das Volksvermögen in den letzten zehn Jahren um zirka 100% gewachsen ist, so ist anzunehmen, daß in weiteren zehn Jahren der Aufstieg noch größer sein wird.

Diese Erscheinung, nämlich das Wachstum des Wohlstandes und des Reichtums, ist immerhin merkwürdig in einem Staate, welcher dermalen noch zu den verschuldetsten in finanzwirtschaftlichem Sinne zählt. Man möchte an eine Täuschung glauben. Aber diese Täuschung ist erst recht eine Täuschung. Zu einer solchen gab sogar das reichste Land, England, am Ende des 17. Jahrhunderts Anlaß. Man lese die interessanten, sehr instruktiven Mitteilungen in Macaulays „Geschichte Englands" (VI. Band, 19. Kapitel) nach. Der Staat hatte damals, trotz Erhöhung der Landtaxe und der Zölle und der Besteuerung der Dividenden der Aktiengesellschaften, noch immer ein enormes Defizit. Nichts half, nicht einmal die beispiellose Erhöhung der direkten und indirekten Besteuerung. Dabei hatte sich, wie Macaulay schildert, der Reichtum der Nation reißend schnell vermehrt, und es war sogar eine schwierige Frage, die Überschüsse zu verwenden, weshalb die Kapitalien einfach in die Geldkisten gelegt wurden. Es waren Reichtümer vorhanden, die genügt hätten, „eine Flotte auszurüsten, welche das Mittel- und das Atlantische Meer von französischen Kapern reingefegt haben würde", die aber müßig lagen oder in die Hände der wie Pilze aufgetauchten, bis dahin unbekannt gewesenen Stockjobbers übergegangen sind. Aber an den Staat dachte merkwürdigerweise niemand, wenigstens damals nicht. Der Reichtum fand erst später, als England schon stärker und blühender zu werden begann, den Weg zum Staate, zur Übernahme der Staatsanlehen, zur Fundierung der großen Nationalschuld. Diese Täuschung ins rechte Licht zu stellen, überläßt

Macaulay den Nationalökonomen. Er, als Geschichtschreiber, weist nur darauf hin, daß die Lage des Individuums, das einem anderen Individuum Geld schulde, und die Lage einer Gesellschaft (Staat), die einem Teil ihrer Mitglieder Geld schulde, ein großer Unterschied sei. Die Identifizierung der beiden Schulden sei ein schwerer Irrtum. Diese Ansicht über eine völlige Gleichheit führte zu den Folgen des Systems der Fundierung der Schuld und auch zu einem nicht weniger schweren Irrtum über die Hilfsquellen des Landes. Denn man sehe wohl, daß die Schuld wächst, übersehen aber werde, daß zugleich alle Dinge, der beständige Fortschritt aller Erfahrungswissenschaften und die unaufhörlichen Anstrengungen aller Menschen, ebenso gut wachsen wie die Schuld.

So überschätzt man auch in Österreich die Last und unterschätzt in hohem Maße die Kraft, welche die Last zu tragen hat. Denn die Kraft verteilt sich in Österreich allmählich auf immer größere Kreise. Es sind die Grenzen, welche ehedem zwischen den sehr reichen und den weniger bemittelten Staatsbürgern gezogen waren, verschwunden, denn das Fluidum der Bereicherung zieht jetzt durch alle bürgerlichen Kreise, die sich ihrer sozialen Gewichtigkeit vollends bewußt sind, seitdem mit den höheren Ansprüchen des Staates an ihre Geldsäckel ihr Einfluß auch im staatlichen Leben gewachsen, ja sogar tonangebend geworden ist. Der moderne Reichtum in Österreich hat sich, was eben neu ist, mehr in bürgerlichen Kreisen eingenistet, weniger in der Aristokratie. Von dreitausend Millionären rekrutieren sich die meisten aus den Industriellen und aus den über Millionen verfügenden Rentiers. Der Adel verfügt mehr über das große tote Vermögen, das zum Teile nichts produziert. Für die Repräsentation leistet das unproduktive Vermögen wohl treffliche Dienste, aber bei der Berechnung des Volksvermögens kann es wenig in Betracht kommen; es fehlt jede Grundlage zur Fixierung des Wertes, und die Statistik vermag denn auch keine Ziffer zu bieten.

Nur was die Personaleinkommensteuer erfassen kann, das kann auch bewertet werden. Die Ziffer wird sogar zu klein sein gegenüber der wahren Wirklichkeit. Die Steuermoral ist nicht so absolut festgefügt, daß das angegebene Einkommen auch als das richtig angegebene gelten kann. Der österreichische Finanzminister hat zu seiner neusten Gesetzesvorlage über die Personaleinkommensteuer klipp und klar erklärt, er habe Beweise dafür, daß ein sehr beträchtlicher Teil des wirklichen Einkommens von den Zensiten verschwiegen wird. In Österreich gilt die Steuerhinterziehung bei vielen noch nicht als eine das Gewissen bedrückende Sache, und es werden jetzt verschiedene Maßnahmen geplant, um das wahre Einkommen der Besteuerung unterziehen zu können. Man wird in der Folge die Vorlage der Geschäftsbücher und sonstiger Behelfe zur Überprüfung der Steuerbekenntnisse abverlangen können, wie dies in anderen Staaten, so in Preußen, in Ungarn, bereits der Fall ist. Eine der interessantesten und bezeichnenden Maßnahmen wird aber die geplante Steueramnestie sein, von welcher sich der Finanzminister einen um viele Millionen höheren Steuerertrag verspricht. Nach

der Gesetzvorlage über die Erhöhung der Personaleinkommensteuer soll, sofern von nun an das wahre Einkommen angegeben wird, keine weitere Untersuchung über die zu Tage tretenden alten Steuersünden eingeleitet werden. Die alten Steuerhinterziehungen werden den Reuigen nachgesehen, aber strenger bestraft, wenn hartnäckig weiter gesündigt würde. Diese Maßregel wird unbedingt Erfolg haben. Denn es dämmert vielen schon jetzt auf, was geschehen könnte, wenn einstens der Nachlaß der Steuerbehörde bekannt wird, was unvermeidlich ist, weil die Gerichte verpflichtet sind, jeden Nachlaß der betreffenden Steuerbehörde bekanntzugeben. Sie erwarten schon mit Sehnsucht die Amnestie, um richtig angeben und einstens ruhig sterben zu können.

Und wenn heute das österreichische Volksvermögen auf Grund der jetzt einfließenden Personaleinkommensteuern und der sonst zur Verfügung stehenden Behelfe mit rund hundert Milliarden Kronen angenommen wird, dann werden die Statistiker eine wesentlich höhere Ziffer herausrechnen, sobald einmal die Wirkungen der neuen Gesetzesvorlage: die Erhöhung der progressiven Einkommensteuer, die Vorlage der Geschäftsbücher und die Steueramnestie, zutage treten werden. In informierten Kreisen nimmt man eine Steigerung der Steuern um gut 25% als sicher an. Ganz offen liegt schon heute, daß das Kapitalsvermögen in Österreich wesentlich höher ist, als dasjenige, welches dem zur Besteuerung veranlagten Einkommen entspricht. Nach den zur Verfügung stehenden letzten amtlichen Daten wurde ein Einkommen von rund 600 Millionen Kronen zur Besteuerung angemeldet, dem ein Kapital von rund 15 Milliarden Kronen entspricht. Nun betragen aber die Bank- und Sparkasseneinlagen, deren Zinsenerträgnisse zum überwiegenden Teile der Besteuerung zu unterziehen sind, wie schon angeführt, im Durchschnitte 7 Milliarden Kronen, der Kapitalswert der zu besteuernden Erträgnisse von Renten, Obligationen, Pfandbriefen, ausländischen Renten, der Aktien und Eisenbahnwerte etwa 30 Milliarden Kronen. Von diesen Werten von zusammen 37 Milliarden Kronen befinden sich also große Summen in den geheimen Tresors der Zensiten, in ausländischen Depotstellen und sonst anderwärts, wohin selbst die wachsamsten Augen der Steuerorgane niemals werden hineinblicken können, bis nicht etwa der Zufall das Geheimnis lüftet. Denn durch Schenkungsakte zu Lebzeiten kann füglich der Entdeckung ein für allemal der Boden entzogen werden.

Nirgends wie beim Kapitalvermögen ist also die Kontrolle so wenig wirksam und, trotz aller geplanten Maßnahmen, so wenig erfolgverheißend. Dies, sowie andere Momente sprechen dafür, daß der moderne Reichtum, welcher aus den weniger kontrollierbaren Ertragskomponenten, aus Kapitalvermögen und aus den aufgespeicherten Industrieerzeugnissen herrührt, zu einer höheren Steuerleistung herangezogen werden sollte, als beispielsweise die Erträgnisse der Arbeit, des Kleinhandels oder des Grundbesitzes.

Man kann in Österreich den Zensiten als reich annehmen, welcher ein Jahreserträgnis von wenigstens 40000—50000 Kronen angibt, während ein Einkommen von 20—40000 Kronen auf Wohlhabenheit und ein Einkommen

mit 10000 Kronen nur auf bescheidenen Lebensunterhalt hinweist. Und die Zahl der sogenannten Reichen ist in Österreich groß genug — über 5000 Zensiten —, um den Boden für die Weiterentwicklung des Reichtums für alle Zeiten gefestigt zu erhalten. Nur dann hat die Zunahme des Reichtums für einen Staat staatswirtschaftliche Bedeutung, wenn der Vermögensbesitz zum mindesten erhalten bleibt. Verschiebungen mögen in den Personen vorkommen, aber der Stand soll erhalten, wenn schon nicht erhöht werden. Aber Österreich ist in der glücklichen Lage, jährlich große Ertragsüberschüsse auszuweisen. Das Einkommen steigt jährlich weit über das Verhältnis der Bevölkerungszunahme. Seit 1907 hat die Bevölkerung gewiß nicht in dem Maße zugenommen — sie betrug 1909 28264049 Personen — als das Einkommen gestiegen ist. Von 1907 erhöhte sich nämlich das Einkommen aller Zensiten jährlich durchschnittlich um fast 350 Millionen Kronen. Die Überschüsse der sogenannten Multimillionäre allein jährlich um 55 Millionen Kronen.

Und wenn aus den statistischen Ziffern zu ersehen ist, daß von dem Gesamteinkommen im Reiche zwei Achtel Teil auf die Wohlhabenden und Reichen entfällt, dann erklärt sich auch das Anwachsen des Reichtums an den Stätten, wo sich die Produktion ganz besonders entwickelt hat, in Wien und in den Industriestädten Böhmens und Mährens. In Wien allein ist das Einkommen innerhalb zehn Jahre um volle 100 % gestiegen; es beträgt heute schon über 1½ Milliarden Kronen, die jährliche Steuerleistung 219,5 Millionen Kronen. Schon die äußere Erscheinung der Stadt verrät den Umschwung in den wirtschaftlichen Verhältnissen. Die großen, mit luxusartigem Komfort ausgestatteten und eingerichteten Wohlfahrtsanstalten, die öffentlichen Gebäude, die vielen Paläste und kunstvoll sich präsentierenden Privatbauten, die kostspieligen Anlagen bekunden nicht nur viel Geschmack und Kunstsinn, sondern sind auch Beweise großen Reichtums.

Der Unterschied zwischen den Stätten des Reichtums und den Kronländern, wo die agrarische Betätigung nur karges Einkommen gewährt, ist aber so kraß, daß man von Österreich kaum jemals wie von einem reichen Staate, wie etwa von England, Frankreich, Holland oder Belgien, wird sprechen können. Niederösterreich, Böhmen, Mähren und Schlesien haben wohl ihre reiche Industrie; alle übrigen Kronländer bilden aber nur das Hinterland, sie bieten für die erhaltenen Industrieartikel als Gegenwert — oft nur in sehr bescheidenem Maße — Naturprodukte. Es fehlen dort die einträglichen Produktionsquellen, und wenn schon vorhanden, gehören sie seit langer Zeit den Kapitalisten, den Unternehmungen der Hauptstadt, welche die Kronländer gewissermaßen ernähren und beschäftigen. Die reichen Erzlager, die Kohlenwerke der grünen Steiermark, die ergiebigen Petroleumquellen Galiziens sind Eigentum von Aktiengesellschaften, deren Teilnehmer in Wien wohnen. Die Bevölkerung selbst hat keine eigenen Ressourcen, aus welchen sie Reichtum schöpfen und mittelst der ihre Orte durchquerenden Hauptverkehrsmittel Handelsartikel versenden könnten.

Aber der stets wachsende Reichtum und das große Volksvermögen ist doch vorhanden. Nur sind Sonne und Schatten in der Privatwirtschaft des Staates nicht richtig verteilt. Vom Gesamteinkommen im Staate entfallen mehr als 40% auf das kleine Niederösterreich und ca. 22,5% auf Böhmen, auf den größten Teil der Bevölkerung die restlichen 37,5% des Einkommens.

Ziffernmäßig läßt sich jener Teil des österreichischen Volksvermögens, der auf die Tausende Millionäre und auf die Wohlhabenden entfällt, wohl nicht feststellen, da viele großen Einkommenkomponenten, insbesondere die Unternehmergewinne, überhaupt nicht kapitalisiert werden können. Selbst die zugestandenen Erträgnisse von Grund und Boden sind nicht die wirklichen Erträgnisse; ebensowenig ist der Katasterreinertrag identisch mit dem wahren Einkommen, was anläßlich der Beratung des Personal-Einkommensteuergesetzes offiziell festgestellt wurde. Geradezu unmöglich ist, wie gesagt, den Vermögensbesitz der Industrie- und Handelsunternehmungen und folgerichtig den Anteil des Reichtums an demselben zu taxieren. Man kennt nur den Gewinn, die Höhe des Einkommens, nicht den Besitz an Waren, an Forderungen, an Barmitteln, an Einrichtungen und an anderen Vermögensobjekten. Dieser Ertragskomponent ist aber, wie aus nachstehender Tabelle zu ersehen ist, der wichtigste bei der Berechnung des Volksvermögens. Es betrugen die Einnahmen laut den Mitteilungen des k. k. Finanzministeriums in Millionen Kronen:

	1898	1909
1. Aus Grundbesitz	221,3	329,3
2. Aus Gebäuden	277,3	440,4
3. Aus Industrien, Handel und Gewerbe	767	1296,4
4. Aus Kapitalvermögen	432	599,9
5. Aus Dienstbezügen und Pensionen	916	1877,3
6. Diverse	58,9	69,2
	2672,5	4612,5

Das ist das nach dem produktiven Vermögen veranlagte Einkommen. Nun käme noch das verschwiegene Einkommen, ferner das unproduktive Vermögen an Grund und Boden, an Waldungen, an Bauten, öffentlichen Anstalten und Kunstschätzen aller Art. In Betracht kämen noch die mit Milliarden Kronen zu bewertenden ertragbringenden Domänen, Bergwerke und Verkehrsanstalten des Staates, der Eisenbahnen, Flotte und Hafenanlagen und das der Personaleinkommensteuer nicht unterziehbare Vermögen aller Art, wenn man das Volksvermögen Österreichs auch nur annähernd feststellen wollte.

Aber wer könnte die in den Museen, in den Privatgalerien befindlichen, oft sehr kostbaren Kunstwerke, die Bibliotheken, die Kirchen, die Wohlfahrtsanstalten, die öffentlichen Gebäude und Anlagen schätzen? Die Statistik geht von den Milliarden bis zu den Einheiten herab, während man bei den Schätzungen über Volksvermögen nicht einmal für die Richtigkeit vieler Milliarden einzustehen vermag.

Etwas besser ist es wohl geworden, seitdem das Material der ziemlich genauen und erschöpfenden Veranlagung der Personal-Einkommensteuer zur Verfügung steht. In Österreich ist der Fortschritt ganz erheblich, und man kann sagen, daß die oben angeführten Ziffern über Volkseinkommen und Volksvermögen, sowie über die Verteilung des Reichtums eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sind. Eine auch nur halbwegs verläßliche Schätzung des Volkseinkommens war in Österreich vor den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts überhaupt nicht denkbar. Der bekannte Nationalökonom Beer berechnete im Jahre 1880 das Volksvermögen mit 40 Milliarden Gulden (= 80 Milliarden Kronen), während der Statistiker von Inama-Sternegg dasselbe zehn Jahre später nur mit 22 Milliarden Gulden (= 44 Milliarden Kronen) als Minimum und mit 30 Milliarden Gulden (= 60 Milliarden Kronen) als Maximum angenommen hat. Die Spannung, die sich dieser Statistiker bei Schätzung des jährlichen Volkseinkommens offen ließ, betrug 280 Millionen Gulden, nämlich von 1760—2400 Millionen Gulden, was bezeichnend genug ist für die Verläßlichkeit der früheren Statistik.

Das Entstehen, das Wachstum solcher Reichtümer ist aber heute keine reine Privatsache. Da spielt schon die soziale Frage mit. Bei aller Anerkennung der dinglichen Souveränetätsrechte des Eigentümers an seinem Besitze kann doch eine gewisse Rücksicht auf diejenigen Elemente, die zum Erwerbe beigetragen oder durch Förderung mitgewirkt haben, so auf die nationale Arbeitskraft und auf den Staat, nicht abgelehnt werden. Die fortschreitende Bildung und Gesittung fordern die Ethisierung des Gebrauches der Reichtümer, eine gewisse Unterordnung unter die gemeinnützigen Zwecke des Staates und der Gesellschaft. Nur eine gewisse Unterordnung, keine Einschränkung der Dispositionsrechte der Glücklichen, die über Reichtum verfügen.

In Österreich ist diese Unterordnung nur in geringem Maße bemerkbar. Spontan bekundet man sie weder auf dem Gebiete der Staatswirtschaft noch auf dem der öffentlichen Fürsorge. Beides verdient aber große Rücksichtnahme, der Staat, weil er durch seine Mittel die Produktion fördert, und die auf die Fürsorge angewiesene Gesellschaft, weil sie die Arbeit liefert, mit welcher allein das Kapital den Reichtum zu produzieren in der Lage war.

Auf legislatorischem Wege vermochte man in Österreich wenig zu erzielen. Bis auf die progressive Einkommensteuer besteht keine Sonderleistung der Reichen zugunsten des Staates, und was die Zuschläge für die Schule und für den allgemeinen Krankenfond, ferner die Beiträge zur Kranken-, Invaliditäts- und Altersversorgungsrente der Arbeiter und Bediensteten anlangt, so sei bemerkt, daß die ersteren von allen Staatsbürgern gleichmäßig mit den Mietzinsen und bei Verlassenschaften geleistet, und die letzteren nur zum Teile von den Dienstherren bezahlt werden.

Aber alle diese Beiträge genügen nicht zur Deckung des Erfordernisses. Welche Summen müßten beispielsweise an Krankenfondsgebühren einfließen, damit nur der Neubau des allgemeinen Krankenhauses in Wien mit dem

voraussichtlichen Kostenaufwande von 80 Millionen Kronen bezahlt werden könnte?

Der Staat verfügt tatsächlich über kein anderes Zwangsmittel, als über die höhere Besteuerung der Reichtümer. An anderer Stelle findet sich jene Maßnahme besprochen, welche die österreichische Regierung diesbezüglich plant und bereits der legislatorischen Behandlung zugeführt hat.

Auf zwei wichtigen Gebieten der Staatswirtschaft entbehrt man in Österreich vollends die Betätigung des Reichtums. Es fehlt die Unterstützung des Staates bei Aufnahme von Staatsanlehen und die der agrarischen Bevölkerung bei der Entschuldung ihres stark belasteten Besitzes. Es sind dies Anklagen, die bis jetzt in keinem Kulturstaate gegen den Reichtum erhoben wurden. In England, in Frankreich, in Deutschland, und selbst in Italien, stellen die Reichen stets ihre disponiblen Mittel bei Kontrahierung von Staatsanlehen bereitwillig zur Verfügung. Die volkswirtschaftlichen Vorteile der sogenannten inländischen Staatsanleihen, für Staat und Gläubiger, sollen hier nicht ausgeführt werden, sie werden, von Montesquieu angefangen bis heute, von allen politischen und ökonomistischen Schriftstellern anerkannt. Um so besser, wenn diese Vorteile die idealen Triebfedern der Reichen mehr anspannen.

Österreich ist allerdings noch nicht reich genug, um die Nachteile wett zu machen, welche die bösen Kriegsjahre des 18. und 19. Jahrhunderts im Staatsschuldenwesen verursacht haben. Aber es sind, wie oben nachgewiesen, bereits genügende Ansätze großen Reichtums und auch disponible Kapitalien vorhanden, um wenigstens die von Zeit zu Zeit unerläßlichen Staatsanleihen zu übernehmen. England begibt seine Konsols, Frankreich seine Rente und Deutschland seine Reichsanleihen nur an seine Untertanen, sie nehmen die Kreditscheine nicht nur aus Liebe zum Vaterlande, sondern auch aus unbedingtem Vertrauen zu demselben. Dasselbe Vertrauen, welches die Reichen bewegt, sich bei allen sonstigen Anlässen unter den Schutz der Regierung zu stellen, bewegt sie, ihre Kapitalsüberschüsse dem Staate zur Benutzung anheimzustellen, selbst wenn die Vergünstigungen, nämlich die Zinsen, geringer sind, als die der fremden Borger.

Der Produktion sollen ja keine Mittel entzogen werden; nur das wirklich disponible Kapitalvermögen sollte sich auch in Österreich in den Dienst der Staatswirtschaft stellen. Das nicht werbende Kapital der Reichen wird in Österreich fast in der Regel zur sogenannten „gemischten Anlage" verwendet, welches, teils aus dem großen Häuserbesitz, teils aus sicheren Anlagepapieren besteht, während ein nicht unbedeutender Teil zum Ankaufe von höher verzinslichen, ausländischen, mehr nach dem Orient gravitierenden Staatseffekten verwendet wird. Die letzte Anlage könnte nun unbedingt dem Staate zur Verfügung stehen. Anstatt russischer, bulgarischer, serbischer und türkischer Staatspapiere könnten in den Kassen der Reichen die Staatsanleihen Platz finden, welche der österreichische Finanzminister bis heute nur durch die Mitinanspruchnahme ausländischer Finanzinstitute begeben konnte. Die in Österreich plazierten ausländischen Papiere, die ungarischen mitin-

begriffen, betragen einige Milliarden Kronen, davon die orientalischen Anlagepapiere allein nahezu eine Milliarde Kronen.

Entsprechend dem besseren Staatskredite Österreichs könnten die Kapitalisten, wenn etwas Patriotismus vorhanden wäre, mit niedrigeren Zinsen vorlieb nehmen und anstatt bulgarischer oder serbischer Renten die heimische Rente in die Kassen legen.

Nicht ohne bangen Zweifel hat der österreichische Finanzminister vor kurzem versucht, die Staatsanleihe von 200 Millionen Kronen Rente nach sehr langer Zeit wieder im Lande aufzulegen. Vor elf Jahren war der Versuch nicht besonders glänzend ausgefallen. Diesmal wurde ein beispielloser Apparat in Bewegung gesetzt, um einen Erfolg zu sichern. 31 Banken samt 300 Filialen und das Postsparkassenamt mit den untergeordneten 7000 Postämtern wurden als Subskriptionsstellen in den Dienst des Finanzministers gestellt, und wirklich ergab sich, daß in Österreich große disponible Kapitalien vorhanden sind, welche, ohne die Produktion einzuschränken, dem Staate zur Verfügung stehen können. Was Deutschland mit seiner Reichsanleihe von 500 Millionen Mark an demselben Tage nicht erzielen konnte, das hat der österreichische Finanzminister, wider jedes Erwarten, erreicht; es wurde ihm im Lande mehr als das Vierfache dessen angeboten, was er für den Staatskredit verlangte, und zum großen Teile übernahmen die Zeichner die Verpflichtung, die Rententitel innerhalb eines Jahres nicht zu veräußern.

Die angebotenen 810 Millionen Kronen deuten wohl auf Reichtum hin, ob auch auf patriotische Gesinnung, das kann, weil der niedrige Emissionskurs von 90,05 und 90,25 besonders anlockte, nicht ohne weiteres behauptet werden.

So wichtig und erfreulich es ist, daß die letzte Anleihe im Lande selbst plaziert werden konnte, wodurch die Zinsen im Lande bleiben und die Zahlungsbilanz des Staates sich nicht weiter verschlechtert, so wäre eine anderweitige Verwendung der angebotenen Kapitalien gewiß noch von größerem staatswirtschaftlichen Nutzen.

Der österreichische Staat hat, wie schon bemerkt, ein großes Sorgenkind an der agrarischen Bevölkerung. Sie steht wohl unter der schützenden Vormundschaft des Staates, des Landes und der Gemeinden, allein sie alle haben nicht genügend Mittel, um das Los des Landmannes zu verbessern. Denn um die Mittel handelt es sich in erster Linie. Wären sie vorhanden, dann würde der Notschrei wegen Mangel an landwirtschaftlichen Meliorationen, wegen der Bodenentschuldung und wegen Mangel an Betriebskrediten mit einem Male aufhören; die Bevölkerung hätte reichlichere und billigere Nahrungsmittel und Rohstoffe, durch deren Ankauf die Industrie die höheren Steuern zurückerhalten würde, die ihr scheinbar als Last, in Wirklichkeit aber zum Vorteile abverlangt wurden.

In allen anderen Kulturstaaten, ganz besonders in Preußen, hat es die Regierung seit jeher verstanden, den Bauernstand zu heben und reichliche Mittel zu finden, um den Bauernbesitz zu meliorieren und zu entschulden. In Deutschland, in Dänemark und auch in Norwegen überwiegen die 3 und

$3^1/_2$ % Bauerndarlehen beiweitem die 4 % Hypothekendarlehen. Nur Österreich hat fast gar keine $3^1/_2$ % Bauerndarlehen; wohl aber lasten auf dem bäuerlichen Besitz rund 50 % Privatschulden, mit 5—10 %, in der Bukowina sogar mit 15 % Verzinsung. Dieser Zustand ist der wundeste Punkt in dem wirklich aufsteigenden Getriebe der österreichischen Privatwirtschaft. Gute Anregungen zur Verbesserung bieten wohl der rührige Landwirtschaftsrat, und auch der jetzige Ackerbauminister Dr. Bráf, der die besten Absichten hat, die in bezug auf landwirtschaftlichen Unterricht, Bodenmeliorationen und Bodenentschuldung gemachten Vorschläge des Landwirtschaftsrates durchzuführen. Denn es muß etwas geschehen für den Landmann in Österreich.

Es ist nur zu wahr, was in dem drei Foliobände umfassenden Referate Hattinbergs an den Landwirtschaftsrat, in dem Standardwerke über österreichische Bodenentschuldung (Wien 1903, Band II), zu lesen ist.

„Dem müden Wanderer," so heißt es dort, „der in der Abenddämmerung auf den nordischen Dünen von der Flut erreicht wird, gleicht oft genug der bäuerliche Wirt. Hat auch den Mutigen die Angst nicht gelähmt, hat er mit Anstrengung aller Kräfte gegen die Flut wirtschaftlicher Ereignisse sich gewehrt, um so matter und müder wird sein Ringen in diesem ungleichen Kampfe. — Als der Bauer vom Vater die Wirtschaft übernahm, war sie mit einer alten Waisenkassepost belastet; die hatten die Eltern vor langen Jahren aufgenommen, um des Vaters Schwester herauszuzahlen. Nun soll der Sohn seine Geschwister abfertigen, darunter einen minderjährigen Bruder. Nur nicht wieder einen Satz an den Hof. Was an Barmitteln vorhanden ist, was er sich selbst erspart, legt der junge Bauer in die Waisenkasse und plagt sich redlich, auch ohne Betriebsgelder das Auslangen zu finden. Da verlangen die großjährigen Geschwister ihre Erbteile heraus. Die Waisenkasse geht nicht so hoch in der Belehnung, eine Sparkasse hilft aus, es wachsen die Zinsen und werden zugleich teurer. Dabei fehlen die Gelder zum Betriebe der Wirtschaft. Nach langem Zögern wendet er sich an die Vorschußkasse, die gibt den dritten Satz noch teurer als die Sparkasse. Der Erlös aus der Wirtschaft kann zwar noch die Zinsen decken, der Bauer will mit seiner Familie sich gerne bescheiden, wenn er nur gerade das Auslangen findet, das nackte Leben. Aber auf dem Markte kann er für seine Frucht keine günstigen Erlöse erzielen, und so vermag er denn kaum für die Zinsen seiner Darlehen und die Kosten des kommenden Anbaues die nötigen Gelder zusammenzubringen. Sein Vieh verunglückt, und die Not ist fertig. Und der private Geldgeber, der hochverzinsliche vierte Satz, ist der letzte Schlag, die Flut zieht ihn langsam hinab."

So ist es um den Landmann bestellt in einem Kulturstaate, wo Reichtum und Genuß besteht, wo aber die vielen Glücklichen ihre sittlichen Lebensaufgaben noch nicht erfüllen.

Der Kernpunkt der mißlichen Zustände liegt eigentlich in der Schwäche der individuellen Kraft und in der minderen Tüchtigkeit der österreichischen Landwirte. Sehr beeinflußt von zumeist klerikalen Tendenzen und Vorurteilen, auch von politischer Unselbständigkeit, vermag der österreichische Landwirt nicht jene Intelligenz und Standhaftigkeit einzusetzen, welche der Kampf mit der Industrie und insbesondere mit den feindlichen Elementen der Bodenproduktion überhaupt erfordert. Und so wachsen denn die Schwierigkeiten mit den Landarbeitern, mit der Kreditbeschaffung und Kreditverwendung, mit der technischen

und chemischen Ausnützung des Grund und Bodens zur Erzielung einer intensiveren Bewirtschaftung des Besitzes.

Infolge der sehr glücklichen Mengungsverhältnisse der Bodenbestandteile, sowie wegen des natürlichen Wasserreichtums und der günstigen klimatischen Verhältnisse wäre gerade der österreichische Ackerbau zu einer überaus gesegneten Kultur prädestiniert und vollends geeignet, die große agrarische Bevölkerung in Wohlstand zu erhalten. Aber die argen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse dezimieren den Stand. Vor kaum vierzig Jahren fanden noch zwei Drittel der Bevölkerung mittelbar oder unmittelbar beim land- und forstwirtschaftlichen Betriebe ihre Nahrung, heute nur noch 52 % der Gesamtbevölkerung. Der Ernteertrag war damals, trotz niedriger Preise, 4 Milliarden Kronen, nur um eine Milliarde weniger als heute, wo dem Landmanne hohe Preise, die Fürsorge des Staates, größere Anbauflächen und eine intensivere Ausnützung des Bodens zustatten kommen. Grund und Boden waren aber damals noch nicht dermaßen verschuldet, daß die Schuldenzinsen den Ertrag zum großen Teile konsumierten.

An diesen Zuständen, deren Ursache, wie ausgeführt, zum Teil in dem Mangel an Aufklärung liegt, vermögen die Gesetze allein nichts zu ändern. Die österreichischen Kleingrundbesitzer sind nicht eifersüchtig auf ihre Freiheit und überlassen, an die Scholle gebunden, gern ihr Schicksal dem Zufall. Wo aber die Aufklärung und der Sinn für weitere Entwicklung fehlen, da fehlt auch die Kraft, den Kampf um die wirtschaftlichen Interessen aufzunehmen. In dem Kampfe um die eigenen Interessen ist in Österreich, trotz der Bevormundung und Verschuldung der Landleute durch Staat und Kirche, der Landmann vom Industriellen niedergerungen worden. Heute stehen in Österreich Grundkapital und Geldkapital einander feindlich gegenüber, und wenn auch die Regierung alle Anstrengungen macht, um zwischen der Macht beider Elemente Grenzen zu ziehen, daß das eine Element vor der völligen Auffagung von dem andern bewahrt werde, so kann doch der Abschwächungsprozeß nicht gehindert werden. Was mein Professor an der Universität, der Nationalökonom v. Stein, gelehrt und in seinen bekannten Werken, so in der Verwaltungslehre und namentlich in den „Drei Fragen des Grundbesitzes und seiner Zukunft“ (Verlag Cotta, 1881) prognostizierte, hat sich nicht erfüllt. Er prophezeite vor vierzig Jahren, in zehn Jahren werde jeder es für unverständig halten, daß nicht in der Harmonie der Interessen von Industrie und Grundbesitz die ganze Zukunft Europas liege. Nun besteht fast überall der Interessenkampf zwischen den Agrariern und der Industriewelt, und die Zukunft Europas, und speziell auch von Österreich, weist klar und deutlich trotzdem auf die Industrie hin. Obige Behauptung Steins ist durch die Tatsachen ebenso widerlegt wie viele andere Behauptungen, so z. B. daß die Grundentlastung die Grundlage des Reichtums geworden ist, oder daß der Grundbesitzer die Zinspflicht an das Geldkapital auf die Dauer nicht ertragen werde.

Alle Mittel des Staates, und mögen noch so gute Fachschulen, Fachausstellungen und Wirtschaftsgenossenschaften ins Leben gerufen werden

können dem österreichischen Kleingrundbesitzer nicht die nötige Intelligenz und wirtschaftliche Unabhängigkeit verschaffen, aber ebensowenig die materielle Unterstützung zur Hintanhaltung der weiteren Verschuldung. Dazu können die Steuern, welche vorwiegend die Industrie abliefert, nicht verwendet werden, auch nicht die Einlagen der Sparkassen, weil diese stets flüssig sein müssen. Wer soll aber den unentbehrlichen landwirtschaftlichen Kredit geben? Für den Schutz, für die steuer- und gebührenrechtliche Begünstigung des Kredits würde schon der Staat sorgen, allein wer gibt das Geld zur Entschuldung der agrarischen Bevölkerung her? Da wäre nun wieder ein Gebiet für die wirtschaftliche Betätigung des Reichtums, für eine Betätigung, die keine Opfer erheischt, vielmehr gute Zinsen erbringt und dem Grundbesitzer die wirtschaftliche Freiheit zurückgibt.

Nur liegen beim Kredit des Landwirtes die Dinge in einer Beziehung anders, als wenn der Staat die disponiblen Kapitalien erborgt. Der Reichtum der liberalen Elemente, und dieser ist der mobilere in Österreich, hat keine wie immer geartete ethische Verpflichtung gegenüber seinen politisch und national, mitunter auch konfessionell feindseligen und unduldsamen agrarischen Mitbürgern. Die Grenzen der einzelnen Kronländer sind für viele auch die Grenzen der Gesinnungen und damit auch die Grenzen der Betätigung des Reichtumes im Dienste der öffentlichen Wohlfahrt.

Derartige separatistische Betätigungen des Reichtums gegenüber dem Grundbesitze kommen auch in anderen Staaten, zumeist aus nationalpolitischen Motiven, vor. In der Provinz Posen wirken die reichen polnischen Banken erfolgreich gegen die Ansiedlungsgesetze, indem sie, mit Opfern, den polnischen Grundbesitz stützen, damit er nicht in deutsche Hände übergehe. Sie durchkreuzen damit die auf die Stärkung des Deutschtums hinzielenden Maßnahmen der Ansiedlungskommission.

Und wenn die Kirche, die tote Hand, und der exklusive Hochadel über das geistige Wohl der österreichischen Bauernschaft allein wachen, dann kommt ihnen auch die moralische Pflicht zu, die materiellen Interessen der kleinen Landwirte zu fördern. Der Reichtum der toten Hand und des österreichischen Adels ist, absolut genommen, größer als der der Industrie und der Kapitalistenwelt, ihre Beziehungen zu dem Grundbesitze der kleinen Leute sind näher als die der Kapitalisten; auch betätigt sich der Adel wenig bei den allgemeinen Wohlfahrtsakten, es sei denn, daß diese die unverkennbare Signatur der Kirche tragen.

Es handelt sich hierbei nicht um eine humanitäre Unterstützung an mittellose Leute, sondern um eine Kreditgewährung an bemittelte, jedoch völlig unpraktische Landwirte, deren Besitz und Einkommen genügende Sicherheit für erborgtes Geld bietet. Und die großen disponiblen Fonds würden gewiß hinreichen, um die seit Dezennien erhoffte Bodenentschuldung zu inaugurieren. Wenn die Reichen des Landes, wo der Landwirt in finanziellen Nöten ist, anstatt Spekulationseffekten die Pfandbriefe der Landes-Hypothekenanstalten kaufen und behalten würden, dann wäre mit einem Ruck das landwirtschaftliche Kreditwesen in neue Bahnen gebracht. Das Pfandbriefgeld ist bekanntlich

das billigste und geeignetste Kreditmittel für die Bodenentschuldung, und was der Landwirt an Sparkassen und an sonstige Kreditquellen an Zinsen allein zahlt, würde nicht nur zur Verzinsung, sondern auch zur sukzessiven Tilgung des Kapitals genügen. Das wäre aber dann die richtige Bodenentschuldung. Die Grundschuld des österreichischen Kleingrundbesitzes ist sehr groß. Von der gesamten Grundschuld von rund 13 Milliarden Kronen entfällt nahezu der dritte Teil auf den kleinen und Mittelbesitz, besonders auf den Kleinbesitz, welcher in Österreich vorherrscht. Von der gesamten steuerpflichtigen Grundfläche von 28 Millionen Hektar entfallen nämlich ca. 16,5 Millionen Hektar auf die Besitzfläche von nur je 2 Hektaren.

Vor allem müßten die jährlichen Neubelastungen von ca. 100—150 Millionen Kronen schwinden, alsdann die alten Grundschulden beträchtlich geringer werden. Das sind Fragen von ganz eminenter sozialer und staatswirtschaftlicher Bedeutung. Die staatswirtschaftlichen Momente weiter zu erörtern, gehört aber nicht in den Rahmen dieser Ausführungen.

Die mitgeteilten Daten sind wichtig nicht nur zur Beurteilung der krassen Unterschiede zwischen den Erfolgen der Bodenbearbeitung und der Arbeit der Industrie, sondern auch für die Erkenntnis, wo der Reichtum sich betätigen sollte. Wer die Bedeutung der oben angeführten Ziffern kennt, begreift die Landflucht, die Auswanderung Tausender von Landwirten, er achtet nicht mehr auf die schillernde Pracht der Wiesen und Fluren, sondern nur auf den sorgenvollen Landmann am Pfluge, und er wird mit Recht fragen: Wo ist der neuentstandene große Reichtum des Landes? Denn er ist wirklich nicht zu finden, wo eine etwas altruistische Betätigung dringend nötig wäre. Der Reiche kauft nur dann Pfandbriefe, wenn sie, genau wie die Staatsrente oder wie ein anderes Anlagepapier, nicht weniger als 4,5 vom Hundert erbringen oder wenn er saturiert ist durch genügenden Besitz an Zinshäusern und Hypotheken auf städtische Häuser, die gute Zinsen tragen und durch leichte Überwälzung alle Steuern, selbst die Renten- und Einkommensteuer, zurückerstatten.

Für die ruhebedürftigen Millionäre ist der Besitz an Häusern besonders vorteilhaft. Er bietet Abwechslung im Leben und guten Ertrag. Auch hat man es nicht, wie beim Grundbesitz, mit auf Rücksicht angewiesenen Leuten zu tun. Der städtische Hausbesitz ist heute eine Hauptquelle der großen Vermögensbildungen für diejenigen, die im aufregenden und riskanten Betriebe der Industrien nicht mehr mittun wollen. Das Wiener Grundbuchamt und der Staatsvoranschlag über die Gebäudesteuer geben Aufschluß über den Reichtum, der in den städtischen Immobilien steckt. Schon durch den Umbau der alten Häuser in Wien sind viele Milliarden Kronen, buchstäblich genommen, aus dem Boden gewachsen. Man kapitalisiere nur den Wert der Hunderte von Häusern, von welchen ein jedes an jährlichem Mietzins nicht weniger als 100000 Kronen erbringt, oder man kapitalisiere den Wert aller Zinshäuser in Österreich, deren besteuerter Mietzins heute nahezu eine Milliarde Kronen beträgt.

Wenn dem Reichtum in Österreich solche Quellen weiterer Vermögensansammlungen ohne Mühe und Risiko zur Verfügung stehen, dann sollte man nicht bei der Tendenz des Eigennutzes verharren und die Fürsorge für die arme Bevölkerung, für die Kranken, für die Bodenentschuldung u. s. w. dem Staate allein überlassen. Die Reichen in Österreich halten sich wahrlich nicht an Goethe, der über „Besitz und Gemeingut" in den „Wanderjahren" nachstehende Erinnerung macht:

„Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, vom Schicksale vergönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern, er greife mit all seinen Fähigkeiten so weit umher, als er zu reichen fähig ist; immer aber denke er dabei, wie er andere daran will teilnehmen lassen. Denn nur insofern werden die Vermögenden geschätzt, als andere durch sie genießen. Jede Art von Besitz soll der Mensch zum Mittelpunkt machen, von dem das Gemeingut ausgehen kann. Was soll es heißen, Besitz und Gut an die Armen geben? Löblicher ist, sich für sie als Verwalter zu betragen!"

Zeit und Sitte ändern vielfach die Anforderungen, welche an den Reichtum gestellt werden dürfen. So wie die Gesetze des Reichtums viel zu verwickelt sind, um sie aus allen Gesichtspunkten erforschen zu können, so sind auch die ethischen Gesetze seiner Betätigung verschieden und können nur je nach den gegebenen Verhältnissen und Kulturzuständen diktiert werden. Für die Reichen in Österreich sind aber diese Gesetze durch das Beispiel der übrigen Kulturstaaten gegeben. Wenn die reichen Kulturvölker, von Patriotismus und von Gemeinsinn geleitet, die angesammelten Vermögensüberschüsse zum Teile dem öffentlichen Gemeinwohle widmen, dann sollten auch die Reichen Österreichs nicht zurückbleiben.

Was Carnegie als Pflicht der Reichen predigt, daß sie als Mandatare der Unbemittelten moralisch verpflichtet seien, ihr Vermögen der öffentlichen Wohlfahrt zu widmen, wird nach dem Geschilderten in Österreich noch nicht anerkannt und auch nicht befolgt; allein es dämmert schon in den Maßnahmen der Regierung, daß die Reichen zu größeren Leistungen herangezogen werden müssen als die übrigen Staatsbürger. „Wer viel hat, der hat auch viel vom Staate, und von dem kann auch viel verlangt werden." Der Reichtum erfordert vor allem einen größeren Schutz vom Staate; auch sorgt der Staat für die Bequemlichkeiten der Reichen, für deren Lebensgewohnheiten und er bestreitet die Kosten der Armen gewissermaßen nur als Mandatar der Wohlhabenden.

Es ist also nicht nur von fiskalischem, sondern auch von rein sozialem Interesse, das Einkommen der Staatsbürger, ganz besonders aber das Einkommen der Reichen, das Wachstum des Reichtums zu kennen, damit die Verwaltung wisse, wo der Tribut eingefordert werden könne für alle zu gunsten der Reichen prästierten Leistungen des Staates. In Österreich war der Reiche immer ein im Stillen, im Verborgenen lebender Genußmensch. Weder der Staat noch die Gesellschaft hatten früher eine Ahnung von den angesammelten Vermögensmassen. Nur der Lebensaufwand ließ mitunter den reichen Staatsbürger erkennen. Ungekannt, und frei von jeder Pflicht, starben Millionäre, von welchen die Gesellschaft nichts hatte und der Staat

nur die Erbschaftsgebühren aus dem Nachlasse, welchen der Millionär eben nicht mitnehmen konnte.

Die anscheinend geringe Steuerkraft in den früheren Jahren, die ständigen Defizite im Staatshaushalte waren in erster Linie darauf zurückzuführen, daß die Steuerposition nicht das wahre Einkommen erfaßt hat, obgleich es offen lag, daß die von Natur so reiche Bevölkerung vieler Kronländer nur mangels eines guten Steuersystems dem Staate das nicht gegeben hat, was sie leicht hätte geben können. Die österreichischen Finanzminister klagten stets darüber, daß die Steuermoral der Wohlhabenden keine einwandfreie sei und daß die Steuerkraft in Österreich unverhältnismäßig besser sei, als sie in den Staatseinnahmen zum Ausdruck gelangt. Es war daher eine rettende Tat, als im Jahre 1896 die progressive Einkommensteuer auch in Österreich eingeführt wurde. Preußen und Sachsen dienten bei der Verfassung der Steuerreform als Vorbild. Die Ziffern, welche der neue Steueretat heute ausweist, sind sehr lehrreich für die Beurteilung der materiellen Leistungsfähigkeit der Bevölkerung Österreichs, aber auch für den Finanzminister, der, auf der Suche nach neuen Einnahmequellen, hier den Schlüssel zu einer neuen Finanzpolitik gefunden hat. In der Heranziehung der Personaleinkommensteuer, die ja nur das wirkliche Einkommen trifft, liegt die Zukunft der österreichischen Steuerpolitik. Durch diese Steuer will nun die Finanzverwaltung operieren, wenn Ausfälle zu decken sind, und eben jetzt ist die Gesetzgebung daran, die Einkommensteuer in den oberen Stufen zu erhöhen und für den Staatsschatz viele neue Millioneneinnahmen zu sichern. Das Prinzip des jetzigen Finanzministers ist: keine weiteren Schulden machen; dafür sollen die Steuern, die am wenigsten empfunden werden, erhöht und das große Vermögen, der Reichtum, zu erhöhter Leistung herangezogen werden und zwar teils durch Steigerung der Personaleinkommensteuer, teils durch eine progressive Erbschaftssteuer. Man will das Maximum an Ertrag mit dem Minimum der Unzufriedenheit erzielen, mit anderen Worten: den Reichtum gut besteuern, den nicht bemittelten Staatsbürger aber schonen.

Es ist gewiß auffallend, daß in Österreich, nicht wie in den anderen Staaten, eine gewisse Wechselwirkung zwischen dem Volksvermögen und dem Staatsbedarf besteht, daß — ausgenommen den letzten Bedarf — jede Staatsanleihe die Inanspruchnahme des ausländischen Kapitals notwendig machte. Bei der Entwicklung des Handels und des Verkehres und bei einem steuerpflichtigen Einkommen von 4,6 Milliarden Kronen pro anno sollte, so würde man meinen, der in Österreich durch außergewöhnliche Erfordernisse eintretende Abgang im Budget leicht im Lande selbst gedeckt werden können.

Die Verhältnisse lagen früher allerdings anders, wie bereits dargetan wurde. Die Kapitalsarmut war so groß, daß sogar zur Einführung der Gasbeleuchtung in Österreich englisches und belgisches Geld in Anspruch genommen werden mußte, und ohne französisches Kapital wäre der Eisenbahnbau ganz unmöglich gewesen. Aber heute sollte die weitere Verschuldung des Staates aufhören; sie bringt, wie es Österreich erst vor kurzem erlebt hat, nur finanzielle Demütigungen und Verschlechterung des Staats-

kredits ins Haus. Frankreich wehrte sich schon gegen eine österreichische Staatsanleihe, und den politischen Bund mit Deutschland auch zu staatsfinanziellen Zwecken auszunützen, kann auch nicht für die Dauer halten. Die Schuldenlast Österreichs beträgt heute, einschließlich der für die Eisenbahn-Verstaatlichung kontrahierten Anleihen, über 12¼ Milliarden Kronen, welche zum großen Teil vom Auslande, von deutschem, französischem, englischem und holländischem Kapitale erborgt werden mußten. Die Staatsschuld ist im letzten Dezennium allein um über drei Milliarden Kronen gestiegen, weil die Ausgaben im Staatshaushalte durch die Steigerung des Aufwandes im Militäretat, insbesondere aber infolge der weitgehenden Eisenbahnverstaatlichung von Jahr zu Jahr rapid zugenommen haben. In den letzten zehn Jahren — merkwürdigerweise in einer Periode bedeutsamen wirtschaftlichen Aufschwunges — hat die Finanzverwaltung, wie der Finanzminister selbst zugegeben hat, pro Tag fast eine Million Kronen Schulden gemacht. Nur aus diesem Grunde steht es mit dem Rentenkurse sehr schlecht, zu einer Zeit, in welcher der Reichtum in nie geahntem Maße zunimmt und die Wohlhabenheit auch in dem Mittelstande zutage tritt.

Es ist falsch, wenn man die erhöhten Ausgaben im Staatshaushalte der Zunahme der Bevölkerung zuschreibt. Die Wechselwirkung der Populationszunahme äußert sich gewiß auch im Staatsbudget, weil die Pflichten des Staates größer werden und damit auch die Kosten der öffentlichen Fürsorge, des Schulwesens, des Sicherheitsdienstes usw. steigen; allein alle sonstigen unverhältnismäßig größeren Mehrausgaben, so für Investitionen, für das Heer, für Verkehrsmittel, Hochschulwesen, für die Kunstförderung und für das öffentliche Sanitätswesen, endlich die durch die Teuerung verursachten enormen Aufbesserungen der Beamtengehalte haben mit der Bevölkerungszunahme nichts gemein und werden durch die Anforderungen der Neuzeit bedingt, nicht durch die Zahl der Bevölkerung.

Bei der sozialen Umwertung all der Pflichten und Lasten, welche der österreichische Staat auf sich genommen und die in dem verhältnismäßig enormen Jahresausgaben-Etat von rund drei Milliarden Kronen zum Ausdruck gelangen, kommt man zum Resultate, daß der Staat, ohne das Prinzip der Steuersolidarität zu verletzen, viele Pflichten auf den Reichtum, welcher durch seinen Schutz und durch seine Mittel gefördert wurde, überwälzen kann. Die großen kostspieligen Verkehrsmittel im Staate, die Wasserstraßen, die Eisenbahnen, die öffentlichen Institute für Handel und Industrie, Post, Telegraph, Telephon und das große Heer von Beamten dienen vorwiegend zur Förderung des Erwerbes und sind unerläßliche Hilfsmittel der Gütererzeugung und des Wachstumes des Reichtums. Und selbst die unproduktiven Ausgaben: der Hofstaat, die Geistlichkeit, das Heer, werden mehr durch den Reichtum veranlaßt; zum mindesten sind die sozialen Beziehungen der Reichen zu diesen Gesellschaftskreisen näher und für sie gewinnbringender als für die nicht besitzende Klasse.

Der österreichische Reichtum ist, was allgemein auffällt, gerade in Bezug auf die Pflichten gegenüber der Öffentlichkeit geradezu egoistisch; die öster-

reichischen Millionäre werden in der einstigen Geschichte der zivilisatorischen Betätigung des Reichtums keinen hervorragenden Platz einnehmen, da sie bei Schaffung von Wohlfahrtseinrichtungen im Vergleich zu den Reichen anderer Kulturstaaten wenig mitwirken. Nur sehr wenige Multimillionäre, so Rothschild, Krupp, Baron Hirsch, Liebig, haben großzügige Wohlfahrts-Institute ins Leben gerufen; alle übrigen, der hohe Adel nicht ausgenommen, begnügen sich damit, ihre Grundsteuer und die Personaleinkommensteuer zu bezahlen. Rühmend ist gegen die österreichischen Millionäre der große Zug der Wohltätigkeit der nordamerikanischen und der englischen Reichen hervorzuheben. Der ungeheure Reichtum der sogenannten toten Hand, der Kirche, bekundet in Österreich heute dieselbe Tendenz, wie ehedem, die des freigebigen Wohllebens ohne Zweckbestimmung für das allgemeine Wohl. Und fast analog ist die Betätigung des hohen Adels, nur mit dem Unterschiede, daß er zu Repräsentationszwecken, zur Verschönerung seines Besitztums wohl große Summen verausgabt und wenigstens indirekt die arbeitende Klasse unterstützt, im übrigen aber sich gleichfalls von großzügigen Wohlfahrtsakten fern hält. Es zeigt von wenig Liebe zur Heimat und von wenig Interesse für die materielle und geistige Entwicklung des Staates, wenn man am Überfluß nicht auch andere partizipieren läßt zu einer Zeit, in welcher die Produktion jährlich mit Zinseszinsen zurückerstattet, was dem allgemeinen Wohle gewidmet wird. Aber soweit ist der Reichtum in Österreich sittlich noch nicht fortgeschritten; er ist wohl modern in seiner Entstehung und in seinem Wachstum, allein in seiner Verwendung in hohem Maße rückständig, nichts weniger als altruistisch, sehr viel Schein und wirklich wenig sittliche Regung.

Und aus diesem Grunde bietet in Österreich das Bewußtsein des großen Volksvermögens noch kein sicheres Bollwerk gegen etwaige soziale Verwüstungen, weil im Notfalle das in den großen Reichtümern steckende Ventil nicht in Anspruch genommen werden könnte und weil unsere Reichen spontan nur das leisten, was sie, der Not gehorchend, leisten müssen. Und es ist heute, bei der Leichtigkeit des Erwerbes und angesichts der stets neu entstehenden Quellen der Produktion, nicht einmal die auri sacra fames, die die Repräsentanten des Reichtums so unethisch, so realistisch erscheinen läßt, sondern hauptsächlich die Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksale der Mitbürger und des Staates.

Der Staat wird aber endlich von jedem soviel verlangen, als dieser von ihm erhält, wie dies schon Montesquieu (dreizehntes Buch des „Esprit des lois") vorschlägt: „Les revenues de l'état sont une portion, que chaque citoyen donne de son bien, pour avoir la sûreté de l'autre, ou pour en jouir agréablement."

Diese erste, noch vage Vorstellung von dem Verhältnis der Höhe der Abgaben zum Reichtum wird heute von allen Schriftstellern als richtig anerkannt und in allen Kulturstaaten verwirklicht. Nur in Österreich kommt das Prinzip später als anderwärts zur Geltung. Man merkt es an dem Steuersystem und an dem Anwachsen der Staatsschulden. Die indirekten Steuern, welche wohl schmerzlos und ohne viel Arbeit auferlegt und eingetrieben werden,

können nicht ins Unendliche erhöht werden, ohne daß Teuerungskrisen entstehen, die wieder auf die Kosten der Verwaltung nachteilig rückwirken; jede weitere Erhöhung dieser Steuern würde nur die armen Konsumenten, und nicht den Reichtum, treffen. In Österreich sind die Ansprüche der Beamten, der Lehrer und der Arbeiter in Bezug auf die bessere Entlohnung gewissermaßen chronisch, sie fallen so ziemlich mit dem durch die Erhöhung der indirekten Steuern verursachten höheren Aufwande im Haushalte zusammen. Was an Biersteuer, an Petroleum-, Branntwein- und Zuckersteuer mehr eingenommen wird, geht zum großen Teile an Gehalt und Lohnaufbesserungen auf. Das ist der circulus vitiosus in der österreichischen Steuerpolitik. Es paßt nicht in den Rahmen dieser Ausführungen, die finanzpolitische Rückständigkeit des österreichischen Steuerwesens eingehender zu beleuchten. Mit der österreichischen Tradition: das Gewicht mehr auf die Ertragssteuern (Erwerbssteuer, Grundsteuer) zu legen, mußte endlich gebrochen werden. Denn es ist längst anerkannt, daß die Schätzung der Einträglichkeit einer Unternehmung keine sichere Basis für die richtige Besteuerung ist. Man vermied es lange Zeit, dem wahren Einkommen an den Leib zu rücken, angeblich deshalb, weil die Reform der Personaleinkommensteuer mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen wäre. Und so blieb es bei der nicht entsprechenden Besteuerung des Kapitalbesitzes, beziehungsweise des stets wachsenden Reichtums. Aber nun hat auch Österreich die Personaleinkommensteuer mit dem Progressionsprinzipe eingeführt, wobei nach unten eine Degression des Steuerfußes, bis zur gänzlichen Steuerfreiheit eines sogenannten Existenz-Minimums von 1200 Kronen, platzgreift.

Noch heute greift aber die österreichische Regierung nur zögernd zu dem Mittel der höheren Besteuerung des großen Einkommens; sie fürchtet den Anreiz zu Hintergehungen, weil sich das mobile Kapital ungemein leicht der Steuerleistung entziehen kann. Aber was schon im Jahre 1896, bei Einführung der Personaleinkommensteuer, gedämmert hat, daß in Zeiten außerordentlichen Bedarfes, wofür die österreichische Staatswirtschaft genug traurige Beweise liefert, nur die Einkommensteuer die Möglichkeit höherer Einnahmen bietet, ist heute zur absoluten Gewißheit geworden. Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, hat die Regierung sich jetzt entschließen müssen, das große Einkommen noch weiter zu besteuern. Anstatt $3^1/_4$ % sollen fortan die Wohlhabenden ungefähr $3^1/_2$% ihres Einkommens an Steuern entrichten, die kleinen Millionäre anstatt rund $3^3/_4$ % nunmehr durchschnittlich $4^1/_4$ %. Die Multimillionäre, die über ein Einkommen von über 100 000 Kronen verfügen, hätten, je nach den Abstufungen, anstatt 4 und 5 %, von nun an ca. 5—$6^1/_2$ % ihres Einkommens an Einkommensteuer zu entrichten. Was sind auch 2000 bis 3000 Kronen mehr Steuer für einen Multimillionär, oder gar 150 000 Kronen mehr Steuer für ein angemeldetes Einkommen von 10 Millionen Kronen? In Österreich existieren ungefähr 3000 Millionäre, von welchen über 1000 Zensiten Multimillionäre sind. Man kann dies aus den Mitteilungen des österreichischen Finanzministeriums genau entnehmen. Sehr viele Zensiten haben geradezu überraschende Jahreserträgnisse angegeben. Es sind nicht gerade wenige Glückliche, die über ein Jahreseinkommen von vielen Millionen

Kronen verfügen, ein einziger — offenbar Rothschild — sogar über ein Jahreseinkommen von 23 Millionen Kronen, welche mit 1 154 300 Kronen versteuert sind.

Das österreichische Parlament, das heute ein sogenanntes Volksparlament ist, wird den kleinen sozialistischen Einschlag im neuen Steuerentwurf mit Befriedigung begrüßen, vielleicht noch weiter gehen und die Erhöhung der Steuer erst bei einem Einkommen von über 20 000 Kronen, wie dies in dem Entwurfe vom Jahre 1909 geplant war, verlangen, dafür bei den steuerkräftigeren Elementen die Grenzen etwas weiter ziehen. Bei den glänzenden Erfahrungen, die in Österreich bis nun mit der Personalsteuer gemacht wurden, wird die höhere Besteuerung des Reichtums nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die Staatsfinanzen sein.

Erhöht wird der finanzielle Erfolg durch die geplante weitere Besteuerung des großen Vermögens mittels einer Erbschafts- und Schenkungssteuer. Auch diese Vorlage steht jetzt in parlamentarischer Behandlung. Der Finanzminister erhofft von der Erbschaftssteuer allein einen Mehrertrag von 10 Millionen Kronen; was aber die Schenkungssteuer betrifft, so sei bemerkt, daß sich die Schenkungsakte bisher leicht der Kontrolle der Gebühren-Bemessungsbehörde entzogen haben, während dieselben von nun an besser erfaßt werden. Auch bei diesen beiden Steuern wird die Progression eine große Rolle spielen. Bei Nachlässen von über eine Million Kronen werden die mit dem Erblasser in keinem Verwandtschaftsverhältnisse stehenden Erben 14 %, über 2 Millionen Kronen sogar 21 % an Steuern zahlen. Und da in Österreich jährlich ungefähr 1 Milliarde Kronen Nachlaßvermögen angemeldet werden, so ist es einleuchtend, daß der moderne Reichtum, auch unter dem Titel der Bereicherung dritter Personen, einen tüchtigen Tribut an den Staat leisten wird. Das Parlament wird um so bereitwilliger auch diese Steuern genehmigen, als sie nicht das erworbene, sondern das unerworbene Vermögen betreffen, wie denn auch alle Kulturstaaten diese Steuerquelle entsprechend ausnützen. In Deutschland ergab die Reichserbschaftssteuer pro 1909 47,25 Millionen Mark; in Frankreich betrugen 1910 die Erbschaftsgebühren 250 Millionen Francs, die Schenkungsgebühren 28,3 Milliarden Francs; in Italien ergab die Erbschaftsgebühr pro 1909/10 rund 42 Millionen Lire und in England 22 Millionen Pfund Sterling.

Der Reichtum in Österreich ist, was bei einer starken Besteuerung der Vermögensansammlungen in Betracht kommt, nicht das Ergebnis großen Sparsinnes der Bevölkerung, wie beispielsweise in der Schweiz und in Holland, sondern er kommt von der segenspendenden Ausnützung der Naturschätze, der Industrie und des Handels unter Benutzung der vom Staate geschaffenen Produktions- und Verkehrsmittel. Auch örtlich genommen, ist ein Unterschied gegenüber anderen Staaten. In Deutschland, England und Amerika ist der Reichtum auf sehr viele Industriestädte verteilt, fast jede deutsche Stadt hat ihre Millionäre. Preußen hat 7500 Millionäre, von welchen auf die einzelnen Städte allein über 5500 Millionäre entfallen. Österreich dagegen hat seine Millionäre nur in Wien und in einigen Industriestädten von

Böhmen und Mähren. In Wien und in den Industriestädten gilt das Genußprinzip, das auch die Haupttriebfeder zu Vermögensansammlungen ist. Um den Genuß zu befriedigen, wird Reichtum angestrebt. Für den Genuß opfert der Reiche und auch der weniger bemittelte Österreicher gern einen Teil des Einkommens; daher ist es unrichtig, wenn Politiker, unter anderen der ehemalige Finanzminister Plener, von der Erhöhung der Personaleinkommensteuer eine Schwächung des Sparsinnes und eine Behinderung des Bereicherungsprozesses fürchten.

Das wäre nur bei denen zu befürchten, die sich freiwillig Entbehrungen auferlegen, nur um sich an dem ersparten Gelde zu erfreuen. Wo aber Genuß und Überfluß bestehen, da vermag eine Steuererhöhung das Streben nach Reichtum nicht aufzuheben. Denn der Mangel an Vermögen würde erst recht Störungen und Mißbehagen verursachen. In Österreich hat die Mehrbelastung der besitzenden Klasse auf die privatwirtschaftliche Betätigung stets günstig gewirkt. Die höheren Steuern hatten stets die Verbesserung der Existenzbedingungen zur Folge, denn je mehr sich die Leistungen der Gemeinwirtschaft erhöhen, wozu aber die Steuern die erträglichen Mittel bieten, desto erträglicher wird die Produktion, das Wachstum des Reichtums.

Die sonnigen Jahre der österreichischen Privatwirtschaft haben in diesem Jahrhundert einen durch reelle Werte fundierten Reichtum geschaffen, nicht Kartenhäuser, wie solche in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts durch Phantasiegebilde aufgebaut waren. Die nächste Generation wird dem ererbten Besitze weitere große Überschüsse zuführen können, weil die Produktionsquellen konsolidiert sind. Sie wird in diesem Falle gern Goethes Rat befolgen: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

Aus den Lehr- und Wanderjahren des deutschen Theaters.

Von

Berthold Litzmann.

Die Anfänge des Theaters und damit der Geschichte des Theaters im engeren Sinne fallen zusammen mit den Anfängen einer berufsmäßigen Pflege der Schauspielkunst durch einen besonderen Stand. Und da die ersten Berufsschauspieler in Deutschland nicht vor Ausgang des 16. Jahrhunderts erscheinen, so beginnt die deutsche Theatergeschichte mit diesem Zeitpunkt, nicht früher und nicht später. Die mittelalterliche Welt kennt eigentlich dramatische Schaustellungen als Selbstzweck gar nicht. Das ernsthafte Drama steht im Dienst der Kirche, dient der religiösen Erbauung und ist auch stofflich ganz auf die Bibel und die Legende beschränkt; die Komödie — roh in der Technik und im Inhalt — ist Gelegenheitsstück aus Fastnachtsstimmung erwachsen, und zur Fastnachtsbelustigung bestimmt. Die Darsteller sind in beiden Fällen in der Regel Dilettanten. Die Pflege des Dramas und der Darstellungskunst liegt in der Hand von Gelehrten oder Handwerksgenossenschaften, die bei festlichen Gelegenheiten ihre Mitglieder zur Aufführung einer erbaulichen Historie versammeln. Nun nimmt man im allgemeinen an, daß diese Genossenschaften die Geburtsstätten der modernen Bühne, der berufsmäßigen Schauspielkunst gewesen seien. Diese Dilettanten, sagt man, gewinnen allmählich Geschmack an dem Zeitvertreib und verwandeln sich allmählich in Gesellschaften, die aus dem Schauspiel ein Gewerbe machen. Gewiß ist hier eine der Quellen der modernen Bühne zu suchen. Aber wenn man sich wirklich ein Bild von der ungeheuren Umwälzung, welche die dramatischen Aufführungen durch Berufsschauspieler in der Geschichte des Dramas hervorgerufen haben, machen will, so darf man die wichtige Rolle nicht übersehen, die ein anderer Faktor dabei spielte. Das sind die „Fahrenden", diese Sänger, Gaukler, Tänzer, Musikanten, die teils einzeln, teils in kleinen Truppen die Welt durchzogen, und die durch pantomimische oder auch dialogisierte dramatische Intermezzi je nach eigenem Vermögen oder Neigung des Publikums ihre Vorstellungen zu würzen oder zu unterbrechen liebten. Wenn man aber im allgemeinen sagen kann, daß bei den Kulturvölkern des

Abendlandes die moderne Bühne sich auf die beiden Basen: Dilettantengenossenschaften und Fahrende aufbaut, so ist für Deutschland dabei eine Einschränkung zu machen. Deutschland, in seiner politischen und literarischen Entwicklung der Spätling unter den Völkern des Abendlandes, das in der Art wie es sich zu den Aufgaben des modernen Kulturlebens stellt, so mancherlei Abweichungen von der bei den Nachbarvölkern typischen Form sich gestattet, zeigt auch hinsichtlich der Entwicklung seiner nationalen Bühne manche nur ihm eigenen Züge. Auch bei uns werden in den Städten durch die Mitglieder der Zünfte im 15. und 16. Jahrhundert fleißig und mit vielem Beifall ihrer Mitbürger dramatische Übungen und Darstellungen veranstaltet, und gegen Ende des 16. Jahrhunderts tritt hier ebenso wie anderswo die Neigung zutage, sich in berufsmäßige, aus ihren dramatischen Darstellungen ein Gewerbe machende Truppen umzuwandeln. Aber dieser Schritt ist nie getan, denn alle derartigen Bestrebungen sind verdunkelt, zurückgedrängt, im Keim erstickt worden durch eine in ihrer Art beispiellose Invasion fremder Komödianten, die durch Originalität ihres Repertoirs und die Kunst ihrer Darstellung den deutschen Zuschauern über die Machtsphäre des Dramas und der Schauspielkunst so ganz neue bisher nie geahnte Begriffe erschlossen, daß zunächst auch die spielwütigsten Dilettanten den Mut verloren, mit diesen Zauberern aus der Fremde in Konkurrenz zu treten: die englischen Komödianten! Fragen wir aber nach den Ursachen, die den englischen Schauspielern ein so ungeheures Übergewicht nicht nur über einen noch im ersten Stadium der Vorbereitung befindlichen deutschen Schauspielerstand, sondern auch über gleichzeitig in Deutschland auftauchende französische und italienische Konkurrenten verlieh, so sind diese zunächst natürlich in dem Tiefstand des damaligen deutschen Dramas zu suchen, das, durchaus noch in dem überlieferten Stoff- und Formenkreis des kirchlichen und des Schuldramas befangen, keine Keime zu einer Entwicklung des Kunstdramas als Selbstzweck in sich barg. Dann aber in der ungeheuren Geschicklichkeit, mit der diese angelsächsischen Kunstmissionare ihre neue Lehre den bestehenden Verhältnissen anzupassen verstanden, in der geschickten Gestaltung ihres Repertoirs und in der von ganz moderner Auffassung des Dramas ausgehenden schauspielerischen Technik, einer Technik, die alt genug war — etwa ein Menschenalter — um ihnen einen einheitlichen Stil zu geben, und jung genug, um als etwas Neues, als eine künstlerische Offenbarung zu wirken auf ein Publikum, das im günstigsten Falle nur an begabte Dilettanten in altmodischen Stücken gewöhnt war. Kein Wunder also, daß diese klugen zielbewußten Longuistadoren in verhältnismäßig kurzer Zeit von verschiedenen Zentren sich netzartig über Deutschland auszubreiten und, von Königsberg nach Straßburg, von Hamburg bis Wien und Basel ohne Unterlaß das deutsche Sprachgebiet durchwandernd, ihre Kunst und ihr Repertoir wie ein eingeborenes Erzeugnis in unsere Kultur und Literatur einzufügen verstanden haben. Wenn wir nun aber nach ihren Schülern und Nachfolgern fragen, die, in ihre Fußtapfen tretend, ihr Werk fortsetzen, nachdem jene der Krieg aus Deutschland gescheucht, so machen wir die eigentümliche Erfahrung, daß wir von diesen

ersten deutschen Berufsschauspielern in jeder Hinsicht sehr viel weniger wissen, als von ihren fremden Lehrmeistern. Über den Zeitpunkt ihres ersten Auftretens und die dieses begleitenden näheren Umstände haben wir eigentlich nur Vermutungen. Die Akten versagen so gut wie ganz, was nicht wunder nehmen darf. Denn offenbar haben diese ersten einheimischen Schauspieler zu Reklamezwecken sich selbst als „Englische Komödianten" bezeichnet, nicht so sehr um dadurch im Publikum eine falsche Vorstellung über ihre Herkunft zu erwecken, sondern um dadurch anzudeuten, daß sie in englischer Weise spielen, dasselbe Repertoir, dieselbe schauspielerische Technik wie die Engländer haben. Diese künstlerischen Traditionen der Engländer, d. h. ihr Repertoir und ihre Technik haben sich noch rund ein Menschenalter nach ihrem Verlassen des deutschen Bodens erhalten. Die weitere Entwicklung aber, zunächst den Zeitraum von 1650—1720 umfassend, zeigt ein wenig erfreuliches Ergebnis; denn das Endresultat ist eigentlich ein völliger künstlerischer Bankerott, an dem aber nicht allein die Schauspieler und das Theater im eigentlichen Sinne, sondern mindestens ebensosehr die Dichter und das Publikum die Schuld haben.

Schon die englischen Komödianten hatten — wie ihre uns erhaltenen deutschen Bühnenbearbeitungen beweisen — eine höchst bedenkliche Neigung, ihr Repertoir dem Geschmack des jeweiligen Publikums anzupassen und skrupellos das Kunstwerk als Ware für den Markt durch willkürliche Einschaltungen und Auslassungen zurechtzustutzen. Sie konnten das um so unbesorgter, als ihre deutschen Zuschauer die Originale ja nicht kannten und das, was sie boten, auf Treu und Glauben hinnahmen. Und so waren denn auch die wenigen auf deutschem Boden gewachsenen Dramen, die sie in ihr Repertoir einfügten, schon von vornherein nach den Mustern jener entstellten Originale zugeschnitten. Diese Eigenmächtigkeit und Rücksichtslosigkeit der Engländer dem Kunstwerk gegenüber aber wurde von ihren deutschen Nachfolgern als ein verbrieftes heiliges Recht des Schauspielers übernommen und von ihnen mit einer nun auch nicht mehr durch die leisesten Anwandlungen künstlerischen Stil- und literarischen Anstandsgefühls gebändigten Unverfrorenheit auf die äußerste Spitze getrieben. Bis zu einem gewissen Grade war das allerdings von ihrer Seite ein Akt der Notwehr, da die natürlichen normalen Quellen für die Erhaltung und Verjüngung eines künstlerischen Repertoirs in diesem Zeitraum völlig versagten. Die literarischen Reformer des 17. Jahrhunderts hatten aus ihrem Programm das Theater von vornherein ausgeschaltet, es zählte nicht mit und das Literaturdrama, das von einzelnen nicht unbegabten wie Andreas Gryphius gepflegt wurde, zeigte daher fast ausnahmslos den hippokratischen Zug des Buchdramas. So von den literarischen Tonangebern hochmütig ignoriert und sich selbst überlassen, war es den um ihre Existenz ringenden Schauspielern und Schauspielunternehmern nicht so sehr zu verdenken, wenn sie alle Reizmittel, von denen sie sich einen unmittelbaren und materiellen Erfolg versprachen, als Vorspann nahmen, um ihren stockenden Thespiskarren ins Rollen zu bringen. Auf der anderen Seite ist es denn nicht zu verwundern, wenn das, was schließlich dabei heraus-

kam, den Charakter eines Angst- und Notprodukts künstlerischer Misere nicht verleugnen konnte. Es entwickelte sich ein Schauspielerdrama im eigentlichsten Sinne des Wortes, das zum Teil, wie die Stücke der Engländer, aus ursprünglich echten künstlerischen Gefügen herauswuchs, zum Teil aus beliebigem Rohmaterial, das der Zufall ihnen in den Weg führte — eine Episode aus einem schlechten Moderoman, ein italienischer Operntext, ein Aufsehen erregendes Zeitereignis, wie z. B. der Tod Karls XII. vor Friedrichshall — mit rohen grob routinierten Fäusten zu einer Folge dramatischer Szenen zurechtgehauen wurde. Alles ist recht und willkommen, was irgendwie starken, die Sinne kitzelnden Reiz auszuüben imstande ist. Alle bombastischen Verzerrungen, deren das Barock fähig ist, erscheinen in diesem Schauspielerdrama in Reinkultur, für das der schöne Name: „Haupt- und Staatsaktion" verhältnismäßig spät geprägt worden ist. Zu den starken Reizmitteln gehört vor allem auch die Durchsetzung einer tragischen oder doch ernsthaften Handlung mit breitausgesponnenen extemporierten Szenen, in denen sich die komische Figur Arlequin oder Hanswurst in pöbelhaften Zoten und Frechheiten ergeht. Auch das war am letzten Ende Erbteil der Engländer, bei denen es mehr als einmal mitten in der Handlung heißt: „Allhier agieret Pickelhering".

Aber die Aufgeblasenheit und Aufdringlichkeit, mit der in den Haupt- und Staatsaktionen Arlequin sich spreizt, ist doch wohl nicht allein als eine weitere Entwicklungserscheinung — hervorgerufen durch das sinkende Geschmacksniveau der Schauspieler und ihres Publikums — zu erklären, sondern es hängt offenbar zusammen mit dem mehr und mehr sich verbreitenden Geschmack an der besonderen Kunstform der italienischen Stegreifkomödie, die durch italienische Schauspieler, die im Gefolge der italienischen Oper nach Deutschland kamen, seit Ausgang der sechziger Jahre des 17. Jahrhunderts in Deutschland eingebürgert wurde. Dieser Geschmack aber hatte es zu Wege gebracht, daß nicht nur das Lustspielrepertoir seit den letzten Dezennien des 17. Jahrhunderts mit einer Unmasse von Stegreifkomödien italienischen Ursprungs vermehrt wurde, sondern daß auch dies Stegreifspiel in den regelmäßigen Komödien sich häuslich einzurichten begann, d. h. man ließ das Szenengerippe — man kann sagen die Zimmerverteilung im Hause — bestehen, warf aber auch hier den bisherigen Hausherrn, den Dichter samt seinem Mobiliar, d. h. seinem Witz und Geist, hinaus und möblierte nun die Wohnung neu mit einem Hausrat, der dem geistigen Niveau eines um seine Existenz schwer ringenden Schauspielerstandes, den Eingebungen des Witzes eines weder bürgerlich noch künstlerisch für voll geltenden künstlerischen Proletariats und dem gänzlich unkultivierten Geschmack eines gedankenlosen ungebildeten Publikums entsprach. Und so mußte ein an und für sich so wertvolles künstlerisches Instrument, wie es die italienische Stegreifkomödie in ihrer ursprünglichen Form darstellt, das in geschickten Händen so feiner und auch — vermöge der frei spielenden Laune — gelegentlich so intimer Wirkungen fähig ist, gerade in einer solchen gefährlichen Krisis der halt- und traditionslosen deutschen Schauspielkunst anvertraut, nichts anderes als Unheil anrichten und die schon vorhandene Stillosigkeit bis zum

schlechthin Unerträglichen steigern. Kein Wunder daher, daß dies sich breit machende Unwesen jenen Kreisen, die grundsätzlich dem Theater als einer Gefährderin der Sitten mißtrauisch und feindlich gesinnt gegenüber standen, eine nur zu bequeme Handhabe bot, gegen das Schauspiel als Teufelswerk und gegen die Schauspieler als eine besonders verabscheuenswerte Spezies von Zöllnern und Sündern in Worten und Taten zu eifern, sie moralisch noch mehr zu deklassieren, als sie es bürgerlich ohnehin schon waren. Man versucht sie nicht nur vom Genuß der Sakramente auszuschließen, sondern ihnen auch das ehrliche Begräbnis zu verweigern. Und diese zahlreichen geistlichen Beschwerden im Verein mit den bedenklichen Ausschreitungen und Verfallserscheinungen des Theaterwesens sind denn auch nicht ohne Einfluß auf die Haltung der weltlichen Behörden und bürgerlichen Bevölkerung geblieben; die verschiedensten Symptome deuten auf eine entschiedene Geringschätzung, wenn nicht Verachtung der Schauspielkunst und ihrer Vertreter in den weitesten Kreisen.

Die Höfe, an denen noch in den siebziger Jahren vereinzelte auf eine Läuterung des Geschmacks gerichtete Bestrebungen eine Stütze gefunden hatten, wandten sich ganz vom Schauspiel ab, und wo etwa das Interesse dafür noch nicht völlig erloschen war, zieht man italienische oder französische Truppen heran. Im allgemeinen aber herrscht die italienische Oper; für sie ist alles zu haben, die Gunst der Fürsten, das Kapital der Bürger und das Talent des Dichters. Und das erklärt sich auch, wenn wir gerecht sein wollen, nicht nur aus den allgemeinen Tendenzen des Zeitalters des Barock zu Entfaltung üppiger Pracht, sondern auch aus dem verhältnismäßigen Reichtum an wirklichen musikalisch schöpferischen Begabungen. Es übt aber die so überaus erfolgreiche Oper nicht nur auf Komponisten und ausübende Künstler eine mächtige Anziehungskraft aus, sondern auch auf den ganzen dramatisch veranlagten Nachwuchs, der sein Gestaltungstalent durchaus in ihren Dienst stellt, und der durch das sich Gehenlassen in den weiten und dehnbaren Formen, wie sie der Stil der italienischen Oper für die dramatische Gestaltung nicht nur gestattete, sondern geradezu verlangt, sich einer strengen konstruktiven dramatischen Technik, wie das zeitgenössische stilgerechte französische Drama sie verlangte, vollkommen entwöhnt. Allerdings machen sich um die Wende des Jahrhunderts schon hier und da Anzeichen einer Reaktion gegen diese Alleinherrschaft der Oper, und zwar nicht nur aus moralisch-pietistischen, sondern auch aus künstlerischen Motiven bemerklich; so z. B. am Hofe des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolffenbüttel, der sich in den neunziger Jahren die Pflege eines regelmäßigen Schauspiels durch Übersetzungen und Aufführungen der französischen Klassiker sehr angelegen sein läßt. Aber es bleibt bei einem Anlauf, einem vereinzelten Versuch, der keine Folgen nach sich zieht, keine Nachahmer findet. Zum Teil erklärt sich das wohl damit, daß tatsächlich die Zeit für eine erfolgreiche Durchführung eines Theaterreformprogramms noch nicht reif war, daß es an den nötigen Voraussetzungen des Verständnisses und der Teilnahme für eine solche in den weiteren Kreisen der Gebildeten ebenso wie bei den Fachleuten der Bühne fehlte; zum Teil aber auch damit, daß keine Persönlich-

keit vorhanden war, die Fachkenntnis, sachliches Interesse und eine gewisse persönliche, durch die äußere Stellung gegebene Autorität mit organisatorischer Begabung und zäher, vor keinem Hindernis zurückschreckender Ausdauer zu verbinden gewußt hätte. Eine solche fand sich erst drei Jahrzehnte später in dem Leipziger Professor Joh. Christoph Gottsched aus Königsberg. Die Verdienste, die sich dieser Mann um das deutsche Theater erworben, sind ungeheuer. Er ist, so klar wir uns darüber sind, daß er weder Geschmack noch eigentliches Kunstverständnis besaß, der Begründer unserer nationalen Bühne und auf diesem Gebiet der unmittelbare Vorgänger und Bahnbrecher Lessings. Trotzdem gerade Lessing bekanntlich in schärfster Form ihm dieses Verdienst abgestritten hat.

Seine große Abrechnung mit Gottsched im 17. Literaturbrief beginnt mit den Worten:

„Niemand," sagen die Verfasser der Bibliothek, „wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Teil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe. Ich bin dieser niemand; ich leugne es geradezu. Es wäre zu wünschen, daß Herr Gottsched sich niemals mit dem deutschen Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen.

Als die Neuberin blühte und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sah es freilich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus . . . Dieses Verderbnis einzusehen brauchte man aber nicht der feinste und größte Geist zu sein. Auch war Herr Gottsched nicht der Erste, der es einsah, er war nur der Erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen."

Dazu ist zu sagen, daß gerade darin das große historische Verdienst Gottscheds besteht, daß er den Mut hatte, einmal anzufangen; er hatte keinen Vorgänger, schlechthin keinen einzigen, und so viele *nach* ihm „den Beruf fühlten, sich um die Bühne verdient zu machen," *vor* ihm ist es keinem einzigen eingefallen. Deshalb liegt in dem geringschätzigen Wort Lessings: „Er war nur der Erste" usw., eine so große Ungerechtigkeit; denn das für *den Zeitpunkt Wesentliche*, die *Initiative* des einzelnen, wird unter absichtlicher Verkennung der wirklichen Verhältnisse, wie sie um 1720 lagen, zu einer Bagatelle herabgedrückt. Daß Gottsched nicht, wie alle übrigen, dem Verderben ruhig zusah, sich nicht damit begnügte, über das Unwesen hochmütig die Achseln zu zucken, sondern daß er endlich einmal die Schranken durchbrach, die die Literatur vom Theater trennten und selbst kräftig Hand anlegte, um das Theater zu einem wichtigen Faktor im Kulturleben seines Volkes zu machen, das ist die Tat, durch die Gottsched in der Geschichte des deutschen Theaters für alle Zeiten fortleben wird. Daß ihm dann bei der Ausführung Fehler, Dummheiten, Abgeschmacktheiten untergelaufen sind, daß er gegen das Ende seiner Laufbahn infolgedessen der Lächerlichkeit und dem Hohn und der Verachtung seitens der jüngeren Generation, der er zuerst den Weg gebahnt, anheimfiel, das ist ebenfalls eine historische Tatsache, an der nicht gerüttelt werden kann, und die sich teils aus seiner eigentümlichen Beschränktheit, teils aber auch aus den Verhältnissen, unter denen er aufwuchs, und mit denen er rechnen mußte, erklärt.

Was wußte und was kannte zunächst dieser mit dem Jahrhundert geborene Ostpreuße, der bis zu seinem vierundzwanzigsten Jahr über seine engere Heimat nicht hinausgekommen war und sich dort anfangs der Theologie, dann der Philosophie beflissen hatte, von deutschem Drama und Theater? Von ersterem wenig, von letzterem nichts. Er selbst erzählt, wie er als Sechzehn- oder Siebzehnjähriger zuerst Lohensteins Trauerspiele gelesen und sich daraus „einen sehr wunderlichen Begriff von der Tragödie gemacht" habe; d. h. er wußte nichts damit anzufangen. „Ich ließ also diese Art der Poesie in ihren Würden und Unwürden beruhen, weil ich mich nicht getraute, mein Urteil davon zu sagen." Ein weiterer Versuch, durch die Lektüre der von Martin Opitz übersetzten Antigone des Sophokles zum Drama ein Verhältnis zu gewinnen, scheiterte ebenfalls, er fand die Verse zu scheußlich.

Erst als er einige Jahre später Boileau kennen lernt, wird er durch die an Molière gerichtete Satire und die sonstigen darin gelegentlich erwähnten und kritisierten Dramen aus seiner „vollkommenen Gleichgültigkeit und Unwissenheit" etwas aufgerüttelt, es erfaßt ihn die Begierde, die da erwähnten Stücke näher kennen zu lernen, aber die dadurch in ihm geweckte „ungemeine Lust", eine Komödie oder Tragödie *spielen* zu sehen, ist in Ostpreußen nicht zu befriedigen. Erst in Leipzig, wohin sich 1724 der junge Privatdozent der Philosophie vor den Werbern des Soldatenkönigs flüchtet, und wo ihm auf diesem alten deutschen Kulturboden eine ganz neue Auffassung von der Bedeutung der nationalen Literatur als Kulturfaktor aufgeht und wo ihm infolgedessen seine eigenen Lebensziele, die sich bisher auf die Laufbahn eines Lehrers der Weltweisheit im Sinne Wolfs gerichtet hatten, erhöhen und erweitern zu einer planmäßigen Aufklärungsarbeit auf dem Gebiet der schönen Literatur, der grundlegenden Arbeit für eine wirkliche Nationalliteratur im umfassendsten Sinne, erst hier in Leipzig lernt der vierundzwanzigjährige Reformer das Theater selbst kennen, in den Aufführungen der dresdenschen Hofkomödianten, die zu den Messen regelmäßig Leipzig besuchen, und wie nicht anders zu erwarten, bekommt er zunächst einen großen Schreck. „Lauter schwülstige und mit Harlekinsluftbarkeiten untermengte Haupt- und Staatsaktionen, lauter unnatürliche Romanstücke und Liebesverwirrungen, lauter pöbelhafte Fratzen und Zoten waren dasjenige, was man daselbst zu sehen bekam."

Aber statt nun als wohlgesitteter, auf seine überlegene Bildung stolzer homme de lettres dem entarteten Musentempel entrüstet den Rücken zu wenden und sich mit seiner tieferen Einsicht in seine vier Wände zurückzuziehen, wie dies dem Gelehrten- und Dichtertyp des verflossenen Jahrhunderts entsprochen hätte, geht dieser junge Mensch hinter die Bühne, stellt sich dem Direktor vor und beginnt mit ihm „von der besseren Einrichtung seiner Schaubühne" zu sprechen. Da er, wie er selbst nachmals gestand, damals „von der Schaubühne so wenig verstand als der Prinzipal der Komödie", kommt natürlich aus diesen ersten schüchternen Berührungen zwischen Theorie und Praxis nichts heraus, es sei denn das typische Ergebnis: ein schlechtes Stück, ein Schäferspiel in Versen, das der reformfreudige Theoretiker begeht und das der konservative Praktiker nicht aufführt. Das Folgende ist aber um so

weniger typisch, weder für jene Zeit noch überhaupt: nämlich der abgewiesene Poet sieht plötzlich ein, daß sein Stück wirklich nichts taugt, daß er überhaupt von den Bedürfnissen des Dramas noch viel zu wenig versteht, um mitreden zu können. Und er beginnt nun mit Feuereifer die Theorie des Dramas zu studieren, findet in einer alten deutschen Poetik des Aristoteles Poetik zitiert, macht sich an diese in der Dacierschen Übersetzung und macht sich dann, „diesen Trank im Leibe", an die französischen Theoretiker, vor allem aber auch an ein planmäßiges Studium der Dramatiker Corneille, Racine, Molière, Voltaire, und je mehr er „nun durch die Lesung aller dieser Werke die wohleingerichteten Schaubühnen der Ausländer kennen lernt, desto mehr", erzählt er, „schmerzte mich, die deutsche Bühne noch in solcher Verirrung zu sehen". Bei diesem Schmerz läßt er es aber nicht bewenden, vielmehr glaubt er jetzt mit seinen ja immerhin ziemlich oberflächlich zusammengerafften und konfusen Kenntnissen von dramatischer Kunst, seinem brennenden Ehrgeiz und seiner unzweifelhaft großen organisatorischen Begabung sich Manns genug, den Versuch zur Hebung des deutschen Theaters mit Aussicht auf Erfolg zu erneuern. Und in der Tat glückt es ihm auch jetzt: er gewinnt nicht nur die Fühlung mit der Bühne wirklich, sondern er erringt auch einen von Jahr zu Jahr sich vertiefenden und erweiternden Einfluß auf sie, ja kann nach einem Jahrzehnt geradezu als ihr alleiniger Beherrscher gelten. Diesen Erfolg hat er zu gleichen Teilen seinen Tugenden und seinen Fehlern zu danken. Letzteren vielleicht mehr noch als ersteren. Denn wenn er als ein Einziger, für das Drama von Haus aus so unbegabt, wie nur je ein Dilettant, der sich dazu berufen fühlt, dabei mit mehr als bescheidener ästhetischer Bildung ausgerüstet und ohne jede Spur von Humor und Phantasie es unternahm, mit diesen seinen Mitteln das so im Argen liegende deutsche Theater von Grund aus zu reformieren oder vielmehr ganz von Grund aus aufzubauen, so war er zu diesem Wagnis nur imstande durch seine angeborene Beschränktheit, die ihn die Ungeheuerlichkeit dieser Aufgabe und damit seines Wagnisses auch nicht einmal ahnen ließ. Hätte er tiefer und weiter gesehen, er hätte davor zurückschrecken müssen im Gefühl seiner Unzulänglichkeit und Ohnmacht. Diese Beschränktheit gab ihm den Mut und die Kraft; diese Beschränktheit, vermöge deren er den wesentlichen Teil seiner Aufgabe schon erfüllt glaubte, wenn es ihm gelang, so schnell als möglich ein Repertoir zu schaffen, das weder moralisch noch künstlerisch allzu arge Blößen gab. Daß von da aus bis zu einem wirklichen, höheren Anforderungen genügenden, vor allem im eigentlichen Sinne nationalen Drama und Theater noch ein weiter Weg war, ist ihm nie aufgegangen. Deshalb hat er es auch nachmals nicht begreifen können, daß die jüngere Generation, die sich dies Ziel gesetzt hatte, von ihm nichts mehr wissen wollte, und ihn mit Lessing für einen Stümper erklärte. In Wahrheit hat aber dieser „Stümper" auf seine Weise der wirklichen Kunst große Dienste geleistet, vermöge der genialen organisatorischen Begabung, mit der er seine radikale Säuberungsarbeit durchzuführen verstanden hat. Unwillkürlich kommen einem dabei militärische Bilder; es ist in dieser ganzen Reformarbeit ein strammer militärischer Zug, der oft an die Potsdamer Wachtparade erinnert,

der er s. Z. nur durch die Flucht aus seinem Vaterlande entgangen war. Durch einen Armeebefehl wird die Schar seiner Schüler mobil gemacht und nun — coûte que coûte — gedrillt, gedrillt zum Übersetzen, gedrillt zum Selbstdichten. Auf Ordnung kommt es an, daß alles hübsch in Reih und Glied marschiert und dem Korporalstock der gesunden Vernunft gehorcht. Langeweile schadet nicht, auch nicht Plattheit, im Gegenteil, das erhöht die Einheitlichkeit, das gibt gewissermaßen die Uniform. Nach diesem Rezept, in diesem Sinn und Geist arbeitet er selber, arbeitet seine geistvolle und gelehrte Frau, die er, ohne daß sie es selber gewahr wird, durch seinen barbarischen Drill in ihrem eigensten Wesen knickt; in diesem Sinne arbeiten seine Schüler, fleißig, gelehrig, geistlos, aber fruchtbar, unendlich fruchtbar; sie übersetzen Molière und Corneille, Racine und Voltaire, verdeutschen die Komödien Destouches und Regnards, die Tragödien in Versen, die Komödien in Prosa. Von einem persönlichen Verhältnis, von einer individuellen Wiedergabe ist infolgedessen keine Rede. Fabrikware in billigem Material und schlechter Ausführung.

Es ist ein Pelotonfeuer mit mittelmäßigen Stücken, das diese Gottschedische Armee, der Diktator allen an der Spitze, auf das deutsche Theater abgibt, laden, anlegen, Feuer! So knattert es in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts in Leipzig unermüdlich. Und siehe da, kaum zehn Jahre sind seit dem ersten Versuch des Theoretikers, mit der entarteten Bühne Fühlung zu gewinnen, vergangen, und schon zeigt ein Blick auf das Repertoir der jetzt die Messe besuchenden Schauspieltruppen eine völlige Veränderung aus Nacht in Tag. Die Haupt- und Staatsaktionen spurlos verschwunden, die extemporierte Komödie auf einen bescheidenen Bruchteil reduziert, und an ihrer Stelle die klassischen Tragiker der Franzosen in modernen Übersetzungen, in der Komödie neben Molière, Destouches, Regnard, der Däne Holberg und last not least die deutschen Originale, „der sterbende Cato" von Gottsched an der Spitze. Ein Repertoir, über das ein wirklich vornehmer Geschmack allerdings sich noch entsetzen konnte, das aber jedenfalls vom ersten bis zum letzten Stück insofern ein literarisches Gepräge trug, als von jener Regellosigkeit und Willkürlichkeit des alten Schauspielwesens, wie es noch Gottsched 1724 in seiner Blüte kennen gelernt, nichts mehr zu spüren war. Das aber war nicht, oder jedenfalls nicht allein, Gottscheds Verdienst, sondern mindestens ebensosehr das seiner Mithelfer, die er auf dem Theater fand.

Die erste persönliche Berührung Gottscheds mit der Bühne war, wie wir gesehen haben, nicht sehr ermutigend gewesen. Der Prinzipal der dresdenschen Hofkomödianten, der Haack-Hoffmannschen Truppe, war ein Komödiant alten Schlages, dem es, wenn auch nicht an gutem Willen, so doch an Initiative völlig fehlte, und mit dem, im Schlendrian müde geworden, eine durchgreifende Reform unter keinen Umständen durchzuführen gewesen wäre. Glücklicherweise aber trat gerade in diesem kritischen Zeitpunkt in der Leitung dieser Truppe eine Veränderung ein.

„Indessen aber," erzählt Gottsched, „daß mir das Licht nach und nach aufging, so geschah es, daß die Dresdnerschen Hofkomödianten einen anderen Prinzipal bekamen, der nebst seiner geschickten Ehegattin, die gewiß in der Vorstellungskunst keiner Französin oder Engländerin etwas nachgibt, mehr Lust und Vermögen hatte, das bisherige Chaos abzuschaffen und die deutsche Komödie auf den Fuß der französischen zu setzen."

Diese neuen Menschen aber waren Johann Neuber und seine Frau, Friederike Caroline geb. Weißenborn. Und wenn wir diese Namen, vor allem den der Frau nennen, so ist es, als rauschte der Vorhang auf, und als blickte es uns zum ersten Mal zwischen all den seelenlosen Larven und Namensschildern, die den bisherigen Entwicklungsgang der deutschen Schauspielkunst andeuten mußten, aus zwei lebendigen Menschenaugen an, die uns etwas zu erzählen haben, etwas von den Menschen jener Tage und der Kunst, die sie im Herzen tragen. Eine Persönlichkeit ist da, die uns fremd anmutet als Kind ihrer Zeit, und die wir doch zu kennen glauben, weil etwas aus ihr spricht von der Zeit, die nach ihr kommen sollte.

Wenn wir den Spuren ihres Lebens nachgehen, so sprüht uns schon aus den ersten dieser auf uns gekommenen Nachrichten ein Temperament entgegen, das sie, kaum dem Kindesalter entwachsen, mit der bürgerlichen Gesellschaftsordnung in Konflikt bringt. Als Tochter des Advokaten Weißenborn zu Reichenbach 1697 geboren, läßt sie sich mit fünfzehn Jahren aus dem Hause ihres Vaters, der inzwischen nach Zwickau gezogen war, durch einen Amanuensis ihres Vaters, den Studiosus der Rechte Zorn, entführen. Bald eingeholt, sieben Monate gefangen gesetzt, und dann ihrem Vater wieder zugeführt, läßt sie sich durch diese Erfahrung keineswegs abschrecken und entflieht fünf Jahre später zum zweitenmal dem Vaterhause, in dem es allerdings wohl unter der harten Behandlung eines jähzornigen Vaters nicht besonders gut hausen sein mochte, und zwar wieder in männlicher Begleitung. Diesmal ist es der Studiosus juris Johann Neuber, und beide flüchten sich unter die Komödianten. Anfang 1718 sind beide bei der Truppe der Königlich Großbritannischen und Kurfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Hofkomödianten — vermutlich die Haack-Hoffmannsche Truppe — und lassen sich im Februar dieses Jahres in Braunschweig trauen.

Wenn auch vielleicht mehr ein Hang zu Abenteuern als gerade eine unüberwindliche Neigung für das Theater die Beiden unter die Komödianten getrieben, jedenfalls hat die Frau sich auf diesem Boden schnell zu einer künstlerischen Individualität entwickelt. Mit offenbar sehr guter Bildung von Haus aus ausgerüstet, weiß die junge, schöne, feurige, ehrgeizige und energische Künstlerin in ihrem Kreise, unter den jungen Kollegen im Bunde mit ihrem Manne einen aus dem Schlendrian hinausstrebenden künstlerischen Ehrgeiz zu wecken. Schon ehe sie in Leipzig mit dem jungen Theaterreformer in Berührung kommt, hat sie, wie uns wieder Gottsched selbst erzählt, aus eigener Initiative dem Repertoir einen literarischen Gehalt zu geben versucht, indem die Verbündeten sich von den alten, am Braunschweigischen Hofe unter Anton Ulrich gespielten Übersetzungen zu verschaffen und ihre erneute Aufführung bei dem Prinzipal durchzusetzen wissen.

So fand also Gottsched schon, als er das erste Mal mit der Bühne in Berührung kam, in diesem jungen Nachwuchs natürliche Bundesgenossen, die, als um 1728 auch die äußere Leitung der Truppe an sie überging, aus sich heraus schon den Plan einer gründlichen Reform ernstlich ins Auge gefaßt hatte, und denen daher nichts Erwünschteres kommen konnte als die Hand, die ihnen der junge Leipziger Professor entgegenstreckte. Mit beiden Händen ergriff sie sie und hielt sie fest, und Gottsched wußte dann auch vom ersten Augenblick an, welchen Schatz er an der damals an der Schwelle der dreißiger stehenden frischen, blühenden, jungen Frau hatte, die, mag auch weibliche und künstlerische Eitelkeit, sich in neuen und vorteilhaften Rollen zu versuchen und zu zeigen, das Tempo ihrer Repertoirreform etwas beschleunigt haben, an erster Stelle vom Wirbel bis zur Zehe eine Künstlernatur war, der die Freude an ihrer Kunst aus den Augen lachte und die Sehnen straffte. Keine glücklichere, willigere und geschicktere Verbreiterin seiner Ideen konnte er sich wünschen als diese pikante, suggestive Erscheinung, die ihre ganze menschliche und künstlerische Persönlichkeit dafür einsetzt, das Theater auch in Deutschland zu einem ausschlaggebenden Kulturfaktor zu machen. Überall frisches Leben.

Der dürftige handwerksmäßige Schlendrian der noch im 17. Jahrhundert wurzelnden Schauspielergeneration wird mit scharfen Besen ausgefegt. Der gefährliche Ballast an leichtsinnigen Müßiggängern und dekorativen weiblichen Schönheiten wird abgeschoben. „Wir dulden keine Person weder männlichen noch weiblichen Geschlechts, die sich nicht wohl aufführet, ihre Kunst versteht oder erlernen will." Sie selbst geht mit weiblichem Unempfindungstalent und männlicher Energie auf alle Intentionen und Direktiven Gottscheds ein. Sie greift selbst häufig zur Feder, um in einem Vor- oder Nachspiel allegorischen Inhalts dramatisch ihr künstlerisches Programm vor dem Publikum zu entwickeln, zu verteidigen und nicht genug damit, läßt sie auch drucken und schickt eine Vorrede voran, in der sie frisch resolut das lesende Publikum haranguiert und aus seiner Indolenz aufzurütteln versucht. Sie selbst aber ist durch ihr Spiel zweifellos die beredteste Fürsprecherin der neuen Kunstrichtung. Sowohl in hochtragischen wie in komischen Rollen wird sie von den Zeitgenossen einhellig bewundert, auch ihre äußere Erscheinung kommt ihr dabei zu Hilfe. Ein erhaltenes Porträt zeigt eine keck blickende Frau mit blondem Tituskopf, mit energischen, regelmäßigen Zügen. Um ihre schöne Figur zur Geltung zu bringen, soll sie besonders gern Hosenrollen gespielt haben.

Ihre Direktionspflichten nahm sie sehr ernst. Auf die bisher ganz vernachlässigte Deklamation wird ein besonderes Gewicht gelegt, wie es der nunmehr im Tragödienrepertoir herrschende Vers ja verlangt. Auch in Geste und Mimik strebt man los von den konventionellen marionettenhaft erstarrten Regeln der alten Schule. Und sie hat auch hierin eine entschiedene Begabung, ihre künstlerische Methode auf den jungen schauspielerischen Nachwuchs zu übertragen. Fast alle bedeutenden Schauspieler und Schauspielerinnen der nächsten Epoche sind ihre Schüler und Schülerinnen oder haben sich unter dem Einfluß ihrer Schule gebildet. Sie hat sich auch ihre gefährlichsten Konkurrenten

in der späteren Zeit, Johann Friedrich Schönemann und Gottfried Heinrich Koch, selbst großgezogen.

Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, entsprach aber auch durchaus dem hohen Sinn, in dem sie ihre Aufgabe faßte, daß ihre Truppe aus gebildeten Leuten bestand, die auch außerhalb der Bühne sich würdig zu benehmen und dem Stande Ehre zu machen wußten. Akademiker, Studenten waren ihr besonders willkommen, die mit dem idealen Schwung der akademischen Jugend gerade für die Ausführung ihres literarischen Programms eine nicht zu unterschätzende Federkraft darstellten, wie sie es denn auch verstand, die literarischen und vor allem auch die Sprachkenntnisse ihrer Mitglieder, ganz in Gottscheds Sinne, für die Auffrischung und Erweiterung ihres Repertoirs zu verwerten. So zieht sie als lebendige Verkörperung eines idealen künstlerischen Programms seit dem Ausgang der zwanziger Jahre durch Deutschland von Straßburg bis Kiel, von Frankfurt bis Königsberg, immer in regstem brieflichen Gedankenaustausch mit dem geistigen Hauptquartier in Leipzig.

Es ist höchst interessant zu verfolgen, wie sie in dieser — durch die Feder ihres Mannes geführten — Korrespondenz geschmeidig und gelehrig auf alles eingeht. Sicher manchmal nicht leichten Herzens. So z. B. ist ihr der in das Programm gehörige und von Gottsched mit besonderer Strenge geforderte Kampf gegen die Stegreifkomödie und gegen den Hanswurst nicht leicht geworden. Denn gerade auf dem Gebiet dieses geistigen Ringelspiels lagen für ihr bewegliches, federndes Künstlertemperament Aufgaben von besonderem Reiz. Nur in einem hat sie beharrlich Widerstand geleistet, das waren die von Gottsched geforderten Reformen im Kostümwesen. Wohl ging sie bereitwillig auf eine allgemeine Verbesserung des Materials, auf eine Beseitigung des unwürdigen Trödelkrams und Flitterwerks, wie es sich in den Jahren des Verfalls eingebürgert hatte, ein, aber der Durchführung der historischen Kostümtreue, wie sie Gottsched, soweit er sie verstand, verlangte, setzte sie hartnäckigen Widerstand entgegen. Ihr Ideal lag in entgegengesetzter Richtung, sie erstrebte einen Ersatz historischer oder angeblich historischer Kostüme durch einheitliche Durchführung einer reichen und geschmackvollen Modetracht ohne Rücksicht auf Zeit und Ort. Sie ließ die Helden auch in historischen Stücken im Galafrack mit Degen und Perücke und chapeau bas auftreten und setzte das auch tatsächlich, trotz Gottsched, für die Bühne der nächsten dreißig Jahre durch.

Die zweite Hälfte ihres Lebens und ihrer künstlerischen Laufbahn zeigt allerdings ein wesentlich anderes Gesicht. Mit den Jahren, je älter und durch Direktionssorgen reizbarer sie wurde, und je berühmter und je halsstarriger und peremptorischer ihr Gönner wurde, mehrten sich die Reibungsflächen zwischen beiden. Mißverständnisse und Verstimmungen häuften sich, die Freundschaft erkaltete, und eines Tages war der offene Bruch da. Gottsched wendet seine Gunst ihrem jüngeren Konkurrenten zu, es kommt zu einem Eklat, und die gereizte, durch andauerndes Mißgeschick erbitterte Frau scheut sich schließlich nicht, ihren einstigen Freund und Gönner in Leipzig selbst in der Maske des „Tadlers" dem Gelächter preiszugeben.

Das letzte Jahrzehnt ihrer künstlerischen Laufbahn ist ein Verzweiflungskampf gegen das Alter und die Konkurrenz. Das Publikum wendet seine Gunst von der alternden, verblühten Frau ab, ihren Schülern zu. Nur ein Publikum ist ihr bis zum letzten treu geblieben: die Studenten, die mit Recht in dieser von Ort zu Ort gehetzten, von ihrer Bühne verdrängten, um ihre Existenz kämpfenden Frau mehr sahen als eine abgetane Größe, die ihren Ruhm überlebt hat und die den jungen Strebern, die in ihrer Schule sich gebildet, nun Platz zu machen verpflichtet sei. Sie sahen in der alten Komödiantin nicht eine makellose Idealgestalt, das ist sie nie gewesen, wohl aber die energische Vertreterin eines idealen künstlerischen Prinzips in einer Sphäre und auf einem Boden, wo bis dahin nur Marktschreiertum und jämmerlicher handwerksmäßiger Zunftgeist geherrscht hatten. Den Dank dafür suchte ihr jetzt die Jugend abzutragen, als die von Freunden und Gönnern verlassene Frau, von der Obrigkeit schikaniert, mit dem Mute der Verzweiflung um ihre Existenz kämpfte.

Noch bis vor kurzem stand in Quandts Hof in Leipzig das Haus, wo dieser letzte Tragödienakt sich abspielte, war das Fenster erhalten, wo sie wartend saß, bis die Studenten kamen und man vor etwa dreißig Zuschauern froh war, spielen zu können. Da ihr die Stadtmusik verweigert wurde, sprangen auch da die Studenten ein und bildeten ein freiwilliges Orchester.

„Die Komödie," heißt es in einem amtlichen Bericht aus jenen Tagen, „handelte sich von dem Grafen Esser und der Königin Elisabeth, und waren etliche dreißig Personen, meistens Studenten, davon ungefähr ihrer zwölf Parterre standen und die übrigen saßen oben darinnen. Dabei haben noch mehrere Studenten Musik gemacht. Nach der Komödie hat sich die Neuberin selbst nicht nur bei den Zuschauern bedankt und den folgenden Tag invitieret, sondern auch noch gesagt, daß annoch ein Nachspiel folgen würde, welches aber vermutlich nicht gespielt worden, weil die meisten Leute hinausgegangen."

In all dieser trostlosen Misere ist es wenigstens ein Lichtblick, daß sie unmittelbar vor dem völligen Zusammenbruch noch das Erstlingswerk des jungen namenlosen Pastorensohnes aus Kamenz zur Aufführung brachte und damit dem Manne den Weg zur Bühne eröffnete, der, über sie und ihre Lebensideale hinauswachsend, der Schöpfer eines nationalen Dramas werden sollte. Freilich war, was Anno 49 unter der Ägide der Neuberin in Leipzig das Licht der Lampen erblickte, die Komödie „Der junge Gelehrte" noch ein recht bescheidenes Pflänzchen, das kaum in einem Zuge verriet, welch ein mächtiger Baum aus derselben Wurzel wachsen sollte. Das zu erleben war aber ihr selbst nicht mehr beschieden, das blieb ihren Schülern und Nachfolgern vorbehalten.

Von den drei Wandertruppen des 18. Jahrhunderts, die aus der Neuberschen Truppe und Schule hervorgegangen sind, der Schönemannschen, Kochschen und Ackermannschen, ist zweifellos der letztgenannten die größte Aufgabe zugefallen. Fast ein halbes Jahrhundert von Mitgliedern ein und derselben Familie geleitet, hat sie seit den sechziger Jahren bis zum Ende des Jahrhunderts eine materielle und geistige Machtstellung behauptet wie keine andere Truppe vorher und nachher. Sie bezeichnet die zweite, die letzte und

wichtigste Etappe der großen Umwälzung des gesamten Theaterwesens, deren erste die Neubersche Truppe gebildet hatte. Durch die Kontinuität zweier Schauspielergenerationen — der Nachfolger Ackermanns und dessen Witwe war Ackermanns Stiefsohn, Friedrich Ludwig Schröder, wohl der größte Schauspieler und das größte bühnenorganisatorische Talent, das die deutsche Bühne im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts besaß — durch die Kontinuität dieser beiden Schauspielergenerationen aus derselben Familie ist die Ackermannsche Truppe anders als die Neubersche in der Lage gewesen, trotz der schweren Ungunst der Zeitverhältnisse in den fünfziger Jahren, während des Krieges, ohne Hast und Überstürzung und dabei doch mit energischer Initiative alle künstlerischen Reformen durchzuführen, welche die literarische Bewegung der sechziger und vor allem der siebziger Jahre der Bühne als Aufgabe stellte.

Sie war es vor allem, die durch die künstlerische Gestaltung des Repertoirs für die Weiterentwicklung des Dramas und der Schauspielkunst über die von Gottsched gesteckten Ziele hinaus um die Mitte der fünfziger Jahre neue Bahnen einschlug und neue Kräfte weckte. In dem Repertoir dieser Truppe nämlich, die, 1753 gegründet, 1755 zuerst auf einer Wanderfahrt durch Nord- und Mitteldeutschland Aufsehen erregte, tauchen zuerst hinter der wohlangerichteten Front der altbewährten Gottschedschen Schlachtordnung mit den großen Franzosen im Vordertreffen schon allerlei Irreguläre auf, die in Erscheinung und Ausrüstung auffallend abweichen; vor allem eine Gruppe von Dramen modernsten Ursprungs: die ersten Anfänge des bürgerlichen Dramas, Übersetzungen aus dem Englischen, nämlich Moores „Spieler" und Lillys „Kaufmann von London".

Die Bedeutung eben dieser — neuen Inhalt in neuer Form bietenden — Gattung für die Entwicklung des modernen Dramas und Theaters überhaupt kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Denn dieses bürgerliche Drama löste die tragische Kunst nicht nur aus dem Banne der Tradition der französischen Tragödie und bereitete damit Shakespeare den Weg, sondern es stellte auch der Schauspielkunst eine neue große Aufgabe, es gab dem Schauspieler die Freiheit, sein Spiel wieder der Natur zu nähern, Naturlaute wieder anzuschlagen, die bisher von der tragischen Szene verbannt waren. Die Bedeutung dieses Wendepunkts sofort erkannt und mit dem sicheren Instinkt des Genies sich sofort in der neuen Bewegung an die Spitze gestellt zu haben, ist Ackermanns Verdienst. Mit der Einführung des bürgerlichen Dramas in sein Repertoir eröffnete er jene neue Ära realistischer Schauspielkunst in Deutschland, welche auf der von ihm und seinen Nachfolgern geleiteten Bühne bis tief in das 19. Jahrhundert hinein gehegt und gepflegt worden ist, jene realistische Schule, deren bedeutendster Vertreter sein Stiefsohn Schröder werden sollte, und deren Programm sich zusammenfassen läßt: Verkörperung der Naturwahrheit, innerhalb der Grenzen des Schönen; nichts Unwahres, aber auch nichts Unschönes. Seit der Mitte des Jahrhunderts leuchtete seit langer Zeit zum erstenmal der deutschen Dichtung ein günstiger Stern. Zur rechten Stunde am rechten Ort finden sich, wie nach

einem geheimen Plan geführt, die rechten Leute zusammen. So im Sommer 1755 der Berliner Literat Lessing, der eben sein bürgerliches Trauerspiel „Miß Sara Sampson" hatte in Druck ausgehen lassen und der Schauspielprinzipal Konrad Ernst Ackermann. Dieser Fahrende war in diesem Augenblick für Lessing der Mann, den er brauchte, wie es einst die Neuberin für Gottsched gewesen war. Diese Truppe, deren Zusammenspiel auf den durch das neue Element für die tragische Darstellung gebotenen Ton abgestimmt war, war das Schwert, mit dem er am 10. Juli 1755 in Frankfurt a. O. seinen ersten großen dramatischen Sieg mit der Aufführung der „Sara Sampson" erfocht, der ihn in die erste Reihe der schöpferischen Befreier rückte und damit über die Zukunft des deutschen Dramas der Folgezeit entschied.

In dem Augenblick, da zum erstenmal der Name Lessings in Verbindung mit den Schicksalen der deutschen Bühne genannt wird, beginnt eine neue Phase der Geschichte des deutschen Theaters. Das Theater hört auf, eine im allgemeinen Kulturleben ein Sonderdasein für sich führende, für das eigentliche geistige Leben der Nation ziemlich gleichgültige und untergeordnete Begleiterscheinung zu sein. Die Einschaltung in die geistige Bewegung der Zeit, die es Gottsched dankt, beginnt jetzt als starker Faktor nicht nur für seine eigene Sonderexistenz, sondern für die geistigen Gesamtinteressen der Nation sich fühlbar und wirksam zu erweisen. Seine Schicksale sind von jetzt an im wesentlichen die gleichen wie die der Gesamtliteratur, und seine Darstellung verschmilzt sich daher auch ganz von selbst mehr und mehr mit der Darstellung der Geschichte, wenn nicht der Dichtung überhaupt, so doch des Dramas.

Hans Holbein.

Eine Totentanzstudie

von

Mela Escherich.

Bin ich auch nur ein gemaltes Gesicht, nicht weich ich dem Leben
Gleiche in jeglichem Strich meinem Besitzer genau.
Inschrift des Bonifacius Amerbach auf dessen
von Holbein gemaltem Bildnis.

Ob Amerbach, als er, beglückt über des Freundes Meisterwerk, in sein Bildnis diesen Vers hineindichtete, den tiefen Doppelsinn seiner Worte ahnte?

Alle Kunst ist ein „Gesicht", Niederschrift eines innerlich Geschauten, das dem äußern Leben nicht weicht, ja, es mit dem größern Anspruch innerer Wahrhaftigkeit zu überbieten sucht.

Und dieses Schauen ist der allerpersönlichste Lebensausfluß. Denn immer nur des eignen Wesens Dargabe ist es, was wir als die Erfassung des Wesens der Natur zu erkennen glauben. Die Natur hat kein Wesen. Der Künstler trägt sich in sie hinein und holt sich wieder aus ihr heraus. „Gleiche in jeglichem Strich meinem Besitzer genau." Der wahre Besitzer des Kunstwerkes ist aber allein sein Schöpfer.

Der Humanismus, mit seiner gefälligen Dehnbarkeit gegenüber den alten Begriffen von Sitte, Freiheit und Religion, feierte in Basel unter einer eleganten Jugend, die sich gern um ein paar Gelehrte von internationalem Ruhm sammelte, liebenswürdige Triumphe. Ein fröhliches Genußleben war die äußere Begleiterscheinung. Die alte Patrizierstadt, die von jeher schon, früher durch ihre Beziehungen zu Burgund, weltmännischem Leben und Treiben huldigte, sah in der Reformationszeit lebhaftesten Verkehr aus allen Ländern in ihren Mauern. Heiter, wie der junge Rhein, der stürmisch an Basels Felsen und Mauern vorbeieilt, rauschten auch jene Tage dahin, im festlichen Jubel einer reichen und feingeistigen Geselligkeit. Wie einst die burgundische, war es nun die italienische Kulturwelle, die hochwogend in die Stadt hereinschlug. Der Geist der Renaissance peitschte das alemannische Blut auf. Ein vornehmes Patriziat wetteiferte mit einem schöngeistigen Adel. Es war eine Lust zu leben.

Von Stunden schönen Zusammenseins gelehrter Männer, witziger Frauen heimkehrend, schwärmte das junge Volk dann wohl den Weg am Dominikanerkloster vorbei, wo die alten Wandgemälde seit etlichen Jahren neu restauriert von der Mauer sahen. Dann blieb einer stehen und starrte zu ihnen hinauf, bis ihn die neckenden Freunde weiterzogen.

Das war der junge Holbein.

Oft muß er vor den alten Bildern gestanden haben. Sie kannten ihn mit ihrer stummen, ernsten Sprache. In den heitern Rausch gehobener Stimmungen trat die immer wiederkehrende Hauptgestalt dieser Darstellungen mit gemessener, das erhitzte Gemüt ernüchternder Feierlichkeit.

Wer war das? Wer schritt oder hüpfte, bald einen Edelmann, bald eine schöne Frau, bald einen Bürger, Kaufmann, Arzt, bald einen Mönch oder hohen Prälaten an der Seite, in leichtem, rhythmischem Gang oder hopsendem Sprung, höfisch tänzelnd oder lauernd schlürfend, Unheimlichkeit, Würde und Anmut in jeder Gebärde, Ernst und Lächeln im fleischlosen Antlitz, die lange Reihe hinab?

Der Tod! . . .

Seit nahezu hundert Jahren starrten die Baseler zu dem alten Gesellen ehrfurchtsvoll hinauf, sah er auf ihr Treiben herunter.

Der Tod von Basel! Nach Kopien, die noch von ihm erhalten sind, scheint er, seinen großen Ruf rechtfertigend, ein bedeutendes Werk gewesen zu sein. Seine Entstehungszeit, 1439—40, fiel in die Jahre des Baseler Konzils, die glänzendste, übermütigste und ruchloseste Zeit, die die Stadt je erlebt. Die Häuser waren überfüllt mit vornehmen Gästen. Auf den Straßen hörte man alle Sprachen, auf den Plätzen reihten sich Buden an Buden: ganz Basel wurde zu einer Budenstadt. Auf den Wirtstischen rollte fremdes Geld: Venediger Dukaten, Savoyer Silber, ungarische Gulden. Feste, Turniere, bunte Aufzüge überstürzten sich. Aber selten trafen Luxus und Elend so nahe zusammen. In das üppige Schwelgen grinste die Not hinein. Schon 1434 schreibt ein Mönch von Cluny nach Hause: „Das Geld wird immer geringer. Die Viktualien mangeln. Das Fleisch reicht kaum für die Hälfte der Anwesenden, und täglich kommen neue an, sowohl Fürsten als Prälaten. Alles ist teuer: das Fleisch, die Eier, das Brot, der Wein; für die Armen gibt es keine Fische“ [1]). Trotz der Teuerung ging es in zunehmender Üppigkeit hoch her. Das geringe Volk wurde vom tollen Leben der Gebildeten angesteckt. Die Vergnügungssucht entartete in Liederlichkeit.

Da brach zu Ostern 1439 die Pest aus, eingeschleppt von den Dirnen der geistlichen Würdenträger, wie die Chronik lakonisch meldet. In das fröhliche, allzu fröhliche Leben trat der Tod in seiner häßlichsten Erscheinung. Die Stimmung schlug rasch um. Das Gelächter weinseliger oder liebestoller Stimmungen erstarb bei dem Anblick der Särge, die polternd über die Treppen und in traurigem Zuge durch die Straßen getragen wurden. Einem schwülen Frühling folgte ein glühender Sommer. Pest, Hitze, Hungersnot,

[1]) Wackernagel, Geschichte der Stadt Basel. Basel 1907.

Tod — die apokalyptischen Reiter schienen die unglückliche Stadt heimzusuchen.

Solche Ereignisse wirken tief auf die Kunst. Nach Jahrhunderten leben sie noch in künstlerischer Nachwirkung zu greifbarer Deutlichkeit auf — Böcklins Pest. Kein Wunder, daß, als in jenen Tagen ein Künstler berufen wurde, die Friedhofsmauer des Dominikanerklosters mit einem Totentanz zu schmücken, er ein Werk von eindringlichster Kraft, unmittelbar aus der gegensatzreichen Stimmung der Zeit herausgeholt, schuf!

Die Idee des Totentanzes war schon damals keine neue. Sie tauchte zuerst in der Literatur auf. Bereits um 1160 entstand in Österreich die erste derartige Dichtung „Von des todes gehügede" (gehügede = Erinnerung, Gedenken) von einem gewissen Heinrich. Einer reichen epischen, vielfach sozialsatyrischen Memento mori-Literatur folgten die Totentanzdramen, die auf Friedhöfen aufgeführt wurden. Von spukhaften Kirchhofsszenen, wie sie besonders in Frankreich beliebt waren, in denen der Tod mit seinen Opfern über die Gräber sprang, holte sich dann die bildende Kunst Anregung. So entstanden die gemalten Totentänze.

Die Dominikaner waren es, die dieses Genre pflegten. Die ernsten Darstellungen der Vergänglichkeit paßten zu ihren Bußpredigten, in denen sie beständig Tod und Weltgericht verkündigten. Die Verheerungen der Pest gaben den eifernden Mönchen stets neuen Anlaß zu donnernden Strafreden und Traktaten. Sie sahen in der Pest kein Unglück, sondern den verdienten Zorn Gottes, wie überhaupt der Tod von dem mittelalterlichen Christentum als ein göttlicher Strafakt betrachtet wurde.

Diese einseitige Moralität aufzuheben, sollte eine Aufgabe der Kunst werden. Hielt sich die im ganzen ideenverwandte Darstellung des jüngsten Gerichts in allgemein kirchlich-moralischen Begriffen, so wies der Totentanz mit seinen aus dem Dogmatischen völlig heraustretenden, in die Lebenspraxis eingreifenden Motiven einen neuen Weg. Der Totentanz schilderte das Fortgerissenwerden aus dem Leben; aber damit auch zugleich das Leben selbst. Das Leben in seinen Sünden, in seinen Schwächen. Die große Anzahl dieser Szenen — die Totentänze haben meist vierundzwanzig Paare, der Großbaseler Totentanz hatte siebenunddreißig — gab Anlaß zu einer ins einzelne gehenden Charakterisierung. Ein Vorbild war hier offenbar schon in den Dramen des gleichen Stoffes gegeben. Die möglichste Verschiedenheit der Szenen, die die dramatische Behandlung forderte, erwies sich auch im Bild als ästhetische Notwendigkeit. Die Gegensätze durften nicht bloß in den verschiedenen Erscheinungen, sie mußten auch inhaltlich geboten werden. Vielgestaltig wie die Formen des Lebens sind auch die des Todes. Der Künstler, einmal mit diesem seltsamen Stoffe beschäftigt, sah sich gezwungen, ihn bis aufs letzte durchzugehen. Und darüber gelangte er zu einer neuen Auffassung. Neben die Tendenz der Strafe trat das dem natürlichen Empfinden näherliegende Gefühl der Unabänderlichkeit.

Die Schicksalsidee beginnt künstlerisch zu wirken. Das Thema Tod aus Strafe verschiebt sich in jenes größere hinein, das Schicksal heißt. Be-

zeichnend ist die beliebte Szene, wo der Tod ein kleines Kind von der Hand der Mutter reißt und das Kind in die rührende Klage ausbricht: „Kann noch nicht laufen und soll schon gehen!" Gewiß, der schärfste Gegensatz zu dem Tod, der rächend in das Leben des Sünders tritt!

Der Gedanke, den Tod als Schicksalsfaktor aufzufassen, ist der heimliche Gehalt, der in den Totentänzen verborgen schlummert, aber noch in der Umarmung kirchlicher Vorstellungen. So beginnt oder schließt die eigentliche Tanzfolge meist mit der Geschichte des Sündenfalles. Manchmal, wie z. B. in Metnitz, eröffnet den Totentanz auch ein Höllenrachen mit Verdammten, woraus sich der enge Zusammenhang mit den Weltgerichtsdarstellungen ergibt. Aber aus dem konfessionellen Ring, in den das Ganze gepreßt ist, springen aus den einzelnen Tanzszenen die neuen Gedanken heraus, Gedanken einer werdenden Weltanschauung.

Und diese Gedanken hüllen sich in ein eignes Gewand — die Satyre. Die Macht des Schicksals ganz als Thema für sich, wie es in unsrer Zeit z. B. Klinger tat — doch auch Klinger ist Satyriker! — zu erfassen, lag für das Mittelalter zu fern; aber es war in jener Zeit, die sonst tiefe Gedanken nur in Symbolen auszudeuten wagte, schon eine neue Wendung, den mehr die Lebenspraxis treffenden Ton der Satyre anzuschlagen. Das Lächeln der Satyre, das uns nicht täuschen darf über den tiefen Ernst einer tragischen Erkenntnis.

Welche Gedanken erfaßten den jungen Holbein, wenn er zu dem ehrwürdigen Kunstwerk an der Friedhofsmauer des Dominikanerklosters aufblickte? Es ist eine eigene Sache um eine Kunst, die erst einige Generationen zurückliegt. Der eine empfindet sie noch als altmodisch, der andere schon als klassisch. Der große Schwarm der Baseler verehrte seinen Totentanz aus Lokalpatriotismus. Aus Lokalpatriotismus auch wird man ihn 1512, also wenige Jahre bevor Holbein nach Basel kam, haben restaurieren lassen. Die ältere Generation, in deren Jugend Schongauer Mode war, konnte gewiß zu dem altertümlichen Pathos des Totentanzmeisters kein Verhältnis mehr finden.

Auf Holbein aber wirkte das Werk als eine Offenbarung. Er erkannte, daß hier etwas begonnen war, das der Weiterführung harrte, und in ihm regten sich tausend Gefühle, die ihn drängten, aufzugreifen, was hier buchstäblich auf der Straße für ihn lag, und daran weiterzuarbeiten.

Es war wieder eine erregte Zeit, auf die der alte Totentanz niedersah. Die Reformation durchwogte die Gemüter. Wir sehen an den Bildnissen jener Jahre, welche ernsten Gedanken hinter den Stirnen brüteten. Wie düster entschlossen flammt der Blick der Jugend, wie feurig noch leuchtet der der Greise. Es wäre wohl einer Untersuchung wert, ergründen zu können, wie weit sich Holbein von den Strömungen seiner Zeit beeinflussen ließ. Nach der empfänglichen, sensitiven Art seines Wesens — die sich unzweifelhaft aus seiner künstlerischen Handschrift herauslieſt — möchte man schließen, daß er sich mit einem gewissen Ungestüm neuen Anschauungen und Richtungen in

die Arme warf, um sich vielleicht ebenso rasch wieder davon abzukehren. Es ging ihm mit den herrschenden Ideen wohl nicht anders als mit den Menschen. In seiner Natur lag eine jähe Leidenschaftlichkeit, die ihn rastlos hin und her warf zwischen stürmischer Begeisterung und jäher Enttäuschung. So auch wird sein Verhältnis zum Humanismus zu verstehen sein. Die Freiheit dieser Weltanschauung, die ihn heute lockte, widerte ihn morgen an, nachdem er sie im täglichen Leben zur Gesetzlosigkeit ausarten ließ.

Man hat vor manchen Werken Holbeins, besonders vor seinen Bildnissen, die Empfindung, als ob in dem Meister die Vorstellung einer eigenen Welt, einer Welt, die er nicht in Einklang mit der Wirklichkeit zu bringen vermochte, gelebt hätte. Eine solche Welt ist wohl Eigentum eines jeden Künstlers, ja im Grunde eines jeden Menschen, aber nicht jeder gerät um ihretwillen in beständige Zerwürfnisse mit der Außenwelt. Mancher trägt sie still in sich als einen heimlichen Schatz, an dem nur er sich freuen mag; ein anderer bringt sie lächelnd, wie ein Kind, das ein schönes Spielzeug gefunden hat und es glücklich jedem zeigt, den Menschen entgegen, ohne sich über die zu ärgern, die verständnislos daran vorübergehen. Holbein aber konnte sich nicht damit zurechtfinden, daß es außer seiner Welt überhaupt noch eine andere gab. Und als er frühe erkannte, daß die wirkliche Welt anders war, als sie in seiner Vorstellung lebte, schlug sein sensibler Idealismus in einen satirischen Pessimismus um.

Es ist hier interessant, die gelegentliche Äußerung einer durchaus entgegengesetzten Natur zu vergleichen:

„Ich hatte nur Freude an der Darstellung meiner innern Welt, ehe ich die äußere kannte. Als ich nachher in der Wirklichkeit fand, daß die Welt so war, wie ich sie mir gedacht hatte, war sie mir verdrießlich, und ich hatte keine Lust mehr sie darzustellen. Ja, ich möchte sagen, hätte ich mit der Darstellung der Welt so lange gewartet, bis ich sie kannte, so wäre meine Darstellung Persiflage geworden."

Diese merkwürdigen Worte sind von Goethe. Wir blicken da in eine ganz andere Natur. Eine Natur, die mit sich und der Welt von vornherein in einer vollendeten Übereinstimmung lebt, während sich für Holbein das Dasein in lauter Widersprüchen löst. Aber in einem treffen sich die beiden Charaktere: in ihrem Urteil über das Verhältnis des Genies zur Realität des Lebens. Beide sehen in der von ihren Träumen entkleideten Wirklichkeit einen Stoff, der sich nur noch satyrisch verwerten läßt. Der Unterschied zwischen beiden ist eben nur der, daß diese Erkenntnis für Goethe in einem flüchtigen Ausspruch blieb, ohne seine Kunst nach irgendeiner Seite ins Extreme zu verschärfen; Holbein sie vielleicht nie wörtlich aussprach, aber zum Prinzip seiner Kunst erhob.

Der Totentanz ist nicht die einzige Satyre seines Lebens. Der von Enttäuschungen geschärfte Blick läßt Holbein in jedem Antlitz den Totenkopf suchen. Alles andere ist ihm Maske, die er höhnisch abreißt. Man betrachte daraufhin die Handzeichnungen seiner späteren Zeit, die Porträtskizzen des englischen Adels. Es sind Totenkopfsatyren. Mit einer brüsken

Nonchalance sind sie hingeworfen. Charakterstenogramme von einer erstaunlichen Schärfe und Kürze; aber nebeneinander in langer Reihe merkwürdig einförmig in ihren gewissen Übereinstimmungen. Daran trägt nicht im wesentlichen die Eile Schuld, mit der viele dieser Skizzen entstanden sein mögen. Nicht die Fülle der Aufträge, sondern eine innere Gleichgültigkeit drängte zu der eigentümlichen Hast, gewisse Momente, die kein Maler sich gern entgehen läßt, zu überspringen. Wir fühlen fast etwas wie eine Abneigung gegen das Individuum heraus; glauben ein kurzes, bitteres Auflachen zu hören: Persönlichkeit? Pah, weg damit! Alles Maske, Mummenschanz!

Und die Masken müssen bei ihm herunter. Er entlarvt die Gesellschaft und legt mit jenem kühlen Lächeln, mit dem der Doktor Tulpius in Rembrandts „Anatomie" die starren Sehnen des Objekts Mensch herumzeigt, die Grundlinien der menschlichen Gesellschaft bloß — den Egoismus. Sein ganzes Leben ist ein schonungsloses Bloßlegen des Menschlichen. Holbein war der Kritiker seiner Epoche, der Menschheit überhaupt.

Als Holbein den Totentanz[1]) zeichnete, war er noch jung. Aber das Werk spricht von völligster Reife. Ein großes Problem ist darin behandelt und bis aufs letzte durchgearbeitet.

Die leitende Idee ist folgende: Eva brachte den Tod in die Welt. Durch die Erkenntnis des Todes entstand die Angst um das Leben und damit des Lebens größte Triebfeder: der Egoismus. Zwei Faktoren, die Kraft der Liebe und des Schaffens, führen fortan den Kampf wider den Tod. Die endliche Lösung aber des Kampfes ist Tod, und darin liegt die Versöhnung; denn endloses Leben wäre Fluch.

Im unmittelbarsten Anschluß an das Überkommene schuf Holbein so im Gegensatz zu den mittelalterlichen Totentänzen doch etwas Neues. Das ganze Thema ist durchaus ethisch gefaßt. Es ist ganz moderne Ethik, die uns daraus anschaut.

In dem biblischen Vorspiel entwickelt der Künstler sein Programm. Dem traditionellen Sündenfall gesellt er eine Darstellung, die in der Kunst ziemlich selten ist: das erste Elternpaar nach der Austreibung aus dem Paradiese in der noch unwirtlichen Welt arbeitend. Das Motiv war gelegentlich wohl vorgekommen, wie es auch im Volkslied heißt: „Adam hackt' und Eva spann" — ein schönes Relief der Art schuf Giotto am Campanile von San Maria del Fiore in Florenz — aber neu ist hier die Gestalt des Todes. Mit ihr gab Holbein der Szene eine tiefere Bedeutung.

Adam gräbt. Der erste Mensch an der ersten Arbeit. In primitiver Selbsthilfe hat er, da ihm Handwerkszeug mangelt, einen dünnen Baumstamm als Spaten genommen, um damit einen mächtigen Baumriesen zu entwurzeln. Er bedarf des Holzes, um eine Hütte zu bauen, um ein Herdfeuer

[1]) Hans Holbeins Bilder des Todes. Reproduziert nach den Probedrucken und der Lyoner Ausgabe von 1547. Originalgröße. Im Auftrag der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde. Hamburg 1900.

zu gewinnen. Der entlaubte Wald und die kahlen Höhen erklären die Hast, mit der Adam arbeitet.

Aber er hat einen sonderbaren Genossen. Neben ihm steht einer, Fuß bei Fuß, einen gleichen Stamm in der Hand, im selben Zeitmaß ihn in die Erde stoßend, in derselben Weise vor- und zurücktretend und stemmend und grabend wie Adam, sein Schattenriß fast — der Tod. Der Tod gräbt mit! Der Tod bleibt fortan an der Seite des Lebens. Jeder Schritt vorwärts, jede Tat, jeder Sieg — ein Schritt dem Grabe zu! Und wessen ist der Sieg?

Unser Blick fällt auf eine Gruppe im Hintergrund. In ihrer lieblich runden Linienführung ein Bildchen im Bilde. Ihr Kindlein an der Brust, kauert Eva auf der bloßen Erde. Eva, die den Tod in die Welt brachte, weil sie Leben geben wollte. Eva, deren Name, rückwärts gelesen, der mystische Engelsgruß des neuen Bundes ist. Wie eine geheimnisvolle Vordeutung einer anderen Gestalt erscheint sie, wiederum einer Mutter mit dem Kind an der Brust, der Mutter der Liebe!

Opfernde Liebe und schaffende Tat — das sind die beiden Faktoren, die den Daseinskampf wider den Tod führen. Holbein hat diese Mächte in den Gestalten von Eva und Adam tiefsinnig verkörpert.

Dem Vorspiel folgt nun der eigentliche Totentanz. Der Meister suchte nach einer Einkleidung für die furchtbare Tragödie. Er wählte, der Tradition gemäß, das alte Ammenmärchen, nach dem die Lebenden nicht durch den Tod selbst, sondern durch Tote geholt werden. Damit konnte er eine größere Freiheit in den Einzelheiten entwickeln. Es kommt je ein Toter, dem der Lebende nicht zu begegnen wünscht — einer, den er im Leben kannte und dessen Wiedersehen sein Gewissen weckt oder auch umgekehrt, es kommen Tote, gerufen durch eine Situation, in der sie selbst einst gesündigt haben. So schreitet hinter dem Kardinal ein Skelett im Kardinalshut, des Kardinals Vorgänger vielleicht; den Abt zerrt ein mit Inful und Abtsstab ausgestattetes Gerippe; dem Domherrn tritt plötzlich ein solches in einer Mönchskutte an die Seite; die Kaiserin führt der Beichtvater in die Grube; der buhlerischen Herzogin erscheint am Bett das fiedelnde Skelett eines Spielmanns, und ein zweites, weibliches, mit langen flatternden Haaren reißt die Entsetzte vom weichen Lager; der schönen Gräfin eilt plötzlich eine verstorbene Kammerzofe zu Hilfe, um ihr, wie einst, den Schmuck anzulegen; zu dem sündigen Nönnlein, auf dessen Bett ein junger Stutzer sitzt, tritt das Gerippe einer Nonne mit welken Brüsten und löscht das Licht von dem Altärchen; gewiß ist es die Nonne, die einst in derselben Zelle wohnte und sündigte.

In solchen Szenen gewinnt eine mystische, damals volkstümliche Vorstellung des Zusammenhangs der Abgeschiedenen mit den Lebenden Raum. Aber wir haben eigentlich nirgends das Gefühl, daß der Künstler selbst in diesem Glauben, oder Aberglauben, wie man es nennen mag, befangen war. Das Spukhafte ist nur Gewand für die bitteren Wahrheiten, die Holbein seiner Zeit sagen will. Unverblümt deckt er die Schäden in den verschiedenen Ständen auf, leuchtet in die Klosterzelle, wie in das verschwiegene Schlafgemach der vornehmen Frau hinein, läßt seinen Witz um Thron und Tiara, Kaufmanns-

kontor und Gerichtslaube, Gelehrtenstube und Spieltisch kreisen. Niemand ist vor seiner Geißel sicher.

Und dennoch, diese ganze Hochflut sozialer Satire, die so reichlich strömt, auch sie ist wiederum nur eine Umkleidung für tiefere Ideen. Fassen wir alle diese Abstufungen von Eitelkeit, Genußsucht, Laster, die uns in den verschiedenen Ständen vorgezeigt werden, in eine Linie zusammen, so erkennen wir den einen großen Lebenstrieb — den Egoismus, die alte Willensemanation wider den Tod. Wer möchte es leugnen, daß sie nicht alle recht haben in ihrem Schauder vor der dunklen Nacht, die plötzlich in ihren heitern Tag tritt und sie ihm entreißt?

Wo endet hier die Satire, wo beginnt die Tragödie?

Das letzte Blatt der Tanzfolge „Der Sieche" gibt seltsame Antwort. Da liegt ein kranker Bettler vor dem Tore und hebt die abgezehrten Hände flehend auf, flehend um den Tod. Und auf diesem Blatt, da, wo zum ersten Male der Tod als Erlöser kommen soll, wo ihn der Beschauer selbst herbeiwünscht — erscheint er nicht.

Der Totentanz schließt mit dem Schrei nach dem Tode . . .

Wo endet hier die Tragödie, wo beginnt die Satire?

Die größte Satire, die Satire auf die Lust zu leben!

Welcher qualvollen Erkenntnis treibt die deutsche Kunst zu! Die tieftragische Weltanschauung, die in Schopenhauer uns als etwas Neues erschien, sehen wir bereits auftauchen.

Es ist seltsam, daß die beiden Gegenpole deutschen Wesens, Dürer und Holbein, beide in ihrem ersten großen zyklischen Werk eine bestimmte Ideenverwandtschaft zeigen. Dürers „Apokalypse" und Holbeins „Totentanz" liegt das gemeinsame Thema zugrunde — der Kampf wider den Egoismus.

Die beiden künstlerischen Kraftnaturen ihrer Zeit empfanden beide die Notwendigkeit einer höheren sittlichen Auseinandersetzung mit dem herrschenden Geist. Wie jeder diese Notwendigkeit als künstlerische Aufgabe erfaßte, wich dann freilich so weit voneinander ab, als die Charaktere verschieden waren. Für Dürer lautete das Thema dahin: die Liebe überwindet den Egoismus[1]). Mit der Erscheinung der mystischen Gottesgebärerin sehen wir dort das Motiv des Kampfes der Seele eine sittliche Steigerung erfahren. Holbein faßt die Frage anders. Die Liebe — Eva mit dem Kinde — tritt bei ihm lediglich als das treibende Prinzip des Lebenswillens auf. Sie ist selbst Egoismus und wird darum nicht seine Überwinderin. Dürer hätte vielleicht als Epilog des Totentanzes Maria gesetzt, die den Tod zertritt. Holbein fand diese Lösung — die Idee einer Umwertung der Liebe als sinnlicher Lebensenergie (Eva) in eine höhere (Maria) — nicht. Er blieb bei

[1]) Die heimliche Offenbarung Johannis. Sechzehn Holzschnitte von Albrecht Dürer. Neu herausgegeben vom Jugendschriften-Ausschuß des Allgemeinen Lehrervereins Düsseldorf. Mit Einleitung und Text von M. Escherich. Berlin, Fischer & Franke. 1909.

dem traditionellen Schluß des Weltgerichts; aber gewiß nicht allein um der Tradition willen, sondern weil sich die traditionelle Vorstellung mit der eigenen Forderung deckte. Es ist etwas von der leidenschaftlichen Gerechtigkeit Ibsens in Holbein, die in der künstlerischen Ausdrucksgestaltung vornehmlich das Mittel einer sittlichen Rechtfertigung sucht: „Dichten — Gerichtstag halten über das eigene Ich." Der Kritiker und Satiriker fordert Abrechnung. Aber er wählt in der Erkenntnis, daß ein solcher Schluß in Wahrheit keiner wäre, die Szene nach dem Gericht, wo die Verdammten bereits verschwunden sind und die Seligen lobpreisend den Herrn umwandeln.

Wir haben also gewissermaßen zwei Schlußsätze. Den einen in dem letzten Blatt der Tanzfolge, den andern in dem Epilog. Der erste verkörpert das endliche Verlangen nach dem Tode, der andere die Unsterblichkeit. Der Sieg, der dem Tode hier gegeben ist, wird ihm dort wieder genommen.

Und zum Schluß: das Wappen des Todes. Ein Totenkopfschild. Darauf eine Sanduhr und zwei Knochenarme, die einen Stein darüber halten, als wollten sie ihn schleudern — Vergänglichkeit. Die Paläste, die der Lebenswille gebaut, der Tod zerstört sie. Ein Haufen Steine und Trümmer ist das Ende. Ende und neuer Anfang. Denn wieder aus Trümmern erblüht Leben.

Der Künstler selbst steht neben dem Wappen mit einer achselzuckenden Handbewegung und mit einem seltsamen aus dem Bilde herausgerichteten Blick, der wie über eine Versammlung hinzuschweifen scheint: Leben und Tod, Tod und Leben — wer löst das Rätsel dieses ewigen Wechsels?

Tod und Leben!

Das Thema war im 16. Jahrhundert geradezu aktuell. Schon lange vor Holbeins (1524 entstandenem) Totentanz. Nicht als Satire, sondern als einfacher Gegensatz: Leben — Tod. Das Leben wird durch eine schöne, blühende Frau verkörpert, die der Tod als „wilder Mann" überfällt. Es ist noch nicht ganz klar, wie diese Waldmänner, die wir auch in alten Wappen häufig finden, in die Kunst kamen. Zuerst erschienen sie auf gotischen Teppichen, ein alter Heidenspuk von mittelalterlicher Phantasie in christliche Motive hereingewirrt. Die Rathaussammlung in Regensburg besitzt einen solchen Teppich, deutsche Arbeit des 15. Jahrhunderts, auf dem mit graziösem Humor das Leben der Wildmänner und Wildfrauen im grünen Walde geschildert ist. Dann zeigt ein anderer Teppich, im Münchener Nationalmuseum, einen wilden Mann, der auf das (Christus symbolisierende) Einhorn, das in den Schoß der Jungfrau Maria springt, mit einem Pfeile zielt. Da hat sich der heidnische Waldspuk bereits zu dem Dämon der Finsternis (Sünde, Teufel) entwickelt, der dem Prinzip des Lichtes und der Wahrheit feindlich nachstellt. Und später, zu Dürers Zeiten, wandelt er sich mehr und mehr in die Gestalt des Todes. Auf Dürers Kupferstich von 1503 „Das Wappen des Todes" dürfen wir den zottigen geschwänzten Waldmenschen, der eine schmucke Patrizierfrau küßt, wohl als eine Versinnbildlichung des wilden, ungezügelten Triebelebens auffassen. Die schöne Frau lächelt willfährig bei

der rauhen Umarmung des Ungeheuers, das ihr beinahe die Laute — das Lautenband hat sich in der Gabel seines urwaldlichen Spazierprügels festgehakt — entreißt.

Das Leben wird im Gegensatz zum Tode in seiner sinnlichsten Note betont, als Wildheit, ungestüme Daseinslust, Leidenschaft und Schönheit. So bildet sich das ganz bestimmte Motiv der „Vanitas" heraus. Der wilde Verführer ist jetzt wirklich der leibhaftige Tod mit Hippe und Stundenglas. Kein täppisches Halbtier mehr, das bei liebestollen Buhlerinnen noch Gnade findet, sondern ein Schreckgespenst, bei dessen Nahen blühende Wangen erbleichen, der Glanz schimmernden Gelocks und strahlender Augen erlischt. Des unheimlichen Buhlen Umarmung erweckt lähmendes Grauen, seines fleischlosen Mundes Kuß ist ein gieriger Biß, sein aus leeren Augenhöhlen stechender Gespensterblick trifft als ein böser, tötender Stich ins Herz.

Baldung Grien, Wächtlin, Hans Leu, wie überhaupt die Künstler der elsässischen und alemannischen Schule, malen dieses Motiv mit dramatischem Temperament aus.

Die Gruppe der Vanitasbilder ist gleichsam ein Ausläufer der Totentanzdarstellungen. Es fehlt in ihr die Satire, mehr und mehr verdrängt durch die Resignation. Die wilden Szenen, wo der Tod ein Weib überwältigt, sind, schon ohne jede kritisierende Tendenz, gleichsam nur noch ein Aufschrei des Entsetzens vor der Endlichkeit aller Dinge. Aber bald drängt eine neue Stimmung vor. Es ist die einer weichen Wehmut. Die erschütterndsten Töne dafür hat Baldung Grien gefunden in seiner „Eitelkeit" (Wien, k. Galerie). Es liegt etwas für den Beschauer Unvergeßliches in dem Blick, mit dem das schöne Mädchen in den Handspiegel schaut, dem Blick einer Königin, der eben noch fragen wollte: „Spieglein, wer ist die Schönste im Land?" — gewohnt, eine schmeichelhafte Antwort zu empfangen, und der schaudernd im Spiegel den Tod sieht! Und etwas Unvergeßliches liegt auch in der Bewegung der Hand, die wie in sinnendem Schauder aus der erbleichenden Schläfe langsam das Haar streift; liegt in dem lieblichen Munde, der, eben noch zu glücklichem Lächeln bereit, schon wie unter verhaltenem Weinen zuckt, liegt in der ganzen etwas hilflos überrascht dastehenden nackten Gestalt, in deren starker Reife sich schon der nahende Verfall ankündigt. Noch kniet Amor in entzückter Bewunderung vor der Schönen, des sie umflatternden durchsichtigen Schleiertuches Ende sich neckisch vor die spähenden Augen haltend. Aber des Schleiers anderes Ende faßt der sacht von hinten herantretende Tod und er streckt den Arm mit der ablaufenden Sanduhr über des Mädchens Haupt. Zwar tritt von der anderen Seite ein kraftvoller Jüngling, den Lebenswillen verkörpernd, heran und fällt dem Tod abwehrend in den Arm. Aber wir fühlen, er wird ihn nicht lange aufhalten können.

Der großen altdeutschen Kunst Abend brach an. Das „Vanitas"-Motiv leitete ihn bedeutsam ein. Als Dürer seinen Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel" in die Welt hinausgab, da war noch eine andere Stimmung im

Lande. Da war die Rede vom Tode noch ein Scherz und ein Spiel, und das Wappen des Todes erhob man lachend als Schild, hinter dem man das Leben deckte.

Mag kommen die Höll, mit mir zu streiten,
Ich will durch Tod und Teufel reiten!

Das war die herrschende Stimmung, der Dürer in seinem christlichen Ritter Ausdruck gab. Der Tod ein Schreckgespenst für alte Weiber, der Teufel ein dummer Troßbube, der nachtrotten muß, der Mensch ein siegender Ritter Gottes, der über beide lächelt.

Bei Dürer ging immer alles auf einen großen, starken Sieg hinaus, ob er den ringenden Menschengeist im tätigen Ritter oder im beschaulichen Seher (Apokalypse) oder im leidenden Christus darstellte.

Holbeins „Totentanz" entstand ein Jahr nach dem „Christlichen Ritter", in demselben Jahrzehnt, da Dürer starb. Das war eine andere Zeit. In ihren schweren Kämpfen blieb nicht Muße zu Siegeshymnen. Da kam einerseits ein betrachtendes, andererseits ein kritisierendes Element in die Kunst, woraus sich jene reflektierenden Stimmungen ergaben, die so oft das Ende großer Bewegungen sind.

Das „große Sterben" hatte einst den Anlaß zu den Ideen über Tod und Schicksal gegeben. Ein großes Sterben wurde das Ende. Ein anderes Sterben allerdings als das durch die Pestjahre hervorgerufene; nicht das Hinsinken von Massen, sondern das stille Erlöschen einzelner.

Der Tod der großen Künstlergeneration war es, durch den neben so und so vielen anderen Motiven und Ideen auch die Weiterentwicklung der Idee „vom Tode" aufgehalten wurde. Wie ein Scherz des Schicksals fällt in den Abend der großen Epoche die Kunde, daß der Meister des „Totentanzes" selbst vom schwarzen Tode hingerafft worden sei.

Aber der wahre Tod lag nicht in dem Hinscheiden der großen Meister, sondern darin, daß diesen Meistern keine ebenbürtige Nachfolge erwuchs. Mit den gewaltigen Persönlichkeiten erlosch auch der Mut, sich an gewaltige Probleme zu wagen, und über dieser Tatenmüdigkeit versank die alte Kraft in einen langen, langen Schlaf.

Ein Mörder im Ruhestande.

Aus dem sibirischen Tagebuch
von
W. N. Harteveld [1]).

In Kurgan, im Gouvernement von Tobolsk, blieb ich aus folgenden Gründen.

Als zur Zeit des russisch-japanischen Krieges die Japaner auf der Insel Sachalin Truppen gelandet hatten, wurden in aller Eile aus den Sachaliner Zwangsarbeitern sogenannte „Freiwilligenkorps" gebildet, welche den Japanern Widerstand leisten sollten. Hierbei versprach man den Freiwilligen alle möglichen Erleichterungen, bis zu dem Rechte der freien Ansiedelung in Sibirien. Fast alle Sträflinge ließen sich einreihen. Es kam indes zu keinerlei Scharmützeln oder Schlachten; denn die Sträflinge flüchteten in das Innere der Insel, als ihnen die regulären japanischen Truppen entgegentraten. Man fing dann die Sträflinge einzeln ein und verschiffte sie nach Beendigung des Krieges nach Sibirien, wo den einstigen „Freiwilligen" tatsächlich die Erlaubnis zur Ansiedelung gegeben wurde — natürlich unter der Aufsicht der Behörden. So entstanden denn bei der Stadt Kurgan — sieben Werst von ihr entfernt — die sogenannten „Sachalinischen Ansiedelungen" der ehemaligen Sträflinge, von denen jeder etwas Land, eine Hütte und etwas Mittel zum Landbau erhielt.

Anfangs ging alles gut. Allmählich begannen aber die „Sachalinzer" zu rauben und zu stehlen. Auch Mordtaten ereigneten sich. Schließlich kam es zu einem förmlichen Aufstand: beinahe hätten die Sachalinzer die Stadt gestürmt. Da ward diesen Ansiedelungen ein Ende gemacht. Viele ihrer Bewohner kamen dabei ums Leben, andere liefen davon, und die „Sachaliner Ansiedelungen" hörten fast völlig auf zu bestehen. Alles in allem genommen blieben dort nur zehn von den ehemaligen Sachaliner Helden. Die führen sich still und friedlich, und man läßt sie in Ruhe.

Ich wußte, daß auf Sachalin viele Gefangenenlieder im Umlauf waren, und ich beschloß auf jeden Fall die Ansiedelungen zu besuchen. Nur deshalb hielt ich mich überhaupt in Kurgan auf.

[1]) W. N. Harteveld bereiste 1908 Sibirien, um die Lieder der Strafgefangenen zu sammeln. „Der Mörder im Ruhestande" stellt eines seiner Erlebnisse dar. — Die freie Übertragung aus dem Russischen ist von Dr. Karl Nötzel.

Ein dortiger Beamter riet mir, mich in dieser Angelegenheit an den greisen Sachaliner Anton Arefieff zu wenden:

„Das ist — ich versichere es Ihnen — ein erfahrener Greis. Er wohnt noch hier in der Sachalinowka. Wenn der Ihnen nicht hilft, so fahren Sie ruhig weiter. Außer ihm ist niemand da!"

Der betreffende Beamte hatte an der Gründung der „Sachaliner Ansiedelungen" teilgenommen. Es fanden sich denn auch bei ihm eine Masse offizieller Papiere ehemaliger Sachalinzer vor. Aus ihnen erfuhr ich über den Arefieff folgendes:

Der Bauer Anton Sinowieff Arefieff, 1840 in der Nähe von Kaluga geboren, war im Jahre 1865 wegen Ermordung der Familie eines Gutsbesitzers und wegen Brandstiftung, durch die er sein Verbrechen zu verbergen dachte, zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden. Im Jahre 1880, eben erst in Sachalin angesiedelt, lief er davon und schweifte anderthalb Jahre lang auf der Insel umher, wobei er auch bei den Ainos[1]) lebte. Arefieff ward festgenommen und entkam von neuem. Diesmal glückte es ihm, über den „Tartarischen Sund" das Festland zu erreichen. Im Jahre 1885 ermordete Arefieff in der Stadt Tschita zum Zwecke der Beraubung fünf Personen. Er ward aber fast am Orte des Verbrechens abgefaßt und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt, wobei ihm das Recht abgesprochen wurde, jemals irgendwelche Vergünstigungen zu erlangen. Gleichzeitig erhielt Arefieff 400 Rutenhiebe und ward nach Sachalin zurückbefördert. Während des japanischen Krieges ließ er sich in das Freiwilligenkorps einreihen und landete so endlich in den Ansiedelungen bei der Stadt Kurgan.

So lautete das Papier des in den Ruhestand versetzten Mörders und Räubers Anton Arefieff.

Ich beschloß, was es auch kosten solle, den Greis aufzusuchen.

Da nun, wie oben erwähnt, die Sachalinischen Ansiedelungen sieben Werst von der Stadt entfernt sind, begab ich mich auf den Rat meiner Bekannten dahin zu Pferde. Mein Gastwirt gab mir ein kleines, lebhaftes, kirgisisches Pferdchen, und bereits am Tage nach meiner Ankunft ritt ich um neun Uhr morgens ab . . Zur Vorsicht hatte ich noch sorgfältig meinen Revolver untersucht und meine Bekannten gebeten, bei Arefieff vorzusprechen, falls ich bis zum Mittag des nächsten Tages nicht zurückgekehrt sein sollte.

Den Weg zu den Ansiedelungen hatte man mir so genau beschrieben, daß ich ihn gar nicht verfehlen konnte. Erst ritt ich ein großes Stück durch die Steppe, dann auf einem breiten und bequemen Pfad durch einen dichten Wald. Endlich gelangte ich auf ein offenes Feld an das Ufer eines Flüßchens und erblickte, wie man mir gesagt hatte, rechter Hand einige Hütten. Das waren die „Sachaliner Ansiedelungen". Ich ritt heran und bemerkte, daß die Mehrzahl der Hütten verrammelt und von ihren Besitzern augenscheinlich der Willkür des Schicksals überlassen waren. Ringsherum herrschte Stille und Einsamkeit.

[1]) Urbevölkerung von Sachalin und der nördlichen japanischen Inseln.

Am Ufer des Flüßchens entlang reitend, bemerkte ich einen Mann, der auf den Knien liegend in einem Gemüsefeld arbeitete, das sich von einer der Hütten bis zum Flüßchen hinzog. Das Gesicht des Mannes vermochte ich nicht zu erkennen, da er mir den Rücken zukehrte.

Ich hielt das Pferd an und frug:

„Wo kann ich wohl den Anton Arefieff sehen?"

Ohne in seiner Arbeit einzuhalten, ohne seine Stellung zu verändern und ohne sich mir zuzuwenden, antwortete der Mann im Gemüsefeld mit lauter und klangvoller Stimme:

„Das bin ich, Väterchen! Das bin ich! Kommst du wegen der Rüben?"

„Nein!" sagte ich, „in einer ganz anderen Angelegenheit!"

Da erhob sich der Mann flink vom Boden, richtete sich gerade auf, räusperte sich ein wenig und kam blinzelnd und sich mit der Hand vor der Sonne schützend auf mich zu.

Ich habe selten einen so schönen und ich möchte sagen „biblischen" Greis gesehen. Er war von gewaltigem Wuchse und mächtigen Schultern, hatte schwarze, noch lebhafte Augen in einem echt russischen Gesichte, und sein silberweißer Bart reichte ihm fast bis an den Gürtel. Er hatte eine Art Podrjasnik[1]) an und trug eine kleine Tuchmütze. Er hätte sehr gut für einen frommen Einsiedler gelten können. — Ohne Eile kam er auf mich zu:

„Worum handelt es sich, Väterchen?"

„Ich komme zu Ihnen sozusagen als Gast!" antwortete ich. „Indes habe ich auch ein Anliegen an Sie!"

„Danke Ihnen vielmals," sagte er mit einer Verbeugung, „ich freue mich über jeden Gast. Steigen Sie nur vom Pferde. Heu wird sich schon irgendwo finden. Ja, gehen wir lieber in mein Häuschen, wenn Sie nicht Abscheu davor haben!"

Ich sprang vom Sattel. Arefieff brachte von irgend woher einen Arm voll Heu herbei, wir führten das Pferd zur Hütte, banden es an und gaben ihm zu fressen. Dann traten wir selber in Arefieffs Hütte.

Es war ein einfaches sibirisches Blockhaus. Aus dicken, aufrechtstehenden Balken zusammengefügt, enthielt es außer einem winzigen Vorraum noch zwei Zimmer. Zuerst gingen wir in die Küche, dann in das zweifenstrige Zimmer. In der Küche stand ein russischer Ofen mit einer Ofenbank, ein großer selbstgefertigter Tisch und eine hölzerne Bank. In der einen Ecke des Zimmers brannte die Lampadka[2]) vor einigen billigen Heiligenbildern, und dort stand auch ein Tisch mit Bänken ringsherum.

Meine besondere Aufmerksamkeit erregte aber eine selbstverfertigte Kommode, die ganz bemalt war in grüner, roter und blauer Farbe.

In der entgegengesetzten Ecke des Zimmers befand sich so etwas wie ein Bett: eine einfache Holzlade, bedeckt mit einem doppelt gelegten Stück groben

[1]) Langes, über die Knie reichendes, taillenloses Gewand, wie es die Popen als Mantel tragen.

[2]) Öllämpchen vor den Heiligenbildern.

Soldatentuches. An den Fenstern standen überall Töpfe mit einfachen Blumen. Alles war sehr sauber, und es lag ein gewisses bescheidenes Behagen darüber. Auch waren eine Menge von Vogelbauern überall im Zimmer aufgehängt. In ihnen sangen und zwitscherten unaufhörlich kleine Vögelchen: Zeisige, Finken und andere. Als wir das Zimmer betraten, schrie uns ein Star zu: „Schäme dich, Anton, schäme dich!"

„Nun, nun!" beschwichtigte Arefieff, indem er lachend an den Bauer trat, „schweig doch still, ich weiß ja selber, daß ich mich schämen muß. Du brauchst mich aber doch deshalb nicht auch gleich vor meinem Gaste zu beschämen!"

„Womit kann ich meinen Gast bewirten?" wandte sich dann der Greis an mich. „Wollen wir vielleicht einstweilen Tee trinken?"

„Recht gerne," sagte ich. „Tee und Zucker habe ich mitgebracht."

„Das alles findet sich auch bei mir," meinte Arefieff, „einen Samowar habe ich zwar nicht, wohl aber einen Kipjak[1]), den will ich ansetzen." (Kipjak nennt man in Sibirien einen Kessel, den man zum Teekochen in den russischen Ofen hängt.)

„Ich will Ihnen behilflich sein," schlug ich vor, und wir beide gingen in die Küche. Hier wandte sich zu meinem Erstaunen der Greis gleichsam an den Ofen und sprach:

„Nun, wie, Silantitsch, bist du noch immer nicht wohl, hast du noch immer Schmerzen?"

Auf der Ofenbank rührte sich etwas; es erwies sich, daß dort ein in einen Halbpelz gehüllter Mensch lag.

„Ach, mein Freund," stöhnte es von oben herab, „die ganze Nacht riß es mich wieder in den Beinen. Man möchte seinen Geist aufgeben."

„Nun! Nun! Das wird schon wieder gut werden!" tröstete Arefieff den Kranken. „Ich werde dir gleich Tee geben. Gerade ist ein Gast gekommen."

„Mein Gefährte ist krank," so wandte sich der Greis an mich. „Seine Beine schmerzen ihn. Schade um ihn. Noch unlängst schritt er daher wie ein Adler!"

Nachdem er in den Kessel Wasser getan, zündete er Feuer an und meinte: „Zum Tee ist Honig gut. Ich züchte auch Bienen. Sie machen mir viel Spaß. Kommen Sie. Ich will sie Ihnen zeigen!"

Wir verließen die Hütte. Einige Schritte entfernt stand ein kleines Bienenhaus.

„Besser schon, Sie gehen nicht weiter," meinte der Greis, „die Bienen könnten sonst unruhig werden und Sie stechen. Mich kennen sie schon!"

Ich setzte mich auf den Rasen nieder und schaute von ferne zu, wie sich der Greis zu schaffen machte mit seinen Bienen, die ihn von allen Seiten umsummten. Plötzlich vernahm ich hinter mir ein Stöhnen. Ich wandte mich um und sah eine alte Frau auf der Erde liegen. Unter ihrem Kopfe lag ein Kissen, und sie war zugedeckt mit einem Lumpen, der ihr als Bettdecke diente.

[1]) Kipjak wörtlich „Sieder", d. h. Siedetopf.

Ich frug Arefieff, der gerade hinzukam, wer das sei.

„Ja die! Die habe ich vor einigen Tagen im Walde aufgelesen. Ein Gottesweib [1]), sie weiß selber nicht, woher und wohin. Es steht auch schon sehr schlecht mit ihr. Die Seele hält kaum noch im Leibe. Einstweilen lebt sie bei mir. Heute habe ich sie in die Sonne hinausgetragen, sie soll sich ein wenig wärmen, denke ich."

„Nun, Marja," frug er sie, „vielleicht willst du wieder auf die Ofenbank. Soll ich dich zurücktragen?"

Die Alte schwieg.

„Nun! Nun! Bleib nur liegen. Ich werde heute Kohlsuppe kochen und ‚Schangi' backen!" (Das sind sibirische Pasteten mit verschiedener Füllung.) Wir kehrten ins Haus zurück.

Der Tee kochte bereits, Arefieff stellte den „Kipjak" auf den Tisch, ferner Honig, einen Teller mit „Kostanika" (eine sibirische Beere) und einen großen Laib Roggenbrot. Während wir Tee tranken, brachte ich mein Anliegen vor, d. h. ich frug Arefieff, ob er sich nicht irgendwelcher Lieder erinnere von denen, die in Sachalin gesungen werden.

Ohne sich irgendwie zu zieren, antwortete Arefieff, er erinnere sich wohl einiger Lieder. Er fügte aber hinzu:

„Ich will nur erst die Kohlsuppe in den Ofen stellen und Schangi backen, dann wollen wir uns mit diesen Dingen beschäftigen."

Als wir Tee getrunken hatten, goß Arefieff noch zwei große Tassen ein und sagte, während er sie forttrug:

„Ich gehe nur auf eine Minute zu den Meinen!"

Der Star rief ihm nach: „Schäme dich, Anton, schäme dich!"

Ich sah mich in der Stube um und gewahrte auf einem Brette hinter den Heiligenbildern ein großes, altes, augenscheinlich viel gelesenes Buch: Das Evangelium in russischer Sprache in der Ausgabe der englischen Bibelgesellschaft [2]).

„Lesen Sie das?" wandte ich mich an den wiedereintretenden Arefieff.

„Abends lese ich den ‚Meinen' laut vor," antwortete er. „Ohne Gott kann man doch nicht leben! Nun will ich aber kochen gehen. Sie aber gehen währenddessen spazieren oder ruhen Sie sich hier aus!"

„Ich will Ihnen lieber kochen helfen," sagte ich.

„Weshalb nicht. Das ist auch eine Sache."

Wir gingen in die Küche und begannen zu kochen.

Rasch war das Mittagessen fertig. Die Kohlsuppe erwies sich als vortrefflich. Außerdem aßen wir Schangi und gebackene Rüben.

Als wir fertig waren, und der Greis auch noch die Seinigen bedient hatte, schritten wir ans Werk.

[1]) D. h. Pilgerin; Rußland wird jahraus jahrein durchzogen von ganzen Scharen Männern und Frauen, die von einem Wallfahrtsort zum anderen ziehen. Unterwegs betteln sie, und das Volk gibt ihnen gern.

[2]) Die Bibel wird in Rußland vorwiegend in slowenischer Sprache gelesen, der alten Kirchensprache.

„Wissen Sie was?" schlug der Greis vor, „gehen wir lieber ins Freie. Hier im Zimmer wird mich der Star, der Spitzbube, doch nicht singen lassen. Er wird die ganze Zeit rufen, ich solle mich schämen. Das hat ihn so mein Genosse gelehrt."

Ich nahm Notenheft und Bleistift zur Hand, und wir setzten uns „aufs Feld unter die Linde". Viel verdanke ich dem Arefieff.

Er sang mir mit greisenhafter, etwas zittriger Stimme ungefähr 16 Lieder vor. Es waren aber alles echte, äußerst charakteristische Gefangenenlieder. Außerdem sang Arefieff mir drei Lieder der Ainos in deren Sprache (wie ich bereits erwähnte, hatte er ungefähr zwei Jahre bei den Ainos in Sachalin gelebt). Viele Lieder mußte er mir fünf bis sechsmal wiederholen, und er tat das gern. Er belebte sich völlig beim Singen, und sein Gesicht ward ganz verklärt.

Als wir geendet hatten, sprach ich Arefieff meinen wärmsten Dank aus.

„Wofür?" sagte er, „auch mir machte es Spaß, mich vergangener Zeiten zu erinnern."

Es war schon spät, ungefähr sechs Uhr abends, als wir unseren Gesang beendet hatten. Ich wollte nach Kurgan zurückreiten, aber Arefieff bestand darauf, wir sollten nochmals Tee trinken, und dann könne ich „mit Gott" fortreiten.

„Die Kehle ist mir ganz trocken geworden," sagte er, indem er wegging, Tee zu bereiten.

Bald darauf saßen wir wieder und tranken Tee mit Honig. Arefieff tat das langsam, mit einer gewissen Feierlichkeit. Als wir fertig waren, trocknete er sorgfältig die Tassen mit dem Handtuch und bekreuzigte sich nach den Heiligenbildern.

„Ist es Ihnen nicht hart, hier zu schlafen, Arefieff?" frug ich ihn, indem ich auf die tuchüberzogene Bettstelle wies.

„Hier schlafe ich nicht," antwortete der Greis. „Hier schläft mein Genosse. Ich übernachte in der Küche auf der Ofenbank."

„Sieh mal an!" sprach ich erstaunt. „Weshalb erweisen Sie denn Ihrem Genossen solche Ehre?"

Arefieff ward ganz ernsthaft. „Mein Genosse ist nicht das, was ich bin. Er nahm Kummer und Leiden auf sich für die Gerechtigkeit. Ich aber habe nur das erhalten, was mir zukam für meine Schandtaten. Mein Genosse dagegen ist ein rechtlicher Mensch. Er ist nicht meinesgleichen."

„Er ist wohl ein Politischer?"[1]) forschte ich weiter.

Arefieff warf mir einen argwöhnischen Blick zu: „Wie soll ich Ihnen sagen?" stieß er unentschlossen hervor, „er ist, mit einem Worte, ein rechtlicher Mensch!"

Hier überfiel mich ein leidenschaftliches Verlangen, etwas von Arefieff zu erfahren über seine früheren Taten und blutigen Abenteuer. Arefieff aber schwieg auf alle meine Anspielungen oder antwortete nur einsilbig: „So!"

[1]) Politischer Verbrecher.

„Ja!" „Hm!" usw. Endlich stand er auf und begann im Zimmer auf und ab zu schreiten mit tief vergrämtem Gesichtsausdruck.

Er ging und ging, und plötzlich blieb er vor mir stehen.

„Was denn?" frug ich.

„Ja! Sehen Sie —" sprach zögernd der Greis. „Sie haben natürlich das Evangelium gelesen. Sehen Sie! Ich möchte Sie etwas fragen. Sie sind ein gebildeter Mensch . . . wenn Sie sich erinnern, wie dort gesagt wird, daß Christus dem Räuber versprach, ihn zu sich ins Paradies zu nehmen . . . Wie verstehen Sie das? Das heißt: was war das für ein Räuber? Einfach ein Dieb oder — —" fügte er mit sehr leiser Stimme hinzu: „war das geradezu ein Mörder?"

„Nun, versteht sich, ein Mörder —" antwortete ich, „sonst stände ja geschrieben ‚ein Dieb'. Es steht aber vollkommen deutlich geschrieben ‚ein Räuber', das will sagen, ein Mörder."

Arefieffs Gesicht hellte sich auf. Er drückte mir die Hand.

„So glaube auch ich!"

Wieder ging er auf und nieder. Wieder blieb er plötzlich vor mir stehen und frug: „Wer aber, glauben Sie wohl, war wohl der schlimmste Missetäter auf der Welt?"

Auch dieses zweite Examen bestand ich glänzend, denn ich antwortete:

„Das wird wohl Judas, der Verräter, gewesen sein!"

„Sie sind ein kluger Mensch, das sehe ich," sagte Arefieff froh. „Sie urteilen richtig!" Und indem er fest auf mich zutrat, flüsterte er: „Auch ich war ein Mörder, nie aber habe ich einen Gefährten verraten!"

Er verfiel in anhaltendes Schweigen.

Während unseres theologischen Gespräches hatte ich gar nicht bemerkt, daß es schon fast ganz dunkel geworden war; ich wollte mich daher von Arefieff verabschieden, als er mir vorschlug, bei ihm zu übernachten.

„Es ist schon spät an der Zeit," sprach er. „Sie werden noch vom Wege abirren, ja, und es treibt sich hier nicht wenig schlechtes Gesindel umher. Bleiben Sie lieber hier!"

Es war in der Tat schon ganz finster. Ich erklärte mich einverstanden.

Arefieff legte für mich auf die Bettlade ein Heupolster, und nachdem wir noch ein wenig vor dem Hause sitzend geplaudert hatten, kehrte ich ins Zimmer zurück und begann mich zur Nacht zu rüsten.

Da aber ward ich nachdenklich. Wie dem auch nicht ist, ich übernachte nun einmal hier bei einem ehemaligen Zwangsarbeiter, der an zehn Menschenleben auf seinem Gewissen hat. Wird nicht plötzlich in ihm die frühere Bestie erwachen, und er wird mich dann seiner Sammlung einverleiben? Dann wird der Star vergeblich schreien: „Schäme dich, Anton!"

Ich rückte die bemalte Kommode zur Tür, untersuchte sorgfältig die Fenster und verbarrikadierte mich überhaupt, so gut es ging. Unter das Kissen legte ich den Revolver und beschloß überhaupt wach zu bleiben. Die Müdigkeit nahm aber die Oberhand, und ich bemerkte gar nicht, wie ich einschlief. Es weckte mich der Star mit seinem Rufe: „Schäme dich, Anton!"

Ich sprang auf und griff im Halbschlaf unter das Kissen nach dem Revolver. Er war aber verschwunden.

In der Mitte des Zimmers stand indes Arefieff und lachte vergnügt. Die Kommode war auf ihren früheren Platz gerückt. Auf dem Tisch stand der Kipjak mit Tee.

Heiter strahlte die Sonne durch das offene Fenster. Verwirrt sagte ich dem Arefieff:

„Ich habe gestern hier unter das Kissen etwas hingelegt."

„Ich weiß schon!" unterbrach mich lachend der Greis, „eine Pistole. Ich fürchtete, Sie könnten sich in der Nacht aus Versehen einen Schaden tun. Ich habe darum die Pistole vorsichtig unter dem Kissen herausgenommen. Da ist sie!"

Und er gab mir den Revolver.

„Ist es Ihnen gefällig?" sagte er dann, auf den Teetisch weisend.

Ich stand auf, zog mich rasch an, und nachdem ich Tee getrunken hatte, nahm ich Abschied von dem „Mörder im Ruhestand".

Beim Abschied bot ich ihm Geld an. Schweigend führte er meine Hand zurück.

„Stecken Sie Ihr Geld ein," sagte er. „Ich lebe ohne Geld. Aber wegen meines Genossen —" fügte er hinzu, „sprechen Sie lieber nicht von ihm dort in der Stadt."

Und dabei leuchtete etwas Drohendes in seinem Blick auf.

„Auch ich bin kein Judas," beruhigte ich ihn und galoppierte zurück nach Kurgan.

Literarische Rundschau.

Philosophische Literatur.

Der Sinn und Wert des Lebens. Von Rudolf Eucken. Dritte, umgearbeitete und erweiterte Auflage. 9. bis 12. Tausend. Leipzig, Quelle & Meyer. 1911.

Daß das Interesse weiterer Kreise für die Probleme der Philosophie in den letzten zehn oder zwanzig Jahren mächtig zugenommen hat, wird wohl kein aufrichtiger Beobachter des gegenwärtigen Zeitalters leugnen können. Wenn wir aber nach dem Warum dieser auffallenden Erscheinung fragen, so läßt sich gewiß verschiedenes darauf antworten. Das hängt, so wird man vielleicht sagen, eng zusammen mit dem Fortschritte des Bildungsbedürfnisses überhaupt, ferner mit dem glänzenden Stil einiger Philosophen der letzten Vergangenheit, wie Schopenhauer und Nietzsche usw. Das mag bis zu einem gewissen Grade wahr sein. Der eigentliche Grund scheint uns viel tiefer zu liegen. Der Drang zur Philosophie in der Gegenwart ist vor allem eine Folge der geistigen Krisis, welche die europäische Kulturmenschheit heute durchmacht. Wir philosophieren in erster Linie deshalb, weil die Frage nach dem Sinn des Lebens uns am meisten quält. Gewiß, von dem Augenblicke an, da der Mensch über seine Lage nachzudenken angefangen hat, konnte er nicht umhin, sich zu fragen: Wozu bin ich geboren? Warum muß ich sterben? Warum muß ich arbeiten? Wie soll ich leben? usw. Aber das Eigentümliche der heutigen Situation liegt darin, daß alle diese Fragen im Grunde nur Teilfragen des großen Kulturproblems der Gegenwart sind, dessen Urheber Rousseau ist, und welches am besten durch das Wort des Evangeliums ausgedrückt werden könnte: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme Schaden an seiner Seele?"

Das wird in hohem Grade durch Euckens Beantwortung der Frage nach dem Sinn und Wert des Lebens bestätigt. Schon die Tatsache, daß in drei Jahren 7000 Exemplare des vorliegenden Werkes verkauft wurden, beweist zum mindesten, daß Euckens Problemstellung einem dringenden Bedürfnisse der Gegenwart entspricht. Unter den lebenden Philosophen ist R. Eucken unzweifelhaft der bedeutendste Interpret jener Grundstimmung des modernen Menschen. Man kann sagen, daß die Frage nach dem Sinn des Lebens die Kardinalfrage seiner ganzen Philosophie ist, und daß insofern das vorliegende Buch diese Philosophie in nuce enthält. Dank aber der wundervollen Plastik der Darstellung ist es geeignet, auch den Laien in das Verständnis der tiefsten Probleme des Daseins einzuführen.

Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß man hier eine „klar und deutlich" formulierbare Beantwortung jener Frage finden wird. Eucken ist kein Verstandesmensch. Mit abstrakten Begriffen zu operieren, ist seine Sache nicht. Was er will, ist vielmehr, daß wir das, was er innerlich geschaut hat, miterleben.

Eucken geht also von der Überzeugung aus, daß wir gegenwärtig eine große geistige Krisis durchmachen. Es herrscht in unserem Leben ein ungeheurer Zwiespalt zwischen Arbeit und Seele. Wir sind unsäglich zivilisiert, aber uns fehlt das wahre, innere Glück, die echte Freude. Mit Entrüstung spricht Eucken von der Greisenhaftigkeit der heutigen Kultur, die er richtiger als Kulturkomödie bezeichnet. Nicht minder offen spricht Eucken von der Unzulänglichkeit der menschlichen Lage überhaupt, und man kann bei ihm in gewissem Sinne von einem radikalen Bösen sprechen. Aber das wahrhaft Große bei Eucken ist dies, daß er nicht bei der bloßen Negation stehen bleibt. Das Nein ist für ihn nur ein Durchgangsstadium, um zu einem kräftigeren und unerschütterlichen Ja zu gelangen. Er will die Krisis überwinden, dem Kulturprozeß neue Kraft geben. Und gerade weil er das will, sieht er sich genötigt, das Unzulängliche in den bestehenden Lebensordnungen hervortreten zu lassen. Weder der Naturalismus noch der traditionelle Idealismus, noch der Subjektivismus, noch der Sozialismus, noch das religiöse Lebenssystem können heute eine befriedigende Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens geben. Was das Leben nach Eucken lebenswert macht, das ist die innere Bereicherung des Menschen, die Losreißung von dem bloß tierischen Dasein, die Versetzung in einen schaffenden Lebensprozeß. Er sagt: „Ein Leben muß als verloren gelten, dessen Verlauf den Menschen nicht innerlich reicher macht." Man würde aber Eucken ganz falsch verstehen, wenn man dieses Ideal als nur für eine Elite erreichbar betrachten wollte. Gewiß, Eucken leugnet nicht, daß die großen Repräsentanten des Menschengeschlechts die Führer in diesem Kampfe um einen geistigen Lebensinhalt sind. Sie sind die größten Mitarbeiter an der Selbstvertiefung des Alls, die größten Mehrer im Reiche des Geistes. Aber andererseits meint er, daß jeder strebende Mensch dieses Werk auf sich nehmen kann. „Äußere Geringfügigkeit", bemerkt Eucken, „kann mit innerer Größe zusammengehen, und es darf niemand von seiner Aufgabe niedrig denken. Wir alle sind königlichen Geblüts, aber wir sind es nur als Bürger der Geisterwelt, als Träger ursprünglichen Lebens." Nach der Wahrheit suchen, unsere Macht über die Dinge vermehren, unsere Nächsten lieben, die Gerechtigkeit zur Herrschaft bringen, mit einem Wort: mühsame, aber fruchtbare Arbeit und echte Liebe — das ist es, was unserem Leben einen Wert verleiht. Jeder an seiner Stelle vermag durch Beteiligung an diesem Werke eine Bedeutung, ja eine Größe zu gewinnen. Wenn wir so leben, dann brauchen wir Dinge wie Alter, Krankheit und Tod nicht zu fürchten, denn wir werden jeden Tag jünger, wir treten jeden Tag mehr aus der Zeit in die Ewigkeit. In diesem Sinne ist die Unsterblichkeit eine Tatsache. Daher zögert Eucken nicht, mit Goethe zu sagen:

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland,
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

So können wir zum Schlusse nicht umhin, zu bemerken, daß wir völlig mit Henri Bergson übereinstimmen, wenn er in der Vorrede zur französischen Übersetzung des vorliegenden Werkes sagt: „Es scheint mir, daß man bei der Lektüre dieses Buches, wie bei derjenigen der Bücher Euckens überhaupt, einen Zuwachs an innerer Energie und Lebenskraft gewinnen wird . . . Alle großen Denker haben sich die Frage nach dem Sinn des Lebens gestellt; aber sehr wenige haben uns überzeugen können, daß wir den Schlüssel des Rätsels bei uns, richtiger in uns tragen. Sehr wenige haben uns mit ihrer Arbeit innig vereinigt. Und doch sind es gerade diese Denker, an die wir uns anschließen: wir begnügen uns nicht damit, sie zu bewundern, sondern wir lieben sie. Zu dieser bevorzugten Gattung von Denkern gehört Rudolf Eucken".

J. Benrubi.

Abriß einer Geschichte der Psychologie. Von Max Dessoir. Heidelberg, Carl Winter. 1911.

Der vielbetrauerte, zu früh abgerufene H. Ebbinghaus hat in Gemeinschaft mit E. Naumann den Plan eines Sammelwerks „Die Psychologie in Einzeldarstellungen" entworfen, für dessen einzelne Teile die berufensten Vertreter des Faches herangezogen worden sind. Den vierten Band dieses Sammelwerks bildet das oben genannte Werk von Max Dessoir über die Geschichte der Psychologie. Wir besitzen von dem Verfasser bereits den zuerst im Jahre 1894, in dritter Auflage 1910 erschienenen ersten Band der „Geschichte der neueren deutschen Psychologie", der die Entwicklung der Psychologie von Leibniz bis Kant in lichtvoller Weise nachzeichnet. Der jetzt gebotene Anlaß gewährt uns nun den Vorteil, noch ehe der zweite Band des umfassenderen Werkes vollendet vorliegt, die Gesamtauffassung Dessoirs von dem Entwicklungsgange der psychologischen Anschauungen und Lehren kennen zu lernen, die im wesentlichen auch jenem in die Einzelheiten tiefer eindringenden Werke zugrunde liegt. Was wir hier erhalten, ist ein in großen Linien gezeichneter Abriß der Prinzipien, die in den verschiedenen Gestaltungen, die das Nachdenken über die psychische Erscheinungswelt von den Anfängen bei den Hellenen bis auf die neueren Zeiten angenommen hat, zum Ausdruck gelangt sind. Die Darstellung reicht bis zu Lotze, E. von Hartmann und Fechner. Was nachher gekommen ist, gehört noch der unmittelbaren Gegenwart an und läßt, wie es selber noch nicht historisch geworden ist, eine objektive Beurteilung im Sinne ruhiger historischer Betrachtung nicht zu. Man wird es deshalb wohl verstehen, daß von Männern wie Wilhelm Wundt und Külpe, Stumpf und Ziehen, Lipps und Jodl, die wir noch mit Freuden als Lebende unter uns wandeln sehen, in diesem geschichtlichen Abriß nicht gehandelt wird. Ein bedeutsamer Zug in Dessoirs Grundanschauungen ist die behutsame Art, in der er das Gebiet der Psychologie in engerem Sinne von den verwandten Bezirken der „Psychognosis" und der „Psychosophie" unterscheidet. Psychognosis ist nach Dessoirs Bezeichnung das Studium der individuellen seelischen Erscheinungen, Beobachtung von Gemütsart und Charakter, von Eigenheiten der Altersstufen und Geschlechter. Ihr Niederschlag zeigt sich in Sprichwort und Erfahrungsausdruck, insbesondere in künstlerischer Menschendarstellung; es ist eine praktische und künstlerische Seelenkunde. Die Psychosophie wurzelt dagegen in religiösen Deutungen der seelischen Zusammenhänge; sie fesselt der Gegensatz von Leib und Seele, Schlafen und Träumen, Leben und Sterben. Daraus ergeben sich allerlei Glaubenssätze, Seelenkulte, Ahnungen, die noch heute im Märchen, in volkstümlichem Aberglauben, in spiritistischen Vorstellungen fortleben, andererseits in mehr wissenschaftlicher Form zu einer Seelentheologie und Seelenmetaphysik geführt haben. Von diesen beiden Betrachtungsweisen, der mehr anthropologischen und der mehr metaphysischen, hebt sich ab die eigentliche wissenschaftliche Psychologie, die auf Grund erfahrungsmäßiger Reflexion die Seele als den Inbegriff der inneren Triebkräfte der gesamten Lebensvorgänge betrachtet und die Erscheinungen, die in dieses das leibliche und das innere Bewußtseinsleben umfassende Gebiet fallen, wissenschaftlich zu erfassen sucht. Schon diese Dreiteilung läßt ermessen, wie groß die Schwierigkeiten sind, die einer Geschichtschreibung der Psychologie entgegenstehen. Denn irgendwie lehnen sich überall diese drei Arten psychologischer Gedankenbildung aneinander an, und keine von ihnen läßt sich rein von der anderen abtrennen. Zudem, die Psychologie ist am allerwenigsten geeignet, zur Grundlegung für die anderen Wissenschaften zu dienen; sie steht vielmehr zu allem, was sonst Wissenschaft heißt, im Verhältnis entschiedenster Abhängigkeit und lebt von dem, was der denkende Verstand auf anderen Gebieten an Tatsachen, Betrachtungsweisen und Prinzipien gewonnen hat und ihr für ihr spezielles Forschungsgebiet überliefert. Über den Charakter der Psychologie eines Zeitalters entscheidet der Stand naturwissenschaftlicher Methoden und Erkenntnisse in Verbindung mit den

zugrunde liegenden ausdrücklichen oder stillschweigend mitwirkenden metaphysischen Prinzipien und mit allen Arten historischer Erkenntnis. Aus diesem Zusammenklang aller wissenschaftlichen Bemühung einen besonderen geschichtlichen Entwicklungsgang der Psychologie als einer Einzelwissenschaft herauszuschälen, ist im strengen Sinne nicht möglich. Dessoir hat sich gewissenhaft darum bemüht und mit feinem Ohr und besonnener Reflexion das eigentümlich Psychologische zu erlauschen und zu charakterisieren versucht. So ist ein Gemälde entstanden, das farbenreich und vielgestaltig das Interesse fesselt und wach erhält, auch wo ein eigentlicher geschichtlicher Fortgang sich nicht wohl herausstellen läßt. Wie sich in der Vielheit der zeitlichen psychologischen Anschauungen der Streit miteinander ringender prinzipieller Gegensätze mehr oder minder gleichförmig wiederholt, das bildet ein Schauspiel von eigenem Reiz, und das Verständnis für die lebendige Bewegung in der heute geltenden Betrachtungsweise der psychischen Erscheinungen erhält durch diese in großen Schritten vollzogene Wanderung durch die Gedankengänge vergangener Epochen eine förderliche Unterlage. Dessoir gliedert seine Darstellung nach den vier Zeitaltern: der Psychologie der Antike von den Anfängen bei den Hellenen bis zur Patristik folgt die Seelenlehre des Mittelalters und der Renaissance, dann die Psychologie der neueren Zeit von Descartes bis auf die Ausläufer der Wolffischen Schule und endlich die Psychologie der neuesten Zeit von Kant an bis an die zeitlichen Grenzen, die für eine geschichtliche Darstellung gesteckt sind. Hervorzuheben an dem Buche ist die Klarheit der Darstellung und die Leichtigkeit der Orientierung, die durch einen Reichtum an Verzeichnissen unterstützt wird. Lehrreich ist Dessoirs Geschichtschreibung überall, auch da, wo man im einzelnen Einwendungen erheben möchte. Für die glückliche Lösung der schwierigen Aufgabe erhoffen wir eine günstige Aufnahme bei allen Freunden psychologischer Forschung.

Adolf Lasson.

Das russische Generalstabswerk über den Krieg mit Japan.

1. Der russisch-japanische Krieg. Amtliche Darstellung des russischen Generalstabes. Deutsche, vom russischen Kriegsministerium mit Allerhöchster Genehmigung autorisierte Ausgabe von Freiherr v. Tettau, Oberstleutnant a. D. Fünf Bände. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. 1910 und 1911.
2. Guerre Russo-Japonaise (1904–1905). Historique rédigé à l'État-major-général de l'année russe. Traduction publiée sous la direction de l'État-major de l'année, 2e bureau. Paris, Librairie militaire R. Chapelot et Cie. 1910.

Das russische Generalstabswerk hält sich von jeder Schönfärberei bei Schilderung der Ereignisse fern, ja es geht in seiner Unparteilichkeit so weit, daß es die Operationen auf gegnerischer Seite nicht nach Auffassung russischer Quellen schildert, sondern ausschließlich nach den Mitteilungen der Japaner und solcher Personen, die auf ihrer Seite am Feldzug teilgenommen haben. Der Generalstab hat für die umfangreiche Geschichte des Krieges alle, selbst geheime Akten des Kriegsministeriums, der Armeekommandos und Stäbe, die Kriegstagebücher sämtlicher Truppenteile sowie die Aufzeichnungen einzelner Führer und der höheren Offiziere benutzt, und so ein Werk geschaffen, das den Anspruch auf weitgehende Beachtung machen darf. Für die deutsche Bearbeitung kommt noch in Betracht, daß Freiherr v. Tettau sich ein besonderes Verdienst durch Einfügung eigener Ansichten und Erläuterungen an zahlreichen Stellen erworben hat, wozu er wohl berufen war, da er auf russischer Seite als Zuschauer an dem Kriege teilgenommen und sich an den Ereignissen selbst ein fachmännisches Urteil bilden konnte.

Der erste Teil, offenbar im russischen auswärtigen Amt geschrieben, behandelt die politischen Verwicklungen zwischen Rußland, Japan und China, die den Keim

zum Kriege in sich trugen. In der Darstellung der russischen Gesamtpolitik gegenüber den europäischen Staaten und Amerika vermissen wir leider die Objektivität und Unbefangenheit, mit der die kriegsgeschichtlichen Tatsachen des Feldzuges in den folgenden Bänden erörtert werden. Die Verlegenheiten, in die Rußland auf ganz natürlichem Wege bei seinem Vorschreiten in Ostasien gelangt, werden merkwürdigerweise auf eine Gegnerschaft Englands und Deutschlands zurückgeführt, dessen trauriges Geschick es nun einmal ist, daß es überall auf der Erde der Störenfried sein soll. Wenn es Handelsinteressen in China vertritt und dort sich an die Seite anderer Mächte des europäischen Kontinents stellt, so geschieht dies doch nicht aus Feindschaft gegen Rußland; und daß sich China wehrt, wenn Rußland an der Küste der Mandschurei Stützpunkte sucht und sich solche schafft, ist ebenfalls natürlich. Daß es aber so handelt, „angestiftet" von Rußlands europäischen Feinden, dafür bleibt das Buch den Beweis schuldig. Es erkennt wenigstens an, daß Deutschland alsbald an der Seite Frankreichs dem Protest Rußlands beitrat, den dieses gegen den Vertrag von Shimonoseki erhob. Dieser hatte 1895 nach dem chinesisch-japanischen Kriege das Inselvolk in eine gar zu vorteilhafte strategische Lage auf den Halbinseln der Mandschurei gebracht. Japan sah sich durch die Haltung der drei Mächte, die gleichzeitig ihre Geschwader im Stillen Ozean verstärkten, gezwungen, auf den Besitz der Halbinsel Liaotung zu verzichten. Daher die Spannung zwischen Japan und Rußland, die an Schärfe zunahm, als schon drei Jahre später diese Halbinsel von den Russen besetzt und hier die eisfreien Häfen Port Arthur und Taliënwan pachtweise erworben wurden. Merkwürdigerweise geschah dieses, wie das Buch sagt, zur Wiederherstellung des politischen Gleichgewichts, das bezüglich des Einflusses auf China durch die pachtweise Benutzung der Bucht von Kiautschou durch Deutschland gestört worden war. Seit 1902 folgten langwierige Verhandlungen zwischen Rußland und Japan wegen der Besitzverhältnisse beider Reiche in der Mandschurei und Korea, die aber zu keinem Resultat führten. Während noch am 4. Februar 1904 der japanische Gesandte in Petersburg Baron Kurino mit dem Grafen Lambsdorff verhandelte, wurde in Tokio in einer außerordentlichen Beratung unter Vorsitz des Kaisers der sofortige Beginn des Krieges mit Rußland beschlossen. Schon in der Nacht vom 8. zum 9. Februar griffen die Japaner ohne Kriegserklärung mit Torpedobooten die gleichstarke russische Flotte auf der äußeren Reede von Port Arthur an und machten zwei Linienschiffe und einen geschützten Kreuzer für mehrere Wochen kampfunfähig. Am 9. Februar kam es vor Tschemulpo zu einem für die Japaner ebenfalls siegreichen Seegefecht, und es konnten hier wie in Fusan und Gensan japanische Truppen landen. Durch diese Erfolge der japanischen Flotte war die erste kritische Zeit überwunden. Die Blockierung des Hafeneinganges von Port Arthur und die Beobachtung von Wladiwostok sicherten die ferneren Landungen so weit, daß Japan nunmehr den Kampf auf dem Kontinent wagen konnte. Wäre die russische Flotte imstande gewesen, mit allen Teilen vereinigt und gerüstet dem Feinde in der Richtung auf Nagasaki entgegenzufahren, so war eine Aussicht für den Sieg vorhanden, und es wäre dann vielleicht zu einem Landkriege überhaupt nicht gekommen.

Nach Ausbruch des Krieges wagte Rußland in den ersten Monaten nicht mehr als zwei Armeekorps und vier „ungenügend vorbereitete" Reservedivisionen europäischer Truppen nach der Mandschurei zu schieben, obgleich es durch die freundschaftliche Haltung Deutschlands den Rücken an der Westgrenze hätte gesichert sehen müssen. Eigentümlicherweise behauptet der Kriegsminister Kuropatkin, Rußland habe seine Aufmerksamkeit nicht ausschließlich den Vorbereitungen für einen Krieg in Ostasien widmen können, sondern hätte sich an der Westgrenze beschäftigt gesehen, wo der zunehmende Einfluß Deutschlands in der Türkei und das energische Anwachsen „pangermanischer Bestrebungen" mit politischen Verwicklungen drohten. Zugegeben wird, „daß in politischer Beziehung der Krieg nicht vorbereitet gewesen

war". Man hatte sich in der Annahme geirrt, die Entscheidung über Krieg und Frieden selbst treffen zu können, obgleich man wußte, daß Japan 1902 ein Bündnis mit England geschlossen und sich die moralische Unterstützung Amerikas wie die Sympathien Chinas gesichert hatte.

Die strategische Lage Rußlands war ebenfalls ungünstiger als die Japans. Es wollte sich überall sichern, zersplitterte daher seine Kräfte und hatte einen sehr weiten Weg für seine rückwärtigen Verbindungen. Außer an der Westgrenze des Reiches ließ man auch in Turkestan Truppen, um die britischen Besitzungen in Indien zu bedrohen. Demgegenüber befand sich Japan in konzentrierter Stellung und in der Lage, nach teilweiser Vernichtung und Fesselung der russischen Flotte schnell Truppen in Korea und an der Küste der Mandschurei zu landen. Jetzt führte es den Krieg fast bei sich zu Hause, Rußland dagegen in einer entfernten und noch wenig organisierten Kolonie. Lehrreich sind die vielfachen Aufmarsch- und Kriegspläne, die auf russischer Seite bis ins Jahr 1895 zurückreichen. Für den japanischen Operationsplan fehlen natürlich die aktenmäßigen Belege, und es mußte sich das Werk mit Mutmaßungen und Nachrichten in der fremdländischen Presse begnügen. Beim Ausbruch des Krieges befanden sich alle russischen Truppen in völliger Umbildung. Sie zählten ungefähr 100 000 Mann im ganzen. Die Verstärkungen trafen erst nach Ausbruch der Feindseligkeiten ein.

Die Geschichte der japanischen Armee beginnt mit dem Jahre 1871, als die ersten regulären Truppen — 9 Bataillone Infanterie, 2 Züge Kavallerie, 6 Batterien — zur Aushebung gelangten. Bei Ausbruch des Krieges, also 23 Jahre später, bestand die aktive Infanterie aus 156 Bataillonen, die Kavallerie aus 55 Eskadrons, die Feldartillerie aus 114 Batterien mit 684 Geschützen, die Festungsartillerie aus 20 Bataillonen, die Ingenieurtruppen aus 13 Pionierbataillonen, 1 Eisenbahn- und Telegraphenbataillon. Die Friedensstärke betrug 140 000 Mann, die Kriegsstärke 350 000 Mann. Während Japan ein verzweigtes Spionagesystem eingerichtet hatte und über die Verhältnisse in der russischen Armee seit Jahren genau unterrichtet war, befand man sich russischerseits in völliger Unkenntnis über die materiellen Machtmittel und die Kraftentfaltung der japanischen Armee. Sie wurde von den Beratern und Führern des russischen Heeres um die Hälfte unterschätzt. In gleicher Weise abfällig waren die Leistungen der japanischen Truppen in den Manövern seitens des Militärattachés und sonstiger Zuschauer beurteilt worden. „Die höhere Führung ist schwach und entbehrt jeder Initiative", so schließt ein Bericht des Oberst Wannowski im Jahre 1901. Kuropatkin freilich bekannte nach einem Besuche von Japan im Sommer 1903, „daß der japanische Soldat dem russischen an moralischer Kraft bedeutend überlegen war und auf Grund seiner Erziehung überlegen sein mußte".

Die ganze japanische Presse sprach sich übereinstimmend für die Notwendigkeit und Volkstümlichkeit eines Krieges mit Rußland aus. Dagegen schreibt der russische General Bilderling: „Bei uns war der Krieg von Anfang an unpopulär, wir wünschten ihn nicht, sahen ihn nicht voraus und waren deshalb nicht darauf vorbereitet." Schließlich sei noch bemerkt, daß nach Aussage des russischen Generalstabes die Niederlage der russischen Heere „in erster Linie — man kann sagen einzig und allein — dem Mangel der Führung an Verantwortungsfreudigkeit, an frischem, kühnem Wagemut zuzuschreiben ist".

In taktischer Beziehung ist aus dem russisch-japanischen Kriege viel zu lernen. Im allgemeinen gilt auch hier die Wahrheit, daß Siege nicht durch Zufälligkeiten erfochten werden; und wenn der deutsche Übersetzer des russischen Generalstabswerkes nicht nur selbst aus dem Kriege gelernt hat, sondern auch bemüht ist, seine Kenntnisse und Erfahrungen mitzuteilen, so werden unter so einsichtsvoller Anleitung die deutschen Leser ernste Lehren aus den Fehlern der Russen ziehen können.

v. Kurnatowski.

nß. **Das Heilige Römische Reich teutscher Nation im Kampf mit Friedrich dem Großen.** Von Dr. Artur Brabant. Zweiter Band: Die Reichspolitik und der Feldzug in Kursachsen 1758. Berlin, Gebrüder Paetel. 1911.

Der erste Band dieses Werkes, der bereits 1904 erschien und hier nach seiner Bedeutung gewürdigt wurde (März 1906), behandelte hauptsächlich den Reichskrieg von 1757 von dem Auszug des Reichsheeres unter dem Herzog von Sachsen-Hildburghausen bis zu dem kläglichen Zusammenbruch bei Roßbach. Der zweite Band, der ebenso wie der erste auf breitester archivalischer Grundlage fest und sicher ruht, erzählt den Feldzug der Reichstruppen von 1758, die Ernennung des Pfalzgrafen Friedrich Michael von Zweibrücken zu ihrem Oberbefehlshaber, den Einfall eines preußischen Korps in „das Reich", den Marsch des Reichsheeres nach Böhmen und nach Kursachsen, das von den eingedrungenen Preußen befreit werden sollte. Trotz ihrer mehrfachen numerischen Überlegenheit war den Reichstruppen auch diesmal, abgesehen von der Eroberung des Sonnensteins, kein Erfolg beschieden: nach harten Anstrengungen und schweren Leiden, die durch die unglaublichen Mängel der Ausrüstung und der Verpflegung verursacht waren, zog das unglückliche Heer zu Anfang des Winters wieder heim ins „Reich", in den fränkischen Kreis, begleitet von den lauten Klagen und Verwünschungen der ausgeplünderten Einwohner Kursachsens, die nach dem Zeugnis des Grafen Brühl selbst von den Feinden, den Preußen, besser behandelt wurden als von den Reichstruppen, ihren Befreiern (S. 233). Neben diesen mehr oder minder kriegerischen Ereignissen schildert der Verf. auch eingehend die heiteren Redeschlachten am Reichstage in Regensburg zwischen den „Fritzisch" Gesinnten und ihren Gegnern, wobei der „kleine Mann mit den Feueraugen", der preußische Gesandte v. Plotho, und der kurbraunschweigische Vertreter v. Gemmingen durch die Mobilmachung des Corpus Evangelicorum am 29. November 1758 die österreichischen Reichsachtpläne erfolgreich durchkreuzten. Vielleicht hätten diese Reichstagsverhandlungen ebenso wie die Truppenmärsche hier und da in etwas knapperer Darstellung zusammengefaßt werden können, wenngleich nicht verkannt werden soll, daß gerade den oft so charakteristischen und häufig so amüsanten Einzelheiten ein besonderer Wert beizumessen ist. — Nicht unerwähnt darf endlich noch das Schlußkapitel bleiben, die Verhandlung über „die zweite Heirat des Markgrafen von Bayreuth", die mit vollem Rechte hierher gehört, da sie auch eine Episode bildet in dem damaligen „Kampfe des heiligen römischen Reiches" gegen Friedrich den Großen. Denn der verwitwete Markgraf von Bayreuth war kinderlos, so daß sein Land nebst Ansbach an Preußen zu fallen drohte, und diese fürchterliche Möglichkeit ließ das Reich und Österreich, Sachsen und Frankreich, alle Feinde Friedrichs auf eine rasche zweite Vermählung des Markgrafen drängen; ja Brühl schlug vor, daß die Bischöfe von Franken durch reichliche Zuschüsse zu der Mitgift der Braut die Heirat erleichtern möchten. Die Vermählung kam in der Tat bald zustande; aber da die Nachkommen auch diesmal ausblieben, so trat einige Jahrzehnte später der gefürchtete Heimfall Ansbach-Bayreuths an Preußen dennoch ein. Auch auf diesem Kampfplatz erlitt das „Reich" gegen Preußen eine Niederlage.

νμ. **Henrik Ibsen.** Ein literarisches Charakterbild. Von Johannes Mayrhofer. Berlin, H. Walther. 1911.

Man hat sich neuerdings vielfach bemüht, Ibsen als „reinen Künstler" hinzustellen, während doch seine eigenen Werke wie seine Geständnisse — z. B. von dem „Torpedo unter der Arche" — genügend für Tendenz zeugen. Er führt in seinen modernen Dramen Gestalten und Situationen vor, die ihn beunruhigen; gewiß spricht er selten selbst das Wort der Lösung, aber er weist, wie Goethe sagt, „auf die Stelle hin". Ist das aber so, dann darf auch dem Kritiker das Recht nicht abgesprochen werden, gegen die Tendenz zu protestieren und erhaltenswert zu finden, was Ibsen für „gespensterhaft" ansieht. Der fromme Katholik, dessen aufrichtige Liebe zu Ibsen nicht bloß durch sein Eingeständnis, sondern auch durch den ganzen Ton erwiesen wird, fühlt sich überall an einen Punkt gedrängt, wo er lebhaft widersprechen muß. Das hindert ihn aber nicht, einer ruhigen, sachlichen Analyse der Dichtungen zuzustreben, wenn er sie auch gerade bei den neutralsten Werken (wie Hedda Gabler) am wenigsten erreicht. Die gleiche Objektivität läßt ihn aus Ibsens Briefen Zeugnisse mancher Art zusammenreihen, die belehrend wirken; freilich vermißt man für den Menschen wie für den Dichter den Versuch einer energisch zusammenfassenden Entwicklung. Das ergreifende lyrische Schlußbild von Ibsens Grab vermag sie nicht zu ersetzen, symbolisiert aber nicht einmal den Gehalt des Buches: die liebevolle Bemühung, dem Dichter gerecht zu werden, ohne dem Propheten etwas zuzugestehen.

γ. **Die Kulturwerte der deutschen Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung.** Von Kuno Francke. Erster Band. Berlin, Weidmann. 1911.

Der Schleswig-Holsteiner Kuno Francke, ein Schüler Paulsens und Freund Herman Grimms, jetzt Professor an der Harvard-Universität in Cambridge, Massachusetts, hat 1896 ein Buch „Social forces in German Literature" veröffentlicht, das bis jetzt nicht weniger als sieben Auflagen erlebt hat und auch von der deutschen wissenschaftlichen Kritik wohlwollend aufgenommen worden

ist; Paulsen und Grimm haben öffentlich den Wunsch ausgesprochen, daß eine deutsche Bearbeitung des Buches erscheinen möchte. Dies hat Francke veranlaßt, dem Buch, das ursprünglich für Engländer und Amerikaner berechnet war, eine neue Gestalt für das deutsche Publikum zu geben. Es ist auf vier Bände berechnet, von denen der erste über das Mittelalter vorliegt. Der Verfasser „hat die großen Schöpfungen unserer Literatur innerlich erlebt", und möchte auf Grund dessen eine Anschauung von ihnen geben und ihre praktische und kulturelle Bedeutung bestimmen. Durchweg ist denn auch das Wesentliche vorzüglich erfaßt, sind Licht- und Schattenseiten scharf herausgearbeitet. Beim Heliand ist anerkannt, daß die Germanisierung des biblischen Stoffes unser Heimatgefühl anmutet; wir freuen uns über die Königsgestalt Christi, den Volksherrn, den Siegspender, den kühnen Heerführer. Aber Francke hebt doch fein und zutreffend hervor, daß diese Auffassung mit der Gestalt des wahren Christus im Widerspruch steht, daß Inhalt und Form auseinanderklaffen. Das deutsche Rolandslied hat nichts von der patriotischen Rhetorik, der feurigen Begeisterung für das „süße Frankreich", welche la chanson de Roland zu einem so bedeutsamen Zeugnis französischen Nationalbewußtseins macht; aber es hat seine Bedeutung in der Geschichte deutscher Charakterdarstellung dadurch, daß es Karl und die Seinen mit religiöser Glut, mit alttestamentlichem Geist erfüllt zeigt und sie dem Typus des welterobernden Christentums nahe bringt.

γ. **Zwei Reden.** Von Hermann Graf Kayserling. Riga, Jonck-Poliewsky. 1911.

Der ausgezeichnete Vertreter baltischer Kultur bietet uns hier zwei geistvolle Reden, von denen die erste von germanischer und romanischer Kultur, die zweite von dem Interesse der Geschichte handelt. Den Unterschied der beiden Kulturen bestimmt Kayserling dahin, daß die germanische die Kultur der Einbildungskraft, die romanische eine solche des Wirklichkeitssinnes sei. Deshalb war das Größte, was die Germanen vollbrachten, der Ausdruck des geheimnisvoll Schöpferischen, insbesondere der Philosophie und Musik, während die Romanen die Kultur der Sinne, des Verstandes, des Lebens im empirischen Sinn ausgestaltet haben. Das Interesse der Geschichte aber liegt darin, daß es den Abstraktionen entgegengesetzt ist, daß sie das wirkliche Leben kennen lehrt und uns warnt, dieses Leben durch Abstraktionen zu meistern. „Hinter jedem Hellenen," lesen wir S. 51, „steht der göttliche Dulder Odysseus, und es bedeutet mehr als eine geistreiche Redewendung, wenn ich sage, daß jener verschlagene Inselkönig, der möglicherweise niemals existiert hat, doch von jeher wirklicher gewesen ist als sämtliche Gestalten der Chronik . . . Alles Leben gelangt erst in weiteren Zusammenhängen, als die Dauer des Einzelnen umspannt, ganz zum Ausdruck und zur Darstellung." In diese Zusammenhänge führt uns aber die Geschichte hinein.

δλ. **History of Bengali Language and Literature.** By Dinesh Chandra Sen. Calcutta, University. 1911.

Ein wenigen bekanntes Feld der Literaturgeschichte wird uns durch die Arbeit eines Inders, eines ernsten, für seinen Gegenstand begeisterten Forschers zugänglich gemacht: die Geschichte der Literatur, die in der weichen Tochtersprache des Altindischen, dem Bengali, verfaßt ist. Durch eine lange Reihe von Jahrhunderten zieht sich die Entwicklung der Bengaliliteratur hin. Ihre Höhepunkte erreicht sie mehrfach an Stellen, wo bedeutende Persönlichkeiten Bengalens in das indische religiöse Leben eingreifen. So Chaitanya, der leidenschaftsglühende Krischnaverehrer (16. Jahrhundert), von dem unser Verfasser sagt: „Wenn die Vision Gottes ihn ergriff, gab er sich dem schönen Wahnsinn eines Dichters und eines Liebenden hin. Sah er die Kadambablume von Regengüssen erfrischt, sich in Schönheit entfalten, verfiel er in Extase, daran gedenkend, daß dies die Lieblingsblume Krischnas war . . ." Dann drei Jahrhunderte später die verehrungswürdige Gestalt von Ram Mohun Roy, des Vermittlers indischer und christlicher Ideen. Aber auch in andere Sphären als religiöse führt uns das Werk. So werden die „Jatras" eingehend und lebendig geschildert, die volksmäßigen Singspiele, an denen Bengalen so reich ist, und in deren Geschichte es vor anderen Teilen Indiens eine bedeutende Rolle gespielt hat. Das Bild, das der gelehrte Bengale mit liebevoller Sorgfalt uns von der Literatur seines Heimatlandes zeichnet, verdient auch in Deutschland aufmerksame und dankbare Beachtung zu finden.

γ. **Life in the Roman World of Nero and St. Paul.** By T. G. Tucker. London, Macmillan. 1910.

Römisches Leben zur Zeit Neros und des Apostels Paulus wird hier von einem Dubliner Gelehrten geschildert, an der Hand von Quellen, anschaulich und fesselnd; Heerwesen, Verwaltung, Kunst, häusliches Leben sind in den Bereich der Darstellung gezogen, und das Ganze ist durch eine große Anzahl von Bildern erläutert, die durchschnittlich als recht gut bezeichnet werden dürfen. Tucker will nicht ein „Leben im alten Rom" geben; er beschränkt sich auf die Zeit ums Jahr 61; diese aber wollte er recht herausarbeiten, und das ist ihm auch gelungen.

βλ. **Recueil des Instructions aux Ambassadeurs etc. Rome. XVII, 2.** Par Gabriel Hanotaux. Paris, Felix Alcan. S. A.

Die mit den wichtigsten Veröffentlichungen aus den französischen diplomatischen Staatsarchiven betraute Kommission hat den historischen Studien bereits die größten Dienste erwiesen und die wichtigsten Quellen zur Kenntnis der Verhandlungen Frankreichs

mit europäischen Staaten erschlossen. In der Fachliteratur ist ihr Wert gebührend gewürdigt worden. Mit Band XVI beginnt die Geschichte der diplomatischen Beziehungen zwischen der Krone und dem heiligen Stuhl, die im ganzen drei Bände umfassen soll, und die von solcher Tragweite für die religiösen und kirchlichen Fragen ist, daß auch ein weiteres Publikum nicht umhin können wird, sich mit ihr zu befassen. Und dies um so mehr, als der frühere Minister des Äußeren und jetziger verantwortlicher Herausgeber, G. Hanotaux, zur Einleitung des Ganzen eine „Theorie des Gallikanismus" vorausgeschickt hat, der mit Recht ein geradezu klassischer Wert zugesprochen worden ist. Er vernichtet die absichtlich vom Ultramontanismus verbreitete Fabel, als ob Gallikanismus und Knechtung der Kirche durch den Staat gleichbedeutend seien und liefert vielmehr den schlagenden Beweis, welchen Pyrrhussieg für die katholische Kirche die Vernichtung dieser größten und mächtigsten ihrer Nationalkirchen bedeutet. Sie war ebensowenig wie andere Institutionen von Fehlern und Irrtümern frei, aber sie hatte unvergleichliche Vorzüge, große und vortreffliche Männer und eine uralte, ehrwürdige Verfassung. Auf sie wird man zurückgreifen müssen, wenn das durch übermäßige Zentralisation angerichtete „Unheil" die unvermeidliche Reaktion herbeiführen wird.

γ. **Lettres et documents pour servir à l'histoire de Joachim Murat (1767—1815).** Publiés par S. A. Le prince Murat. Tome 4 et 5. Paris, Plon. 1910. 1911.

Der vierte Band dieses äußerst wertvollen Urkundenwerkes enthält die Schriftstücke über den Krieg gegen Österreich von 1805, die Ernennung Murats zum Herzog, dann zum Großherzog von Berg, und den Feldzug gegen Preußen bis zum 3. Dezember 1806; der fünfte führt bis zur Ernennung Murats zum Stellvertreter Napoleons in Spanien (April 1808). Das Interesse der Korrespondenz wächst mit der Bedeutung der Posten, welche Murat einnimmt. Er erscheint als ein sorglicher Landesvater, der für seine Stadt Hamm den freien Übergang des Futterertrages ihrer Ländereien links vom Rhein zu erwirken sucht, weil ihre ganze Nahrung aus Gärtnerei und Viehzucht herrührt, und der sich für das Haus Wülffing & Co. von seiner Stadt Barmen bei dem Landammann der Schweiz verwendet, damit der Rechtshandel des Hauses in Basel gerecht entschieden wurde. Er überzeugt sich in Stuttgart davon, daß der Kurfürst Friedrich von Württemberg anfangs Oktober 1805 seinen Widerstand gegen die Marschälle Ney und Lannes aufgibt und ihn versichert: Je veux être l'ami de l'Empereur, mais volontairement, de bonne grâce et de bonne foi et sans que l'Europe puisse dire que j'aie cédé à la crainte: je périrais plutôt que de souffrir des menaces. Über den Heldenmut der von ihm geführten Reiterei bei Auerstädt ist er so stolz, daß er an Napoleon schreibt: On ne dira plus que la cavalerie de Votre Majesté n'est pas le première du monde. In Weimar hört er am Abend des 14. Oktober, daß der König Friedrich Wilhelm und die Königin Luise um 4 Uhr abends die Stadt verlassen haben, und daß die Königin dabei geweint hat wie ein Kind. Nach Spanien ging er 1808 in militärischem Gehorsam gegen Napoleon; er beurteilte die Lage nicht ohne Klugheit, hatte aber auch von dem Seelenzustand des Volkes keine Ahnung, so daß auch er von dem Losbruch der Empörung überrascht worden ist.

γ. **Luther.** Von Hartmann Grisar. S. J. Erster und zweiter Band. Freiburg i. Br., Herder. 1911.

Der bekannte Innsbrucker Professor Grisar, Mitglied der Gesellschaft Jesu, tritt mit den zwei ersten Bänden einer auf drei Bände berechneten Luther-Biographie hervor, welche „eine historische und psychologische Charakteristik der in vieler Hinsicht immer noch so rätselhaften Person Luthers" zu entwerfen sich zum Ziel setzt. Die Erforschung seiner Seele, möglichst mit Wiedergabe seiner eigenen Worte, die Zerstörung aller Luther-Legenden, protestantischer und katholischer, die Herausarbeitung des wahren Luther ist Grisars ausgesprochenes Bestreben. So macht seine Darstellung zunächst einen weit objektiveren Eindruck als die Janssens oder gar die grobkörnige und ungeschlachte Denifles; Grisar weist in der Tat zahlreiche von katholischer Seite gegen Luther gerichtete Anfeindungen als bei näherem Zusehen unbegründet zurück, so die Nachrede, daß er drei außereheliche Kinder gehabt habe (II, 232), daß er ein Gewohnheitstrinker gewesen sei (II, 244). Aber der gute Eindruck hält leider nicht auf die Dauer vor. Bei tieferem Eindringen in das Buch gewinnt man den Eindruck, daß dem Jesuiten, wie das schließlich kaum anders möglich ist, das Verständnis Luthers von vornherein verschlossen ist; daß Luther den Zölibat verwarf und abschafft, ist z. B. eine „unselige Tätigkeit" (II, 215). Aber nicht bloß das. Man entdeckt auch dieselbe Methode, durch welche Janssen seine erstaunliche Gelehrsamkeit selbst entwertet und sich um den Kredit gebracht hat: das Aufreihen von Zitaten, welche wohl so lange fortgesponnen werden, als sie zu Luthers Nachteil ausschlagen, aber da abbrechen, wo sie zum Zeugnis für ihn oder gegen seine Feinde werden würden. Näheres hierüber kann man in der ausgezeichneten Schrift finden, in welcher sich der Berliner Oberkonsistorialrat Prof. D. Gustav Kawerau mit Grisar auseinandergesetzt hat (Luther in katholischer Beleuchtung, Glossen zu H. Grisars Luther. Leipzig, Union. Eine Reformationsgeschichte. 1911. Heft 105), besonders S. 48 ff. Wir eignen uns voll-

kommen Kaweraus Wort S. 65 an: „Die Methode der geschichtlichen Forschung räumt mit dem Personenkultus gründlich auf; aber sie lehrt uns auch Großes als Großes erkennen, und große, durch die Jahrhunderte wirkende neue Antriebe nicht auf kleine oder herabgesunkene Menschen zurückzuführen."

Lukas Cranach. Von Dr. W. Worringer. Mit 63 Abbildungen. Band III der klassischen Illustratoren. München, R. Piper & Co. O. J.

Das geistvoll geschriebene Buch verdient das Interesse des gebildeten Publikums. Der Verfasser läßt den Reflektor seiner kritischen Analyse scharf auf jene Züge der Cranachschen Kunst fallen, die von kultureller Bedeutung sind. Man ist so sehr gewohnt an Cranach, den man immer an Dürer mißt, mit einer gewissen Nonchalance vorüberzugehen, daß eigentlich das Urteil der Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit, das man über ihn gesprochen hat, fast mehr auf seine Beurteiler zurückfällt. Worringer weiß in sehr maßvoller Kritik in diesem Künstlerleben die Persönlichkeit und die Ansprüche der Zeit gegeneinander abzuwägen, weiß neben dem vielbewunderten „jungen" Cranach auch die später in Manier ausartenden Phasen in gewisser Hinsicht als Fortschritt, als notwendige, durch die allgemeine Entwicklung der Epoche bedingte Erscheinungen zu bewerten. „Um eine körperlose Kulturerscheinung handelt es sich jetzt, wo wir der Bequemlichkeit halber noch von der Kunst des Lukas Cranach reden." Der Name Cranach wurde ein Schulbegriff, ein Allgemeinbegriff. Und doch steht eine Persönlichkeit von starker Eigenart dahinter. Eine Persönlichkeit, doppelt reizvoll in ihrer Zwitterstellung am Ausgang des scheidenden Mittelalters. Das Einströmen der Renaissance und das Auslöschen der Gotik ist in dieser Kunst ein merkwürdiges Schauspiel, kein Kampf von erschütternder Tragik wie bei Dürer, aber ein betrachtenswerter Vorgang, in dem sich, höchst originell, das ganze Leben der Zeit, das höfische, geistliche, ritterliche und bürgerliche Gesellschaftsleben, die sittlichen und religiösen Zustände, der allgemeine Geschmack, die Bildung, die Ideale und der Humor der Epoche spiegeln. Worringer hat alle diese Momente sehr glücklich zusammengefaßt und dadurch vieles aufgedeckt, was uns den alten Cranach in einem neuen Lichte erscheinen läßt.

Jacques Callot. Eine Studie von Oscar Levertin. Aus dem Schwedischen übersetzt von Marie Franzos. München i. W., J. C. C. Bruns. 1911.

Als E. T. A. Hoffmann seine Phantasiestücke mit dem Beisatz „in Callots Manier" veröffentlichte, prägte er damit ein Schlagwort. Alles Scharfe, Pointierte, alle aus der glatten Alltäglichkeit herausspringende Narreneckigkeit des Abenteuerlichen und Phantastischen war für die Epoche der Sentimentalität „in Callots Manier". Diese Schwärmerei der Romantik ist begreiflich, denn Callot selbst ist auch Romantiker und alle Romantik, auch wo sie Jahrhunderte trennen, hat etwas Wahlverwandtes. Callot ist der Romantiker der Impression. Er hat die Schönheitswerte der Neuzeit, das Aufleuchten des fliehenden Momentes, die rasche Wirkung wirbelnder Menschenmassen, die hinfliehenden Formenreize leicht skizzierter Straßenzüge oder in der Einzelfigur blitzschnell wechselnde Tanzbewegungen mit dem vorahnenden Gefühl eines ausgeprägten Kulturphantasten begriffen und erfaßt. Nirgends eine Anknüpfung, daß er ein Zeitgenosse des Rubens war. Er allegorisierte nicht; er schrieb das Leben um sich her auf. Das war das Fest- und Straßenleben von Florenz, des höfischen Florenz Cosimos II. und jenes nicht minder glänzenden Hofes Karls IV. von Lothringen in Nancy. Und endlich dann die für Lothringen furchtbare Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Was Callot aus dieser letzten seines Lebens „aufschrieb", das grenzt an Goya. Es ist die schaurige Romantik der Greuel des Krieges. — Levertin, der seine Arbeit bescheiden nur „Studie" nennt, bringt über die einzelnen Faktoren der Callotschen Kunst erschöpfend feinsinnige Exegesen. „Das Spiel der Proportionen", „Callot als Schöpfer im unendlich Kleinen", „Callot als Schilderer der Masse" sind Kapitel, die man um ihrer selbst willen, um ihrer ästhetischen Eloquenz willen mit Behagen genießt. Schließlich gibt der Verfasser in der „Philosophie des Mikrokosmos" eine zusammenfassende Betrachtung über Callot im Verhältnis zu den führenden Geistern seiner Zeit, Galilei in erster Linie, mit dem der Künstler am Hofe Cosimos II. zusammengetroffen sein muß. Es ist immer beachtenswert, Parallelen von Kunst und Philosophie zu verfolgen. Das vornehm ausgestattete und gut illustrierte Buch verdient Leser zu finden.

Aus einer kleinen Universitätsstadt. Kulturgeschichtliche Bilder von Alfred Bock. Gießen, Emil Roth. O. J.

Die kleine Universitätsstadt ist Gießen, und die Größen, welche in dieser kleinen Stadt weilten und ihren Annalen von ihrem Inhalt mitteilten, sind Goethe, Klinger, Börne, Fichte, Schleiermacher, Blücher und Karl Vogt. Man darf dem Verfasser dankbar sein, daß er die Episoden aus dem Leben jener Männer festgehalten hat: gelegentlich fällt auch manches zur Berichtigung oder Ergänzung bisheriger Angaben ab, so der Goetheschen in „Dichtung und Wahrheit" über den Besuch, den Goethe, soeben von Lotte Buff abgewiesen, im August 1772 in Anwandlung einer tollen Laune als fahrender Bettelstudent bei dem Juristen Höpfner in Gießen gemacht hat.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Apponyi. — Lebenserinnerungen eines Staatsmannes aus vierzig Jahren parlamentarischer Tätigkeit. Von Albert Graf Apponyi. Leipzig, Hugo Heller und Co. 1912.

Aus Natur und Geisteswelt. 141. Bändchen: Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. Ein geschichtlicher Rückblick. Von August Pfannkuche. Zweite, durchgesehene Auflage. — 232. Bändchen: Deutsche Romantik. Eine Skizze. Von Oskar F. Walzel. Zweite und dritte, umgearbeitete Auflage. — 364. Bändchen: Die Handfeuerwaffen, ihre Entwicklung und Technik. Von R. Weiß. Mit 69 Textabbildungen. — 366. Bändchen: Australien und Neuseeland. Land, Leute und Wirtschaft. Von Dr. Robert Schachner. Mit 23 Abbildungen im Text. — 370. Bändchen: Naturwissenschaften und Mathematik im klassischen Altertum. Von J. L. Heiberg. Mit zwei Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Bernhardi. — Deutschland und der nächste Krieg. Von Friedrich von Bernhardi, General der Kavallerie z. D. Mit einer Kartenskizze. Zweite und dritte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. Unter ständiger Mitwirkung von Adler, von Bezold, Brandl, Elster, Fournier, Frey, Friedjung, Geiger, Glossy, Freiherrn von der Goltz, Gruber, Günther, Güntter, Guglia, Freiherrn von Mensi, Minor, Obser, Saß, Schlenther, Schmidt, Wolf und anderen herausgegeben von Anton Bettelheim. XIV. Band. Vom 1. Januar bis 31. Dezember 1909. Mit dem Bildnis von Theodor Barth in Heliogravüre. Berlin, Georg Reimer. 1912.

Burte. — Wilkfeber, der ewige Deutsche. Die Geschichte eines Heimatsuchers. Von Hermann Burte. Leipzig, Gideon Karl Sarasin. 1912.

Chamberlain. — Wehr und Gegenwehr. Vorworte zur dritten und zur vierten Auflage der Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Von Houston Stewart Chamberlain. München, F. Bruckmann. 1912.

Eberlein. — Schloß Heidelberg. Märchendrama. Von Gustav W. Eberlein. Heidelberg, Karl Groos Nachfolger. O. J.

L'effort. Une anthologie. Poèmes inédits de Fort, Aliès, Argos, Chennevière, Duhamel, Franck, Georgin, Ghéon, Gillot, Martinet, Périn, Romains, Spire, Vildrac et poèmes de Whitman, précédés d'une introduction nouvelle de Léon Bazalgette. Nouvelle série. Première année. Poitiers, „La Mérigote". 1912.

Ertl. — Der Salto mortale und andere Geschichten. Von Emil Ertl. Mit einer Einleitung von Professor Walheim in Wien, einem Bilde Emil Ertls und Bildern von Karl J. Arnold in Jena. Hamburg-Großdorstel, Verlag der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1911.

Fischer. — Ein moderner Regent. Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen und bei Rhein. Von Hans R. Fischer. Gießen, Emil Roth. O. J.

Geißler. — Wie ich Dichter wurde. Von Max Geißler. Zweite, stark erweiterte Ausgabe. Leipzig, L. Staackmann, 1912.

Gibale. — Wandlungen. Novellen. Von Otto Gibale. Berlin, Bruno Cassirer. 1911.

Goethe. — Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Vierte Abteilung. 50. Band. Goethes Briefe. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. 1912.

Goldfarb. — Der Narr und die Menschen. Ein Gleichnis. Von Alfred Goldfarb. Wien, Carl Konegen. 1912.

Herold. — Was verdanken wir dem deutschen Reiche? Eine Kaisersgeburtstagsrede. Von Professor Dr. Richard Herold. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1912.

Kahlenberg. — Die Sembritzkys. Roman. Von Hans von Kahlenberg. Wohlfeile Ausgabe. (Unverkürzt.) Umschlagzeichnung von B. Strzoda. Berlin, „Vita". O. J.

Kisch. — Deutsches Zivilprozeßrecht. Von Professor Dr. Wilhelm Kisch. Erster bis dritter Band. Zweite, verbesserte Auflage. Sammlung Göschen, Bd. 428—430 Leipzig, G. J. Göschen. 1911.

Kotzde. — Und Deutsch sei die Erde! Aus der Zeit deutscher Größe. Von Wilhelm Kotzde. Aus der Sammlung „Mainzer Volks- und Jugendbücher". Buchausstattung nach Entwürfen von J. V. Cissarz. Die Bilder zu diesem Bande sind von Franz Staffen. Mainz, Josef Scholz. O. J.

Langer. — Magelon. Die Geschichte eines nervösen Menschen und andere Novellen. Von Felix Langer. Berlin, Bruno Cassirer. 1911.

Lemme. — Der Wallensteingraben. Eine Fahrt im Paddelboot quer durch das dunkelste Mecklenburg. Erzählt und gezeichnet von Hans Martin Lemme. Schwerin i. M., Stillersche Hofbuchhandlung. 1912.

Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. X. Jahrgang. 1911 Herausgeber Dr. Max Ettlinger. Kempten, Jos. Kösselsche Buchhandlung. 1911.

Lootout. — Englands Weltherrschaft und die deutsche „Luxusflotte". Von Lootout. Berlin, „Politik".

Magne. — Voiture et les années de gloire de l'hôtel de Rambouillet. 1635—1648. Par Émile Magne. Portraits et documents inédits. Paris, Mercure de France. 1912.

Mahn. — Birgit Widorg. Roman. Von Paul Mahn. Berlin, F. Fontane und Co. O. J.

Marlowe. — Eduard II. Tragödie. Von Christopher Marlowe. Deutsch von Alfred Walter Heymel. Leipzig, Insel-Verlag. 1912.

Merki. — La marquise de Verneuil (Henriette de Balzac d'Entragues) et la mort d'Henri IV. D'après les mémoires du temps et des documents manuscripts. Par Charles Merki. Avec une portrait. Paris, Plon. 1912.

Michelangelo-Mappe des Kunstwarts. Michelangelos Hauptbilder der Sixtinadecke. Aus den Michelangelo-Mappen, herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Ministero dell' Istruzione. — Corrado Ricci. — Per l'isolamento degli avanzi dei Fori Imperiali. Roma, E. Calzone. 1912.

Morawitz. — Aus der Werkstatt eines Bankmannes. Von Karl Morawitz. Zweite Auflage. Leipzig, Hugo Heller und Co. 1912.

Monton. — Bussy d'Amboise et Madame de Montsoreau. D'après des documents inédits. Par Léo Mouton. Avec quatre planches hors texte et un fac-simile. Paris, Hachette et Cie. 1912.

Nestroy. — Nestroys Werke. Auswahl in zwei Teilen. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Otto Rommel. Erster Teil. Volksstücke und Possen. Berlin, Bong und Co. O. J.

Neuwirth. — Illustrierte Kunstgeschichte. Von Professor Dr. Josef Neuwirth. Lieferung 14. Berlin, Allgemeine Verlagsgesellschaft. O. J.

Norrmann. — Ullas Dorfkinder. Aus dem Holsteinischen. Von T. Norrmann. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1912.

Paquet. — Held Namenlos. Neun Gedichte. Von Alfons Paquet. Jena, Eugen Diederichs. 1912.

Pölt-Nordheim. — Lodenrock und Wifflingkittel. Geschichten aus dem Sarntale. Von Klara Pölt-Nordheim. München, Verlag der Deutschen Alpenzeitung. 1911.

Poestion. — Lehrbuch der dänischen Sprache für den Selbstunterricht. Nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet von J. C. Poestion. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, A. Hartleben. O. J.

Raimund. — Raimunds Werke in drei Teilen. Herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Rudolf Fürst. Erster Teil. Berlin, Bong & Co. O. J.

Rauchberg. — Politische Erziehung. Rede, gehalten am 28. Oktober 1911 bei der Übernahme der Rektoratswürde an der k. k. Deutschen Universität in Prag von Dr. Heinrich Rauchberg. Wien, F. Tempsky, und Leipzig, G. Freytag. 1912.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Stephana Schwertner.

Ein Steyrer Roman

von

E. von Handel-Mazzetti.

I.

Der Kaiser Matthias saß zur Tafel in rotatlaßnem Stuhl, über dessen Lehne zwei goldene Engel den Erzherzogshut emporhielten. Es standen hinter dem Kaiser der Oberstthofmarschall Siegmund Graf von Losenstein, das Schwert über die Achsel gehoben, und der Oberhof-Pannierer mit dem entrollten erbländischen Wappenbanner. Zur Linken des Kaisers, auf einem Stuhl, der, nach dem Zeremonial Kaiser Karls V., ein wenig niedriger als der kaiserliche Prunksitz war, saß die Kaiserin. Der Hartschiererhauptmann und der Trabantenhauptmann standen hinter ihr; am anderen Ende der Tafel, auf der zwischen Vermeil und vielfarbigen Kristallgläsern ein großes silbernes Panthertier in einem Lorbeerwald prangte, stand mit Kette und Soli Deo des Kaisers Geheimer Ratsdirektor, hoch in Gnaden bei ihm, Melchior Klesel, Bischof von Neustadt, designierter Bischof von Wien; rechts von diesem hatte der Gastgeber Baron Stubenberg, Burggraf zu Steyr, der heute den Fürschneid abgab, seinen Posten; links der Oberst-Erbkämmerer, Helfried von Meggau.

Im Saale sah man außerdem auf der einen Seite der erhöhten Tafel die zwölf Kammerherren vom Dienst des Kaisers in hochverbrämten, goldstrotzenden Mänteln, mit Ehrenketten und Schaustücken; auf der anderen Seite aber vierzig Herren, ganz in Schwarz gekleidet, weder mit Gold noch mit Silber behangen, aber mit breiten Schwertern aus blitzendem Stahl umgürtet; mächtig stehen sie da und schauen ausfordernd die goldenen Junker an; der Stabelmeister aber, wenn er an ihnen vorbeischreitet, mißt sie mit verlegenen Blicken, und das Stäblein zuckt ihm in der Hand, wenn ihrer der größt und mächtigste das Wehrgehäng strammer schnallt. Diese vierzig großen Herren sind die Herren von Steyr, der Rat und die Genannten, mit ihrem Bürgermeister; und die Mitglieder der Eisenkompanei mit dem ferrei praefectus; es sind auch vier katholische Priester in Gala dabei, aber unter den gewaltigen schwarzen, schwertumgürteten Mannen sehen sie so nichtig

aus, werden diese zunichte wie die verblichenen Kirchbilderfahnen, die man beschwörend umträgt, wenn der schwarze Tod durchs Land reitet. Das sagte der Bischof von Wien und Neustadt leise auf Spanisch dem Kaiser ins Ohr beim Einzug in die Tafelstuben, und dem Erbtruchseß sagte er: „Cito, cito citissime", denn diesen schwarzen Herren da, schwarz wie ihr Eisen, das sie schandteuer verschleißen, schwarz wie die Pest der Irrlehre, deren Gönner und Förderer in Steyr und weit herum sie sind, darf man nit zu lang Zeit lassen, Reichstag vor dem Reichstag zu spielen, Seine Majestät zu obsedieren und faveurs herauszuschlagen. — Da stehen sie üppig und mächtig; sie gehörten anderswohin, nach allem, was sie sich gegen die Landesreligion hier zu Steyr an Gewalt erlaubten; leider aber muß sich Seine Majestät ihrer wohlgeprägten groben Dukaten als sauve-garde gegen die Türken gebrauchen . . . Vom Reichstag zu Regensburg, dahin wir fahren, ist wenig oder nichts zu hoffen. Und doch, die Religion ist die Substantia, alles andere sind Spinnweben.

Erfüllt von diesen Sorgen, hat der Bischof von Wien das Benedicite gesprochen, langsam, Wort für Wort, und all sein hartes, klares Latein hat den tausendstimmigen Lärm des Traungauervolkes in Steyrs Straßen und das Gefäll der beiden großen Wasser, die unter dem Burgfelsen zusammenströmen, einen Augenblick übertönt.

Mit dem Amen schwingt sich ein Glockenton vom Schloßturm, und nun rollt wie Hochgewitter um den Saal die Salve der steyrischen Karthaunen. Da lächelt der Kaiser; das war wohl geschossen. Auf dem Tabor, der in Julisonnenglut zur glasenen Altantür hereinleuchtet, fliegen schwarze Wolken auf.

Der Kaiser spricht mit seiner klanglosen und heiseren Stimme, vor der jede Regung erstirbt: „Die Salva war präzis. Wieviel Stück habt ihr und wo sind sie gegossen?"

Und tief gebogen erwidert der Burggraf: „Sechs Scharfentindeln und vierzehn Falkaun, darzu zween neu Orgelgeschütz, aus der Berthold Händlischen Gußstatt", und wendet sich etwas und weist mit der Rechten auf einen der Steyrer Herren, einen breitgebrüsteten Rotbart, der sorglos und behaglich lacht; ja, seine Stücke schießen trefflich.

„Händlisch ist die Steyrer Gußstatt? Ich dachte, sie wär Stettnerisch."

„Ist gewesen, Allergnädigster Herr; er hat sie verkauft, und auch die Stettnerischen Hämmer, einen großen welschen, einen kleinen und einen Zerrennhammer."

Klesel sprach leise auf spanisch zu Seiner Majestät: „Wo ist wohl der Hammermeister, den die Händel nit ausziehen und zugrund richten."

Die Truchsesse laufen ab und zu; auf verdeckten blanken Silberschüsseln bringen sie rote Butterkrebse aus der Steyr und schlanke gepunktete Forellen und den König der Lachse aus der Enns; Rebhühner von Saß, im Speckhemdlein, die dem herrlich gespickten Reh, das einst lustig übern Damberg gesprungen kam, Korona machen.

Jetzt aber tritt der Mundschenk an und reicht dem Kaiser den Goldpokal, und während der Kaiser mit seiner fahlen, gichtisch angelaufenen Hand den

Becher empfängt, locken wie vom Himmel herab wundersüße Töne: Hautboen, Flöten und silberhelle Violen, und ein wechselnder Chor engelhafter Stimmen hebt an die allersüßeste Melodie:

Augustissime et invictissime optamus vivat.

Der Kaiser hielt den Becher in der Rechten, trank aber nicht, sondern lauschte starr, seine Linke zuckte leicht nach dem Zeitmaß der Melodie, er sprach mit sich: „Contra. Das erste Thema. Contra.“ Dann fragte er laut, nicht eine Mantelfalte rauschte im Saal, während er sprach: „Ist dieses eine von des Lassus Motetten? Und wer sind diese Sänger, die ein so fein piano machen?“ — Der Burggraf, tiefgeneigt, erwidert:

„Allergnädigstem Kaiser und König zu gefallen, ist ein Motetta vom Kantor dahier, figuriert nach Herrn Wolf Händels ideam. Und die Sänger sind Wolf Händelsche Stipendisten vom Gymnasio.“

Und wieder wandte sich der Stubenberger um und wies auf einen der Steyrer Herren, einen hochgewachsenen Alten, dem der schneeweiße Lockenbart fast bis zum Gürtel herabfloß.

Des Bischofs Stirn war düster. Ja, ja, der Alt mit dem Propheten-bart und dem Wolfsherzen — nomen vero omen! Ja, ja, der Kantor, lutheranische, den sie wider Recht amtieren haben, samt vier also genannten Dienern am Wort und drei Schulmeistern am Gymnasium, das sie ihm abgetrotzt haben, und jetzt musizieren sie ihm was vor.“

Der Kaiser aber lächelte unter seinem spanischen, mit Diamanten und Reihern geschmückten Hute gnädig, denn er liebt die Musik, er setzt selber Musik. Er trank, während die lateinischen Superlative in lieblichsten Triolen ihn umschmeichelten, aus dem Goldpokal, setzte den Becher weg, denselben betrachtend, und als er den ersten Bissen Wildbraten gegessen hatte, betrachtete er auch das Messer genau. Er wandte sich zur Kaiserin, die ganz still, wie ein wunderschönes, köstlich gekleidetes Wachsbild neben ihm saß, und zeigte ihr den Gott Neptun auf dem Becher und die bäuerische Hochzeiterin auf dem Messerheft. Das Heft war Vermeil und die Klinge Stahl.

„Sieht Euer Lieb? Eine seltsame Allianz, Gold und Eisen.“

Die junge Kaiserin nickte, der Diamantstern an ihrem dunkelblonden Haar schoß feurige Blitze nach allen Seiten.

„Wessen ist dies Stahelzeichen, ein Kreuz?“ fragte der Kaiser, das Wundermesserlein in der Hand.

Der Burggraf neigte sich tief: „Händlisches Meisterzeichen, ein Stern, Joachim Händlischer Stahlschnitt, meinem Allergnädigsten Herrn und Kaiser zu gefallen. Das Vermeil ist von Fierenza, vom Berlicco gemacht . . .“

Der Kaiser fragte: „Und ist solches prächtige Gerät Euer Besitz, Herr von Stubenberg?“ Ihn wundert es, denn Stubenberg ist, heißt es, ziemlich verschuldet. „Da sehe ich auf dem Heft einen Hahnen?“

„Allergnädigster Herr, solches Gerät haben wir uns zur größern Pracht beim Herrn Joachim von Händel entlehnt. Davor auf dem Heft das Händlische redende Wappen, ein Hahn.“

Der Burggraf ist's nicht froh, daß er das sagen muß, wendet sich auch nicht um, den Majestäten Herrn Joachim Händel zu zeigen. Dies ist auch nicht not.

Der Kaiser weiß es sehr gut, und Klesel weiß es noch besser; daß der Große dort mit dem spanisch geschnittenen braunen Bart, der sich lässig auf sein Schwert lehnt, Joachim Händel ist, der Mächtigste aus dem mächtigen Geschlecht; der die katholischen Gewerker langsam alle zugrunde richtet und den ganzen Eisenhandel an sich reißt; der die protestantischen Prädikanten und Lehrer fürstlich besoldet und der Stadt Steyr die 6000 Dukaten schenkte vor fünfzehn Jahren, als sie wegen ihrer Widersetzlichkeit gegen die Reformation straffällig ward.

Klesel denkt: „der kaiserliche Burggraf kann ohne den da den Kaiser nicht gastieren. Beim heiligen Blut! Es wäre eine Eisensteuer und einen neuen Münzfuß wert. Soll der lutherische Klingschmied den ganzen Traungau in die Tasche stecken?"

Der Kaiser aber sah um den Tisch herum; wirklich alles Händlisch! Jetzt sieht er erst die vielen Hahnen, nichts als Hahnen; Hahnen in Schmelz, Hahnen in Diamantschnitt auf Kristall, ja einen gestickten roten Hahnen, der mitten auf dem Damasttafeltuch unter psalmodierenden Engeln saß und krähte.

Vor dem Geiste des Kaisers standen die unzufriedenen hochdeutschen Knechte, viel rückständiger Sold; und der Bathory, der Präsente nach Wien geschickt hat und hinterrücks auf den Türken schreibt; und der Türke, der frech begehrt, der Kaiser sollt keine Gerechtigkeit in Siebenbürgen prätendieren; auch der Zrutsky fiel ihm ein, seines Bruders Rudolf Schatzmeister, eigentlich Geldvergeuder, dessen verdammte Seel auf einem Bock umb Stadt Prag reitet.

Der Kaiser sann einen Augenblick und sprach dann:

„Haben ihnen die Herren von Händel umb die Pracht unsers stadtsteyrischen soggiorno ja groß verdient gemacht! Die Herren treten heran zu mir, gebt etwan Raum, Herr von Meggau und Santhillier."

Die Herren von Händel traten stolzen Schrittes heran, fünf an der Zahl; ihre schwarztuchenen Ratsmäntel rauschten innerlich von schwerer Seide; um ihre festen, herrischen Gesichter und um die Schößen ihrer Herrenwämser schimmerten Spitzen von Brabant; am Ort ihrer breiten Flamberge blitzten geschnittene Steine. Der Oberst-Erbkämmerer und der Oberst-Hofmeister treten auf des Kaisers Befehl vor ihnen zur Seite, nur der Bischof von Wien blieb auf seinem Platz wie eine Säule, das Auge unentwegt auf seinem kaiserlichen Herrn. Perge igitur, hat ihm der heilige Vater aus Rom im großen Breve geschrieben.

Der Kaiser verlangt die Namen der Herren.

Der Burggraf sagt sie ihm, beim Senior beginnend: Herr Wolfgang von Händel im Aichet[1]), Herr Joachim Händel zu Vogelsang, Herr Michel zu Dorf, Herr Melchior, Herr Berthold zu Steyr und in Pyrach.

[1]) Ein Teil von Steyrdorf, der westlichen Vorstadt Steyrs.

Der Kaiser wendet sich sogleich an Herrn Joachim zu Vogelsang, den landberühmten Mann, dessen Reichtum die Tafel schmückt. Der steht vor ihm gewaltig groß, breit in den Achseln, breit in der Brust; auf des Kaisers eingebrochener Brust bildet das pomeranzenfarbene, von Gold und Perlen starrende Wams tiefe Falten.

„Herr Joachim, habe Euch schon gestern beim Empfang vor dem Steyrtor gesehen, Ihr hattet das Stadtschwert. Seid Ihr Prätor?"

„Nur heut. Procuratorio modo, Eure Majestät." Hart und kalt, wie Stahl klingt Händels Rede. „Cosma Mon ist Prätor nach Kirners Tod. Er liegt aber krank."

Klesels schmale Lippen kniffen sich zusammen. Procuratorio modo, Gott und unsere Kommissarios mögen verhüten, daß du es je in Wahrheit wirst.

Der Kaiser sprach und rückte ein wenig den goldenen Hut: „Die Empfah und Erfreuung, zu der Ihr stattlich kontribuiert, hat Uns und der gnädigsten Frau, meiner Kaiserin, wohlgefallen, wofür wir Euch in Hulden danken. Ihr habt Stahlhandlung und laßt den Stahl auf eine besondere Weise zu Jagdmessern, Scheren und derlei verarbeiten. Dieser Handel geht gut?"

„Ja, ich habe den Bliembelhuber aus Augsburg kommen lassen; er arbeitet für mich; über ihm ist mein Meister. Doch meine Haupthandlung besteht in den Sengsten und jetzt in den Armaturen; es sagen schon die Augsburger, ich machte ihnen Konkurrenz. Die Armaturen führen wir bis in Polen aus; mit meinen windischgarstener Sensen aber schneiden Walliser und Burgunder ihr Traid."

„Er tragt die Ehr von Steyr in die Land. Er glaubs, daß Uns das satisfaziert. Ich hörte gern, daß Ihr auch Armaturen nach Hungarn tätet ausführen."

„Wenn Eure Majestät es gern sieht, so ist es schon beschehen."

Der Silberkämmerer erschien mit Obst und der Mundschenke mit einer silbernen Kanne purpurroten Möppachtalers. Die allergnädigste Frau langte nach einer Frucht. Der Kaiser sagte, ihre weißrosige Hand von der Schale zurückhaltend: „Nit Melaun, das gibt Fieber, Ihr Lieb möchte ja nur Pferschi essen."

Während sie gehorsam einen Pferschen an die Lippen führt, dabei den Händel verstohlen in heimlicher Angst beobachtet — von den Neugläubern ist der, die wollen ihrem Kaiser nicht wohl! — spricht der Kaiser in sehr gnädigem, fast vertraulichem Ton zum großen Ketzer:

„Händel, ich sage von Ungarn. Der Sultan hat eine Botschaft nach Kronstadt geschickt, die Sachsen anzutreiben, daß sie uns untreu werden und ihm Gehorsam schwören sollten; ein verzweifeltes Werk, davon er nichts haben wird als Spott und Schaden. Wir wollen, nicht wegen des Heiden und seiner Raserei, sondern zur Erhöhung des christlichen Ansehens im Osten auf den Grenzen bei Canischa zween neue Schanzwerke bauen; in Eisenstadt soll der Musterplatz sein für schwer und leicht armierte Reiter, hochteutsche Knecht, Canischa zu schützen. Wenn Er die Armaturen nach Canischa, näm-

lich ganze Armaturen für hocharmierte 180 Reuter und halbe für 180 Dragoons, dazu vier Couleuvrinen für die Arkolei prokuriert, wie wird er das raiten?[1])"

Hell und klar wie ein Wundervogel klingt auf der Sängertribüne der Supremus Cantus Solo zur Hoboe: «Stabiliam thronum». Und in die süße Kadenz hinein spricht Joachim Händel, und seine Worte klingen dem Allerhöchsten Herrn schöner als Flauto, Clarini und Viola:

„Eure Majestät! Vor den König in Engelland möcht ich raiten tausend Guinees; vor den König von Frankreich wollt ich raiten achthundert Dublonen. Aber vor Eure Majestät will ich die ganze Armatur nit teurer verkaufen, als Johann Pempflinger zu Hermannstadt dem weiland Kaiser Ferdinand sein treues Blut. Den Convai raiten, sunst nichts. Die Coleuvrinen wird mein Vetter von Pyrach liefern; er soll sagen, was er begehrt." Er kehrte sich um nach den Vettern, die nach der Präsentation zurückgetreten waren.

Der Händel von Pyrach, der Großkupferschmied und Bronzogießer, dem ein roter Bart mit etwas Weiß vermischt wie Feuer um das feste Werkmannsgesicht loderte, scharrte mit dem Fuß aus und sagte:

„Couleuvriner-Äffinnen, das ist der beste Typo, werden gossen von Mischung, die unser Geheimnis ist; per Rohr dreißig Gulden." Joachim nahm ihm das Wort ab:

„Das raitest du mir an; vor Seine Majestät raiten sie nichts."

Nichts! Vier Couleuvrinen. So kann nur einer sprechen, der fürstliche Macht hat. Staunend reckten die Schranzen des Kaisers den Hals, der Bischof von Wiener Neustadt zog die Lippe heruntet. Nicht einen Augenblick verwirrt ihn diese Großmut, hinter der Perfidie lauert. 360 Küriß, vier Feldstücke gratis! Mollard dürfte nicht mehr bravieren, vor alles hätt man Geld, nur nicht vor teutsche Knecht (wo man Geld keines hat, weder Geld noch Geldes-Kredit noch Antizipation). Was aber wird Händel dawider begehren? Fürsicht, Kaiser, Fürsicht . . . Nescit regnare qui nescit dissimulare. — Des Kaisers Augen leuchten. Sein Antlitz färbt die Freude; die zu dissimulieren ist schwer. Das Korps in steyrischem Eisen sprengt vor ihm donnernd an und tritt dem Nassuf Bey auf den Nacken.

„Herr Joachim von Händel!" So freundlich spricht er nicht mit Erzherzog Albert, nicht mit Erzherzog Karl. „Ihr bietet mir an, was den Erlaß einer Steuer für ein ganz Herzogtum ausmacht. Seid bedankt! Pempflinger war brav, aber Blut ist nicht Scharsach[2]), Euer Kaiser und König nimmt kein Geschenk ohne Gegengeschenk, und wenn Ihr uns nichts aufrechnen wollt für die Armaturen, so sollt Ihr eine Gunst begehren für Euch oder Euer Haus; Euer Kaiser und König gewährt sie Euch."

Es lauscht der ganze Saal, der Altus verstummt und der Supremus; tief unten nur donnern die Ströme, als zürnten böse Geister, daß die Majestät allzu gnädig ist. Joachim Händels Faust ruht auf dem Onyxknauf seines Schwertes; Hammerschlag auf Halmas[2]) sind seine Worte:

[1]) rechnen.

[2]) Scharsach und Halmas (Halbmaß), eine Art geschlagenen Eisens.

„Majestät, vor mich und mein Haus begehre ich nichts. Unser Haus steht durch unsere Hämmer und am meisten durch den Verlag, so wir seit zweihundert Jahren haben, stattlich; wir haben jeder das Seine. Wir begehren auch keine neuen Privilegien in Eisen- und Stahlsachen, denn nur dieses, daß der Preis des Eisens cruda massa für überall gleich normiert werde, auch in den Admonter Werken, trotz dem Prälaten; dieserhalben sind wir ja schon in Wien vorstellig geworden. Da mein Kaiser mich gratios erfordert, so bitte ich, in meinem wie im Namen der ganzen Stadt Steyr umb dies eine: ‚Majestät wolle der Stadt in ihrem Glaubenswesen Schutz gewähren, namentlich unserer Kirch und Schul Garantien geben, denn ein löblicher der Reichs-Stand neidet uns bitter, was wir besitzen, und hat uns schon wider Recht entrissen, was unser war.'"

Ungehaltnes Murren regt sich dort, wo die Prälaten stehen. Die evangelischen Ratsherren aber strahlen. — Merkts, schabige Kutten und taftene Mozzetten[1]), frommes Pfaffengeschwärm, das du bist dem Kaiser gestern in den Ohren gelegen. Du hast Praktiken, aber wir haben den Händel.

„Was meint Ihr denn für einen Reichsstand?" fragte der Kaiser mit leicht gerunzelter Stirn. „Ich weiß schon, Ihr meint den Prälatenstand und habt sehr unrecht. Denn der hat Euch meines Wissens nie etwas hinterzogen. Übrigens ist ja jetzt Religionsfriede in Steyr, und keine Partei hat zu klagen."

„Der Prälatenstand hat uns beraubt, Majestät, und er würde uns auch das letzte, was wir haben, nehmen, allen Übereinkünften zum Hohn, wenn wir ohne Kapital daständen. Verzeihe Eure Majestät meine Kühnheit! Man berichtet Eurer Majestät nit die Wahrheit über Steyr, wenn man sagt, daß hier Fried ist, keine Partei zu klagen hat."

Der Abt von Gleink griff den Abt Heller, der zornglühend auffuhr: „Wer hat zu klagen, wer? Wir!" am Arme. „Still, still, Herr Vater, Seine Majestät wird reden, still umb Gott willen, oder wir verspielen."

Der Kaiser maß den Kühnen, der ihm auf den Kopf zu widersprechen wagte. Die von Grätz würden nach der Wache rufen. Aber dem Kaiser Matthias, der um den Jungfernspeer turnierte, gefällt ein verwegenes Wort zuzeiten wohl. Und Küriſſer zu Kanischa wollen reiten. Der Kaiser sprach:

„Herr Händel, Ihr getraut Euch viel zu sagen. Wir waren und sind Euch und den Euren sehr gnädig, daß wir Eure lutherische Schul und Kirche hier wie auch in Linz überhaupt nur geduldet. Eure Schul und Kirche sind vor vier Jahren aufs neu, nachdem sie Kaiser Rudolf aufgehoben hatte, gegründet worden und man wartete unsern Konsens gar nicht ab. Wir könnten die Schul jede Stund schließen lassen und tun es nicht. Was wollt Ihr Herren denn noch? Ihr habt doch nie genug."

„Deo gratias," atmete Heller krampfig auf. Die Treubrecher runzelten wild die Stirnen, das freut ihn. „Noli ergo timere", betete er in heißer Inbrunst fast laut, „sacratissime Caesar, Deus tecum est qui cor regum in manu sua habet".

[1]) Kragen der geistlichen Würdenträger.

„Allergnädigster Herr, vergebet!" sprach der gewaltige Patricius, ohne mit den Wimpern vor des Kaisers Unwillen zu zucken. „Unsere lateinische Schul ist unter Höchstdero Vater gottseliger Gedächtnis aufgerichtet worden und ist ihm wert gewesen, er hat sie einen Segen für das Land genannt. Diesen Segen wird uns Eure Majestät gewiß nicht nehmen wollen."

Der Kaiser, als er hörte von seinem Vater, neigte das Haupt. Ja, das war ein vollkommener Herr und Ritter, ob ihn auch heute manche Priester schmähen, er war's doch. Etwas von seinem Blut, das dem neuen Glauben hold war, fließt auch in dieses bleichen, vorsichtigen Mannes Adern. Er bedachte sich einen Augenblick und fragte sodann in gnädigerem Tone:

„An Eurer Schul, die Ihr so lobt, wieviel Magister habt Ihr denn jetzt amtieren, und wer sind sie?"

Der Garstener sagt: „Leutverführer sind die!" Die Priester um ihn herum beschworen ihn, still zu sein.

„An der Schul ist Rektor Ägydius Amarescus", sprach Händel, „Konrektor Tydäus, Pomeranus; Taubenrackh Kantor. Für die Conciones, die nach Memhards Exempel gehalten werden, ist von unsern vier Predigern der fähigste, Valentin Lang, angestellt."

„Das sind viel Leut; vier Prediger haben Eure Religionsfreund nicht einmal in Linz; da ist es mir wirklich seltsam, wie Ihr über Bedrückung und Beraubung noch klagen könnt," meinte lächelnd der Kaiser.

„Die Majestät spricht wie Salomo!" seufzte der Abt Heller auf. Die Unkatholischen murrten und sahen nach ihm um, und einer redet: „Sie säen nicht, sie ernten nicht und fressen unser Troad"[1]). Das ist Berthold von Pyrach, der Schmachbrieffschreiber.

Händel sprach:

„Majestät, die Hälfte aller Steyrer bekennet den neuen gereinigten Glauben. Seit 1600, da Mauritius und seine Gesellen in Eis und Schnee fortzogen, ist unsere Zahl gedoppelt und sie wächst jedes Jahr. Drei Lehrer und vier Prediger sind nicht viel für Steyr. Wir brauchten ihrer mehr. Majestät! Wir hatten ehemals neben der glorreichen lateinischen Schul eine teutsche für des gemeinen Mannes Kinder, wir haben sie nicht mehr. Wir hatten eine große Kirche in der Stadt Steyr, auf dem Berge, unsere Väter und Mütter liegen unter ihren Hallen begraben, wir haben sie nicht mehr. Wir hatten eine Kirche und Spital in Steyrdorf und eine Kirche im Ilichet, man hat uns beide genommen, die Schlüssel liegen auf dem Kämmereramt, die Kirchen liegen wüst und im Schutt, aber lieber läßt man sie zerfallen, ehe daß man sie uns, den rechtmäßigen Herren, rückerstattet; der löbliche Prälatenstand mag das verantworten. Drei Kirchen, von siebzig Jahren her unser Eigentum, liegen in Schutt und Moder, unser einige Kirch faßt achthundert Leut, und wir sind zweitausend Protestanten in Stadt und Fried. Wer hilft uns zu unserm Eigentum?"

„Lug! Lugner!" keuchte Heller, der Abt. „Wer hilft uns, uns!" . . . „Geistliche in Gott, Vater, später in Wien, es ist ja doch umbsonst," redeten

[1]) Getreide.

rechts und links der Gleinker und der Seitenstettner. „Zweitausend — da habt Ihr wohl die Kinder in der Wiegen mitgeraiten?" fragte spöttisch Bischof Klesel.

„Nein, mein Herr Bischof. Ich zählte nur die Männer."

„Es scheinet Uns aber . . ." begann der Kaiser und hielt inne. Wer redet drüber so unanständig laut? Die Kaiserin zeichnete ängstlich ein Kreuz auf ihren Busen. „Majestät, Majestät!" schreit es jetzt überlaut durch den dumpfschwärmenden Saal. „Zitto!" stößt der Trabantenhauptmann die Huscha[1]) wider die Erd.

„Glauben Eure Majestät nichts!" Der Abt von Garsten schreit so mächtig, als exorzisiere er. „Diese Herren brauchen keine Gotteshäuser. Wir, wir brauchen Gotteshäuser! Uns nimmt man das Eigentum, uns tritt man zu Boden, Majestät, hören Sie nicht diesen, hören Sie mich."

Seine entsetzten Freunde stößt Heller mit dem Ellbogen von sich, eine Hallpart samt ihrem Träger reißt er mit seiner breiten Schulter gegen Boden, goldene Schüsseln tanzen auf dem Estrich, Truchsessen schreien Zeter, er aber, schon vor des Kaisers Angesicht, mitten unter den entgeisterten Schranzen, Hüft an Hüfte mit Joachim Händel, dem Gewaltigen, ruft nochmals mit Prophetenstimme, die gesalbte Rechte erhoben: „Majestät! Hören Euer Majestät mich an, ich beschwöre Sie bei Christi Wunden."

„Heimblicher reden! Nit so laut!" sprach unwillig der Kaiser. Die hohe Frau aber legte fürbittend ihre Hand auf seine. Da fragte er etwas gnädiger, den Prälaten scharf ins Auge fassend: „Nun also, was wollt Ihr?"

„Unser altes Recht, Allergnädigster Herr! Unser Erbteil! Wenn dieser Herr für seine Religion, die in Steyr so fremd ist wie der Mohammed, Privilegien begehrt, so rufe ich umb nichts als umb Recht für die unsere. Dieser Herr sagt, zweitausend in Steyr seien seines Glaubens, das ist nit wahr. Er sagt, sie brauchten Schulen und Kirchen, das ist noch einmal nit wahr. Sie haben einen Palast von einer Lateinschul für anderthalb luthrische Buben. Wir haben nur die kleine am Berg, die ich erhalt und leist es kaum mehr, wir brauchten drei; wir brauchten ein Gymnasium, die Herren da hindern uns mit allen Pardiken, daß wir es bauen. Die katholischen Kinder verwildern, und diese Herren sind schuld."

„Ist das wahr, Herr von Händel?" fragte der Kaiser am Abt vorbei.

Joachim Händel stand mit unterschlagenen Armen da, ein verachtungsvolles Lächeln um den dunkelbärtigen Mund.

„Majestät, an unserer Schule sind dreihundert evangelische Kinder aus Steyr und von den Schlössern. Aber auch katholische Knaben nimmt der Rektor an, wenn sie kommen. Eurer Majestät sei es wissend, daß mein Oheim" — und er wandte sich um und deutete auf den Mann im Silberbarte — „Stipendia gestiftet hat, sieben für evangelische Knaben und sieben für katholische."

Der Kaiser nickte beifällig, Wolf Händel, der Alte, neigte sich, und alle im Saal sahen auf ihn.

[1]) Schwere Arkebuse.

„Ja, in Euer Schul, wo alles Heilige gelästert wird, sollen wir die christliche Jugend schicken, in die Schandbänke dürfen unsere katholische Knaben aus Gnad sitzen, nein, da danken wir!" rief gewaltig der Abt; das alte Steyrer Herz schwoll ihm unter dem verschossenen Purpur. O Kaiser, wenn Du alles wüßtest, was wir gelitten haben, Du fragtest nit den da, ob wahr ist, was ich sage. „Wir begehren keine Gnad von Herrn Wolfgang Händel! Wir wollen Gnade nur von unserm Allergnädigsten Herrn. Die Freiheit, Schulen zu bauen, gnädigster Herr und Kaiser, gewähret uns, und noch dies, ja dies zuerst, und sunst nichts!" Inbrünstig fleht er, mit den Augen, mit der Stimme, in der Tränen quellen, mit den emporgehobenen Händen. „Ich bitte wider des Händel unerhörtes Ansinnen, der uns die Kirchen von Steyr rauben will, daß uns die Schlüssel von den drei Kirchen, die von uralters unser Besitz, zu Recht übergeben werden, uns und nicht den Abgötterern. Heilige Majestät, erhöret mich!"

Wütend redet es im Saale nach: „Abgötterer." Joachim Händel rief gebieterisch: „Ruhe! Wir stehen hier vor dem Kaiser." Wider den Abt aber zückte er lächelnden Mundes den Mordstahl seiner Ironie: „Das goldene Kalb ist der Abgott, wie? Als Euer Novizenhaus zu Garsten beinah ein- und in die Enns fiel, da war Euch der Abgötterer Gold nicht unwillkommen."

„Gott straf mich, daß ich es angerührt habe! . . ." Zorn und Schmerz röchelten in des Abtes Stimme. Steinkalt ist des Kaisers Antlitz, und Händel lacht wie der Böse!

„Majestät, ja wohl, das Haus Händel hat Millionen, und wir haben nichts. Nichts als den wahren Glauben, den wir . . . in langen unblutigen Martyrien . . . bezeugen . . . sollen wir darum . . . verstoßen sein?"

„Cornute! Cornute!" murmelte Bischof Klesel und blickte giftig wie eine Viper, „hat Millionen" — sagt der dem Kaiser ins Gesicht, dem Kaiser, dem der Händel gratis Armaturen liefert — o cornute!

„Wozu das alles, Herr Heller?" sprach der Kaiser hart. Und umsonst sucht jetzt der frommen Kaiserin Hand die seine. „Zehn Edikte haben wir pro religione catholica erlassen, sollen wir zehn andere schreiben? würdet Ihr dann Frieden geben? Nein."

„Seiner Majestät die Hand küssen und foras!" raunte Klesel.

Aber der Abt flehte und rief, fall jetzt des Kaisers höchster Zorn, ja fall das Schwert auf ihn, der gute Hirt gibt sein Leben für die Schafe, kein Mietling soll sein spotten, daß er feige war.

„Heilige Majestät, Herr, Herr, unser Herr! Weiß Majestät nit, daß von den unkatholischen Herren, die die Millionen haben, auf die Edikte gepfiffen wird. Herr von Händel sagt Nein, nein, aber es ist Ja, ja! Dort möcht mich ein Herr weg haben, der geistlich ist, aber ich weiche nicht. Majestät! Ich ruf umb Gerechtigkeit. Die Bruderhauskirche ist gestiftet vom Kaiser Maximilian, daß sein Gedächtnis gehalten werde, sie wurde exsekriert, wir begehren sie zurück in Kaiser Maximilians Namen, sie ist unser! — Ich ruf umb Gerechtigkeit. Die Spittelkirche ist voviert, Königin Elisabeth hat sie erbauet zum Gedächtnis ihres ermordeten Herrn, des Kaisers Albertus —"

„Foras, Catholicissime! Jetzt heilig, Herr, Ihr seid ein Esel!" zischte der Bischof von Wien und war ganz gelb vor Galle. „Dieser Quadratesel des Herrn Sabaoth ist imstand und nennt noch den ††† von Angolema, halt't den Brotladen nit, bis wir alle in der Ungnad sind, dieser Esel, Esel, dieser Esel."

„Umb der Kaiserin Maria willen, Majestät!"

Wie ein Schiffer, dem Steuer und Mast gebrochen sind, ein schneeweißes Tuch flattern läßt in Wetter und Sturm, so, in letzter Not, nennt der Abt den Namen der Holdseligen, deren frommer Schoß vor fünf und fünfzig Jahren den Kaiser trug.

„Majestät, beim Andenken der Kaiserin Maria, die wie eine Heilige vor dem Tabernakel gebetet hat bei Tage und bei Nacht! die mit ihren edlen Händen die Altäre hat geziert, die ihr schönstes Geschmeid in die Glockenspeise warf, daß das Gloria sollte herrlich klingen, beim Andenken der heiligen Kaiserin, Eurer Mutter, flehe ich Euch an, gnädigster Herr und Kaiser, gebt uns zurück die drei Tabernakel von Steyr."

Kaiser Matthias sah den Abt starr an und sagte erst kein Wort. Die Kaiserin hielt das Brabanter Tüchlein in Händen und krampfhafte Herzstöße schwellten ihren Busen. Tag und Nacht . . . O, sie kennet den Schmerz. Jetzt redete der Kaiser — streng, fast rauh. Will er die Rührung niederzwingen oder ist sein Kaiserstolz beleidigt, weil ein Knecht ihm von seiner Mutter sprach?

„Zum Recht wird in Unseren Reichen immerdar gesehen, und auch in dieser Sach. Zu schreien umb Recht brauch in Unseren Reichen gar niemand. Truchseß, wir wünschen das Handwasser."

Der Abt von Garsten trat fast taumelnd von der Tafel zurück. Mit verstörter Miene lief der Truchseß herbei. Während er die silberne Schale dem Kaiser unter die Hände hielt und aus einem goldenen Krüglein Lavendelwasser über die Gichtfinger des höchsten Herrn goß, sprach dieser:

„Wer aber eine untertänigste Bitte an Uns hat, soll nicht auf unziemliche Art, sondern nach dem Zeremoniell an Uns kommen und kennt ers nicht, so soll er Unsern Obersthofmeister darumb befragen."

So redend warf der Kaiser das Handtuch auf den Boden, der Burggraf kniete nieder und hob es auf, der Kaiser aber stand in den Goldgewanden rauschend von seinem Thronsessel auf, zog die blasse Kaiserin zu sich empor, und hastig begann der Bischof von Wien den lateinischen Dank zu sprechen.

Der Kaiser betete und sah während des Gebetes über Klesel und Patrizier und Prälaten und ganz Steyr hinweg auf das Kreuz, das überm Tabor, dem Leichberg, stand, goldflammend in der Sonne wie das Zeichen des Menschensohnes zu Ende der Zeiten. Der Kaiser betete, adveniat regnum. Seine Königin weinte leise neben ihm. So weinte die Königin Maria weiland, seine Mutter, als sie sich die Knie wundlag vor heiligen Tabernakeln, wie eine büßende Nonne, für die Seele seines Vaters, des Kaisers Maximilian, und für das verführte Land.

Der Meute, die Maria schmäht, den Stuhl Petri will zertrümmern, und die Monstranz zerschlägt und das Brot, den Leib verachtet, zu willen sein?

Ich, der Kaiser? Ein Habsburger? Nein.

Soll der Türke kommen und der Palatinus uns verraten, soll Siebenbürgen dahinfahren in Gottes Namen. Nein, ein Habsburger ist kein Krämer. Den Eid, den hohen Eid hat er gesprochen, die heilige Kirche zu schirmen bis zum letzten Blutstropfen, als das heilige Öl auf seinen Scheitel troff und die Bischöfe zu Gott für ihn riefen. Händel, behalt dein lutherisches Gold und Eisen. Hunderttausend Helden, in Dein Eisen gerüstet, wiegen meinen kaiserlichen Schwur und die Tränen meiner Königin nicht auf.

Das Signalhorn blies vom Turm dreimal, dies bedeutet, der Kaiser begebe sich von der Tafel. Trommetenchöre und Heerpauken antworten mächtig von der Stadt, die Chorknaben aber sangen: In triclinio nostro, beim Klang von sieben Oboen.

Der Kaiser zeichnete das Kreuz auf seine gefurchte Stirn und auf die fahlen Lippen.

„Laßt die Musik schweigen." —

Knabensang und Oboen starben dahin.

Nur dumpf fern dröhnten die Heerpauken.

„Herr Joachim von Händel!" rief der Kaiser mit weithin vernehmbarer Stimme: „Eure Loyalität ist uns erfreulich, doch Euer Angebot, Uns in dieser Kriegszeit mit Eurer Fabrikation gratis zu dienen, nehmen wir nit an; denn die Gnade, die Ihr hingegen zum Besten Eurer Religion begehrt, können wir nicht verwilligen. Als wir Unsere Hochzeit mit der allergnädigsten Frau" — da wandte er sich zu seiner bleichen Königin, — „feierten, haben wir die Compacta Unseres Hauses resolviert und haben diesen Punkten beigesetzt, kein regierender Herr konzediere oder statuiere, ohne vorher das ganze Erzhaus zu hören, irgend etwas zum Vorteil der neuen Religion. So hab ich resolviert", jetzt klang auch aus des Kaisers Stimme Stahl, härter als der steyrische, „und dem leb ich nach, Herr Händel. Ihr sprachet von Unserm Hochseligen Vater, es sind andere Zeiten heut. Alius rex, alia lex. Erblandmünzmeister, teilt übrigens Unsere landgebigen goldenen Pfennig unter die, die Uns aufgewartet haben und zum Schloß gehören, aus."

Totenstille folgt der Rede, die wie ein Blitz aus heiterm Himmel fuhr. Keiner von den Hunderten, die auf den Entscheid des Kaisers wie auf ein göttliches Zeichen geharrt haben, hat sich das erwartet.

Auch Händel nicht, aber er zuckt mit keiner Wimper, die Lippen bläht er ein wenig auf, verächtlich, unter dem rotbraunen Bart, denkt alia lex ist der Erzherzog Ferdinand, arme Majestät! — Aber ruhig und mit adeligem Anstand spricht er: „Die alia lex ist hart, doch da sie von des Kaisers Majestät kommt, darf man sie nicht tadeln."

„Ha, da hat Herr Händel einmal recht."

Indes die Protestanten im Saal wie schwarzes Unwetter blickten, strahlte das breitgestirnte Aquinatengesicht[1]) des Abtes von Garsten.

[1]) Ein Gesicht mit derben, kraftvollen Konturen, wie es das des heiligen Thomas von Aquino war.

„Darf man nit tadeln, mueß man benedeien! Heilige Majestät, wir benedeien dich!" Er rief, nein er sang im Ferialton wie am Altar, wie vor dem fleischgewordenen Wort: „Projectus est Draco, serpens antiquus, et audivi vocem magnam in coel . . ."

„Was sagst du Münch? Draco?" schnob der rote Berthold; in bärischer Wut ging er auf den Priester los.

„Wo ist der Draco? Du Kerl, du geschorener Münch, meinen Bruder, den das ganze Land ehrt, ohne den du und dein Kloster könntet mendicatum gehen, schimpfst du einen Drachen? Hinaus mit dir! Hinaus!"

Er zuckt beide Wutfäuste dem Mönche vors Gesicht. Joachim ruft: „Laß ihn! Herr Abt, expediert[1]) Euch von da, so gehts nicht vor der Majestät."

Der Abt erwidert: „Ich nicht, Schelmb mögen sich expedieren, ich bin keiner," fährt mit der Ringhand aus, den wilden Berthold abzuwehren, und der Smaragd ritzt Joachim Händel, der die Zornentbrannten trennen will, ein wenig am Kinn.

Da brach es los mit Sturmgewalt, ward ein Toben im Saal wie eine rebellisch gewordene Hundertmannszech, ein Brüllen wie das rasender Ure im Wald. „Der Pfaff hat Joachim Händel verwundet! In Turm den Pfaff! Die Hand gen Joachim Händel hat er erhoben!"

Berthold riß den Stahl heraus. „Bluet um Bluet! Schelmben hier sollen sich expedieren, ja? Wir haben nit gestohlen, aber du! Wurzen, Quellen, alles gestohlen, und jetzt verletzest du noch den Schirmherrn von Steyr! Schänd uns Gott, das sollst du büßen."

Dreißig Fäuste umdrohen den Priester, bloße und in Gold und Seiden. Der sie aufhält und niederschlägt, ist Joachim. „Herr, warumb habt Ihr Euch nit expediert. Ich bin nit verwundet, Ihr Herren von Steyr!" donnert er in den Saal. „Lamb Gottes, Jesu, Himmelswillen!" keucht Caspar Plautius, blickt wild um sich, wo ein Ausgang ist, wo Schweizer sind, aber der Saal kreist wie ein versinkendes Eiland.

„Domine exaudi! Wir sind verloren."

„Nein, Ihr Herren. Haltet euch aber ruhig und schimpft nit. Lasset ab! Lasset sie gehen! Denket der Majestät!"

Mächtig redet Joachim, und einige lassen vom Priester ab, die meisten aber schreien: „Seht an! Händel blutet! Der Schuft hat ihn verwundet. Werft den Schuften in die Steyr."

Oben an der Tafel steht der Kaiser entrüstet. Um ihn drängen sich die konsternierten Ämter.

„Klesel!" ruft er heiser, die Zornader strotzte auf seiner Stirn. „Warumb hat man diesen Heller nicht abgeschafft, als er gegen Uns unziemlich schrie, beim ersten Wort hätt er hinaus gehört. Nun hört und seht, dieser Skandal! Er ist schuld."

Der Bischof flüstert auf spanisch: der Abt wäre ein Esel. Seine Majestät hätten wohl und mascule gesprochen, das signum electionis . . . und verstummt.

[1]) entfernt.

Ho, da wird es bös! Dort drängen sie den Abt gegen das Fenster. Aus zertretenen Kannen fließt Wein, roter Wein, und noch ein Nu, und es gibt Blut, Gotteswillen.

„Herren vom Dienst! In Reih. Wir gehen!" befiehlt der Kaiser. Sein Gesicht glüht heiß.

„Majestät, wir können nicht. Sehen Eure Majestät . . ."

„Bravi!" redet zornig der Kaiser zu sich selbst. In diesem Augenblicke wankte die junge Kaiserin an seiner Seite, ihr goldenes Haupt sank auf seine Schulter, und mit der Hand fuhr sie nach der Brust.

„Majestät, mir . . . mir wird . . . so seltsam . . . O, daß sie nur Euch nichts tun . . . O, Euer heiliges Leben."

„Mir? Kein idea. Da, Kind. Komm daher. Es giltet dem München, dem Esel da . . ." Er unterfaßte sie mit seinem hagern Arm.

„So da. Besser? Mein Kaiserin ist krank!" strengte er seine Stimme an, „Platz für meine Kaiserin!"

Der Erbland-Stabelmeister sprang auf den Silberschrank. „Platz für Seine Majestät und die gnädigste Frau! Kapitän Maillardoz! Platz für den Kaiser! Hartschier!"

Ja, wo sind die Hartschier? Laut Zeremonial nach der dritten Salve vorangetreten und stehen jetzt draußen und wundern sich, daß der Kortesch [1]) nicht nachkommt. Ein einziger Kriegsmann, des Kaisers Leibbogner, ein wilder Tartar, in Luchs- und Pardelfell gekleidet, springt durch den brandenden Saal, fast über die Köpfe der Kämpfenden hinweg zu seinem Kaiser, stellt sich vor die zusammensinkende Kaiserin und reißt die Sehnen des Kraftholzes bis an die Brust zurück und will den Grauvogel schnellen, aber Matthias schlägt ihn auf den Arm. „Nincs semmi! [2]) Wir wollen kein Gewalt noch Blut."

„Ihr Steyrer Herren, eure Kaiserin will über das Zimmer auf ihrem Bette rasten, soll sie das in der Steyrer Burg nit können, ohne daß Blut vergossen wird?"

„Sie soll es, sie kann es, Kaiserliche Majestät!" Der so ruft gewaltig, das ist Joachim Händel. Mit seinem Leib hat er den Priester geschützt, mit beiden Händen und flacher Klinge dem wütenden Bruder gewehrt, Mordtat zu begehn, und jetzt, die ohnmächtige Kaiserin und den bedrängten Kaiser — und die Gefahr seines Bruders und der ganzen Stadt Steyr vor Augen, wird er ein Simson, reißt mit wuchtigen Kampffäusten die wildesten Schreier zur Seite, bahnt sich den Weg zum Fenster, stößt die bleigefaßte Tafel ein, daß die Scherben rundum fliegen wie Spinnwetter in der Sonnen, und auf die Bergstraße hinunter, Paukendonner und Stromgefäll verschlingend, dröhnt wie Heerruf seine erzene Stimme:

„Stadtkompanie vorwärts, marsch! Gieffing, Joachim, die Kompanie herauf in Saal!"

---

[1]) Cortège, Gefolge.

[2]) Ungarisch: „nichts da!"

Hochatmend wendet er sich in den Saal zurück. Majestät, weil Du dem Vogner den Arm herunter geschlagen hast und willt nit treues, wildes Steyrerblut vergießen, schützen Dich steyrische Waffen.

„Bruderherz!" Im Getümmel drang der rote Berthold zu seinem Blutsfreund und warf ihm die Arme um den Hals. „Was tust, wider uns rufst du die Kompanie?" „Nicht wider Euch, sondern für den Kaiser und die erlauchte Frau. Die Ruhstörer muß i lassen abführen. Glaubst du, mit Exzessen dienst du unsrer Sache?"

„Der Pfaff ist ein Oberhund!"

„Und du solltest den Galateo [1]) lesen."

Klang klirr, rom bom, klirrt und dröhnt es die Marmorstiege empor. Hallo! Die Saaltür wird aufgeschmissen, daß der goldene Merkur samt seiner Pandora in weitem Bogen vom Fries heruntersauft. Vorwärts, marsch! Zwei Männer, in Tracht wie Arkebusier-Kapitäns, türmende Reiher auf den gekrempten Grünhüten, den bloßen Degen funkelnd in der Rechten, stampfen in den Saal, Kommandos fliegen, hundert Mordmannen dringen nach, hundert Bombarden [2]) gleißen. Ha — alt! Die Stadtkompanie marschiert im Saale auf.

Der Kaiser, der noch an der Tafel steht, seine totblasse Gemahlin im Arm, fährt auf, als er die bloßen Schwerter und mannshohen Bombarden erblickt. Hilfe oder Verrat? Seine Gichthand tastet nach dem Degen . . .

„Stadtkompanie, Kapitän und Leutnant!" ruft Händel gebietend über den Saal. „Ich bitt Ordnung zu schaffen, daß die Majestäten können in ihr Gemächer passieren; es sind hier etliche streitend worden, eine Unbür unter den Augen der Majestät.

Leutnant, du sollt den Ehrwürden von Garsten, der auf einige provokatorische Reden hin bedroht wurde, in Ehren hinunterführen, und auch Herrn Berthold von Händel, der Drohungen ausgestoßen hat, führe hinweg."

Der Kaiser atmet hoch auf, beugt sich zur Kaiserin hinab und sagt ihr ins Ohr: „Euer Lieb sein unverzagt. Das sind Getreue, Händel ist ein braver Mann."

Der alte Eisengrimm, Hauptmann Gieffing, kommandiert: in geöffneten Gliedern vorwärts! Die Steyrermannen rücken vor, im Saale klafft eine breite Gasse. Jetzt tritt der Stadtleutnant höhnisch lächelnd, das Schwert gesenkt, auf den Abt von Garsten zu, dessen Prälatengewand zertreten und zerfetzt an ihm hängt, wie eines Märtyrers Kleid, der den Löwen entrissen ward. „Geistlicher Herr, beliebts unter meinem Schutze das Schloß zu verlassen? O, Sie sehen ja übel aus! Kammerhofer, Fürthaler, Strobl, Fux, Bombardas präsentiert, begleitet den Herrn hinunter. Kommt, Herr Abt. Es geschieht Euch nix."

Der Abt preßt die Lippen aufeinander. Dem jungen Stadtoffizier, der ihn vor die Tür führt, wirft er von der Seite einen wütenden Zornblick zu.

[1] Galateo ovvero dei costumi. ein Büchlein mit Anstandsregeln, der „Knigge" des sechzehnten Jahrhunderts.

[2]) Handfeuerwaffe der Steyrer Stadtmiliz zu Beginn des 17 Jahrhunderts.

Von dem muß er sich lassen abführen! Vor Augen der Majestät mit Schanden aus dem Schlosse treibt ihn der Bankert des Steyrer Hauptketzers! Ihn, den drittvornehmsten Prälaten im Land. Satan triumphat, Angelus flet.

„Wo ist Herr Berthold?" fragt der Stadtleutnant, ist schon zurück in den Saal, und seine Augen leuchten suchend herum. „Herr Berthold zu Pyrach!" schreitet er auf den Roten los, sein Gang ist leicht und schneidig, wie Panthertritt, trotz den Pfundschuhen und den langmächtigen Kniebändern der Steyrer Stadtmiliz. „Ich bitt, sich zu expedieren." Er lehnt sich auf sein Schwert und lacht. „Oder —!"

„Wia, ich? Hätt i leicht sollen meinen Bruedern einen Draco schimpfen lassen?"

„Wen der Mönch schimpft, der ist doch gelobt. Macht doch einem Rüpel nicht seine schlechten Manieren nach. Ihr seid ja über den Tod von Basilea!" [1])

„Was Tod von Basilea. Hol ihn der P. T. Teifel," schimpft der Rotbart, „auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Wenn ich hier nit darf, will ihm in Aichet die Wahrheit sagen. Convoi brauch ich keinen. Bleib da mit deinem Schießprügel, find schon allein hinunter. Adje!"

Wildblickend stampfte der Altpatrizier, der grobe, hinaus. Der Stadtleutnant aber schritt durch die in zwei Reihen prächtig ausgerichteten Bombarden auf einen Wink seines Hauptmanns rasch zu den Majestäten an die verstörte Prunktafel, um die das Goldgerät auf dem Boden lag:

„Allergnädigster Herr, mir ist die Ehr, Eurer Majestät zu melden, die Tumultuanten sind exmittiert. Die Passage ist frei."

„Ihr seid ja rasch prozediert," sprach der Kaiser, die herrliche und hohe Gestalt und das feingeschnittene Gesicht des jungen Stadtoffiziers wohlgefällig musternd. „Habt kommandiert trotz einem erlebten meinen Rittmeistern. Ists nicht so, euer Lieb?" Die Kaiserin, der ein leichtes Rosenrot in die Wangen stieg, nickt und preßt ihres Herren welke Hand. Dankbar blickt sie den jungen Steyrer Helden an mit ihren großen Augen, in denen noch die Tränen der Angst um den Kaiser stehen.

Der Kaiser aber fragt weiter den Jüngling, wie er heißt.

„Joachim von Händel."

„Ah!" tat der Kaiser. Er hätte es wissen können: Dieser stählerne Blick ist Händels Blick, und diese Prachtgestalt ist Händels Gestalt, nur verjüngt. Hat der Mann dort, der kaum vierzig Jahre alt ist, schon einen andern trefflichen Mann zum Sohn! Er, der Kaiser, hat keinen Sohn, und geht auf den Sechziger zu . . .

„Und Euer Hauptmann, wie heißt er?" fragte er sodann, auf Gieffing deutend. „Was ich seh! War dieser nicht in Enns bei der Huldigung vor vier Jahren, mir deucht, er ist damals mit Reiterei aufgezogen?"

„Ja wohl, Allergnädigster Herr, er ist Andreas Gieffing, er hat die Reiterei der Stadt geführt und der Pfleger Schäbl die der Herrschaft, und es war ein Streit umb den Vorzug, aber unser Hauptmann gab nicht nach."

[1]) Der Tod in der Gestalt eines „wilden Mannes" im Totentanz an der Kirchhofsmauer der Dominikanerkirche zu Basel.

„Damals wart Ihr aber noch nicht in der steyrischen Kompanie," lächelt der Kaiser.

„Nein, Majestät. Ich bin erst dies Jahr zur Kompanie kommen."

„Ich habe sehr viel Mannschaft beim Gleinkertor Parade stehn gesehen. Wieviel Kompanien seid Ihr denn?"

„Drei, Eure Majestät, Stadt, Steyrdorf und Ennsdorf."

„Wer hat denn die Leut alle so trefflich ausgerüstet? Diese schönen Bombarden wären eines kaiserlichen Arkebusier-Regiments würdig."

„Mein Vater, Majestät, hat die Leute dieses Jahr ganz neu armiert."

„Das ist wohlgetan." Der Kaiser macht eine rasche Bewegung gegen seine Gemahlin zu. Armiert sie neu, braucht nicht beim Buonuomo pumpen! . . .

Der Allerhöchste Herr, sein Gemahl am Arme, jetzt mit dem erfahrenen Auge des Kriegsherrn die ausgerichtete stramme Kompanie musternd, schreitet langsam über den Saal. Die Chargen voran, in Eile, es geht der Oberst-hofmeister nach dem Erbland-Hofmarschall, der Jägermeister vor dem Heroldspanier, wofür Kaiser Karl V. ihnen allen den hölzernen Kragen bescheren würde. Aber alius rex, alia lex.

Der Kaiserin Knie wankten noch. Der Kaiser schickte den Burggrafen voraus, ihre Hofmeisterin aus den Gefolgzimmern zu holen.

„Bringt auch die Palffin mit."

Die Kaiserin griff mit der linken Hand nach einer Stütze, da trat der Stadtleutnant rasch hinzu, und sie legte ihre Hand auf seinen Arm.

Der Kaiser lacht und sagt: „Von einer Seite das ganze römische Reich und von der andern Haus Händel. Sieh da, und meine Kaiserin verliert das Equilibre nit."

Joachim Händel der Vater stand wartend am Ausgang des Saales. Dort trat er mit ritterlicher Ehrbezeigung vor den Kaiser zwischen seinen Vettern.

Der Kaiser sprach:

„Herr von Händel, das habt Ihr heunt wohlgemacht, und ich will es Euch nit vergessen. Ich habe Euch eine Bitte abgeschlagen, und Ihr habt doch getan als ein treuer Mann. Die Armaturen will ich nit von Euch, geht nit wohl an, werde sie von Augsburg haben, aber solche Treu wiegt tausend gewappnete Reiter auf."

„Allergnädigster Herr, was ich getan, hätt mancher Mann nit anders gemacht. Wegen der Armaturen hab ich mein Wort geben und bitte, daß ich es halten darf."

„Wir lassen Uns aber nichts von dir schenken!" denkt der Kaiser, seine Habsburglippe bläht sich verschmähend, und doch freut er sich. Dieser da wankt also nicht von seinem Worte. „Ja, du bist Uns wirklich treu. Wärst nit du gewesen, es flög von diesem Schloß schon die Furie mit der Brandfackel mordheulend durchs Land. Ja, du bist Unser wahrer Freund."

Der Kortesch passiert das Zimmer des Burggrafen, das viel blutige Martyrer, ganz alte Tafeln von einem Maler aus Tirol, zieren. Hier kamen von der andern Seite der Zimmerflucht angerauscht scharlachrote, pfauen-

blaue und perlenweiße seidene Damen, mit Edelsteinen überhangen, von hochgesträußten Zierfedern überschattet, mit bleichen Angstmienen. Vor ihnen her lief der Burggraf. Eine wüste Alte hielt ein Tuch, von dem der Essig troff, überm Arm, und drei schöne Mägdlein trugen Silberflaschen und Schwämme und Gläser voll Essenzen.

„O weh und immer, wären wir weit von da," klagten sie alle durcheinander, „o über die Lärmstadt, o, unsere arme Kaiserin —"

Aber schau Febenia, guck Sophia, sie ist ja nimmer krank, sie geht ja ganz fröhlich einher, zwischen Sr. Majestät und, ja, wer ist der links, er trägt sich wie die Stadtknecht, und die allerhöchste Frau hat — heilig! — seinen Arm genommen? Da standen die sieben Hoffrauenzimmer und machten Gesichter wie ebensoviele Weiber Lots. „Seht doch," sagte die Kaiserin zu ihrem Begleiter mit ihrer silbernen Stimme, „die ziehen auf, wie wenn mich der Tod schon beim Zwickel hätt, wie Erzherzog Maximilian zu sagen pflegt. Schaut, Herr von Händel, was es da Hasen gibt!" Sie hob ihre volle diamantfunkelnde Hand und deutet lebhaft herum und nennt dem jungen Händel ihre Frauenzimmer, jede mit Namen: „Febenia von Bernstein, ein Has — Margaret von Annaberg, ein Has — Sophie von Palffin, ein lieb Häslein — Sophia ist sehr lieb," preist die Kaiserin das schwarzäugige Ungarmägdlein an. „Sie kann ein feines Nummernspiel mit Glaskugeln, von einer Jüdin erlerntes, und kann auch cantilene italiane singen — fein — ist ein liebes Mägdlein, Herr, und saget, ist sie nicht hübsch?" So spricht die schöne Kaiserin, die ihre Ehrenfräulein allzeit gern ausheiratet, wenn auch nur in Gedanken. —

Der junge Händel sieht das gepriesene Fräulein an und lächelt, aber es ist etwas Eisigkaltes in seinem Blick, er denkt bei sich: „Hat sie Geld? Ich dank vor eine Bettelgräfin." Zur Kaiserin aber spricht er, seine wohlklingende Stimme etwas dämpfend: „Wenn die Sonne aufgeht, ist auch der Morgenstern nimmer schön."

Der Kaiser brummt wohlgefällig: „Guet gegeben." — Der Kaiserin lichtes Antlitz blühte rot, sie dachte: „Meint er mit der Sonnen mich?" Die roten Lippen schürzend sprach sie: „Meine Sophia ist das schönste Mägdlein weit und breit. Aber sagt mir, Herr, der Stadtkompanie Leutnant, was habt Ihr fürhin, als Ihr habt die alten Herren expediert, gemeint mit dem Tod von Basilea?"

Der Kortesch war im Jagdzimmer, dessen sämtliches Gerät wie auch der Schmuck der Wände und sogar die Leuchtkronen aus gearbeitetem Hirschgeweih bestand. Man hört ein fernes Reden und das Rieseln des Schloßbrunnens. Das Gefälle der Ströme hörte man hier nicht. „Allergnädigste Frau," spricht Händel, denkt: „Ohnmächtig war sie und hat alles gehört; feine Ohren hat sie! . . ." „Allergnädigste Frau, der Tod zu Basel ist sehr unhöflich und zerrt einen Abten bei seinem geistlichen Rock in die Grube."

„O pfui," tat sie, „so was."

„Ja das ist arg, und was er dazu sagt! . . ." Die Weiber mit dem Essig und den Essenzphiolen drängten sich nah an die kaiserliche Frau, die Obristhofmeisterin macht fuchswilde Augen, die sind alles Ketzer, dieser junge

Stadtknecht da auch sunder Zweifel, was redet der mit der Majestät Unerbauliches? Er soll still sein. „Aber was sagte also denn der Tod?" fragte die Kaiserin.

Da sprach der Händel ein wenig schäkernd gegen das Ohr der Kaiserin geneigt: „En véritable abbé avez vécu, j'espère: grossissant vaillamment le trésor du couvent. Grand serviteur de Dieu, grand buveur, bon vivant. Faut-il vous interrompre en train de si bien faire!"

Die fremde Sprache gab seiner Stimme einen seltsamen Schmelz, so daß das Schandgedicht wie Liebe klang.

Die Obristhofmeisterin, die Französisch verstand, hauchte: „Oh!" Aber der Kaiser lachte schallend auf, was er in zehn Jahren nicht getan; er spricht und lacht stets sotto voce.

„Sagt mir, Leutnant der Stadtkompanie, wo habt Ihr so schön Französisch gelernt? Ihr sprecht es wie ein Franzos."

„Von einer welschen Amme hat er es als ein klein Bübel gelernt, Majestät, es ist die Sprach weiland seiner Mutter," ließ sich Joachim Händel der Vater, der neben dem Kortesch, auf jede Störung wachsam, einherschritt, vernehmen.

Da staunte der Kaiser:

„Wie — Eure Hausfrau war aus Frankreich?" Beim heiligen Blut, holen sich diese Steyrer Eisenkrämer schon Prinzessinnen aus Arras!

„Sie war aus Geneva, Eure Majestät, einer französischen Stadt, Margarete Riccardin, aus dem Haus von Buren, ihr Vater saß im Grand Conseil, wie sie es dort nennen. Als ich geschlagenes Zeug den Genfern lieferte, hab ich sie als schönsten Preis mit nach Steyr geführt. Aber sie ist gestorben. Dieser Sohn ist alles, was mir von ihrer Schönheit und Liebe geblieben ist."

„Da blieb Euch viel und Herrliches," sprach der Kaiser, „Euer Sohn ist schön, courtois, tapfer und witzig. Ihr habt ihn wohl sehr lieb?"

Es sprang die letzte Ebenholztür auf, und eine Marmorhalle öffnete sich. Blau und leuchtend flutet der späte Sommernachmittag zu dreien riesigen Fenstern herein. Die Fließen sprühten Gold, gen Westen lag, mit blauer Seide verhangen, die Tür zum Schlafgemach der Kaiserin.

Über die linke, zweite Stiege aber führten, dem rechts ankommenden strahlenden Hofstaat gegenüber, soeben vier Stadtknechte den Abt von Garsten herunter, seine paar Freunde irrten ihm traurig nach. Wie eine Fata Morgana dem verlorenen Wüstenpilger, so ging ihm der Glanz der Majestäten auf, mitten im Glanze sah er den lutherischen Draco und seinen Bankert prunken! Der Kaiser spricht mit dem Draco, und die Kaiserin, die Kaiserin lehnt sich auf des Bankerts Arm! Und du bist verstoßen von des Kaisers Angesicht, du alter, treu katholischer Knecht.

Horch, der Draco spricht, das marmorne Prunkgewölb verstärkt seinen, wiewohl mäßigen Ton; Wort für Wort muß Heller hören zu seiner Qual:

„Kaiserliche Majestät, wie sehr ich diesen meinen Sohn liebe, über alles in der Welt, wird Majestät ermessen, wenn Sie, wohin mein und aller auf-

rechten deutschen Herzen Hoffnung steht, einmal einen Sohn wird haben, den Sie auch über Thron und Kron und alle Reiche und Länder lieben wird."

Händel! jedes Wort, das du heute vor der Majestät gesprochen hast, war gut, aber dies jetzt ist das beste.

Der Kaiser, der alternde gichtbrüchige Mann reckte seine armselige Gestalt stolz empor und schoß einen hellfunkelnden Blick nach seiner Kaiserin, deren rosenfarbe Lippen sich öffneten und schlossen, indes die Fräulein ihr heiter mit Fächern Luft zuwedelten und hinter den Fächern wie lose Grazien lachten.

„Hört Euer Lieb, was Händel sagt? Einen solchen Sohn, dann wissen wir es." Der Kaiser nahm die Hand seiner holdseligen Kaiserin, und während beide den schönen Sohn des Händel anschauten, hielt er die kleine Hand an seinem Herzen, dessen heißester Wunsch es ist, ein Vater zu werden, indes die Gratzer Linie schon Schlösser und Klöster auf ihre Hoffnungen baut und Ferdinand Gewaltbriefe begehrt und ihn drängt, den Thronfolger dem Reiche zu verkünden. Ja, sie lauern, martern ihn, zählen die Tage bis zu seinem Tod; und sieh, da ist der aufrechte Steyrer, wiewohl Ketzer, der seinem Kaiser hundert Reiter umsonst armiert, der vor Rebellion die Stadt hütet und die Unruhgeister zum Teufel jagt; der sagt, daß es das ganze Schloß hört: „Wenn Seine Majestät einst einen Sohn hat, wie alle rechten Deutschen hoffen, wird Sie ihn mehr lieben als Thron und Kron."

„Händel!" rief der Kaiser, „wenn Uns Gott einen Sohn gnädig schenkt, wollen wir Gott loben; lieber Händel, Ihr müsset dann Euren Sohn heißen, ihm Treue halten, wie Ihr sie Uns heut hieltet . . ." In den Augen des Kaisers stehen Tränen, die tropfen ihm auf das goldene Wams; dann kämpft er die Rührung nieder, denn er ist römischer Kaiser, zu Ungarn und Böheim König, und spricht:

„Was Euer Gesuch von fürhin angeht, wegen Eurer Kirchen und Prediger, so wollen Wir, nachdem Wir Eure Treue heut erprobt und erkannt, ein Recht der Majorität, wie Unser hochseliger Vater es beliebte, gelten lassen. Seind also von heunt ab in drei Jahren Eure Religionsverwandten die Majorität, so sollt Ihr noch die Kirchen haben, wie Ihr begehrt, auch soviel Prediger Eurer Konfession, als Ihr für die Kirchen bedürfet. Ihr sollt aber als Richter von Steyr acht haben, daß Unsere getreuen katholischen Untertanen, Priester und Laien, nie gekränkt werden, und daß der Friede zwischen beiden Parteien immer erhalten bleibe."

„Majestät, ich bin nicht Richter von Steyr."

„Unsere Meinung ist, Ihr sollt es werden."

„Eure Majestät, so lang zur Wahl Kommissäre kommen und wir Steyrer sehen, daß man uns nit trauet, nehme ich die Wahl nicht an."

Der Kaiser lächelte: „Man wird, sofern die Stadt friedlich bleibt und keine Exzeß fürfallen, Euch keinen Kommissär mehr schicken."

Und der Kaiser reicht Joachim Händel die Hand, wie er sonst nur Reichsfürsten, Bischöfen und den ältesten Erzherzogen tut.

Der Abt Heller stand unten an der Treppe, hat alles hören und sehen müssen, bis auf den kaiserlichen Handschlag, der für Gottes Sache in Steyr den Herzstoß bedeutet. O Kaiser, Kaiser, was hast du uns getan!

„Kommt, gehn wir also jetzt." Dumpf spricht es der Abt zu seinen Gefährten, und sie schritten auf den Platz hinaus durch die gekränzte, glasgetäfelte Tür. Seine vierundsechzig Jahre fühlt der kampfstarke Priester plötzlich auf sich wuchten, und spürt auch an der Herzseite den Druck des Apostems, das ihn bis jetzt nie beschwerte, an dem er aber wohl einmal sterben wird.

Auf dem Schloßplatz standen Gruppen von Bürgern, Zunftmeister, die vorgelassen zu werden warteten, in Schwarz; das Brückentor war von der dritten Kompanie bewacht, von der Berggasse hört man dumpf das Branden der Vieltausend.

Um den Brunnen stolzierten in Rotwämsern, Jodelhüte schief auf dem geölten Schwarzhaar, Waldhackeln und Messer am Gürtel, die jungen Kurzmesserer, Schermesserer und Nagelschmiedgesellen, die nach der Tafel vor den Majestäten den Reiftanz treten sollen.

Als der Abt, müd und schwer, am Brunnen, den sieben Kastanien überschatten und in dessen Becken ein Drache thront, vorbeischritt, bohrten ihm die evangelischen Messererburschen einen Esel. Jetzt sah der Priester, daß mitten unter ihnen Berthold Händel, der Mordioschreier, stand, der nun, seines Widersachers entwahr[1]), wie ein wildes Wisent zu röhren anhub: „Pfaff, du hast verloren! Mir hast du Grolizen[2]) tan, aber verloren hast du, der Kaiser hat seine Gnad und die kaiserliche Hand meinem Bruder dargeben. Pfaff, fahr aufs Hochtor, ein neues Kloster gründen."

Der Abt hört nicht auf ihn, sondern schreitet weiter in wilder Traurigkeit. So wanderte Josua, Sohn des Ananus, um Jerusalem, als er im Geiste die Zerstörung kommen sah.

Das Volk aber auf dem Platze murmelt freudig: „Die Hand ihm geben. Der Kaiser, das ist ein Zeichen! Das ist glückselig! Das bedeutet Privileg!"

Die Freistiege herunter kam jetzt Joachim Händel der ältere, den Handschuh anstreifend, ruhig und stolz; sein Schwert stieß an die Fließen, sein Adlerblick umspannte freudig das Volk. Für Steyr und wider Rom ist er gestanden vor der Majestät, und der Sieg ist sein.

Ihm nach rückt donnernd die Stadtkompanie, die den Sieg entscheiden half. Gieffing führt die erste, Joachim der jüngere die andere Rotte. Wie ein Kriegsheld anzusehen ist der junge Joachim in seiner landsknechtischen Herrlichkeit, Hoffart und Verachtung aller Welt funkelt aus seinen Augen. Um seinen Soldatenärmel weht noch der feine Wohlgeruch, mit dem die Kaiserin ihre Taschentüchlein tränkt.

Mächtig summte der Platz. Hört ihr's? Das große Religionsprivileg ist ihm verheißen. Alle Häupter entblößen und neigen sich tief.

[1]) Alt für „gewahr".
[2]) Grobheiten.

Der Abt, auf der Zugbrücke das frohe Summen und Grüßen und Lachen im Ohr, spricht dumpf und fest:

„Wenn Seine Majestät ihm die Hand auch geben hat, soll doch darum Steyr nit verloren sein. Jetzt geht's um Leben und Tod, Gott oder Teufel. Von jetzt, Herr Händel, gibt es Missionen. Wir wollen Euch Schwert und Majorität sauer machen. Umb jede Seel und umb jeden Zoll katholischer Erd sollt Ihr mit mir ringen müssen. Wohl ich bin arm, und Missionen halten kostet Geld. Aber ich werde mir solches schaffen. Ich habe noch schöne Gemäl, die Wilbirgis ist werthaft, will sie verkaufen; will auch den Wein, so dreihundert Jahr alt und wir für die Kranken aufbewahrten, ausm Keller verkaufen; was ist Krankſein und Totsein, wenn vielleicht an tausend Gulden die Rettung Steyrs hängt? Ich will mein Bestandhaus in Steyrdorf verkaufen. Und soll mir ein großer Prediger her, dessen Wort die Herzen zermalmt, ich habe nicht den rechten, mein Mönch sind guet, es muß aber ein Streiter Gottes her. Sie haben mir gesagt, in Lambach sei ein solcher, ich will dem Abten Briefe hinschreiben, ich muß ihn haben. Er heißt Albert."

Das war der Bischof von Wiener Neustadt, der sprach zum Kaiser vor der Kaiserin Gemächern:

„Euer Majestät haben wunderwürdig befahren. Klug und heroisch, wie es die Stunde gebeut, und die Majorität bekommt doch dieser nicht zusammen, wenn aber — wird man schon einem Ungrund ankommen, und auf die Compacta bestehen; auf den Punkten, daß kein regierender Herr von Österreich —"

„Nein!" rief der Kaiser mit starker Stimme und gefalteter Stirn. „So rechnen wir nit. — Er ist ein treuer Mann, und mein Wort ist mein Wort, wenn ich auch wollt, daß er sie nicht bekäm, wegen des Erzhauses und meiner hochseligen Frau Mutter. Aber Wort ist Wort, das sag ich Euch ein für allemal, nit Schein und Apparenz."

„Apparenz", wiederholte der Bischof hochbetreten und brachte nichts anderes über seine Lippen. Wie, das war nicht Politik? Das hat der allerhöchste Herr im Ernst gemeint? Und die Ständ? Und der Erzherzog Ferdinand? Und der Papst? Und die Einheit des Reiches? . . . Klesel hat geglaubt, seinen Kaiser so gut zu kennen wie keiner im Reich, und heute muß er sehen, daß Allergnädigstderselbe ein ganz anderer ist als der, für den er ihn hielt —?

II.

Es sind fünfviertel Jahre über dem Kaisertag von Steyr vergangen. Das evangelische Steyr harrt — wie vor tausend und tausend Jahren Israel auf die Ankunft des Messias — der Wahl Joachim Händels zum Richter von Steyr.

Im grauen Morgen schon ziehen Rotten junger Messerer nach dem Stadtplatz, vors Rathaus, und dort werden sie so mächtig, daß man es zu

den verschlossenen Toren in die Häuser hinein hört: Händel soll Richter von Steyr sein! Händel und kein anderer! Und wenn es ein anderer wird, das ist Trug und Pfaffenlist, und das sollen die Steyrer ihnen nit gfallen lassen, der Kaiser selbst hab es gewillt, daß Händel Richter sei!

Und wie der Himmel über der Kammermayerleiten sich nur leise rötet, werden der Männer auf dem Platz immer mehr; alle rufen: Hoch Händel und Hui und Pfui den Pfaffen; bald aber erscheint der Ratsdiener und fordert sie im Namen Joachim Händels auf, Ruhe zu halten und nicht zu schmähen, und gewisse Zettel mit einem Spottlied auf den Abt Heller, die von Hand zu Hand gehen, fordert er ihnen im Namen Herrn Joachims von Händel ab. Eine plumpe und falsariam Propagand duldet Händel nicht — und er braucht sie auch nicht. Wie die Wahl fallen wird, weiß er; die Gegenpartei möge gassen gehen und Zettel strähen, um ihre Stimmen zu vermehren. Sie steht nicht gut, die Gegenpartei . . .

Im Morgengrauen sieht man den Abt von Garsten durch die Straßen wandern; nachdem er in der Pfarrkirche die heilige Messe gelesen und die Oration wider den Türken gebetet hat, klopft er an die Häuser der katholischen Bürger, des Radelmayer und des Nicard, des Johann Luz und des Joseph Büchler, hart und dringend wie der Tod, der ungerufen kommt, und mit erhobener Hand und beschwörender Stimme gemahnt er sie zum letzten Mal an ihre Pflicht: „*Alle* müsset ihr zur Wahl, und *katholisch wählen müsset ihr*; wer aus euch von der Wahl wegbleibt, verleugnet Christum, und wer den Händel wählen wollte, der ist ein Judas und sei von Gott verflucht."

Der katholische Kandidatus, für den Heller sich schon seit Monden abmüht in Wort und Tat, ist der ehemalige Archigrammateus von Steyr, Praunfalckh. Mit Händel messen kann sich dieser nicht, weder was Ansehen noch was Verstand betrifft; aber er ist zum mindesten ein offener Bekenner seines Glaubens und ging dem mächtigen Ketzer niemals um den Bart.

Die Sonne blinkt schon über der Kammermayerleiten wie ein Feuerschwert Gottes; und die Stadtkompanie zieht mit fliegenden Bannern unter dem frohen Donner der Kesseltrommel auf dem wogenden, wimmelnden Stadtplatz auf, als der Prälat mit seinem Prior langsam nach Garsten heimgeht; er hat getan, was er konnte; nun mag der Herr sorgen, in dessen Händen alles ist.

In Pyrach kommt der von Mühsal und Sorgen gebrochene Sechziger vor schwerem Atem nicht weiter und muß auf einer Bank vor eines freien Bauern Hofgut rasten, von da man alles Land jenseits der Enns sieht.

Man hört den Ruf des Pflügers, der die eiserne Schar durch den Boden zeucht für die Wintersaat, und den Schrei des Raben in der Freising, dem Hochgericht an der Eisenstraße.

Mit seinem Stocke wendete der Abt ein Fledermaus herum, die, von der scharfen Nacht halberstarrt, und um seine Füße kroch, und heiser und hart hob er jetzt zu sprechen an:

„Vertrauen! Vertrauen! Aber heutzutage ist es schwer! Ich sehe mir nichts Gutes komben! Alles ist widrig. Die Wahlen waren seit Urgedenken auf Thomas. Heuer müssen sie im Oktober sein. Das hat Satan gepraktiziert. Bis Thomas hätte man noch ichtwas versuchen können. Es ist zu spät. O Karl, ich sage dir, es ist die Stunde der Finsternis. Einen teuflischen Nachtgesang hat der gallus larvatus gesungen, und alle Steyrer hören auf seine höllische Melodie."

Der Prior redete ehrerbietig entgegen, soviel Müh und Arbeit, wie der gnädige Herr Vater vollbracht, könnte niemals verloren sein. Doch der Abt hatte nicht acht auf seine Worte. In trauriges Schweigen versinkend, starrte er ins Weite, über die brausende Enns hinweg auf die Eisenstraße. Vor seinem Geiste, der fiebernd arbeitet seit so viel Tagen, standen alle Erfolge des Händel, die sich dies Jahr Schlag auf Schlag gefolgt waren und die mit dem heutigen Wahltage sollten vollendet und bekrönt werden.

Fern, fernher dröhnte dumpf das Tümmeln der Schmiedehämmer von Vogelsang. — Tag und Nacht tümmelten sie, und die Flammen brausten; von den Hammerwerken fuhren die schweren Wagen unaufhörlich über die Eisenstraße herein und brachten Scharsach und Halmas; und in den Händlischen Schmieden werkten hunderte welscher und böhmischer Arbeiter Tag und Nacht, des Kaisers teutsche Ritter auszurüsten; Wunderwerke von Küriſſen [1]), Halbharnischen und Zischäggen [2]) entstanden in den Schmieden, wo der Böse mit dem Blasbalg wütend Sturm blies und in Gestalt eines mordswilden Welschen über dem feuersprühenden Schleifsteine schwebte, dem neun Schuh hohen; wo Pallaschklingen geschärft wurden für des Kaisers Reiter, indes zu Sierning die Glockenspeise in der Bertholdschen Gießerei brodelte für Rohrs der kaiserlichen Arkolei. Und Joachim Händel stand selbst bald in der Gießerei, bald in seiner Armaturschmiede, und hatte sein Auge überall und griff mit eigenen Händen zu. Einst sah man ihn am Ambos stehen beim knallenden Feuer, da meißelte er mit Feile und Drehstahl einen Kelch in einen Schwertgriff. — Dann luden sie die fertigen Armaturen auf Stierwagen, den Stieren waren Blumenkränze um die Hörner gewunden, und die Wagen fuhren an die Donau, Stadtknechte zogen mit. Joachim Händel auf seinem Rothengst ritt voran und hatte seinen jungen Sohn zu seiner Linken reiten und führte das Eisen an die Donau und ließ es auf Zillen laden; die führten es weiter nach Wien, von dannen brachten es die Mollardschen Knechte auf Wagen ins Ungarland hinein. Um Ostern kam Händel mit seinem Sohne heim, und bis Dorf an der Enns zogen ihm seine Brüder und die Steyrer entgegen: sie hätten sein mit tausend Schmerzen gewartet. Dem Mon [3]) hätten sie noch das Schwert für die sechs verwaisten Monat geben, es *schreie* aber nach ihm, das Schwert, der Senatus und ganz Steyr schrien inbrünstig: Veni!

Er kam aber von Mauthausen über Augsburg. Er war nit dort gewesen, um ein Welserkind aus der Tauf zu heben. Er war nit dort, das

[1]) Küraſſe.
[2]) Eisenhauben.
[3]) Der Altstadtrichter.

Leygebestahlwerk seinem Sohn zu zeigen; in Augsburg sitzt das evangelisch Synedrium, das die abgöttischen Pfaffen nach Österreich abordnet. Aber Händel war nur einen Becher kaufen in Augsburg; den herrlichsten Becher, schwer Silber, mit dem goldenen und geschmelzten Bild der Temperentia, hat er mitgebracht — und den guten Steyrern, die so innig nach ihm geschrien haben, widmet er dies Wunderwerk als Schützenbest aufs große Büchsen- und Stahlschießen.

Von allen Landen kamen sie zum Freischießen, selbst Mönche liefen hin, und keinem wurde der Platz verbeten, denn Händel ließ verkünden: Gleiches Recht für alle. Und als das Schießen vorbei und die kostbaren Händelschen Beste gewonnen waren, da lobten ihn alle über den Schellenkönig, selbst die fremden Mönch. — Satan, o larvierter [1]) Satan! Finster wie der Tod starrt der Abt in die Berge.

Und aber kam der Kaiser zur Beisetzung der Königin von Polen nach St. Florian, hält Hof zu Linz. In Linz läßt er sich vernehmen: so vortreffliche Rüstungen wie Händel nach Eisenstadt hätte noch nie ein Eisenverleger geliefert. Mit diesen Armaturen versehen, wären im Altertum die Trojaner wider die Griechen niemals unterlegen.

Dies Wort des Kaisers ging im Land aus und auch in Steyr von Mund zu Mund. Es kamen in diesen Tagen nach Linz der türkische Botschafter und der Pascha von Ofen, niemals hatten sie so tief ihre Schöpfe vor dem Kaiser geneigt; es kamen auch ungarische Deputationen vom Bethlen Gabor, dem Tyrannen von Siebenbürgen; sanft und fromm kommen sie, die früher ihre Zähne gegen den Kaiser fletschten; ein grünseidenes Panier tragen sie, jeder kann es sehen und darauf lesen: Te pacem poscimus omnes.

Wer hat das Wunder gewirkt, daß diese wüste Sturmrasse die Friedensschalmei bläst?

In Eisenstadt stehen tausend Mann in Händelschen Stahl gekleidet; Ilion wäre nicht gefallen, hätten die Trojaner so ausgeschaut. Händel, Händel hat das Wunder gewirkt, hat dem armen römischen Reich, das noch am Wahnsinn und der Verschwendung Herrn Rudolfs krankt, den Krieg, die tötlichste Wunde, erspart.

Kommt nun Händel nach Linz, sich über den Ulm, den Wallenstein, den Bouquoi und alle anderen Hofkatzen groß machen und nach der kaiserlichen Hand langen, die ihm vorm Jahre ward so gütig gereicht?

Nein, Händel tritt nicht ungerufen vor seinen Herrn, auch dann nicht, wenn ihm dieser am allergnädigsten ist.

Der Kaiser spricht zu den Hofkatzen: „Das gefällt mir an Händel, daß er nicht kombt, uns an alte Gnad zu mahnen oder neue zu begehren. — Aber wir wollen der versprochenen Gnade bei Gottes Blut nicht vergessen, wenn er bald Richter von Steyr ist." Und der Freiherr von Losenstein überbrachte Händeln einen vom Kaiser eigenhändig geschriebenen, mit Gold bewundenen und gesiegelten Dankbrief. Ja, Christenheit und Heidenschaft,

[1]) verlarvter

Kaiser und Reich, und Gott selber, der die Geschicke lenkt, scheinen mit Händel im Bund zu sein. Und wir? — Alle und alles für ihn, und uns half niemand. Wir haben uns fast zutod gearbeitet, und erarbeitet haben wir nichts . . .

Der Pater Karl sah Herrn Heller, indes dieser an solchen düstern Gedanken spann, unverwandt in das gealterte, farblose Sorgengesicht, und mitleidvoll sprach er: „Reverendissime, jetzt heißt es aber auf Ewere Gesundt denken. — Was Ihr alles geleistet habt, war zuviel, war über Ewere Kraft."

Der Abt rief: „Zuviel? Nein: Zu weng." Er griff an die Brust und hustete gewaltsam, wobei seine Augen glasig vorquollen. „Wohl das Allerheiligste Sakrament habe ich lassen in all unsern Pfarren sechs Sonntag nacheinand bei brinnende Kerzen verehren umb eine gute Wahl, aber der silberne Pokal des Händel, Gott vergebe es mir armem Sünder, hat besser für ihn agitieret, als alle Andachten gegen ihn . . . Und alle Predig, die bei uns in Garsten und in Steyr gehalten wurden, wie ich es befahl, waren ein gar schlechtes Werkel wider die feine Musik der Händelschen Doppeldukaten. Nur einer ist, der predigt gut: Albertus Grünwald, ja der! den wir habend mit soviel Müh von Lambach heraufbekommen, der predigt schön, trefflich, und hab mir viel von ihm erhofft, von den Rosenkranzpredigten in der Pfarr. Auf diesem steht meine letzte Hoffnung. Seine Predigt auf dieser Sonntag, hast du gehört? Jerusalem, Jerusalem!"

Des Abtes mattes Auge blitzte auf, seine Hand, die schlapp die Krücke des Stabes hielt, straffte sich.

„Wenn auch alles dahin geht, das ist mein Trost, daß Albertus dem Händel die Stimmen vom ganzen Ölberg weggepredigt hat, das ist doch jechtes."

Der Prior sah den Abt rasch an, eine Wolke flog über seine Stirn, sein spärlich beflaumter Mund verzog sich.

„Jawohl, Albert predigt ganz gut. Der Herr Widersperger behauptet allerdings, er schreibe ziemblich den Pater Scherer aus."

„Das ist nit wahr," sprach der Abt rauhen Tones. „Widersperger ist ein Neidhart, und das ist schändlich."

„Mag sein," versetzte der Prior vorsichtig. „Ich lasse dem Albertus, ob er auch fremd hierherkamb, gewißlich gern den Ruhm, der größte Prediger von Steyr zu sein, obwohlen es eben noch Prediger zu Steyr geben hat, ehe er kamb . . . Aber was ernstlicher als ein etwaniges Plagiat aus Scherer, und nit ich allein, sundern viel andere sagen; Albertus hat nit, wie Reverendissim meinet, dem Händel geschadet — sundern er hat ihm — sehr genützt mit seinen Predigten."

„Wie?" fuhr der Abt empor. „Was vor Paradoxa singst du mir da? Ja, das ist der Widersperger — ich werde ihn auf ein exposituram tun!"

„Ist nit der Widersperger, in Christo Pater ac Domine! Der das neulich observierte, war Herr Falbius aus Göttweig; er hat gesagt, nit umb die Welt möcht er einen solchen Lärmanten, der die Würd der Kanzel nit achtet und Schimpfwörter statt Argumenten ausspielt, in seinem Stift haben;

er hat auch den Schaden, den seiner Meinung des Albertus Scharfmacherei anstiftet, mit einer artigen Fabul exemplifiziert."

Der Abt murrte: „Was vor ein Fabul, verstehe dich nit."

„Falbius hat gesagt," sprach der Prior heimlich lächelnd, „ein alt Gleichnis ist:

„Die Geiß sprach zu dem Geißlein: ‚Du sollst dem Tiger die Tür nit aufmachen, diesem Mörder, der ist ein scheußliches, häßliches Untier, dem Feuer aus Mund und Augen kombt und das Blut von den Zähnen trieft.' — Es kombt der Tiger daher und klopft an, ist ein fein große Katz mit schönen smaragdenen Augen, und das Zicklein denket, du bist nit der Tiger, dir rinnt ja das Bluet nit vom Maul usw., macht ihm Pförtlein auf und wird gefressen.

„So macht es Albertus, er macht die Evangelischen und zuvörderst ihren Wahlkandidaten so schlecht, daß die Steyrer denken, nein, diese Beschreibung trifft nit zu, das ist nit der Händel, den er meinte, denn Händel ist ja gar kein Unmensch, sundern ein gescheiter, großmütiger Mann, und alsobalden gehen sie hin und wählen den Händel. Wer nämlich zuviel beweisen will, beweist gar nichts."

Der Abt hatte höchst mißfällig zugehört, dabei die Eisenstraße entlang gespäht, wo sich der Lärm von Wagen erhob, ohne daß noch ein Gefährt zu sehen war. „Wenn Falbius so redet, ist er ein Händelfreund oder es hat ihn der Doktorenneid wie den Widersperger. Albertus soll mild und sanft kommen, meint er, einen Hortus deliciarum aufspörren, wie es Falbius tut, den Händel einen gescheiten, großmütigen Herrn nennen. Solche schöne Predigten haben wir in Steyr schon gehabt, zum Beispiel vom Ertel, sie haben das Kraut nit fett gemacht. Ich bin jung gewesen und jetzt bin ich alt; ich habe auch einmal zu der Zeit, wo ich mit Falb zusammen studierte, eine Scheu vor dem Schelten auf der Kanzel gehabt. Aber jetzt als ein erlebter Mann sage ich: die Gutheit besteht nit im Gedulden des Irrsals, und zur Sünde schweigen ist das größte Laster auf der Kanzel."

Der Prior hatte den Kopf abgewandt und blätterte geräuschvoll in seinem Brevier. Von den sanftmütigen Predigern, die das Kraut nit fett machen, ist er selbst einer.

Der Abt sah ihn an, schwieg und sprach dann in verändertem, nicht mehr heftigem, sondern kummervollem Ton: „Karl, mein Sohn! Ich bitte dich, wenn schon der Widersperger so unbrüderlich und unchristlich wider Albertus redet, laß doch du wenigstens dich nit vom Teufel blenden! Mach deinem alten Vater die Freud und gedulde den Fremden, in dem Gottes Kraft und Geist ist. Christus war auch ein Fremdbling. Kinder, betrübt mich nit durch Bruderneid, es wird eh so nit lang hergehen, wird man mir die fünf Absolutionen halten![1])

Karl murmelte in sein Buch: „In Gott, geistlicher Vater, muß ich es nochmals sagen: es ist nit Neid; Albertus soll meinetwegen Prior an meiner Statt sein, ich gönne ihm alles Gute; ich sage, ich habe Zweifel, ob er der katholischen Sache und Partei in Steyr nützt; sunst habe ich nichts wider ihn."

[1]) Eine Zeremonie beim Totenritus für einen infulierten Abt.

„Nichts; so, dann ist es ja guet," nickte der Abt. „Da schaug!" rief er plötzlich in neuem Groll und wies mit der Hand, an der die Haut schwammig hängt, über den Strom gen Süden. „Da kombt auch wieder ein so maledeiter Eisenwagen von diesem üppigen Wucherer dem Händel, führt Halmas aus dem Innberg in seine Werke — Halmas, Halmas vor Ketten, an die er uns wie Hunde schmieden wird."

„Nein, Vater, das ist keine Eisenfuhr, ist nur ein Landwagel," beruhigte Karl, dessen Auge schärfer ist. „Zween Zugstier sind angespannt, Betten und derlei auf dem Wagel. Werdent Landfahrter sein."

Der Abt hob die Hand übers Auge, die Sonnenblitze, die glastend aus den Wellen sprangen, blendeten ihn.

„Ja, ein Landwagel, hast recht," nickte er: „Betten, auf den Betten sitzet ein Weib."

Das Ochsengefährt zog langsam den Buchenweg entlang. Betten, Tische und anderer Hausrat waren hochgetürmt auf dem Leiterwagen. Obenauf saßen ein Weib und einige Kinder. Ein Mannsbild führte einen Nadelbock hinten nach, ein zweiter Mann in Hemdsärmeln und ein Mädel mit geschürztem Rock gingen zu beiden Seiten neben den Ochsen einher. In der klaren, lichtschwangeren Luft sahen die Tiere und Leute übergroß aus und alles hatte wunderbare Farben.

„Wandersleut, wir alle seinds," betrachtete der Abt. „Schaug, Karl, wie stad zeucht das Vieh daher, so zogen die Stiere mit der Bundeslade, aber die kamen zu Gottes Volk, hie kämben sie zu schlechterm Gesindel als es die Philistäer waren ... Diese Leute komben aber wohl aus der Steyermark." Plötzlich brach der Abt in seiner Rede ab, zog die Brauen hoch, fragte: „Karl, heunt ist doch der zwanzigste?"

„Jawohl, warumb, Reverendissim?"

„Darumb", sprach der Abt, mit seiner hageren Hand auf das Gespann weisend, „weil das dann gar sicher die Klosterwirtswittib, die Schwertnerin aus Admont ist, die mein Bstandhaus erkauft hat. Ja!" rief er, „sie ist es. Sie kombt die Eisenstraße daher, mit Sack und Pack, unser seliger Herr Bruder zu Admont schrieb mir noch im letzten seinem Brief, sie habe kleine Kinder, aber auch eine große Tochter; die kleinen hat sie bei sich, und die große geht neben dem Wagen einher."

„Fünfhundert Gulden," sagte der Prior halblaut.

Der Abt sah ihn von der Seite an. „Ja, so viel zahlt sie."

„Zahlt, hm, hat noch nit gezahlt," hüstelte der Prior. „Nit einmal das Angeld."

„Zeit lassen," sprach der Abt.

„Wir haben doch mit dem Dominik Mauritio abgemacht, alsbald er sie für ihr Tafern[1]) ausgezahlt hätt, sollt sie uns die erste Quota legen."

„No ausgezahlt hat er sie sicher schon, wir brauchen aber auch unser Geld! Wenn Ihr erlaubt, so könnt ich mit dem Albertus heut aufs Wieserfeld zu ihn hinauf und die erste Quota betreiben."

[1]) Taverne.

„Den ersten Tag die Witfrau bedrängen? Nein," wehrte der Abt entschieden ab.

„Aber Vater, wir sind auch bedrängt. Wir haben Schulden! Der Pharmacopäus schreibt nichts mehr auf."

„Auch das noch!" murmelte der Abt düster.

„Wir kommen in Verruf, Reverendissime Pater," redete der Prior weiter auf ihn ein. „Wenn doch der Herr Vater hätt das erst Anbot angenomben — wir hätten jetzt neunhundert Gulden!"

Der Abt fuhr auf:

„Vom Wurschenhofer, einem Ketzer, Geld hätt ich eignen sollen, ich, der ich wider den Händel streite? Wofür halteſt du mich? Ob die Schwertner fünfhundert Gulden zahlt oder mir schuldig bleibt; sie ist ein katholisches Weib, und darauf kombt es mir zuerst an. Weißt du es nit, was von unserm seligen Vater Berthold geschrieben steht? ‚Von solchem Schatz will ich nichts wissen,' sprach er, und das ungerechte Gold, das die Brüder in einem eisernen Kübel versteckt hatten, schmiß er in die Enns."

„Herr," rief Karl, „schaugt aber dar, jetzt haben die drüben große Not mit den Tieren!"

„Bei meiner Seel, die Zugstier werden scheu und zwaren vor dem Hochgerüst, es hangt dort einer." Beide sahen gespannten Blickes hinüber.

Die Tiere, die bisher ruhig gezogen waren, warfen die Köpfe und hoben die Schweife vorm Gericht, das zwischen den Tannen hochaufgemauert stand; dort sah man Schwärme von Raben emporflattern.

Das Weib auf dem Wagen sprang auf, die kleinen Kinder kreischten, der Mann, der neben dem Wagen ging, fiel den Zugstieren, die wütend im Joch aufstiegen, in die Zügel und hieb mit dem Bengel auf sie ein. He, ho, he — doch sie stießen wider ihn und ließen ein Wutgebrüll hören, das schaurig durch die Freising rollte. Da siehe, sprang das Mädel vors Gespann, dies war ein Augenblick, daß man ihre helle Stimme wie eine silberne Glocke läuten hörte über die Enns:

„Was werkts dann, Hansl, Fuchsl," und daß man ein belaubtes Zweiglein über den gewaltigen Rücken tanzen und eine flinke Hand fliegen sah, die dem wilden Mordvieh jedem eine Schelle über das schäumende Maul zog.

Das Rütlein ist ein Wunderrütlein, die Hand ist eine Zauberhand. Der Bestien Wutgebrüll stirbt jäh, sie ducken die Köpfe, und siehe, jetzt ziehen sie wieder geduldig durch den Staub, den ihr Stampfen aufwirbelte, weiter, stet; und die Frau sitzt wieder ruhig droben mit ihrem Kindsvolk; nochmals läutet des Mädels Silberstimme fast neckisch über die Enns zu den schwarzen Mönchen hinüber: „Sixt es, aso mueßt es angehn," und hui sind Zugstiere, Wagen, Männer und das Mädel im dunklen Tann unter dem Gericht verschwunden wie ein geträumtes Gesicht.

„Do schau, die hat sich helfen kin," lächelt der Abt. „I hun schon ein Tauromachiam[1]) geforchten. Die wilden Ure gingen nach der jungen Hand

[1]) Stierkampf.

wie fromme Lämmer; ich wollte nur, das wilde Steyr ginge so nach unserer leider alten Hand, deren einige Waffe der Hirtenstab."

Über den Strom her schlugen die Steyrer Kirchenuhren, dreimal nacheinander vier helle Schläge und dann nochmals elf dumpfe. Und ein verworrenes Getön und Gelärm wie von Waffen kam die Enns herauf.

„Jetzt treten sie zusamben auf dem Rathaus. Das ist die Stund, Gott walts. Laß uns heimbgehen."

„Vater," sprach der Prior auf ein neues, legte seine warme Hand auf die kaltschwitzende des Abtes. „Vater, Ihr seid noch nüchtern von der Meß her; ich bitte Euch, erlaubt es mir, gehe ich einen Wein holen."

Und er trat ins Haus. Nach kurzer Frist erschien mit ihm unterm Türsturz im Meichskittel[1]) mit blauem Fürfleck der freie Bauer, dem der Hof gehört, beut in einem Steinzeugkrug dem Abte einen goldenen Trunk Most. „Gsegns Gott."

„Gratias maximas," spricht der Abt, schlägt über den Wein das heilige Kreuzzeichen, setzt ihn an, setzt ihn wieder ab und spricht lauernd zu dem Bauer, den er erst vom Sehen kennt, es ist der Bruder des früheren Besitzers und erst kürzlich von Weyer auf den Hof gezogen:

„Heunt sind die Gmoanwohlen in Stadt Steyr; Bauer, wer meinst du wohl, wird gewählt, und wen wolltest du, wenn du steyrischer Stadtburger wärst, selbst wählen?"

Spricht der Bauer:

„I kenn die Herrnen nöt, i bi frembdi allhie. I kenn ön Praunfalckh nöt, i kenn ön Händel aa nöt. Bin nöt lang auf aufm Hof. Trinket, Hochwürdigster!"

Der Abt sah in den Krug, als fürchtete er, im Most sitze eine Heppin[2]).

Der Bauersmann fuhr bedächtig fort: „Leut aber sagend woll, der Händel zahlt seine Werkleut, sollen bei zwoahundert sein, zwoahundert, in gueter Münz on an iadn Sambstag, und des Praunfalckhen Dienstknecht laffan betteln in der Stadt herumb umb a paar Kreuzer, und die seinig Tochter, die den Loidl in Kasten[3]) hot, dieselbig hot er mit sechs Hemet und sechzg Gulden ausgheirat; i moanet, daß dös von an reichen Mo schuftig is; aso moanet i, i sags wiars is, Steyrer Bürger wann i war, i wählet den Händel, der is aa guat dem gmoan Man, und nöt den Praunfalckhen, der is a Geizkragn."

Der Abt fuhr den Bauern zornig an: „Bist du etwan vom neichen Glauben?"

Dieser entgegnet mit einem bäurisch listigen Schmunzeln ums Maul:

„Nua, von alten."

„Vom alten Glauben bist du und tätst den Ketzer wählen nur wegen des schändlichen Mammon? Dich sollt der Beichtiger ausjagen, wenn

[1]) Meichs von meichßnerisch Tuch: ein dichtgeschlagenes Zeug, aus dem die Kleidung besserer Bauern und kleiner Bürger aus jener Zeit vorzüglich bestand.

[2]) Kröte.

[3]) D. h. die mit dem Wirt Loidl in Kasten bei Weyer verheiratet ist.

du deine Ostern haltst, daß dus weißt! . . . Karl komb, hier rühre ich keinen Trunk noch Bissen an."

Der Abt, der kranke Hüne, warf mit Kraft den Krug an die Erde; den Most trank der lechzende graue Herbstboden. Der Bauer lachte, der Prior klagte auf Latein: „eheu potum bonum"; der Abt aber schritt aus gen Garsten, heiligen Zorn im Antlitz, gleich dem Erzvater Berthold, als dieser Udalrich von Bernecks Sündenhaus mit dem Rücken ansah. Der Prior ging nach und seufzte: „tu es episcopus styrensis, tu es episcopus styrensis," aber so heimlich, daß der Abt ihn nicht hören konnte.

In schwarzen, hochgebrämten Mänteln, Prunkschwerter an den kraftvollen Hüften, ungeheure Brabanterkrausen um die festen, von schwarz und blonden Heinrichsbärten umsäumten Gesichter, traten in den kleinen Ratssaal des Steyrer Rathauses die zwölf Ratsherren von Steyr, die eben im großen Saal vor der Gemeinde, wie es Sitte, ihre Ämter niedergelegt und auf die Bitte seiner Gemeinde, sich anders zu besinnen, hergebrachterweise geantwortet hatten:

„Wir stahn auf unserm Will."

Ihnen voran tritt der Bürgermeister.

Nun wählt im großen Saal die Gemeinde vor dem Alt-Stadtrichter aus den Resignierten sechs neue Räte, und die Resignierten wählen sechs Genannte in den innern Rat, so ist der Brauch in Steyr, und dann geht es an die Wahl des neuen Richters, auf den aller Augen warten.

Die Ratsstube ist sehr klein. Etliche der Herren setzen sich in das eichene Gestühl, das Engel mit Fruchtkörben zieren, und leiten die Wahl durch böse lateinische Witze mit hinkenden casus ein; einige treten an die flaschenglasenen Fenster und spähen auf den Stadtplatz hinab, wo das Volk in dichten schwarzen Schwärmen zieht und von wo ein Lärm ähnlich dem Toben tausend schwärmender Zeidelstöcke [1]) aufsteigt.

„Au weh," seufzte Berthold der Händel, und strich seinen störrigen roten Bart aufs atlassene Wams nieder. „Aus is's, bin i froh. Los bin i den Krempel. Wahrhaftigen Gott! Jetzt, jetzt laß i mirs einmal wohl gschehn, i mueß ja noch heiraten; fuchzig Jahr, i han höchste Zeit.

Ich sach im Traumb eine Terkenmaid,
Grüen war ihr Antlitz, — roserlat ihr Kleid.

Oha, umkehrt is aa gfahrn."

Paul Trauner sprach:

„Es hat sein Guet und Schlimmes. Aber in einer Stadt mit zweierlei Religion ist es schon hundsmäßig. Man kann machen, was man will, man hebt immer eine Sau auf" [2]).

„Ja, das haben schon mehrere in Steyr getroffen, aber das symultaneum ist hieran nit schuld!" sagte mit ernster Stimme und schalkhaftem Blick Joachim von Händel.

[1]) Bienenstöcke.

[2]) Eine Sau aufheben: eine Dummheit machen.

Er ging inmitten der Ratsmänner, deren Köpfe sich nach dem Klang seiner Schritte bald rechts, bald links drehten, langsam in der Stube auf und nieder. Nichts in seinem Gehaben verriet, daß er sich über die Wahl, die ihm die höchste Gewalt über Steyr kraft geschriebenen Gesetzes verleihen sollte, Gedanken oder Sorgen machte.

„Bruder, du bist meschant, wie dein Herr Sohn auf französisch sagt, denn mit den mehreren meinstu mich," brummte der rote Berthold, der in seinem breiten Pluderstaat ein Fenster fast verstellte.

„Da ist er ja, dein Herr Sohn. Heroisch reutet er für der Mayerstiegen und höllisch paßt er auf, daß d'Leut nit Hoch Händel schreien. Schöne Kinder skaramuzzieren umb ihn herumb, er macht si nix draus, hat ihn doch die Kaiserin und Königin hold angeblickt."

„Halt't er Ordnung?" sprach Händel. Einen Augenblick trat er neben seinen Vetter ans Fenster. Sein Sohn hielt hoch zu Roß dem Rathaus über, vor der ausgerichteten Stadtkompanie, behelmt, mit einem silbern Bruststück über dem Litzenrock und silbernem Flamberg an der Hüfte. Hinter ihm wogten, vom Wind bewegt, das steyrische Panier und das Erblandspanner von bunter Seiden; er sah aus wie der Römerritter Sanct Florian zu Lorch, der die Stadt vor dem Feuer hütet; und er nimmt auch wirklich Steyr vor einer Brunst in acht, vorm Zorn der Evangelischen, der wider die päpstliche Partei wild auflodern möchte, aber zur Stund noch nicht darf. „Er halt't guet Ordnung, brav," sprach Händel, sah unter den schrägen Brauen in stolzem Wohlgefallen auf seinen Erstgebornen.

Von unten aber winkt plötzlich eine Frau, die, ein kleines Mägdlein an der Hand, vor dem schönen Reiter hin- und herzog, mit ihrem Schleier zum Fenster und rief hell: „Joachim!" Und sogleich wandten sich hunderte Häupter zum Fenster empor, und ein Geschrei: „Joachim, Händel, Händel, hoch!" füllte im Nu den Platz.

Sie schrien zum leeren Fenster, denn Händel war sogleich in die Stube zurückgetreten.

„Willt du das nit hören?" zwinkerte Berthold, „Sfidomi [1]), Hoch Händel!" donnert auch er mit seinem rostigen Baß, und „Hoch Händel" fiel ihm mit dröhnender Heiterkeit der ganze Rat bei.

Nur Praunfalckh nicht, der gewesene Archigrammateus, den die katholische Partei wider Händel postuliert.

Der hatte ruhig neben dem außer ihm einzigen katholischen Ratsherrn Leonhart Radlmayer, gesessen. Jetzt aber stachelte ihn der ausfordernde Lärm der protestantischen Herren auf, und in seinem feinpolierten Schriftdeutsch, das den Kaplitzer [2]) nicht minder als den alten Schulmeister verrät, sprach er sehr laut:

„Heunt ist ja unser resignierter Rat wolgemut, weil die Herren es schriftlich haben (vermutlichen!), daß die Wahl nach ihren Wünschen gehen wird. Ich denk eine Wahl, da waren die resignierten Herrn nit bei so guetem Humor."

[1]) Ausforderung!

[2]) Praunfalckh war aus Kaplitz in Böhmen gebürtig.

„Ich denk auch eune Wahl," spottete ihm Berthold nach, „da war ein Böhmb fast verhauen worden, der mit einem Schuftian von Doktor als Wahlkommissär nach Steyr ist komben. Ich will den Tod an jedem Hasenbraten fressen, wenn ein Böhmb jemals Richter von Steyr wird."

„Warumb nicht ein Böhme, wenn er in Steyr durch Jahr haussessig und Steyr liebt, außerdem in civilibus et iuridicis expeditus et expertus ist?" fragte mit leiser Ironie Joachim der Händel.

Da ging aufs neu tosender Beifall los: „Jaha, er sitzt sich lang genug in Steyr, er liebt sich Steyr und war sich immer expeditus." Der Witz von Händel war mirum.

Praunfalckhs Gesicht ward dunkelrot, dann fahl. Wann er Steyr nicht liebte und den katholischen Glauben, er wäre jetzt nicht hier und ließe sich schmähen und schänden, er wär zu Wien bei Schotten Sekretarius consilii monastici und hätte große Ehr und viele Sporteln.

Seine Stimme schärfend, rief er:

„Expertus bin ich nicht, experti seind andre Leut, andre Leut seind gerieben. Ich möchte wissen, warumb der Herr von Händel diesen Summer in Augsburg war."

„Warumb war der Kaiser in Budweis?" röhrte Berthold. „Dieser Scholaster fordert Rechenschaft."

„Ich war beim Superintendens," sprach Joachim von Händel, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Also jetzt haben wir es," hieb sich Praunfalckh grell lachend aufs Knie.

„Und ich will euch sagen warumb. Ich bin umb Ersatz für Schaithauff dortgewesen, denn Schaithauff ist zu unruhig und schilt zuviel; wir brauchen gesetzte Männer, die feine Sitten haben."

„Zwaren auch katholisch Pfaffen seind unruhig, seind Schänder und Hetzer; aber es fahrt darumb doch niemand nach Rom!" stach Trauner auf Praunfalckh los.

„Jesum hat man genannt einen subvertentem gentem. Die Herren sagen Hetzer und Schänder, meinen den Albert, weil er die Wahrheit sagt; ich bitte aber, was ist der, der dieses Zeug geschrieben hat?"

Praunfalckh riß ein Papier aus der Tasche und hielt es hoch.

„Dieser Zeddel hat man gestern und ehegestern mehr als hundert gefunden, auf allen Wegen in Steyr, in Steyrdorf, Vogelsang — Vogelsang, Wieserfeld, Pyrach und Garsten. Das hat der Planck in Linz gedruckt; wer's bestellt hat, werden die Herren schon wissen."

Berthold wollte auf Praunfalckh los und ihm das Gedruckte entreißen. Joachim Händel wehrte ihm, nahm selbst das Blatt an sich und las mit unterdrücktem Lachen den Schmachvers:

Am strith | der praune Falckhen schwöbet,
Ein Schelmb | von Falckhners gnadt er löbet,

Manch edles Bluet | er frech zereißt,
Biß entlich ihn | das play zerschmeißt.

Indeß der Hahnn | die sunn verkündigt
Und Petrum strafft | alß der gesündigt.

Der Falckh ein sclau[1]) | der Hahnn ist frey.
Mörkhs Steyr | der Hahnn | dein richter sey.

„Schach Hans Sachsen! — Über ein solches Bubengeticht erhitzt sich Herr Praunfalckh?" Wieder spielte das ironische Lächeln um Händels festen Mannesmund. „Darob kann doch ein ernsthafter Mann nur lachen. Übrigens sind das gar keine Planckischen Typen. Sie scheinen mir von Matthäus Federer[2]) zu stammen."

„Ich will Euch von den Zetteln was sagen, Praunfalckh," trat Andreas Giefflng vor, der sonst als supremus urbis capitaneus die Stadtkompanien befiehlt, heute aber in seiner Eigenschaft als Senator auf den Rat erfordert ist. „Wer sie gemacht hat, wissen wir nit; daß Herr Joachim von Händel aller dieser Propaganda entgegen war, wissen wir, ebenermaßen aber wissen wir, daß dieses, was in den Zetteln vom Hahnen steht, die Wahrheit ist. —"

„Und vom praun Falken ist es auch die Wahrheit!" stampfte Berthold so mächtig, daß ihm die silberne Rose von dem französischen Prunkschuh sprang. „Was wahr ist, muß man lassen. Sein Falkner tragt eine cuculla[3]), Hohoho!"

„Hier wird der Abt von Garsten geschmäht! Ehr des Prälatenstandes! Wir werden an den Landeshauptmann vorstellig werden!" rief Praunfalckh; dick standen ihm die Adern aus der Stirn.

„Schreubt nur, schreubt. Lasset es vom Schmierian dem Sollinger aufsetzen; ich mache Reie und Leud[4]), morgen bin ich gehangen. Hohohoo ohoo!" lachte dröhnend der Rotbart.

„Berthold, soll ich meinen Sohn rufen und dich wieder an die Luft setzen?" fragte sein gewaltiger Befreund, mußte aber wider seinen Willen auch lachen. „Wirklich, du gehörst zu den privilegiatos, von denen Trauner[5]) geredet hat, und du gehörst aus dem Rat hinaus. Im übrigen, ihr Herren, haben wir schon eine schandbare Zeit mit unnützem Gerede angebaut, und wir sind doch hier, zu arbeiten."

„So ist es", sprach der Bürgermeister Radlinger, ein bedächtiger Mann, der in drei Stunden kaum zwei Worte redet. Er setzte sich in seinen Stuhl, auf dessen Lehne ein Monoceros[6]) aus Perlenmutter sprang, die Ratsherren setzten sich um ihn, nahmen Papierkarten und Silberstifte aus dem Busen, und nun schrieben sie, nun überlegten sie, neigten die hochgebuschten Wirbel gegeneinander, fuhren mit den schwer beringten Händen bald rechts, bald links in lebhaftem Gebärdenspiele aus. Es ward schwer heiß in der Stube. Drüben im Saale hörte man ein Uhrwerk dumpf klopfen, und vielhundert Stimmen rauschten wie ein Meer.

[1]) Sklave. [2]) Ein Buchführer in Graz, der viele Stifte bediente.
[3]) Mönchskapuze.
[4]) Berthold persifliert die eigentümliche Aussprache des Deutschböhmen Praunfalckh.
[5]) Der damalige Archigrammateus.
[6]) Das in der Renaissance so beliebte Einhorn.

„Nein, Herr Praunfalckh," rief Than, der Ratsälteste, seinem Nachbarn zur Linken über die Schulter blickend, „auf keinen Fall nehmen wir den Königstorfer an, er hat einem Bürger vergeben mit sein verflixten orientalischem Pulver."

„Besser mit Pulver, als mit Häresie!" hieb Praunfalckh zurück. „Das ist ein unwürdig Spiel! Verleumdet ihn nur, weil er ein Katholik. Das ist ein Schandwahl heunt."

„Was, wer sagt Schandwahl! — Hinaus Schandmaul!" zeterte Berthold.

„Than! Was ist das mit Königstorfer?" fragte Joachim Händel.

„Man sagt, er hat durch ein schlecht Schlafmittel dem Hatschenberger vergeben."

„‚Man sagt,' hat schon manchem Biedermann den Hals verdreht," lächelte Joachim Händel. Praunfalckh sah ihn grimmig von der Seite an. Für das sollt er dem Händel jetzt danken? Nein, er tut's nicht, denn wenn Händel unparteiisch ist, so ist er zweimal falsch.

Drüben auf dem Saal hört man jetzt etwas in lateinischer Sprache ausrufen, die Räte blickten einander erwartungsvoll an. Die eichene Stubentür sprang auf. Es trat, mit sechs Männern aus der Gemeinde, Cosmas Mon, der Altstadtricher, in die Ratsstube. „Unsern Dienst euch Herren zuvor. Der alte Rat ist aus dem resignierten erwählet, der drüben auf dem Saal verlesen wird. Und habet ihr Herren auch gewählt, so gebet uns einen Zeddel. Es geht jetzund an die Richterwahl, Deo patrocinante."

Der große Ratssaal schwamm im Licht der Mittagssonne. Von den Kirchen der Stadt, der evangelischen, der katholischen und den exsekrierten, klingelten und orgelten die Glocken. Es war Mittag. Der Saal wogte von feierlichen, schwarzbemäntelten, hochbeschuhten Männern.

Als die Resignierten Räte eintraten, lief ein Gemurmel um im Saale: „Da ist Händel."

Der Bürgermeister trat an den Ratstisch, den ein buntgesticktes Tuch deckte, und begann die Namen der in den Alten Rat wiedergewählten Ratsherren zu verlesen, und der erste war Joachim von Händel. Hundert Stimmen sprachen den Namen ehrerbietig nach. Dann kam der Name Praunfalckh, und diesem folgten Pfiffe.

Da sagte ein fahler, düsterer Mann im Pelz mit gesträubten Brauen und Locken sehr laut zu Praunfalckh:

„Ihr leidet für Christus."

Da pfiffen die Wahlmänner noch lauter und schrien: „Hui, pfui."

Der Mann war Georg Adler, der Eisenobmann. Er hatte hundert Pfund Pfennig für Praunfalckhs Wahl ausgegeben.

„Da schaug, wie sie schon frech anfahren, ihr zween im Rat seind zweimal zuviel, ich hab's gesagt!" knurrte Berthold.

„Und ich habe gesagt, es kombt darauf an, ob sie wackere Männer seind," sprach Joachim von Händel. Der stand unweit vom Bürgermeister, und sein Adlerblick umkreiste beständig den Saal. An der Wand über ihm hing ein riesengroßes Gemälde, darin Christus in rotem Mantel in der Glorie schwebte, und Moses, dem Lichthörner aus dem Lockenhaupte schossen, dem Volke die

Gesetzestafeln wies. „Wahrhaftig, Berthold, du bist bei der Wahl, was die Diäsis [1]) in der newen Musik ist."

„Wia, wos bin i?"

„Diaesis est diavolus in musica."

„. . . Merzer. Prast", schloß der Bürgermeister die Vorlesung. — „Der innere und äußere Rat vor das Jahr sechzehnhundertundfünfzehnte ist erwählt, die Zahl ist voll."

„Herr von Händel zu Vogelsang!" trat jetzt Adler, feindlichen Blickes, von hinten an den Tisch heran.

Händel sah um.

„Ist es wahr, daß er Herr zehen Zenten Stahel, Scharfachstahel, jüngst nacher Hamburg den Zenten zu eilf Gulden verkauft hat, ein Heidenpreis, gleich zweihundertzwanzig Pfund Rindfleisch, ist es wahr, und hat er Herr dem Radmeister Huymann wirklichen nur dreißig Gulden im Pausch vor Scharfach gezahlt?"

Ein drohendes Brummen ward im Saal. In ihrer Unmacht wider den Leuen anspringen, das kin tun die Kläffer, sunst nix.

„Herr Adler," sprach Händel, zuckte die Brauen, die wie schräge schwarzstählerne Dolche über seinen dunkelleuchtenden Augen standen. „Mein Sach, mein Scharfach".

Jetzt kehrte sich Adler zu den Wahlbürgern hinum und rief: „Das ist dein Wohltäter, Steyr."

„Er ist es!" donnerte Gieffing; wild, wolfsgrimmig blickten die Steyrermannen. „Wer hat den Eisenknappen in Eisenerz, des Kammerguts, da das Ort halbscheit verbronnen ist, siebenzehn Häuser baut? Ihr nit, Herr Adler! Und auch nit die insolvente Kompanie".

„Die Richterwahl hebt an!" gebot mit erhobener Stimme der Bürgermeister. Da legte sich Reden und Streiten. Der kreisende Saal teilte sich, und ein breiter Strom von Menschen flutete gegen die kleine Ratsstube, wo schon der Stadtschreiber bereit war, jedes Mannes Stimme nach getanem Eid zu hören und aufzuschreiben.

Vom Stadtplatz hörte man den Lärm jetzt groß, mächtig und so deutlich in die halbleere und stumme Prachthalle hinauf, daß es wenig Mühe brauchte, einzelne Worte zu verstehen. Man hört:

„Wer ist Praunfalckh? Des Papsten Freund, der Unruhstifter, ein falscher Böhmb, ein Feind der Bibel."

„Wer ist Händel? Des Volkes ein Freund, Schützer der Armut, vom Kaiser geehrt, dem reinen Wort zugetan, teutscher Mann in Steyr. Händel, Händel, wählet Händel."

Es schlug von den Türmen das Viertel nach eins. Der alte Rat, der junge Rat und alle Bürger von Ansehen sind in der Ratsstuben gewesen und haben unter Eid gestimmt.

Und nun, wie ein abgedämmter Strom zurückflutet in sein altes Bett, drangen die Männer mit schwitzenden Stirnen und lachenden rotglühenden

[1]) Das Kreuz.

Gesichtern wieder zurück in den Prachtsaal. Der Herr der Welt und Moses mit den Lichthörnern und Philippina mit dem Schnupftuch in der Rechten und ihr Erzherzoggemahl mit der Nelke in der Linken sahen aus den alten Bildern staunend auf die übergroße Menge der Wahlmänner; seit dreißig Jahren waren nie ihrer so viel im Saal beisammen gewesen wie heute.

Der Estrich wankte von den wuchtigen Bürgerschritten, und die Holzdecke mit gemalten Figuren von Nymphen bebte leise von dem dumpfen Gerede und knallendem Gelächter. Zuletzt hinter den mannhaften, breitgebrüsteten Hünen allen kam ein magerer schmaler Schlucker und trug einen silbernen Kelch, der einem Turm ähnlich war, in Händen. In diesem Kelche waren an die dreihundert Stimmzettel beisammen; der sie trug, war der Stadtschreiber.

An den grünen Tisch trat der Schreiber, die Stimmen zu verlesen; rechts vom leeren erhabenen Stuhl des Stadtrichters stellte er sich auf; es gab ihm der Bürgermeister noch zwei Skrutatoren bei, es ward der Turmkelch eröffnet, tiefes Schweigen war im Ratsaale.

Der neugewählte Rat sitzt um den Tisch, nur Händel setzte sich nicht nieder, sondern trat gegen die Stirnwand des Saales zurück und hatte acht, was im Saale geschah. Der Schreiber hub zu lesen an. Und die Stimmen sind wie folgt:

„Joachim von Händel zum Vogelsang.

„Joachim von Händel zum Vogelsang.

„Herr Joachim Händel zum Vogelsang.

„Herr Joachim Händel zum Vogelsang —."

„Der fäht guet an," sprach Adler grimmig.

„Es kombt baß, lascia far a lui," höhnte ihn Gieffinus. Um diesen hatten sich die protestantischen Wahlmänner geschart, um den Eisenpräfekten die katholischen. Die Blicke der einen aber wie der andern hingen, diese in stolzer Erwartung, jene voll gärenden Unmutes, an Joachim Händels ruhig starrendem Gesicht.

Der Stadtschreiber fuhr unterdessen zu lesen fort:

„Konrad Trauner.

„Herr Joachim Händel.

„Herr Joachim Händel zum Vogelsang.

„Joachim von Händel."

Die Skrutatoren zeichneten Punkte auf ihre Bogen.

„Halt!" ruft einer: „Wer skrutiert? Warumb skrutiert kein Katholik? Es sollte ein Katholik und ein Lutheraner skrutieren."

„Wer pfiffert da hinein. Halts Maul!" dräut Gieffing. „Meßner skrutieren nicht und Böhmben werden nicht gewählet, basta!"

„Was ist mit den Skrutatoren?" fragt Händel weit vernehmbar den Bürgermeister. „Die Leut begehren nichts Unbilliges. Nehmet noch den Radlmayer dazu."

Es ward ein Rücken von Stühlen. Radlmayer sagte zu Händel: „Meine Achtung, Herr" —

Der Stadtschreiber entfaltet den neunten Zettel und las mit widriger leiser Stimme:

„Nicolaus Praunfalckh."

„Wer wählt den Affen?" raunt Berthold einem Nachbar zu. „Oder hätt er si selbm aufgeschrieben?"

Aber es folgte noch sechsmal der vielgehaßte Name.

Jetzt hoben die Katholischen ihre Häupter und fingen stolz zu blicken an. Von der Gegenseite aber hörte man: „Bäh, bäh, sieben Eseln vor einen."

Da fuhr Joachim herum und rief mächtig: „Schreiber, halt inne! — Die hier wie im Wirtshaus tun, sollen sich zum blauen Bock setzen, sie habend Urlaub."

Thun rief: „Herr, die Weis ist wüst. Aber sollen rechte Steyrer nit wild werden, wenn drei den Böhmben ehrlosen Mann statt Händels wählen?"

„Warumb ehrlos?" gab Händel wuchtig zurück. „Das sind sie nit, sie sind und wählen eben katholisch."

Der Schreiber aber las weiter und las dreißigmal nacheinander den Namen Händel, und plötzlich legte sich alles Reden und Streiten, kein lautes Wort fiel mehr, und so still ward es, daß man einen Schuh krachen und die Seide eines Mantels rascheln hören konnte. Der Schreiber machte eine Pause und las den Namen Händel noch etlichmal, hierauf Händel und Praunfalckh einen um den anderen vierzig Stimmen lang. Und da lebte die schon geknickte Hoffnung der Katholischen auf und sie winkten mit freudigen Augen zum Böhmen. Der sah niemanden an, lachte aber. Doch seine und seiner Wähler Freude wandelte sich in Trauer; denn der Schreiber las weiter und las keinen andern Namen mehr als Händel. Und wie er den Namen immer wieder langsam und fast mit Ehrfurcht aussprach, erglühten die Gesichter im Saal, als lodere da ungesehen ein gewaltiges Feuer, und wie Schwerter im Nahkampf waren die Blicke der beiden Parteien wider einander gezückt. Noch einmal kam der Praunfalckh für, und nimmer.

„Joachim Händel zum Vogelsang.

„Joachim Händel von Vogelsang.

„Joachim Händel."

Plötzlich warf einer vom Jungen Rat seinen Hut empor und tat einen schmetternden Jauchzer wie ein Bergmann: „Händel, Glück auf!" Das war das Zeichen, die feierliche Stille zerriß, und von nun ward Händels Name jedesmal mit wilden, begeisterten Rufen begrüßt. Die wuchsen und schwollen und waren mächtiger und freudiger als das Hochgeschrei in den Straßen Steyrs, das den Kaiser grüßte, da er mit seinen acht falben, goldgeschirrten Berbern von Gleink gefahren kam.

Der Schreiber hatte nur noch drei Zettel vor sich:

„Joachim Händel."

Da war das Hoch und Heil der evangelischen Mannen nicht mehr wie das Jubelgeschrei am Kaisertag; da brauste es wie der Donnerer[1]) auf dem Tabor:

„Joachim Händel!"

Da erdröhnte es wie Bombarden in der Heerschlacht, die Schlacht ist gewonnen; die Widerparte aber stieren fahl wie Gespenster, verloren ist der Tag. Wer, wer von uns hat nicht seine Pflicht getan?

[1]) Böller.

Der Schreiber verlas den letzten Zettel:

„Joachim Händel zum Vogelsang."

Und jetzt brach ein Jubel los im Saal, der den Saal erzittern ließ, wie die Löwin, die zutale rast, die uralten Berge, wie das Horn der Untiere die ptolemäische Welt.

„Händel, Händel! Heil Händel. Freue dich, Steyr, Händel hat das Schwert."

Tobend, jauchzend, ein Wettersturm, die schwarzen Federhüte überhoch wirbelnd, die weißen Tücher wie Fahnen schwingend, dringen die Wahlmänner, dreihundert[1]), zum Ratstisch. Händel, in gelassener Ruhe und mit fast unverändertem Antlitz, bedeutete sie durch ein Zeichen, die Promulgation abzuwarten. Aber schon war Gieffinus, der Capitaneus Supremus, auf den Söller hinausgestürzt und hatte die Kunde wie eine Freudenfackel ins Volk geworfen:

„Majoritas absoluta! Händel zum Vogelsang!"

In dem Augenblick fing die Stadtkompanie Wirbel zu schlagen und Signal zu schmettern an; aber ein ungeheures Freudengeschrei, das über den Platz wie eine riesige Donnerstimme aufging, ertränkte Trommeln und Trompeten. Der Bürgermeister riß den Skrutatoren die Zettel weg. Einer zog die Glocke, die zu Beginn und Ende der Ratssitzungen geläutet wird. Alle Fenster wurden aufgerissen, trunkenes Licht funkelte, und die wilde Luft tanzte herein und ließ die Mäntel der schwarzen Herren fliegen, und der Donnerlärm der Straße war mitten im Saal.

Der Bürgermeister auch donnerte mehr als er sprach:

„Grueß zuvor —

dieses seind die Zahl der Stimben der wahlfähigen Steyrer Burgerschaft und des Burgfrieden, sie folgen also:

„Dreihundertundvier Stimben. Darvon fallen auf Herrn Joachim Händel zweihunderteinunddreißig Stimben.

„Auf Nicolaus Praunfalckhen sechsundsechzig Stimben, auf Konrad Trauner sein zwei, Herrn Nicard, Herrn Than und Herrn Doktor Lazaro Holzmüllern seind jederm ein Stimbe gut geworden. Folgend ist

„Herr Joachim Händel zu Vogelsang zum Stadtrichter von Steyr erwählet, welchem Gott in seinem Ambt genade."

„Herr Gott, dich loben wir!" sang eine Stimme, klar wie die Flauta der Orgel, vom Stadtplatz herauf, und dröhnend fielen tausende Stimmen auf dem Stadtplatz und im Saale ein und verschmolzen zu einem gewaltigen Lobgesang, wie ihn noch keine Kirche hörte, ihn auch keine hätte fassen können außer dem blauen, unendlichen Dom Gottes, erbaut über Steyr und aller Welt.

[1]) Soviel wahlberechtigte Bürger dürfte Steyr um 1615 besessen haben. Wahlberechtigt waren nur die angesehenen und begüterten Bürger. Das Zeremonial der Gemeindewahlen zu Steyr stammt aus dem Jahre 1499 und erhielt sich bis in die josephinische Zeit. (Pritz, Beschreibung und Geschichte der Stadt Steyr und ihrer nächsten Umgebung. Linz, Quirin Haslinger. 1837. S. 170 ff.)

Händel, dem das Lied erklang, beschattet sich die Augen mit der Hand, dann sah er stolz und verwegen um sich. Er wußte es wohl, wie die Wahl fallen würde, er kennt seine Freunde; und doch, mit der neuen Hoheit angetan, fühlt er sein Herz wachsen wie einer, der zu Berge fuhr und nun auf hohem, sonnigem Gipfel steht, ein Herr des Berges. Herr ist er, und Steyr ist sein.

„Das Schwert! Das Schwert!" tobt der Mannen Ruf in den ambrosianischen Choral. „Gebt ihm das Schwert!" Dem Richter von Steyr trug es von uralten Zeiten her immer der Rat am zweiten Tag in Prozession ins Haus — aber alter Moder von Zeremonien fahr dahin. Händel ist Richter! Zwanzig Hände reißen die feierliche Truhe auf und reißen das Schwert heraus. — Madlseder vom Jungen Rat reicht es dem neuen Richter.

Der nahm es in die rechte Hand. Es leuchtet von Blumen, Kränzen, geflügelten Göttinnen, brennenden Altären und Opfern.

Und als er nun im Schwerte stand, begann der Saal sich zu weiten, zu ergrößern, und plötzlich war das Volk im Saale unter den schwarzen Gewaltherren, die rußigen Schmied und Messerer, die Krämer und Bauern in bunten Röcken, und alle hoben die Hände und riefen und jauchzten „Hoch und Heil!" Es waren tausend wimmelnde Gestalten; es waren tausend Menschen und ein Freudenschrei: „Hoch Händel unser Richter, Händel unser Herr!"

Die Glocken sangen, dumpf krachten die Donnerer, durch das Gewühl drängt sich eine schöne, glänzende Frau, die mit einer Hand ihren golddamaszierten Rock hoch aufgenommen hat, im Gedräng an der andern ein lachendes Blondmägdlein mit sich zieht. „Händel, Händel!" Sie ist beim Ratstisch und wirft dem Herrn im Schwerte ihre beiden Arme um den Nacken und legt ihr Haupt, davor der Schleier und dickgoldene Flechten und Perl und Goldschnüre verwirrt niederhangen, an seine Schulter.

„Du Lieber, gar viel Lieber, mein Herr Stadtrichter von Steyr, meines Lebens hab ichs erwunschen, nun hab ichs erlebt."

Er reicht ihr lächelnd die Hand und fährt dem Kind, das jauchzend an ihm hinaufspringt, über den Scheitel. Dann neckte er die Goldhaarige: „Die Frauen gehören aber nit in Rat."

„Lieber, alle wollen dich grüßen, soll nur ich nit dürfen?" fleht sie, und ihre Augen strahlen vor Stolz und Liebe.

„Guet, Helena, ich weiß es nun, dich freut's. Gott befohlen." Er löste seine Hand aus ihrer und lehnte sich auf das Schwert. Das ist ihm jetzt mehr als Weib und Kind. Sie ging leisen Schrittes hinaus; ihrer goldenen und rosigen Schönheit folgen viel Augen.

Joachim Händel aber, auf das Schwert mit den Göttinnen, Fratzen, Opfern und Flammen gestützt, hob seine markige tiefe Stimme und sprach: „Steyrer, habet Dank." Da ward heilige Stille im Saal, wie überm galiläischen Sturmmeer, als der Herr den Wellen gebot. Händel sprach: „Steyrer, dieses Schwert habt ihr mir geben. Gott und sein Wort genade mir, daß ichs zum Wohl eurer Stadt führe. Dies Schwert habt ihr mir geben, das ist der Bann über Leben und Tod. Es soll aber in meiner Hand, so helfe mir Gottes Wort, Leben sein und nicht Tod. Als der letzte

Weltgang sich endete, da hat hier vor diesem Hause einer den Tod gelitten, der sah dieses Schwert und dieser sprach: „Das Leben ist heilig." Er war ein schuldiges Blut, aber sein Wort war vom Herrn. Ich stehe hier mit dem Schwert, ich stehe aber nicht umb Bluet, wenn es nit sein mueß, alle Umständ erwogen; kann es Vergebung sein, so sei es Vergebung, kann es Urfehd sein, so sei es Urfehd, kann es Acht sein, so sei es auch die, mueß es Bluet sein, so sei es Bluet, aber nit Feuer noch unmenschlich Marter wie Marcus Aurelius, die Wonne des Menschengeschlechtes, geschrieben hat. So halte ich den Blutbann. Es ist auch unser gnädiger Herr und Kaiser zu Wien ein gütiger Mann, dessen das Gnadenrecht ist, und wir wollens nicht vergessen, wenn ein verlassener und bitter büßender Sünder oder Sünderin vor uns umb ihr armes Leben fleht. Das Leben ist heilig."

Wie ein Gotteshaus erlauschte der Saal; solche Red ward an dieser Stelle noch nicht gehört. Von der Freising steigt der schnöde Dampf verbrannter Menschengebeine auf, im Steinfeld floß viel Blutes, es ward den Steyrern schon zu viel, und wollte doch jeder die alte Gepflogenheit schonen und vom römischen Recht nicht weichen. Aber das da ist ein teutscher Mann.

Er fuhr in seiner Rede weiter, jetzt mit einem heitern Blick gegen die offene Saaltür, wo sein Weib mit dem kleinen Mägdlein stand, obwohl die Frauen nicht in Rat gehören, und ihn mit gefaltenen Händen wie einen Heiligen betrachtete.

„Ich rede vom Bluetbann. Es seind aber noch andere Sachen, die der Richter und Rat zu walten hat, und ich sage Euch, ich bin bereit, mein Guet und Bluet darauf zu wagen. Die Eisenhandlung, die vor den Ausschaffungen de anno 1600 in Blüte stund, hat abgenommen. Wir wollen dem nicht müßig zuschauen. Es soll den armen Produzenten durch einen neuen Eisensatz geholfen werden. Wir wollen neue Verkaufslande vor das Eisen erschließen und die widerrechtliche Ausfuhr des Johnsbacher Eisens durchs obere Ennstal mit allen Mitteln hindern, nit dem Prälaten zu Admont zum Trutz, aber dem Eisenrecht zum Schutz; denn dieser Unfug mit dem Waldeisen ist die Mutter aller Schmerzen der steyrischen Gewerke. Habet dominus das sein, laß er mir das mein. Mit den Gläubigern will ich ein Abkommen suechen, und zuvörderst sollen alle Entitäten[1]) in eine Massa vereinigt und dann mit frischer Kraft eine neue Gesellschaft aufgericht werden.

„Wir wollen auch, ich der Richter und diese der Rat, die lange Münz aus dem Land zu bringen trachten, und sollte ich fünfhundert Marken Brandsilber aus eigenem darzu widmen müssen, das soll geschehen.

„So wollen wir auch zum alten Spittel schauen, darin nit Platz noch Zurichtung vor mehr denn zwanzig Mann, und wollens bessern. Mehr soll der Kauf und Verkauf von Grundstücken in und umb Steyr, da Preise über Maß gestiegen seind, von ratswegen überwachet sein und soll vom Ertrag der reichen Grundstücke auch der arme Mann etwas haben, wir wollen die Umlage vor den armen Mann fruchtreich machen."

[1]) Vermögenschaften.

Das Klatschen und Jauchzen der Tausende knatterte und wirbelte vom Stadtplatz wie eine Springflut empor. Aber der Ritter, zu Pferde, der vor der Mayrstiege hält, den die Fahnen umfliegen, reckte die Hand aus und rief: „Händel spricht, höret weiter, nehmet aller seiner Wort inacht."

Da lächelte der Richter von Steyr. Ja du mein liebstes Kind, so stolz als du da reutest und befiehlst, so stolz sollst du einmal dieses heilige Schwert tragen, und ein Fürst sollst du als Richter der evangelischen Stadt Steyr sein.

„Steyrer," sprach er wieder, „euch freuend meine Wort, es ist gute. Aber noch etwas habe ich euch zu sagen, das liegt mir mehr am Herzen, mehr als die Eisenhandlung, Grundverkauf und Spital, mehr als die ganze Schwertgewalt, liegt mir am Herzen wie meines lieben Sohnes und meiner Tochter Glück und Wohlfahrt."

Aller Augen hingen brennend an seinen Lippen. Er holte tief Atem, seine breite Heldenbrust dehnte sich, und feurig leuchteten seine Augen, als er sprach: „Hie, zu Steyr, sind zwei Religion; seind streitend wider einander. Ich bin ein evangelischer Mann und ein evangelischer Richter. Doch sollen alle Steyrer wissen, Katholische wie Evangelische: Ich spreche Recht nach dem Gesetz Gottes und dem Gesetz der Stadt nach meinem Gewissen, keiner soll geringer im Recht sein, weil er nicht meines Glaubens ist, so Gott mir helfe! Aber das sag ich euch, steyrische Herren hier im Saal, und allen Steyrern vor der Porten sag ich es: Wer den Frieden bricht, wer den Haß anschürt, wer die Kapitulationsresolution[1]) umstürzen will und seinen Bruder nit beten und glauben läßt nach dem Gewissen, wer einen Mann, sei es der Ärmste, schmäht und verletzt oder tötet umb des Glaubens willen, der möge sein wer er ist, fürnehm oder gering, evangelisch oder katholisch" — hier erhob Händel seine Stimme, daß sie vom Saal auf den Platz hinaus dröhnte, wie des Herrn Stimme auf dem Sinai zwischen den Blitzen, daß alles Volk erbebte —, „dem will ich Gnade nicht tun, den will ich niederschmettern mit dieser Faust, in der ich das Schwert halte, so genade mir Gott."

Kirchenstill waren Saal und Stadt, und gebeugt stand das Volk, wie die Kinder Israels um den Sinai. Dumpf nur murmelten die evangelischen Herren: „Ein Mann von Gott gesandt."

Doch während noch der Bann seiner Drohung über dem Volke war, sprach er nun mildern Tones und mit Lächeln:

„Ich verhoffe aber, es werden solche Friedbrecher unserm Steyr fernbleiben; wenn einige unter uns wären, sie wissen meinen Sinn und mögen danach leben; auch meine katholischen Mitbürger mögen die Warnung von mir, den sie einen Ketzer heißen, annehmen, sie kombt von einem Höheren. Die Kapitulationsresolution ist vom Kaiser, und der Frieden ist von Gott. Steyr, das Schwert, das du mir verlieheſt, soll der Ölzweig und der Eichenkranz ruhmreich umblühen, beide schirme diese Hand. Du seiest die mächtigste Stadt im Herzogtum, mächtig durch dein teutsches Eisengewerbe, mächtiger

[1]) Der kaiserliche Erlaß vom 19. März 1606, wodurch den Protestanten aller Stände in Österreich die Religionsfreiheit zugestanden wurde.

durch deine teutsche reine Sitte, am mächtigsten durch deinen teutschen, wahrhaftigen unverlogenen Glauben! Dies wünscht, der dich liebt, Joachim Händel."

Alle Häupter, als der Richter seine Rede beendet hatte, beugten sich tief, wie unter einem heiligen Segen; alle Hände falteten sich, alle Busen schwollen. „Dreizehn Jahr sind's, da trat der Praunfalckh mit seinem Stiefel auf die teutsche Bibel, und der Federfuchs schlug den Abendmahlskelch in Stucken, und heunte hört man in Steyr, Steyr so herrliche Rede, wie sie goldener nicht in Worms erklang aus Luthers Mund." So dachten die, die evangelisch waren, und es stieg kein Donnerschrei, kein Jauchzen mehr in und vor dem Saal; von heißen Lippen aber rang sich, wie beim Abendmahlsgottesdienst, wenn ihnen der Diener am Wort den Kelch reicht, ein bebendes: „Amen, Amen."

Auch von den Katholischen sprachen viele fast unwillentlich einen Gruß und Dank. Es war, als wenn ein Engel mit der Palme über die stolzen Hallen hingeschwebt wäre, hinaus in die Stadt, um sie zu benedeien.

Händel nahm den Mantel, der ihn beschwert und den er abgeworfen hatte, wieder um, die Skrutatoren bedienten ihn. Nun schritt er aus dem Saal, stolz und königlich, um sich denen, die nun draußen wieder gewaltig nach ihm zu rufen anhuben, im Schwert zu zeigen. Seine nächsten Freunde umrangen ihn, preßten seine Hände, und eine unabsehbare Schar wogte hinter ihm her. Nur wenige standen düster und bedrückt abseits, unter diesen waren Praunfalckh und Adler. Praunfalckh sprach:

„Es kombt, wie es mußte, unsere Leute haben geschlafen. Ich zieh auf Wien zu Schotten; mir tut nur der gnädige Herr leid und Euer Müh und Geld, Herr Adler!" Adler runzelte die dunkle Stirn: „Mir ist umb Steyr leid." Am Ratstisch hatte einer die Papiere geordnet und kam jetzt als letzter herab; es war Radlmayr. „Ihr Herren," sprach er, „i tu niri vor Steyr fürchten, er ist ein gerechter Mann."

„Das ist er und klug dazu," sprach Adler mit einem Hohn, in dem grimmer Schmerz pochte. „Bei uns hingegen gibt es viele Schafsköpfe. Der Teufel saß in seiner schönen Rhetorik, und du, Kamel von Madian, hast das nit gespannt? Marcus Aurelius, die Wonn des Menschengeschlechtes, war den Heiden ein gütiger Vater, den Christen ein Tyrann; er ließ sie mit Feuer und Eisen martern und warf die Jungfrau Blandina den Löwen vor. Armes Steyr, das du keine katholischen Männer hast, außer eines kranken und eines landfremden Mönchs! Wenn jetzt Gott nicht ein Wunder tut — so wirst du es haben wie Lyon unter Marc Aurel oder wie Babylon unterm Antichristus."

Händel war unterdes die Treppe hinabgestiegen; da wogte ihm ganz Steyr entgegen, trunken vor Lieb und Jubel, wie ein beglücktes Volk seinem gesalbten Herrscher. Sie breiteten Sammet und Seide vor ihm aus und legten ihre Hände unter seine Schritte.

Dem Kaiser Matthias, als er vor fünfzehn Monaten im goldenen Wagen nach Steyr kam, haben sie nicht so getan.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tochter Weimars auf dem Throne der Cäsaren[1].

Von

Richard M. Meyer.

Auch über das „Glück der Throne" haben die Anschauungen im Laufe des letzten Jahrhunderts gewechselt. Es ist natürlich, daß die naive Vorstellung zunächst den von den Sterblichen am heißesten begehrten Platz mit märchenhaften Farben ausschmückte und nicht nur jeden äußeren Glanz, sondern auch jede innere Befriedigung mit der höchsten Würde magisch verbunden glaubte. Aber die neue Auffassung vom Beruf des Fürsten trübte diesen Glanz in beiderlei Sinne. Gestalten wie Friedrich der Große und gar wie Joseph II. in ihrer düsteren Größe mußten dem „stillen Bürger" die Frage aufdrängen, ob nicht doch nur des Inneren stiller Frieden Glück sei —

Und die Größe ist gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel,
Was er gibt, sind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es ist so viel!

Nicht bloß der entschlußscheue Grillparzer—Schiller selbst hat in der Zeichnung sogar des furchtbaren Gewaltherrschers Philipp seiner Zeichnung etwas von jener „pitié suprême" geliehen, die Victor Hugo für die Einsamen auf den Thronen forderte: er hat Mitleid mit dem Verlassenen, der an den Felsen schlägt und dem der Stein statt Wasser nur glühend Gold gibt . . . Wie erschütternd klingt es, wenn unser gütiger alter Kaiser auf die nicht eben zarte Frage des Hofrats Schneider, ob er wirkliche Freunde gehabt habe, nach einigem Bedenken antwortet: „Ja — den General von Brause — der hat mich nie um etwas gebeten!" So nahe lag selbst dieser milden Natur die Vorstellung, daß niemand ohne Hintergedanken sich den Mächtigen nähere!

Weniger hat auf jenen Umschwung die Erfahrung von der Vergänglichkeit manchen Purpurs eingewirkt, die Europa seit der großen Revolution machte; doch denkt daran gerade Prinzessin Augusta, wenn sie 1829 schreibt, daß das Schicksal der Maria von Portugal „einen deutlichen Beweis von dem traurigen Lose gibt, welches nur zu oft mit äußerer Größe und Rang

[1] Aus dem Literarischen Nachlaß der Kaiserin Augusta. Herausgegeben von Geh. Archivrat Dr. Paul Bailleu und Archivrat Dr. Georg Schuster. Erster Band. Mit 6 Porträts. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1912.

verbunden ist". Ihr eigenes Schicksal sollte sie am Rand des Verderbens vorbei auf den Gipfel menschlichen Ansehens führen, ohne sie doch innerlich zu beglücken.

Aber was sie von dem höchsten Glücke fern hielt, war sozusagen mehr ein bürgerliches als ein historisches Motiv. Sie hat gewiß gehofft, an der Seite des edlen und im tiefsten Sinne vornehmen Mannes, dem sie angetraut war, das Glück einer Liebesehe zu genießen; und in den ersten Jahren erklingt auch wirklich ein Ton rein menschlicher Beziehungen, wenn sie sich „Deine Kleine" unterschreibt oder mit berechtigtem Mutterstolz von dem „prächtigen Bengel" erzählt, der einst unser vielgeliebter Kaiser Friedrich werden sollte. Aber es war nicht nur die Erinnerung an die schöne Prinzessin Elisa Radziwill — über die sie übrigens mit vornehmer und sympathischer Teilnahme schreibt —, was diese Ehe zu einer solchen glücklichen Gemeinschaft nicht werden ließ, wie gerade der Hohenzollernthron sie wiederholt gesehen hat. Die große, auch politische Rührigkeit der Prinzessin und der Kaiserin trug wohl doch auch ein wenig jenen Stempel des Unbefriedigten, Enttäuschten, der so oft zu allerlei Dilettantismen führt. Und trotzdem darf man ihre politische Rolle darauf allein nicht zurückführen: mit den persönlichen Motiven wirken typische zusammen. Augusta ist eben doch nicht bloß die Gattin des Prinzen von Preußen: sie ist die „Prinzregentin" einer Übergangszeit.

In den herrschenden Anschauungen über das Glück auf Thronen hat sich inzwischen überwiegend ein Ausgleich vollzogen. Wir sind nicht mehr von dem Märchenglück der gekrönten Häupter geblendet; aber wir sind auch nicht zu tiefstem Mitleid mit der Schwere der Krone gestimmt. Denn eins vor allem besitzen die Fürsten, um das auch wir sie wohl beneiden: den unschätzbaren Vorzug, leichter als irgend jemand sonst Glück verbreiten zu können. Es bedarf ja nicht einmal des höchsten Vorrechts der Gnade, nicht einmal der wirklichen Gunstbezeigung, zu der ihre Macht auch in den am meisten demokratischen Ländern reichste Möglichkeit gewährt; schon ein freundlicher Blick, ein leichtes Wort, eine Handbewegung dieser Begünstigten erscheint Zahllosen als ein unvergleichliches Glück, kann ihnen ein armes Leben mit stolzer Erinnerung füllen. Ist das für die Fürsten nicht Glückes genug? Was sonst nur denen zuteil wird, die durch unvergleichliche Leistungen sich ein Recht auf die Bewunderung und Dankbarkeit ihrer Zeitgenossen erworben haben, das wird der kleinsten Prinzessin in die Wiege gelegt. Und während hieran die neuere politische und soziale Entwicklung wenig geändert hat, war sie geeignet, jene oft schwer empfundene Last der Verantwortung leichter zu machen. Die Verantwortlichkeit für die Schicksale seines Landes trägt weder im politisch-historischen noch im moralischen Sinne der König allein; der Feldherr in der wogenden Schlacht, der Kapitän im wilden Sturm, ja der Leiter irgendeines großen Unternehmens in kritischer Zeitlage mag viel unmittelbarer und ausschließlicher von dieser Last zu Boden gedrückt oder gerade auch angespornt werden. Wir haben nicht den Eindruck, als ob tatsächlich gerade die politische Verantwortung am schwersten getragen würde: es sind wohl mehr Generäle und Kaufleute oder Industrielle unter ihr zusammengebrochen als Politiker. Die napoleonische Zeit nennt keinen, die

Revolution nur den Grafen Brandenburg . . . Was haben die Haugwitz und die Manteuffel, die Schulenburg und die Mack nicht alles überlebt, und alle möglichen deutschen Fürsten der Rheinbundszeit auch! Sie sonnten sich in dem Glanze ihrer Macht als eines Gottesgeschenks und vergaßen, welche schwere Verpflichtung in dem Wort „von Gottes Gnaden" liegt.

Und vielleicht ist dies der beste Beweis gegen den Satz von der schweren Last der Krone, daß gerade auch die Fürstinnen fast überall die Begier zeigten, sie nicht bloß als Schmuckstück zu tragen. Ihnen sollte doch, meint man, jenes unvergleichliche Glück genügen, das ihnen noch reiner als den Regenten beschert ist: durch das zu zahlen, was sie *sind*. Und wie viele von ihnen haben auch wirklich als gütige Schutzgeister über ihre „Landeskinder" Segen zu verbreiten gesucht! Auch ihnen hat man jene „pitié suprême" zuwenden wollen. Schopenhauer meinte, Fürsten dürfe man einige Freiheit in ihrem Liebesleben nicht verdenken, da sie in der freien Wahl beschränkt seien und in der Regel die Neigung des Herzens dem Staatsinteresse opfern müßten — wofür ja wieder Kaiser Wilhelm das berühmteste Beispiel neuerer Zeit ist. Alles dies müßte dann doch wohl für die armen Fürstinnen erst recht gelten! — Aber auch hier wieder sind wir geneigt, die Sonderstellung der Prinzen nicht so stark zu betonen. Wie viele Männer aller Stände sind denn ganz frei in der Wahl ihrer Lebensgefährtinnen? Das große Bauerngut zwingt den Erben so gut zur „Staatsraison" wie die Thronfolgerschaft; und Frau Jenny Treibel denkt so wenig daran, eine „Ehe unter dem Stand" zu gestatten, wie der alte Bayernherzog, der die schöne Agnes Bernauer ertränken ließ. Der Werkführer in seiner kleinen Stube und der Prinz in seinem Palast werden beide nur zu oft versuchen müssen, die Liebe aus der Gemeinschaft erst herauswachsen zu lassen; und weshalb sollte das „oben" weniger gelingen als „unten"?

Freilich — es sind besondere Gefahren da. Die Nähe des Thrones reizt und verführt. Die Macht wird eine gefährliche Versuchung: sie mag die Königin leidenschaftlicher hassen als irgendeine begünstigte Nebenbuhlerin in der Zuneigung ihres Gatten. Wenn die Erfahrung lehrt, daß schon die „Kommandeuse" und die „Chefeuse" in Regiment und Geschäft ihren Spottnamen zu verdienen streben — was wunder, daß erst recht die Frau im Purpur mit dem Zepter spielen möchte?

Und selten war diese Versuchung so groß als in der Zeit der Prinzessin Augusta. In der Zeit der absoluten Monarchie haben vorzugsweise die Frauen „regiert", die offiziell gar nicht zu den Regierenden gehörten: die Maintenon, die Pompadour. Die Blütezeit der weiblichen Macht auf dem Thron brachte erst das 19. Jahrhundert. Herzog Ernst von Coburg meint, man werde einmal staunend bemerken, welchen Einfluß auf die deutschen Geschicke jene vier bayrischen Schwestern gehabt hätten, unter denen Erzherzogin Sophie, die Mutter Franz Josephs, und Königin Elisabeth, die Gemahlin Friedrich Wilhelms IV., die bedeutendsten waren. In der Nähe dieser Fürstin hat Prinzessin Augusta die wichtigsten Jahre ihrer selbständigen Entwicklung verbracht. Wie sollte auf die kluge, ehrgeizige, in ihrem häuslichen Leben nicht befriedigte Tochter Weimars dies Beispiel nicht seine Wirkung

tun? Es ward die Tragödie ihres Lebens, daß sie eine politische Persönlichkeit sein wollte — und nicht sein durfte.

Die Hohenzollernfürstinnen hatten beinahe alle eine Neigung, sagen wir es nur: zur politischen Intrige; aber fast alle mit geringem Erfolg. Die geistig bedeutendste unter ihnen, Sophie Charlotte, soll sogar gegen die einzige historisch wichtige Tat ihres Gemahls demonstriert haben, wenn die hübsche Erzählung von der Schnupftabaksprise, die die erste Königin von Preußen unter dem Baldachin nahm, keine Legende ist. Friedrich Wilhelm war nicht der Mann, sich von Frauen beraten zu lassen, und sein großer Sohn hat das Leben seiner Gemahlin nun gar zu einer traurig leeren Scheinexistenz heruntergedrückt. Aber die ungestüme Presserin, die Not, hatte auch hier eine Revolution bewirkt. An der Seite eines Fürsten, auf den man Scherers Worte über Kaiser Leopold I. anwenden möchte: daß er alle Tugenden des Privatmannes und keine des Regenten besaß, stand eine Frau von ungewöhnlicher Begabung, und vor allem erfüllt von dem, was Friedrich Wilhelm III. am schmerzlichsten vermissen ließ: von dem großen Gefühl für die geschichtliche Pflicht Preußens. Eine beglückte Gattin, die bewunderte Mutter vieler Kinder, die liebreizende und lebenslustige Frau wuchs im Augenblick der tiefsten Bedrängnis zur Verkörperung der Würde Preußens heran. Sie empfand es stolz als das Recht ihres Staates, daß Friedrichs des Großen Reich sich über seine Kräfte hatte täuschen dürfen; sie war bereit, diesem erblichen Ruhm der Hohenzollern jedes Opfer zu bringen. Königin Luise ward durch ihren frühen Tod zur Schutzheiligen Preußens — die Königin, die in der Stunde der Not vor den Bedränger hingetreten war, die allein den Hoffnungen der Patrioten entsprochen hatte. Es war für die künftigen Königinnen Preußens unmöglich, in der herrlichen Frau, in dem Liebling des Volkes nicht ihr Vorbild zu sehen.

Es ist eine gute Vorbedeutung, daß der beste Biograph der Königin Luise an dieser Publikation aus dem Königlichen Hausarchiv in Charlottenburg beteiligt ist und insbesondere den wichtigen, vorzugsweise politischen zweiten Teil übernommen hat. Aber so dankbar wie die Darstellung von Preußens geliebtester Königin konnte die Aufgabe nicht sein. Gerade daß jener Vergleich sich aufdrängt, erschwerte jeder Nachfolgerin Stellung und Leben. So wenig wie es für Friedrich Wilhelm IV. ungefährlich war, daß er Sanssouci zu seinem Wohnsitz nahm, so wenig war es unbedenklich, wenn Kaiserin Augusta den Vergleich mit Königin Luise geradezu herausforderte. Man hat es mir sehr verdacht, daß ich einmal die Polemik der Börne und Chamisso als direkte Fortsetzung der Lyrik unserer Freiheitskriege bezeichnet habe; es ist aber doch so, daß das politische Interesse und die Leidenschaftlichkeit der neuerweckten Vaterlandsliebe sich nach der Besiegung des äußeren Feindes der Bekämpfung jener Tendenzen zuwenden mußte, die nun einmal weite Kreise für verderblich, für verhängnisvoll hielten. Und man könnte so sagen: es mag der Prinzessin Augusta wohl vorgeschwebt haben, eine Königin Luise des inneren Befreiungskrieges zu werden.

Dieser Ehrgeiz wurde von der Heimat her genährt. In Weimar haben die Fürstinnen fast durchweg die Fürsten überragt. Anna Amalia begründete eine gewisse weibliche Superiorität, die auch Großherzogin Sophie beanspruchte;

und selbst dem hervorragendsten Regenten dieses Landes, Karl August, fühlte sich die Herzogin Luise an innerer Vornehmheit überlegen, was diese Ehe nicht eben harmonischer gestaltete. Am stärksten nun trat dies Verhältnis bei den Eltern der Prinzessin hervor. Die stolze Großfürstin hat den in keiner Weise hervorragenden Karl Friedrich in jeder Hinsicht verdunkelt; auch in den Erinnerungen der Kinder. Sie übernahm auch die politische Erziehung der Tochter, veranlaßte sie zu regelmäßigen, übrigens französisch geschriebenen Berichten und gab ihr politische Direktiven. Nun aber lagen doch die Verhältnisse daheim anders als in der neuen Heimat. Karl August hatte als der erste unter den norddeutschen Fürsten das Verfassungsversprechen eingelöst; aber die patriarchalische Nähe zwischen Fürst und Volk gestaltete doch die Praxis harmloser, als sie in einem großen, von Gegensätzen der Stämme und Traditionen, der Interessen und Konfessionen erfüllten Staate sein konnte. Vielfach waren die Regierenden in den kleinen Staaten liberaler als in den großen selbst die Beamtenschaft. Das spezifische Preußentum, das Prinz Wilhelm auch seiner Gattin gegenüber lebhaft betont, war in Thüringen kaum besser zu würdigen als etwa in Schwaben; wie heftig hat Goethe selbst sich über die Politik des mächtigen Nachbars ausgesprochen!

Es ist durchaus anzuerkennen, wie Prinzessin Augusta sich eifrig und ehrlich zur Preußin erzog; nicht alle Fürstinnen auf diesem Throne haben die politischen Eindrücke ihrer Jugend so weit überwunden. Aber daß sie, als sie Preußin wurde, nun gleich auch Altpreußin im Sinne jenes „spezifischen Preußentums" geworden wäre, war weder zu erwarten noch zu verlangen. Hier lag der Keim zu ihrem politischen Gegensatz — jetzt zu ihrem Gemahl, später zu Bismarck.

Die Verhältnisse in Preußen waren so schwierig wie möglich. So lange der alte König lebte, überwand man den Eindruck eines lang hingezogenen Provisoriums nicht mehr. Der König war gegen die Schwiegertochter freundlich, aber den Eindruck herzlicher Beziehungen gewinnt man aus den vorliegenden Briefen nicht. Daheim der verwöhnte Liebling, war die Prinzessin jetzt doch nur die Gattin eines, wie es schien, zum Throne nicht berufenen jüngeren Prinzen, abhängig und überall an zweiter Stelle. Ihren Schwager scheint sie als liebenswürdigen Mann geschätzt zu haben, empfand aber früh Mißtrauen gegen den „poète royal", dessen schwungvolle und widerspruchsvolle Art der heimischen so wenig entsprach. Goethe, von dem sie in den ersten Jahren noch gelegentlich schreibt, war ihr „der große Mann" schlechtweg; es war eine andere Größe, als sie die fürstlichen Brüder, jeder in seiner Weise, anstrebten. Zu solchen unvermeidlichen Enttäuschungen kam eine keineswegs glänzende äußere Existenz, in der ein zerbrochener Spiegel und Geschenke für ein paar Thaler wie in einem bürgerlichen Haushalt erwogen werden müssen; weshalb denn auch der engere Lebenszuschnitt in Babelsberg besondere Gunst genießt. Die alte Kaiserin noch soll bei aller Wohltätigkeit im großen in persönlichen Ausgaben oft merkwürdig sparsam gewesen sein, wie das in der Nachwirkung solcher frühen Einschränkungen sich leicht angewöhnt. Man behandelt sie, wie sie wenigstens findet, bei baulichen Veränderungen der Bibliothek, die an das Palais anstößt, „nicht eben galant", indem man ihr

kleines Gärtchen schädigt. Sie trägt das alles ohne viele Klagen, schwerlich aber ohne die Erwartung durchgreifender Änderungen. Sie ist schon als Braut entschlossen, der Politik nicht fern zu bleiben. „Ihr politisches Interesse, mein lieber Wilhelm", schreibt sie am 24. Januar 1829, „kann gewiß weder Ruhe noch augenblickliche Unkenntnis einschläfern; es wird, glaube ich, in der ersten unerwarteten Gelegenheit neuen Anlaß finden . . . Ich begreife nicht, wie es Personen geben kann, die bei dem, was das Wohl und Wehe ganzer Staaten betrifft, gleichgültig bleiben können. Obgleich es lächerlich wäre, wenn unsereins sein Veto in die politische Konversation mischte, so erfordert es doch Vernunft und Gemüt, ja ich kann sagen der Genre der Zeit (es ist wohl zu lesen: ‚der Genius der Zeit'), und des Gesellschaftstones, etwas von den Ereignissen zu verstehen." Man spürt neben der eigenen Meinung die Besorgnis vor der des Bräutigams und der Seinen. Nicht ohne Grund. Der Prinz hat es seiner Gattin nie verziehen, daß Fremde ihren politischen Einfluß überschätzten; gereizt hält er es ihr einmal vor, daß der französische Gesandte geäußert habe: wenn sie je auf den Thron käme, sei der Erlaß einer Verfassung gewiß . . . Er selbst ist zunächst eben nur der jüngere Prinz. Seine Kultur ist altmodischer mit ihren altfränkischen Fremdwörtern, diesen „graziös" und „deliziös", „magnifique" und „unique", mit seinen ein wenig unbehilflich angebrachten französischen Zitaten und der höfischen Sprache, wo irgend von vornehmen Damen und ihrer „gnädigen" Haltung die Rede ist. Übrigens zitiert auch er einmal jenes angeblich vom Fürsten Felix Schwarzenberg stammende „d'abord avilir, puis démolir la Prusse", über dessen Ursprung neulich Friedjung hier so meisterlich gehandelt hat! Vor allem ist er durch und durch Soldat und der getreueste Vasall seines Vaters, dessen Politik er auch spät noch als die solideste und nobelste preist. Dabei verkennt er nicht, wie wenig erfolgreich sie war, und aus langer Erfahrung hat er 1849 geschrieben: „Auf dem Wege der Verhandlungen hat Preußen nie gesiegt, und so wird es auch hier den kürzeren ziehen." In dieser Beurteilung unserer Diplomatie war seine Gattin mit ihm völlig einig: die eigentliche Stärke Preußens sei seine Kriegstüchtigkeit, „denn die Politik ist vielmehr seine Schwäche". Die Klagen über das mangelhafte Geschick unserer Diplomaten stammen eben nicht erst von gestern!

Wie nun eine neue große Not jede Kraft und jede Intelligenz zur Mitarbeit aufruft — kann man sich verwundern, daß die Prinzessin von Preußen mit Leidenschaft einzugreifen versuchte! Es handelte sich um den Staat, dessen getreue Angehörige sie geworden war und dessen Haltung sie jetzt auch gegen die verehrte Mutter verteidigt; es handelt sich auch um die Existenz ihres Gatten und um die Zukunft ihres Sohnes! Sie kann nicht zurückhalten; sie gesteht dem Prinzen, daß sie diese Warnungen und Mahnungen sich durch seine Unzufriedenheit mit ihnen nicht verbieten lassen könne. Aber gleich sind scharfe Gegensätze da, vor allem in der Verfassungsfrage. Was Augusta — wir meinen: nicht mit Unrecht — als ein Mindestmaß der zu bewilligenden Forderungen ansah, erscheint dem Soldaten schon als „Superkonstitutionalismus"; wenn er auch ebenso entschieden den „superreaktionären"

Standpunkt der „Kreuzzeitung" verurteilt. Sie konnten sich weder vor noch während, noch nach der Revolution zusammenfinden; nur in den Tagen von Olmütz haben beide auf der Seite von Radowitz gestanden. Sonst tritt der Gegensatz besonders scharf in der Stellung zu den „Gothaern" hervor, in denen Prinz Wilhelm heimliche Verschwörer gegen die Krone Preußen wittert, während Augusta in ihnen die Bürgschaft gesünderer Zustände ahnt; in welchem Punkt doch auch wieder die Nachwelt der Prinzessin recht geben muß. Auch etwa die Art, wie sie 1850 die verschiedenen Formen der deutschen Reaktion charakterisiert — „sie nimmt in Bayern die hierarchische Form an; in Hannover die aristokratische (Junkertum); . . . in beiden Hessen eine doktrinäre" — ermangelt nicht des Scharfblickes. Sollte sie wirklich nur immer gemütliche Heimatbriefe an ihre Erzieherin „Bätschchen", die Mutter des Admirals Batsch, schreiben, auch wenn andere, noch viel weniger legitimiert, „ein zweites Ministerium neben dem verantwortlichen bilden" (22. Januar 1850)? Gibt die Haltung und der Einfluß der Kamarilla ihr nicht vollends das Recht, auch ihrerseits nach politischem Einfluß zu streben? Man pflegt die Gerlach, Edwin Manteuffel, den ihr besonders unerfreulichen Leopold Gerlach so eifrig zu entschuldigen, allzueifrig, will mir scheinen; aber dann muß man auch zugestehen, daß den „Agnaten" erst recht die Einwirkung auf den so bestimmbaren wie eigensinnigen König offen stehen mußte.

Wir beurteilen die Politikerin Augusta heut zu ausschließlich nach den Erfolgen — und nach den Urteilen ihres erbittertsten Gegners. Wer wird bestreiten, daß Bismarck allen Grund hatte, seine zäheste Feindin zu hassen? Was alles ihn dazu bringen mußte, hat soeben Emil Ludwigs feinsinnige „Psychologie Bismarcks" im einzelnen aufgedeckt. Aber in dem Zeitraum, den diese dankenswerte Veröffentlichung vorführt, wird dieser Gegner nur erst gelegentlich einmal genannt; von dem behaupteten Kryptokatholizismus Augustas kann bei ihr, die „unsere protestantische Religion" betont, alle hervorragenden Geistlichen Berlins kennen lernen will und in den „Stunden der Andacht" liest, nicht die Rede sein, wenn auch das Mißtrauen gegen den katholischen Adel der Rheinlande, dem der Prinz Ausdruck gibt, ihr fern liegt. Radowitz, den Bismarck von allen Ministern Preußens wohl am ingrimmigsten haßte — wie bricht er in dem kürzlich erschienenen Briefwechsel mit Gerlach eine Gelegenheit vom Zaun, um ihn schonungslos zu verurteilen! — ist ihm doch vielleicht unter all seinen Vorgängern am nächsten gekommen. Auch Radowitz' Gönnerin war von allem politischen Instinkt nicht so ganz entblößt, wie die billige Erfolgsanbetung rückwärts schauender Propheten glaubt. Sie ist das Opfer einer Übergangszeit, die auch den offiziell „Unberufenen" zu Wort und Tat berief; einer Zeit, in der das persönliche Verantwortlichkeitsgefühl der Regierenden mit der neuen Verteilung dieser Last noch vielfach in Konflikt kam. Aber so wenig wie der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren hat sie nur phantasiert; und inniges Gefühl für die Größe der entscheidenden Momente hat sie mehr als mancher unter den Berufenen gehegt — darin wenigstens ihrer unglücklich-glücklichen Vorgängerin, ihrem geheimen Vorbild vergleichbar!

Ein Ausflug nach Groß-Nowgorod.

Von
Wilhelm Stieda - Leipzig.

I.

Am 22. Juli 1911 wurde in Nowgorod der fünfzehnte Russische Archäologische Kongreß eröffnet. Leider erlaubten mir meine bereits für den Herbst getroffenen Dispositionen nicht, der Einladung zu folgen und einige Wochen vorher die weite Fahrt nach Osten anzutreten. Und ich fügte mich dem Schicksal um so schwerer, als ich vor vierzehn Jahren schon einmal jene altberühmte Stätte aufgesucht hatte, ohne dort das ermitteln zu können, was ich festzustellen wünschte — den Platz, an dem einst der Peterhof der Hanseaten gestanden hatte. Die Anwesenheit zahlreicher hervorragender russischer Gelehrten hätte mir wahrscheinlich erlaubt, mit größerem Nachdruck die Forschung wieder aufnehmen zu können. Es dürfte jetzt schon zwanzig Jahre her sein, daß ich bei Studien im Lübecker Stadtarchiv von seinem verdienten nun auch schon dahingegangenen Archivar K. Wehrmann auf eine Handschrift aufmerksam gemacht wurde, die sich als eine Aufzeichnung der Kompanie der Nowgorodfahrer über Handelsreisen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erwies. Zur Herausgabe des seltenen und bemerkenswerten Stückes entschlossen, glaubte ich doch so lange mit der Veröffentlichung zögern zu sollen, bis ich Gelegenheit gehabt haben würde, die sagenumsponnene berühmte alte Handelsstadt zu besuchen. Nicht daß ich voraussetzte, dort auf bisher noch unbekannte Archivalien oder sonstige die Verhältnisse mehr aufklärende Funde stoßen zu können — ich wußte, daß Nowgorod seit dem Feldzuge Iwans des Grausamen gegen die alte Handelsrepublik im Jahre 1569, in dem binnen sechs Wochen 60 000 Menschen getötet worden sein sollen, nicht einmal einen schwachen Abglanz seiner früheren Größe sich erhalten habe, daß nur noch einige Kirchen die stummen Zeugen einer besseren Zeit abgeben. Aber ich nahm an, daß ich lebhafter mich in den Geist der Zustände, die ich schildern sollte, würde versetzen können, wenn ich jene Straße gezogen wäre, auf der vor mehr als 600 Jahren die deutschen Landsleute regelmäßig zu verkehren pflegten.

Im Herbst des Jahres 1897 bot sich gelegentlich des Besuches eines wissenschaftlichen Kongresses in St. Petersburg die Möglichkeit, nach Now-

gorod zu gelangen. Mit Empfehlungen an den allmächtigen Gouverneur, einen kurländischen Grafen, ausgerüstet, unternahm ich die Fahrt.

Zwei Wege führen von St. Petersburg nach Nowgorod: die Eisenbahn und die Wasserstraße des Wolchow. Per Eisenbahn fährt man auf der Nikolaibahn bis zur Station Tschudowo, von wo eine schmalgleisige Nebenbahn nach Nowgorod und den Schwefelbädern von Staraja Ruß führt.

Die Nikolaibahn, die zweitälteste russische Bahn, verbindet die beiden Residenzen St. Petersburg und Moskau auf einer Entfernung von 609 km. 1843 auf Befehl des Kaisers Nikolaus angefangen, war sie im Jahre 1851 beendet und ist heute wohl der wichtigste eiserne Schienenweg Rußlands. Kaiser Nikolaus I. soll, wie man erzählt, auf der Landkarte durch einen geraden Strich die Richtung bestimmt haben, in der trotz aller etwa entgegenstehender Hindernisse die Bahn geführt werden sollte. Sie hat ungefähr 400 Lokomotiven und 11000 Waggons in Bewegung, beschäftigt 15000 Angestellte und befördert jährlich etwa 3 Millionen Passagiere sowie einige 40000 Doppelzentner Waren.

Bei der Ausfahrt aus dem Bahnhof in Petersburg fährt man lange zwischen Verbindungsgeleisen und Baulichkeiten aller Art, ehe man ins Freie kommt, ein Beweis für seinen Umfang. In der Tat ist seine Größe erstaunlich. Man will berechnet haben, daß, wenn man alle diese sich kreuzenden, hin und her laufenden Geleise der Station in eine einzige gerade Linie ausziehen wollte, sie 115 km betragen würden, d. h. eine etwas längere Strecke, als wir bis Tschudowo zurückzulegen haben. Zur Linken aus unserem Wagen sehen wir die Fabriken und industriellen Etablissements der Schlüsselburger Chaussee, die an der Newa entlang führt. Am Abend erscheinen diese Anstalten durch Tausende von Lichtern erleuchtet.

Rechts bemerken wir in der Entfernung die berühmte Sternwarte von Pulkowa und das kaiserliche Lustschloß Zarskoje Sselo. Am Tage schimmern durch das Grün der Gärten und Parks die goldenen Kuppeln der Palastkirche von Zarskoje Sselo. In der Dunkelheit glänzen uns die elektrischen Flammen, die das Städtchen erleuchten, entgegen. Alsdann erheben sich die mit Fichtenwald bestandenen Duderhoffschen Berge — der höchste Punkt der sonst flachen Umgebung Petersburgs. Ich übergehe die Stationen, an denen der Zug nur kurz hält. Erwähnenswert ist Toßna, weil hier die baltische Bahn nach Reval sich abzweigt. Auf dieser Bahn werden jährlich erhebliche Mengen von Getreide, namentlich Hafer, nach Reval zur Verschiffung versandt, dessen Reede länger eisfrei bleibt. Bei Toßna überschreiten wir zugleich die Grenzen des Petersburger Gouvernements und treten in das Waldgebiet von Nowgorod ein.

Tschudowo, wo wir umsteigen müssen, ist ein Dorf von vielleicht 2000 Einwohnern. In der Nähe sind acht Fabriken, die mit etwa 1500 Arbeitern jährlich etwa für 2 Millionen Mark Zündhölzchen herstellen. Nicht weit vom Dorfe befindet sich eine landwirtschaftliche Schule, die in einem Gutsgebäude errichtet ist, das einst dem russischen Dichter Nekrassow gehörte, der zu seiner Erholung oft in diese Einsamkeit floh. Von Tschudowo aus

erreichen wir in 2½-stündiger einförmiger Fahrt durch eine reizlose, jeder Eigenart entbehrende Gegend die Stadt unserer Sehnsucht.

Ungleich anziehender und abwechslungsreicher ist die Wasserfahrt. In diesem Falle führt uns die Nikolaibahn bis zur Station Wolchow, von wo uns ein Dampfbot auf dem Flusse Wolchow nach Nowgorod bringt. Der Wolchow, ungefähr 200 km lang, entfließt dem Ilmen-See in der Nähe von Nowgorod und fällt bei dem Dorfe Neu-Ladoga in den Ladoga-See. Er war neben der Wolga in der Blütezeit Nowgorods der wichtigste Fluß Rußlands. Auf ihm und weiter über den Ladoga-See und die Newa entlang in die Ostsee gingen alle russischen Waren ins Ausland, gelangten andererseits die kostbaren Tücher und Fabrikate Westeuropas nach Rußland. Er verödete, als Nowgorod fiel und der englische Kapitän Richard Chancellor den Weg ins Weiße Meer gefunden hatte. Nachdem der letztere an der Mündung der Dwina, wo damals das Kloster des heiligen Nikolaus stand und in der Folge Archangel gebaut wurde, gelandet war, bewegte sich eine Zeitlang, zumal der Zar Johann Grosny die Engländer begünstigte, der Handel auf dieser neuen Straße. Noch in der Mitte und gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts setzte man in Holland, in Frankreich, in England große Hoffnungen auf diese Verbindung, wie manche Denkschriften aus jener Zeit beweisen. Als dann Peter der Große sich der Ufer der Newa bemächtigte und an ihrer Mündung Petersburg erbaute, schien der Wolchow wieder etwas mehr zu Ansehen kommen zu sollen. Doch seit der Herstellung des Marienkanalsystems, das Petersburg mit der Wolga verband, und dem Bau der Nikolaibahn ging der Verkehr auf dem Wolchow aufs neue zurück. Immer ist er auch heute noch nicht zur vollen Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Vielmehr bewegen sich jährlich etwa hundert Fahrzeuge und Flöße auf ihm, meist Segelschiffe oder von Pferden gezogene Bote, seltener Bugsierdampfer. In die Augen fallen die Heuschiffe, die von den Wiesen am Wolchow oder an der Msta saftiges Heu nach Petersburg bringen, und die Fischereifahrzeuge mit durchbohrten Seitenwänden, so daß der Fisch stets in frischem Wasser bleibt, die schmackhafte Fische, den Sseig und den Ssirt (eine Art Lachsforelle), der Residenz zuführen.

Landschaftlich bieten die Ufer des Wolchow keine großen Reize. Sie sind sehr niedrig. Wald ist in der Nähe nicht sichtbar, aber schöne Wiesen dringen bis an den Rand vor, und an Ansiedlungen ist kein Mangel, so daß das Auge stets neue Eindrücke aufnimmt.

Bei der Ausfahrt aus dem Hafen von Wolchow fällt unser Blick zunächst auf eine über den Fluß gehende Eisenbahnbrücke. Ungefähr 275 m lang, erhebt sie sich 23 m über dem Wasser und gewährt, ganz aus Eisen, auf mächtigen Steinblöcken ruhend, einen zugleich gefälligen und imponierenden Eindruck. Bald darnach erscheint auf dem rechten Ufer eine ziemlich große Ansiedlung mit einer langen Reihe rot angestrichener Gebäude. Es ist die berühmte Porzellan- und Fayencefabrik von Kusnezow, die, 1872 eröffnet, heute mit 690 Arbeitern für etwa 600 000 Mark jährlich Geschirr und Gefäße zum Hausgebrauch anfertigt, die ihren Absatz wegen ihrer Billigkeit im ganzen Reich finden.

Zum ersten Male auf der Tour hält der Dampfer in Swanka. An dieser Stelle stand einst das Herrenhaus des dem Dichter Derschawin, dem Sänger der großen Katharina, gehörigen Guts. Er verbrachte die letzten Jahre seines Lebens oft hier, wo er, 73 Jahre alt, im Juli 1816 starb. Auf Veranlassung seiner Witwe ist aus dem alten Hause ein Frauenkloster zu Ehren der Mutter Gottes geworden, bei dem eine dreiklassige Mädchenschule, die den Namen des Stifters trägt, eröffnet ist.

Nicht weit hinter Swanka zeigt sich auf ziemlich hohem, dicht bewaldetem Hügel ein zweistöckiges, mit mächtigen Säulen geschmücktes Gebäude — das Gut Vergesch, ein alter Herrensitz, seit mehr als zweihundert Jahren in derselben Familie. Es dürfte der schönste Punkt auf dem ganzen Wege sein.

Eine halbe Stunde später hält der Dampfer am rechten Ufer bei den Sselischtschinskischen Kasernen. Diese wie einige andere, auf die wir bei der weiteren Fahrt stoßen, dienten in den Zeiten Alexanders I. einem eigenartigen Zweck. Sie waren Militärkolonien, auf Veranlassung des Grafen Araktschejew, eines rauhen Repräsentanten der Militärdisziplin und Günstlings des Zaren, ins Leben gerufen. Man beabsichtigte, durch sie die Ausgaben für die reguläre Armee zu vermindern. Sie beruhten auf dem Grundsatze der Vereinigung von Landbau und Militärdienst und bestanden aus Bauern, die, ohne ihrer eigentlichen Beschäftigung untreu zu werden, dreimal wöchentlich zu militärischen Übungen sich einzustellen verpflichtet waren. Doch der Dienst war hart, die Strenge des Grafen gefürchtet und als daher 1831 die Cholera in Rußland ausbrach, kam es aus Furcht vor ihr und aus Abneigung gegen die Einrichtung zu einem Aufruhr. Zwar wurde derselbe niedergeschlagen, allein man sah sich doch genötigt, das System aufzugeben. Heute sind in den Gebäuden Berufssoldaten untergebracht.

Hinter Sselischtschinsk hat der Wolchow einen ziemlich gekrümmten Lauf. An seinen Ufern wechseln Dörfer und Landhäuser miteinander ab. Mehr als einmal hält der Dampfer, um Passagiere aufzunehmen oder abzusetzen. Ein mit schönen alten Tannen bestandener, steil zum sandigen Ufer abfallender Platz macht sich bemerklich. Es sind die sogenannten Hundsköpfe, wo im Sommer die erholungsbedürftige Einwohnerschaft von Nowgorod gerne längern Aufenthalt nimmt. Sie umfahrend, fällt der Blick auf das Chutinsche Kloster. Linkerhand zweigt sich ein Nebenarm ab. In der Ferne glänzen im klaren Sonnenlichte die Kreuze der Nowgorodischen Kirchen. Das Kloster Chutin, 10 km von Nowgorod, wurde 1192 durch den heiligen Bartholomäus gegründet, dessen Gebeine in der Hauptkirche bestattet sind. Sein Name — er bedeutet so viel wie etwas Böses, Schlechtes — soll daher rühren, daß der Platz früher von bösen, unreinen Geistern und Kräften bewohnt war, die der heilige Bartholomäus in einen nahen Sumpf verbannen mußte. Doch auch dort geben sich diese nicht zufrieden und erschrecken bis auf den heutigen Tag die Umwohner durch Erscheinungen.

An das Kloster knüpfen sich mannigfaltige Sagen. Eine Hauptsehenswürdigkeit ist ein angebrannter Spazierstock des Zaren Johann III. Wassiljewitsch (1462—1525). Die Überlieferung erzählt, daß der Herrscher das Grab

des heiligen Bartholomäus sich öffnen ließ. Aber der über diese unziemliche Neugierde ergrimmte Heilige antwortete mit einem Feuer, das er aus seinen Knochen auflodern ließ. Der erschrockene Zar ergriff die Flucht und vergaß seinen Stock.

Von einem anderen Wunder berichtet uns eine Darstellung auf einem großen Heiligenbilde des 17. Jahrhunderts in der südlichen Vorhalle der Klosterkirche.

Es soll im Jahre 1515 gewesen sein, als der Kirchendiener des Morgens frühe beim Betreten der Kirche zu seinem Erstaunen die Fenster derselben hell erleuchtet fand und den heiligen Bartholomäus, aus seinem Grabe hervorgehend, lange für das Heil Nowgorods beten hörte. Der Heilige bemerkte den Küster, wandte sich zu ihm und sagte: „Bruder Taraß, Gott der Herr will Nowgorod für seine großen Sünden bestrafen. Steige auf das Dach der Kirche und siehe, was sich über der Stadt zuträgt." Von seinem hohen Observatorium aus sah der Diener, wie die Wogen des Neuen Sees sich über die Stadt ergossen und ging, das Unglück dem Heiligen zu melden. Der aber hörte nicht auf zu beten und schickte den Taraß von neuem fort. Jedesmal sah der Küster, daß Engel mit feurigen Pfeilen auf die Bevölkerung schossen, was er dem Heiligen berichtete. Zum dritten Male fortgeschickt, sah er eine feurige Wolke über der Stadt. Jetzt erklärte ihm Bartholomäus, daß eine Feuersbrunst die Handelsseite der Stadt zerstören und eine Menge Volks vernichten würde. Hierauf begab er sich in sein Grab zurück, und die Lichter in der Kirche erloschen.

An den Hauptaltar der Chutinschen Kirche wurden im 17. Jahrhundert zwei Nebenaltäre angebaut: der eine, auf der südlichen Seite, zu Ehren der Mutter Gottes, der andere, auf der nördlichen Seite, unter dem später Derschawin seine Ruhestätte gefunden hat, dem Heiligen geweiht. Auf Bitten seiner Witwe ist der Altar 1838 erneuert und auf den Erzengel Gabriel umbenannt.

Kurz vor Nowgorod tauchen dann nicht weit voneinander noch zwei Klöster auf dem rechten Ufer auf: das Frauenkloster von Derewänitza und das Mönchskloster des heiligen Antonius. Das erstere wurde 1335 von dem Erzbischof Moses von Nowgorod erbaut, der zu den bemerkenswertesten Nowgorodischen Würdenträgern gehörte, und führt seinen Namen nach dem hier entspringenden Flüßchen. Ihm gegenüber liegt Kolmowo, ursprünglich ein schon 1310 erbautes Mönchskloster, jetzt eine Anstalt für Geisteskranke, eine der ersten, die in Rußland errichtet ist. Nach moderner Weise sitzen die Kranken hier nicht hinter Schloß und Riegel, sondern werden, soweit es möglich ist, mit Arbeiten im Freien beschäftigt. Das Kloster des heiligen Antonius, 1106 begründet, ist dem Andenken Antonius des Römers gewidmet, der, wie die Überlieferung erzählt, von Rom auf einem Steine mit einem Palmenzweige in der Hand nach Nowgorod schwamm. Bei der Zerstörung Nowgorods durch Iwan den Grausamen litt das Kloster außerordentlich, bewahrt gleichwohl noch einige Spuren seiner alten Architektur. Die Hauptmerkwürdigkeit, die nachgeblieben ist, sind die Gebeine des heiligen Antonius,

die 1597 wieder aufgefunden sind. Zur Erinnerung an ihre Entdeckung wird alljährlich ein großes Fest begangen, zu dem von nah und fern das Volk zusammenzuströmen pflegt. Vom Antoniuskloster bis Groß-Nowgorod zeigt sich nichts Bemerkenswertes, es sei denn die alte 1377 erbaute Kirche Boris und Gleba erwähnenswert, die voll alter Heiligenbilder sein soll. Man sieht da die Heiligen Boris und Gleba hoch zu Roß in altertümlichen russischen Hüten und Kleidern. Ich habe die Kirche nicht selbst besucht.

So gelangt man denn nach etwa sechsstündiger Fahrt nach Nowgorod, und der Dampfer legt gerade gegenüber der Bujanowstraße an, einer Straße, die vor gar nicht langer Zeit noch berühmt war durch die Faustkämpfe, die, eine Lieblingserholung der früheren Nowgoroder, in ihr sich en masse abzuspielen pflegten.

II.

Groß-Nowgorod, auf dessen holpriges Pflaster wir nun unseren Fuß setzen, um uns einer kleinen offenen Droschke anzuvertrauen, die mit flinken Pferdchen uns vor die Tür des Sfolowjewschen Gasthauses führt, ist eine so alte wie berühmte Stadt. Sie steht in einer Reihe mit Moskau, dem Herzen Rußlands, und mit Kijew, der Mutter aller russischen Städte. Ihr Ursprung verliert sich im Dunkel der Zeiten. Als im Jahre 862 die Wägerfürsten Rurik, Sineus und Truwor, mit denen die Geschichte des heutigen Rußland beginnt, auf russischem Boden erschienen, ließ sich der älteste Bruder in Nowgorod nieder, das damals mithin sich schon irgendwie ausgezeichnet haben muß. Erst sein Nachfolger Oleg verlegte die Residenz in den Süden, nach Kijew. Das Christentum fand 988 seinen Eingang unter Wladimir I., aber in Nowgorod war man am wenigsten geneigt, sich zu ihm zu bekennen. Unter den Aufhetzungen eines Wahrsagers Bogumil zerstörten die heidnischen Bewohner das Haus des Dobrüinja, der geschickt war, sie zu taufen. Indes mit Waffengewalt wurde die Ruhe wieder hergestellt. Der Anführer über Tausend, Putjäta, brannte einen Teil der Stadt nieder, bezwang die Widerspenstigen mit dem Schwert und trieb sie mit Gewalt zum Wolchow, in dessen Gewässern sie die heilige Taufe empfingen. So entstand bei den Nowgorodern das Sprichwort: „Putjäta hat mit dem Schwerte und Dobrüinja mit Feuer getauft." Von diesem Augenblicke an büßte Nowgorod seine Selbständigkeit ein. Hatten die ersten Fürsten die Stadt wegen des schöneren und milderen Kijews aufgegeben, so kam sie jetzt ganz unter die Gewalt der Kijewschen Fürsten, denen sie einen jährlichen Tribut von zweitausend Griwnas Silber zu zahlen hatte, ungefähr tausend Pfund Silber, also einen für die damalige Zeit recht hohen Betrag.

Einen größeren Grad von Unabhängigkeit erlangte die Stadt erst wieder unter dem friedliebenden Jaroslaw I. (1019—1054). Ihm verdankt sie einen Gnadenbrief, der ihr die Selbstverwaltung in der Form einer Volksversammlung, Wjetsche genannt, einräumte. An der Spitze standen ein von ihr gewählter Stadtbefehlshaber, der Possadnik, und der Anführer über Tausend, der sogenannte Tüssätzky, die beide von der Volksversammlung gewählt wurden.

Seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts wählten die Nowgoroder auch ihren eigenen Erzbischof aus der örtlichen Geistlichkeit, der allerdings von dem Metropoliten in Kijew bestätigt werden mußte. Die Wahl geschah in der Weise, daß man die Namen der drei hervorragendsten Geistlichen auf Zettelchen schrieb und diese auf den Altar der Kathedrale niederlegte. Von Kindern oder von einem Blinden ließ man zwei Zettelchen wegnehmen, worauf derjenige, dessen Name übrig blieb, als gewählt galt.

Zur Stadt Nowgorod gehörte außerdem ein ansehnliches Gebiet an Ländereien und ein zahlreiches Heer. Auf diese Weise nahm Nowgorod die Stellung eines mächtigen Reichs ein und wurde im Volksmunde nicht anders als „Herr Groß-Nowgorod" bezeichnet. Seine hauptsächlichste Blüte fällt in das 12., 13. und 14. Jahrhundert, in welcher Zeit es auch im Handel eine der ersten Stellen einnahm.

Groß-Nowgorod wird durch den Wolchow-Fluß in zwei Teile zerlegt. Am linken Ufer, der sogenannten Sofienseite, befindet sich der Kreml mit der Sofienkirche. Das rechte Ufer, die sogenannte Handelsseite, war dem Verkehr eingeräumt, und auf ihm durften die fremden Kaufleute ihren Geschäften nachgehen. Der Anlageplatz für die Dampfer ist auch heute noch auf der Handelsseite. Das Ufer, von hier bis zur Brücke, die beide Seiten verbindet, war in alten Zeiten die Hauptstätte des Verkehrs; heute ist es der Platz des Fischhandels. Hier war die Landungsstelle für die Kähne und Bote, die die Waren der Fremden brachten. In seiner Nähe werden wir auch den Deutschen und den Gotenhof — die beiden Niederlassungen der Kaufleute — zu suchen haben. Die Brücke befindet sich auf derselben Stelle, wo einst die alte stand, nur daß sie früher eine viel wichtigere Rolle spielte als heute. Ihr Bau war Sache der gesamten Einwohnerschaft, die sich für die Herstellung des Pfahlwerks in Gruppen geteilt hatte. Auf ihr standen die Kornkasten und vollzog sich der Kleinhandel. Sie gab den Ort für die Volksversammlungen ab, wenn zwischen den Bewohnern der Sofienseite und der Handelsseite Mißhelligkeiten ausgebrochen waren, die geschlichtet werden sollten. Sie war auch die Richtstätte, von der aus Verurteilte nicht selten in den tiefen Fluß hinabgestoßen wurden. Sie ist der Hauptplatz für die Heldentaten des sagenhaften Wassily Buslajew. Dieser Übermensch, eine Erinnerung an die Zeit der Selbstherrlichkeit, war umgeben von einer Schar Kraftmenschen, die ihre Tüchtigkeit durch eine Probe erwiesen hatten, die darin bestand, daß sie einen Schlag mit einer Ulmenkeule auf den Kopf aushalten konnten. Wassily Buslajew bindet voller Raufluft mit jedermann an, so daß seine Mutter, bei der man sich über ihn beschwert, ihn in einen tiefen Keller sperren muß. In seinem Gefängnis hört er, wie man seine Freunde auf der Wolchowbrücke schlägt, weiß durch Bestechung einer Bäckersfrau seine Freiheit zu erlangen und eilt, die Angreifer durchzuwalken. Einem alten Pilgrim, der zur Beilegung des Streites angegangen wird und sich zum Schutze eine Glocke von 297 kg als Helm auf den Kopf gestülpt hat, zerspaltet er diese mit einem Schlage. Als die Bauern ihn nun wieder bei der Mutter verklagen, faßt diese ihn an den Schultern und gebietet ihm,

seinem Zorn Einhalt zu tun. Wassily Buslajew geht denn auch in sich und begibt sich auf die Pilgerreise nach Jerusalem, wo er nach reuevollem Bekenntnis seiner Sünden ein Ende findet, indem er seinen Kopf an einem Stein zerschmettert.

Die Wolchow-Brücke war es, die bei der Unterwerfung der Stadt durch Johann den Grausamen die schrecklichsten Greueltaten mit ansehen mußte. Männer, Frauen und Kinder ließ der von finsteren Mächten getriebene Fürst erst martern und dann in den Fluß werfen. Und damit niemand sich retten konnte, fuhren Krieger in Böten herum und erstachen die aus dem Wasser Auftauchenden. Wochenlang wurde so gewütet. Der Fluß war schließlich so blutgetränkt und verstopft, daß er selbst bei stärkstem Froste an dieser Stelle nicht zufror. Die Tatsache ist richtig, aber sie erklärt sich aus dem Ausströmen wärmerer Wasserschichten aus dem Ilmensee.

Von der Brücke eröffnet sich der Blick auf den Kreml oder die Zitadelle, von Jaroslaw erbaut, den Mittelpunkt der Stadt, die von allen Seiten mit einer Mauer umgeben war, an deren Stelle ursprünglich eine hölzerne Palisadenreihe genügt haben soll. Die steinerne, noch heute größtenteils erhaltene Mauer, die zuerst in Urkunden aus dem Jahre 1302 erwähnt wird, wurde von späteren Herrschern vervollständigt und verstärkt, und noch Peter der Große ließ nach der für ihn unglücklichen Schlacht von Narva gegen die Schweden die Mauer eiligst neu befestigen. Im Mai des Jahres 1862 stürzte eines Tages ein Stück der östlichen Mauer in den Wolchow, wurde aber wieder ersetzt. Auf den Mauern standen Türme, von denen sich neun erhalten haben. In die Stadt führten vier Pforten.

Innerhalb des Kremls gibt es viel zu sehen, vor allen Dingen die Sofienkathedrale mit den berühmten Korsunschen Türen, sowie das Denkmal zur Erinnerung an das tausendjährige Bestehen des russischen Reiches.

Die Kathedrale, um das Jahr 1045 von griechischen Baumeistern nach griechischem Vorbilde erbaut, hat für Nowgorod von jeher die größte Bedeutung gehabt. Im Laufe ihrer vielhundertjährigen Existenz hat sie manche Erneuerung und manchen Umbau erfahren und wurde durch Feuersbrünste teilweise zerstört, wobei indes die alten Mauern, von kolossaler Dicke, stellenweise über einen Meter, unversehrt geblieben sind.

Für sich allein steht der 1439 aus Stein erbaute Glockenturm. Der zweite Stock desselben wird aus fünf Bögen gebildet, in denen 18 Glocken, 5 große und 13 kleinere, ihre ehernen Zungen ertönen lassen. Die größte, im Gewicht von 264 Doppelzentnern, 1660 in Nowgorod gegossen, hängt in dem mittelsten Bogen. Von einer der jetzt wieder aufgehängten Glocken ließ Johann der Furchtbare einst im Zorn die Handhaben abschlagen, weil ihr dröhnender Ton sein ungestümes Roß erschreckt hatte.

Die Kathedrale ist reich an Kostbarkeiten aller Art, indem sie die Gebeine von sechzehn Heiligen und sechs wundertätige Bilder enthält. Der Ikonostas, die mit Heiligenbildern verzierte Wand vor dem Allerheiligsten, strotzt von Gold. Die sogenannten Korsunschen Türen sind gußeiserne Hautreliefs mit allegorischem und historischem Inhalt, die angeblich aus der Stadt Cherson

stammen. Doch ist von gelehrter Seite nachgewiesen worden, daß die Türen, die den westlichen Eingang der Kathedrale schmücken, mit der Stadt Cherson am Schwarzen Meere nichts zu tun haben. Man bezeichnete damals in Nowgorod alle kunstreichen Gegenstände einfach als aus Cherson herrührend, wohl eine Erinnerung an jene weit zurückliegende Zeit, wo die Griechen mit ihren Kolonien am Pontus Euxinus einem mächtig sich entwickelnden Handel Eingang verschafft hatten. Wirklich sind die Türen Erzeugnisse deutscher Erzgießerei, die, wie man nach dem darauf abgebildeten Erzbischof Wichmann von Magdeburg annimmt, in der Mitte des 12. Jahrhunderts hergestellt worden sind. Höchstwahrscheinlich sind sie eines der ältesten Zeugnisse für den Handelsverkehr mit den Hansestädten.

Die über den Türen befindlichen Freskomalereien aus dem Jahre 1528 sind von dem Maler Martinow für die Pariser Weltausstellung aquarelliert worden. Man hat aber die Kopie, obwohl sie eine ehrende Anerkennung davontrug, nicht vervielfältigt und bewahrt sie im historischen Museum zu Moskau auf.

Imposant ist das Denkmal zum Gedächtnis an die vor tausend Jahren erfolgte Aufrichtung des russischen Reiches, das 1862 in Anwesenheit des später durch Mörderhand gefallenen unglücklichen Kaisers Alexanders II. enthüllt wurde. Der Hauptentwurf stammt von dem Künstler Mikjeschin; doch haben verschiedene daran mitgearbeitet, um das große Werk erstehen zu lassen, das mit einem Kostenaufwande von etwa $1^1/_2$ Millionen Mark hergestellt ist. Das Denkmal, das den Anblick einer großen Glocke gewährt, gliedert sich in drei Teile. Den mittleren bildet eine ungeheure Kugel, den Reichsapfel darstellend. Auf ihr krönen zwei Bronzefiguren das Ganze: eine weibliche, Rußland darstellende Gestalt, die vor einem ein Kreuz haltenden Engel kniet. In der Mitte versinnbildlichen sechs mächtige Figurengruppen die hauptsächlichsten Epochen der russischen Geschichte: Rurik, Wladimir der Heilige, Peter der Große, Michael Feodorowitsch u. a. Im unteren Teile endlich breitet sich im Kreise ein Relief aus, auf dem die Entwicklung Rußlands, in 109 Figuren, Geistlichen, Kriegern, Gelehrten, verkörpert, zur Darstellung gelangt ist.

III.

In welche Zeit der Anfang der deutschen Handelsfahrten nach dieser so merkwürdigen uralten Handelsstadt fällt, kann leider nicht angegeben werden. Übereinstimmend hat man sie bisher in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts versetzt, indes sprechen manche Anzeichen dafür, daß wir sie mindestens fünfzig Jahre weiter zurückverlegen können.

Eine Verordnung aus der Zeit Jaroslaws I. (1019—1054) weist den Bewohnern Nowgorods ihre Straßen an und erwähnt Goten und Deutsche, wobei die letzteren als Nemzy, d. h. Stumme, als Personen, die der Landessprache nicht mächtig sind, bezeichnet werden. Man könnte also an Ausländer schlechthin denken, nicht gerade an Deutsche, die sich neben den Goten in Nowgorod zu der Zeit aufhielten. Aber wer sollte das neben den Goten gewesen sein?

Ferner berichtet Adam v. Bremen in seiner Kirchengeschichte um das Jahr 1070, daß man den Weg nach Nowgorod von Dänemark aus in einem Monat, von der Odermündung in vierzehn Tagen zurücklege. Es folgt daraus freilich nicht mit Sicherheit, daß schon zu seiner Zeit deutsche Kaufleute regelmäßig nach Nowgorod fuhren. Wenn jedoch ein in Bremen lebender Geistlicher für solche Nachrichten Interesse zeigt und sie erwähnenswert findet, dann ist wohl zu glauben, daß sie in weiteren Kreisen schon bekannt waren und man versucht haben wird, ihre Richtigkeit zu erproben.

Endlich will in Betracht gezogen sein, daß in einem Privileg des Erzbischofs Rainalds von Köln aus dem Jahre 1165 für die kleine westfälische Stadt Medebach des Handels nach Dänemark und Rußland besonders gedacht wird. Zu all diesem kommt, daß in der ältesten Zollrolle für Lübeck von 1188 es den Russen zugestanden wird, diese Stadt zollfrei des Handels wegen besuchen zu dürfen. Zehn Jahre später datiert dann die erste Urkunde über einen Vertrag, der den Verkehr zwischen Deutschen und Russen regelt. Sie wird als eine Betätigung des „alten Friedens" hingestellt, und sie erwähnt schon den deutschen Hof.

Alles dies deutet darauf, daß schon lange vor dem genannten Vertrage ein russisch-deutscher Verkehr bestanden haben muß, ja möglicherweise der Abschluß eines ältern Vertrages vorausgegangen war, nur daß dessen Wortlaut sich nicht erhalten hat. So wird es in hohem Grade wahrscheinlich, daß die ersten Beziehungen deutscher Kaufleute zu Nowgorod in der Form, in der sie während des 13. Jahrhunderts sich zeigen, der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehören.

Die deutschen Kaufleute hatten in Nowgorod ein eigenes Kontor. Sie hatten ein Gebäude, einen sogenannten Hof, zu ihrer Verfügung, in dem sie ihre Waren lagern, ihre Person in Sicherheit bringen konnten. Wann dieser Hof erbaut ist, sagen uns die erhaltenen Schriftdenkmäler nicht. Daß der deutsche Hof bereits 1199 stand, bezeugt der erwähnte Vertrag. Da es nicht denkbar ist, daß neu angekommene Fremde sogleich einen Bau auf ihre Rechnung aufführen durften, so werden wir die Anlage des deutschen Hofes weiter zurückdatieren müssen. Dies wird um so glaublicher, als russische Urkunden uns den Bau einer deutschen Kirche in Nowgorod vom Jahre 1184 verbürgen. Zweifellos kann es sich hier um nichts anderes als um die Kirche des heiligen Petrus handeln, die den Mittelpunkt des deutschen Hofes bildete und nach welcher der Hof selbst als Peterhof bezeichnet wurde.

Stammen nun Hof und Kirche aus dem 12. Jahrhundert, so können sie ein Werk der Hanse nicht sein, denn dieser Bund bestand damals noch nicht. Es muß somit das Verdienst einer andern Vereinigung deutscher Kaufleute gewesen sein, daß der deutsche Handel hier festen Fuß zu fassen vermochte. In der Tat läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der Verein deutscher Kaufleute auf Wisby, wie seine Mitglieder die ersten Deutschen in Nowgorod waren, auch die Begründer der Niederlassung daselbst gewesen sind. Hierauf deutet die ganze Stellung des Hofes, dessen

älteſtes Recht aus dem Wisbyſchen abgeleitet war. Wisby beanſpruchte die oberſte Appellationsinſtanz zu ſein für alle in Nowgorod nicht zum Austrag gelangenden Rechtshändel. Erſt eine ſpätere Zeit, in der Wisby mit Lübeck um die Vorherrſchaft in Nowgorod kämpfte und den Sieg davontrug, verfügte, daß der Rekurs in Appellationsſachen nach Lübeck gerichtet ſein ſollte. Und nicht nur allein den Verein deutſcher Kaufleute in Wisby können wir als Stifter rühmen — wir dürfen auch hinzufügen, daß Kaufleute aus Weſtfalen die Pioniere deutſcher Kultur waren. Denn es war verfügt, daß die vier Schlüſſel zu der Geldkiſte auf Wisby, in der die Überſchüſſe des Nowgoroder Kontors aufgehoben wurden, ſich in den Händen der Älterleute von Wisby, Lübeck, Soeſt und Dortmund befinden ſollten. Neben Wisby und Lübeck konnten die beiden andern Städte nur deshalb zu Schlüſſeln gelangt ſein, weil ſie bei der Gründung die größten Kontingente an Menſchen und Mitteln geſtellt hatten. Zum Überfluß hat ſich außerdem ein Sendſchreiben Wisbys an die weſtfäliſchen Städte erhalten, in dem deren Kaufleute darauf hingewieſen werden, daß gerade ſie Wisby und Nowgorod gegründet und zur Blüte gebracht hätten.

Weſtfalen alſo waren die Begründer und erſten Inſaſſen des Peterhofes in Nowgorod. Ihre Landsleute gehörten auch zu den Männern, die ihn als letzte deutſche Kaufleute dreihundert Jahre ſpäter verlaſſen mußten.

Es lag nahe, bei einem Beſuche in Nowgorod ſich die Lage des alten Peterhofes vergegenwärtigen zu wollen. Doch hat die Stätte, die mit Hilfe des mir vom Gouverneur beſtimmten Begleiters gefunden werden konnte, heute ſchlechterdings keine Spur ihrer einſtigen Bedeutung aufzuweiſen. Profeſſor Nikitski hat in ſeiner Geſchichte der wirtſchaftlichen Zuſtände Groß-Nowgorods (Moskau 1893, in ruſſiſcher Sprache) unter Zuhilfenahme der Hanſerezeſſe die Lage der beiden Kaufmannshöfe zu beſtimmen verſucht, denn außer dem deutſchen Peterhof gab es noch eine ältere kaufmänniſche Niederlaſſung: den Gotenhof. Seine Inſaſſen waren nachweislich in Streitigkeiten mit den Bewohnern der Michailowſchen Straße verwickelt — Grund genug zu glauben, daß der Hof ſich in unmittelbarer Nachbarſchaft der genannten Straße befand. Vermutlich war er in der Straße ſelbſt, und ſeine Pforten führten auf ſie. Als im Jahre 1439 der Hofknecht die Umzäunung des Gotenhofes erneuern läßt und dabei genötigt iſt, die Pfoſten der Tore einen halben Schuh breit vorwärts zu rücken, verſammeln ſich alsbald die ruſſiſchen Älteſten aus der Michailowſtraße mit einem Haufen Menſchen vor ihm und verlangen die Auslieferung des Schuldigen, „der auf ſchmähliche Weiſe ihnen ihre Erde abgeſtohlen“. Man will ihm ſofort den Prozeß machen und hat bereits einen Span aus dem Pfoſten gehauen, um ihn daran aufzuknüpfen. Augenſcheinlich ſpielt dieſe Szene in der Michailowſtraße ſelbſt. Einer der beiden Höfe wird der am „Fluſſe gelegene“ genannt, und dies paßt beſſer auf den Gotenhof, weil für ihn eine niedrigere Beförderungstaxe der zu Schiff anlangenden Waren als für den Peterhof galt. So darf man wohl glauben, daß der Gotenhof in dem Teile der Michailowſtraße lag, die dem Fluſſe am nächſten

war. Ist das richtig, dann war er in unmittelbarer Nähe des Fürstenhofes mit dem alten hölzernen Palaste Jaroslaws I., wohin die Nowgoroder durch den Schall der Glocke zur Volksversammlung gerufen werden. Auf diesem Platze stehen heute mehrere Kirchen, die aber in älterer Zeit erwähnt werden, und es erklärt sich dann die Forderung der ausländischen Kaufleute, den Weg vom Gotenhof durch den Fürstenhof zum Kirchhof nicht verbaut zu sehen. Der russische Kirchhof befand sich nördlich vom Fürstenhof, und so ging die direkte Verbindung einzig durch ihn.

Ähnlich wie beim Gotenhof wird uns von Streitigkeiten des Peterhofes mit Bewohnern der Iljinschen Straße gemeldet, so daß wir diesen in ihrer Nähe suchen dürfen. Im Jahre 1416 meldet der Hofknecht des deutschen Hofes an den Rat von Dorpat, daß er den Hof einzuzäunen begonnen hätte, aber auf Widerstand seitens der Bewohner der Iljinschen Straße gestoßen wäre. Vermutlich war also der deutsche Hof in der heutigen Michailowschen Straße an der Stelle, wo sie die Iljinsche (die heutige Snamenka) schneidet. Das könnte die Stätte sein, die jetzt gezeigt wird, oder ein Platz in unmittelbarer Nähe. Dann würde auch der Peterhof dem Fürstenhof benachbart gewesen sein.

Für den Handelshof des gemeinen deutschen Kaufmanns galt ein besonderes Recht. In Zucht und Strenge schied sich dasselbe von der Verfassung der anderen Faktoreien des Hansebundes kaum, wich eher insofern von ihnen ab, als es ausnahmsweise in eigenen Statuten niedergelegt war, die die Bezeichnung Skra führten. Das Wort Skra entstammt der nordischen Sprache und bedeutet als Tätigkeitswort „schreiben", als weibliches Hauptwort „Haut, Pergament", in der Folge eine auf Pergament geschriebene Aufzeichnung. In die deutsche Sprache hat es, abgesehen von gelegentlicher Verwendung, keinen Eingang gefunden; in den deutsch-russischen Ostseeprovinzen aber wird der Ausdruck zur Bezeichnung der Artikel und Statuten der städtischen Gilden und Zünfte gebraucht. Von diesem sehr bemerkenswerten Rechtsdenkmal haben sich sieben verschiedene Fassungen erhalten, die vom 13. Jahrhundert bis in den Beginn des 17. reichen. Um ihre Erschließung hat sich, nachdem schon 1828 Heinrich Behrmann und später (1887) Professor Frensdorff in Göttingen sie im Zusammenhange erörtert hatten, in neuerer Zeit besonders der frühere Direktor der Universitätsbibliothek in Dorpat, Wolfgang Schlüter, besondere Verdienste erworben. Er hat in den Sitzungsberichten der gelehrten Estnischen Gesellschaft über ihre geschichtliche Entwicklung eingehend berichtet und dann in einer Festgabe der baltischen historischen Vereine für den letzten russischen archäologischen Kongreß in Nowgorod die verschiedenen Fassungen in ihrem Wortlaut nebst einigen Zusatzbestimmungen in einem stattlichen Bande herausgegeben.

Die älteste von diesen Aufzeichnungen ist in einer Handschrift aus den sechziger Jahren des 12. Jahrhunderts, auf einem einzelnen, im Lübecker Stadtarchiv aufbewahrten Pergamentblatt in niederdeutscher Sprache niedergeschrieben, erhalten.

Eine andere Aufzeichnung, vermutlich vom Jahre 1276, jedenfalls aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammend, wiederholt zunächst die Bestimmungen der älteren, weist aber außerdem aus dem Lübischen Rechte geschöpfte Anordnungen nach. Sie ist in drei Ausfertigungen, auf Pergament in Buchform geschrieben, die deutlich die Spuren einstiger Bedeutung zur Schau tragen, in den Archiven zu Kopenhagen, Lübeck und Riga erhalten. Man kann sie als eine wesentlich auf dem Lübeckschen Rechte beruhende Erweiterung der älteren Skra charakterisieren.

Eine dritte Fassung, aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts, die erst vor einigen Jahren im Lübecker Stadtarchiv gefunden und veröffentlicht wurde, lehnt sich wesentlich an die Rigasche Handschrift der Skra und das Wisbyer Stadtrecht an, ist vermutlich in Riga entstanden und atmet gegenüber der zweiten Fassung Versöhnlichkeit. Sie verfügt, daß ein in Nowgorod von einer Partei nicht anerkanntes Urteil den Behörden der Städte Lübeck und Wisby als der höheren Instanz zugeschickt werden solle, während die ältere Aufzeichnung den Rechtsweg zugunsten Lübecks entschieden hatte.

Die vierte Skra, in Buchform in Pergament, aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, etwa 1355, wird ebenfalls im Stadtarchiv zu Lübeck angetroffen. Ihr Inhalt ist reich und bunt und von besonderem Interesse, weil sie von dem Leben und Treiben der Kaufleute innerhalb der Hofesmauern eine lebhafte Vorstellung gibt. Man glaubte früher, daß sie das in Nowgorod selbst benutzte Exemplar wäre. Aber dieses befand sich, wie die im Jahre 1370 nach Dorpat geschickten und von dort nach Nowgorod gereisten hansischen Sendeboten zu ihrem Leidwesen feststellen mußten, in einem zu amtlichem Gebrauch untauglichen Zustande. Sie ließen daher eine neue Aufzeichnung veranstalten, und Frensdorff hat es nicht unwahrscheinlich zu machen gewußt, daß das Lübecker Exemplar vielleicht diese Abschrift sein könnte. Als eine nur mit kleinen Änderungen und Umstellungen einzelner Sätze angefertigte Wiederholung dieser vierten erscheint die fünfte Skra, von der sich Exemplare in Reval und Stockholm befinden. Sie läßt, etwa 1393, jedenfalls am Ende des vierzehnten Jahrhunderts verfaßt, den Anteil der livländischen Städte an der Beschlußfassung neuer Willküren in Nowgorod schärfer hervortreten und fügt den älteren Bestimmungen der früheren Redaktionen neue aus den Jahren 1373, 1380, 1392 hinzu. Geringere Aufmerksamkeit verdienen die sechste Skra, vom Jahre 1514, die auf Grundlage der fünften aufgezeichnet wurde, und die siebente vom Jahre 1603, die im Gegensatz zu allen ihren Vorgängerinnen hochdeutsch abgefaßt ist. Sie fallen in die Zeit nach der Schließung des Peterhofes, in der vergebliche Anstrengungen gemacht wurden, den einst so blühenden Hansehandel nach Nowgorod zu beleben Als Kuriosität ist zu erwähnen, daß zwischen diese beiden Redaktionen noch eine Skra aus dem Jahre 1586 fallen soll, die in den Quellen erwähnt wird, aber von der sich keine Spur erhalten hat.

Inhaltlich lassen sich die Bestimmungen der älteren Skraen nach zwei Richtungen gruppieren. Der Gegenstand des einen Teiles ist die Verfassung,

derjenige des andern Teiles ist der Handel. Der erste umfaßt gewissermaßen das Verwaltungsrecht, Privatrecht, Strafrecht, Strafprozeß und Polizei, der letztere gibt das Handelsrecht wieder.

IV.

Im Peterhofe trafen sich die Kaufleute aus mindestens dreißig deutschen Städten, aus den eigentlichen Hansestädten wie Köln, Hamburg, Lübeck usw., den westfälischen, den preußischen und livländischen Städten. Alle Städte waren in vier Quartiere gruppiert, ein sächsisches, westfälisches, ein wendisches und ein livländisches. Jedes derselben hatte in dem gemeinsamen Versammlungsraum seine eigene Bank mit eigenen Vorstehern.

An der Spitze des Peterhofes stand der Ältermann des Hofes und zwei Älterleute von St. Peter. Ursprünglich mußte der erstere abwechselnd ein Gothländer und ein Lübecker sein. Später war man bei der Wahl an keine Stadt gebunden, sondern nahm denjenigen, der am geeignetsten erschien, aus welcher Stadt er immer nach Nowgorod gekommen sein mochte. Gleich nach seiner Wahl mußte der Ältermann des Hofes vier Gehilfen ernennen, die ihm im Verlaufe seiner Amtstätigkeit beratend zur Seite standen. Er war der höchste Beamte, und vor ihn wurden alle wichtigen Angelegenheiten, zumal Streitigkeiten oder größere Vergehen, gebracht. Er hielt also Gericht, vertrat den Hof nach außen und präsidierte den allgemeinen Versammlungen. In späterer Zeit hatte er sogar die Macht, zu richten an Hals und Hand. Neben ihm hatten die Älterleute von St. Peter eine mehr kontrollierende Befugnis. Sie erhoben die Mieten und sonstigen Abgaben, die Geldstrafen, verwalteten somit die Finanzen des Hofes und wachten darüber, daß die Statuten ordentlich beobachtet würden.

Endlich gab es als Beamten einen Priester, der ursprünglich mit den Kaufleuten kam und ging. Später wurde er auf ein Jahr, abwechselnd von den Lübeckern und von den Wisbyern, eingesetzt und empfing seinen Gehalt aus den Mitteln der Kaufmannschaft. Im übrigen diente die Kirche, wenn es auch für die religiöse Gesinnung der Deutschen sprach, daß sie eine solche zu erbauen für unentbehrlich gehalten hatten, nicht nur den Zwecken des Gottesdienstes, sondern wurde vielmehr gleichzeitig als ein gefriedigter und geschützter Ort zum Lagern des Handelsgutes benutzt. Krypten und Keller, ja das ganze Innere der Kirche stand dem Kaufmanne zur Verfügung. Oft wurde darüber geklagt, daß die Kirche von oben bis unten mit Gütern angefüllt und kein leerer Platz vorhanden sei. Lediglich die Altäre waren vor Mißbrauch durch eine drohende Strafe von einer Mark Silber geschützt. Darunter litt natürlich der Gottesdienst, und der Priester wurde nicht so sehr zu kirchlichen Handlungen herangezogen, als daß er den Kaufleuten bei ihren weltlichen Geschäften behilflich war.

Die Kaufleute, die in Nowgorod verkehrten, verweilten niemals längere Zeit. Der Winter sah eine andere Gesellschaft als der Sommer. Die einen gingen, die andern kamen, es war ein steter Wechsel unter den Insassen des Hofes. Je nachdem die Reisenden ihren Weg wählten, unterschied man

Sommer- und Winterfahrer oder Land- und Wasserfahrer. Man konnte entweder von den preußischen Städten aus, z. B. von Danzig aus über Memel, Polangen, Riga und Pleskau, nach Nowgorod gelangen. Das waren die Landfahrer, die unter Umständen auch einen andern Weg einschlagen mochten, etwa über Wilna und Dünaburg. Wegen seiner Beschwerlichkeit scheint dieser Pfad nicht allzuhäufig gewählt worden zu sein. Der häufiger benutzte Weg führte zur See von Lübeck oder Wisby nach Reval, dann durch den finnischen Meerbusen, die Newa, den Ladogasee und Wolchow. Auf dieser Tour mußte in Ladoga, wo die Deutschen eine dem heiligen Nikolaus geweihte Kirche besaßen, aus den hochbordigen und tiefgehenden größeren Seeschiffen, den Koggen, die den Wolchow nicht hätten passieren können, auf Präme und flachere Kähne umgeladen werden. Die Führung der letzteren übernahmen die mit dem Fahrwasser vertrauteren russischen Bootsleute. Für den Wasserweg verbanden sich die Kaufleute zu Admiralschaften, um in derartiger Vereinigung den Gefahren, die die Elemente oder rohere Völkerschaften bereiten konnten, besser zu widerstehen. Im Frühjahr segelte man aus, und zu Michaelis kehrte man heim. In diese Verhältnisse gewährt eine Handschrift des Lübeckischen Staatsarchives aus den Jahren 1450—73 Einblick, in denen den Schiffen regelmäßig ein militärischer Schutz mitgegeben wurde, dessen Kosten die Kaufleute nach Maßgabe der von ihnen mitgeführten Werte unter sich verteilten. Die Wasserfahrer hatten im Kontor den Vorzug vor den Landfahrern, vermutlich weil sie es waren, die die westeuropäischen Waren aus erster Hand brachten. Die Landfahrer, vorzugsweise aus livländischen Städten, dürften mehr dem Zwischenhandel obgelegen haben, indem ja Riga zur See von Lübeck oder den andern Seestädten versorgt zu werden pflegte.

Im übrigen scheint zwischen den Hansestädten und den livländischen Städten, obwohl diese ebenfalls zur Hanse gehörten, eine gewisse Eifersucht bestanden zu haben. Allgemeiner Grundsatz der hansischen Politik, in dem alle Städte übereinstimmten, war es, die Russen vom Meere fernzuhalten. Man sagte sich, daß man wohlfeiler und besser einkaufte, wenn man möglichst in die Nähe der Produktionsorte kam, und man konnte für die eingeführten Waren unter Zuschlag der Transportkosten höhere Preise zu erzielen hoffen. Indes Livland, als eine Kolonie der Hanse, trachtete mit der Zeit nach wirtschaftlicher Selbständigkeit. Die Bewohner seiner Städte hätten es gar zu gerne gesehen, wenn die deutschen Kaufleute auf die gefahrvolle Fahrt nach Nowgorod ganz verzichtet und ihnen den erheblichen Gewinn, der in Aussicht stand, allein überlassen hätten. Die Hanseaten sollten dann in Riga oder Reval die russischen Erzeugnisse aus der Hand der Livländer empfangen. Riga hat in der Tat den Handel die Düna hinauf nach Witebsk, Polotsk und Smolensk zu monopolisieren gewußt, indes freilich mit fraglichem Vorteil, denn der Handel ins Innere des russischen Reiches mit dessen zügellosen und zu Gewalttaten geneigten Bewohnern war auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten; auch lernten die Russen, von der Kultur der Seestädte angezogen, zu ihnen herabzusteigen. In Nowgorod nun aber und ebenso in Pleskau,

auf dem Wege dahin, ließen die deutschen Kaufleute sich das Heft nicht aus der Hand winden und haben sich die Beeinträchtigungen ihres Handels, zu denen die Kolonien geneigt waren, nicht gefallen lassen.

Alle deutschen in Nowgorod sich einfindenden Kaufleute bildeten eine allgemeine Versammlung, den sogenannten Steven, auf dem namentlich Fragen des Handels erledigt worden sein dürften. Man beriet, wie man der Fälschung und Entwertung begegnen könne, denn leider waren die Russen bei der Abgabe von Wachs oder ihrer kostbaren Pelzfelle keine Muster von Ehrlichkeit, fälschten vielmehr die Waren in gewinnsüchtiger Absicht oft in mannigfaltiger Weise. Die Deutschen griffen dann zu Repressivmaßregeln, und Klagen der Russen über ungenügendes Maß der Wein- und Honigseimtonnen oder unzureichende Länge der Tuche reißen nicht ab. Über solche Angelegenheiten sprach man auf dem Steven, verhängte Einfuhrverbote oder ordnete Prüfungen und Kontrollen an. Indes hatte der Steven auch richterliche Befugnisse, indem z. B. ein Dieb, er mochte viel oder wenig gestohlen haben, auf öffentlicher Versammlung gerichtet wurde.

Untereinander schieden sich die Kaufleute als Meistermannen, Knechte und Jungen. Als Meistermann galt derjenige Kaufmann, der auf eigene Kosten nach Nowgorod gekommen war und den Handel selbständig betrieb. In seinem Dienste standen die Knappen oder Knechte und Jungen — Kommis und Lehrlinge. Die letzteren durften von ihren Prinzipalen nicht ohne anerkannte Ursache entlassen werden, aber sie waren ihrerseits verpflichtet, diesen in Gefahr und Not beizustehen und sie nicht willkürlich im Stich zu lassen.

Für sie alle galt ein strenger Sittenkodex. Fand man, daß ein Kaufmann unmäßig oder verschwenderisch lebte oder dem Trunke ergeben war, so nahm man ihm die Möglichkeit zu weiteren Geschäftsabschlüssen, und sicher durfte er das nächste Mal die Reise nicht wieder mitmachen. Würfeln (Dobbeln) und ähnliche Spiele waren untersagt. Streitigkeiten sollten nicht vorkommen. Scharfe Strafe sollte folgen, wenn Ehre, Eigen oder gar Leben durch Drohung, Schimpf und Schlag geschädigt wurden.

Ernst aber faßten die Kaufleute ihre Pflichten, so ernst, daß sie daran gingen, die so schwer zu erlernende russische Sprache sich zu eigen zu machen. In der Regel vermittelte zwischen dem Russen und dem Deutschen der Dolmetsch, aber nur zu oft mochte dadurch dem Mißverständnis und offener Feindschaft Nahrung geboten worden sein. Daher schickten die Hanseaten jüngere Leute nach Nowgorod, um die Sprache zu erlernen. Keiner derselben darf über zwanzig Jahre alt sein, wird 1346 verfügt. Um das Jahr 1440 treffen wir einmal einen jungen Lübecker in Reval in der Absicht, dort russisch und estnisch zu erlernen. Fremde bemühten sich, die Hansen fern zu halten. Holländern oder Engländern beim Erlernen der russischen Sprache behilflich zu sein, die man sich selbst nach Kräften anzueignen strebte, war verboten. Ein Fremder, d. h. ein Nichthanse, wurde überhaupt weder bei Tag noch bei Nacht auf dem Hofe zugelassen. Wer für eine fremde Nation auch nur das kleinste Geschäft betrieb, setzte sich der schwersten Strafe aus,

er konnte mit Schimpf und Schande vom Hofe gejagt werden. Des Kaufmanns Heimlichkeit, wie es in den Statuten heißt, mußte verschwiegen gehalten werden. Geschäftsbriefe durften nicht in Gegenwart der Knappen oder Jungen, nicht einmal in Anwesenheit von Russen oder anderen Fremden erbrochen werden.

Auf die Heimat übte die Organisation des Hofes insofern eine Rückwirkung aus, als sie dort zur Bildung angesehener Genossenschaften Veranlassung bot. Aus den Kaufleuten bildeten sich je nach den Gegenden oder Häfen, nach denen der Handel sich abspielte, besondere Kompanien. So hören wir von Gesellschaften der Flandern-, England-, Spanien-, Bergen-, Malmö- usw. Fahrer, eine kluge Verteilung der Absatzmöglichkeiten und eine Beschränkung der Kräfte, die ihre Früchte trug. So gab es denn auch in Lübeck eine Gesellschaft der Nowgorodfahrer, deren Gründung sich freilich nicht mehr bestimmen läßt. Ihre erste urkundliche Erwähnung fällt in das Jahr 1409 und dreißig Jahre später erfahren wir, daß sie in der Marienkirche eine eigene Kapelle besaß. Jedoch höchstwahrscheinlich bestand die Genossenschaft lange, bevor in Urkunden von ihr die Rede ist. Durch die Erfahrungen und mannigfachen Kenntnisse der ausländischen Verhältnisse, die ihre Mitglieder erwarben, wurde sie der Vaterstadt von großem Nutzen und bildete sich neben den anderen Kompanien mit der Zeit zu einem freiwilligen Organ der öffentlichen Verwaltung heraus.

V.

Von der Wichtigkeit des Nowgoroder Kontors für den damaligen Handel ist es schwer eine Vorstellung zu geben, da eine Statistik über Ein- und Ausfuhr nicht vorliegt. Die deutschen Kaufleute versorgten Rußland mit Genußmitteln, mit Metallen und Industrieartikeln. Tücher, Leinwand, Pergament, Wein, Bier, Honigseim, Metallwaren als Kannen, Graben, Kesseln, Zinn, Kupfer, Blei usw. brachten sie. Aus Nowgorod holten sie die Rohstoffe, vor allem das köstliche Pelzwerk. Dort im Osten, bemerkt Adam von Bremen im elften Jahrhundert, ist das hochgeschätzte teuere Pelzwerk reichlich wie Dünger, wir aber trachten nach einem Marderfell, als hinge der Seelen Seligkeit davon ab. Außerdem waren Wachs, das wegen seiner Wichtigkeit für den katholischen Gottesdienst viel gefordert wurde, Teer, Flachs, Hanf, Talg, Leder usw., russische Exportartikel. Man kann sich denken, daß der Handel sich zum Vorteil beider Seiten abspielte, wenn es noch 1628 in einem Rezeß von dem Nowgoroder Kontor heißen konnte, daß „aus diesem Kontor wie aus einem Brunnquell alle anderen Kontors geflossen und auf derselben Handlung gleichsam fundieret und gegründet gewesen wären". Einen ungefähren Maßstab zur Beurteilung gibt es, wenn nach der erwähnten Handschrift wir 1467 auf der Rückreise nach Lübeck 123 Kaufleute beteiligt sehen und das zu einer Zeit, wo der Handel sich offenbar nicht mehr einer so großen Blüte erfreute.

Es liegt im Wesen menschlicher Veranstaltungen, daß der Handel auf diesem Niveau sich nicht zu halten vermochte. Eigentlich hat von jeher das

Nowgoroder Kontor nicht auf ganz festen Füßen gestanden. Immer erneut hatten die deutschen Kaufleute unter der Willkür und rohen Ausschreitungen eines noch wenig kultivierten Volkes zu leiden gehabt. Freilich sind auch sie nicht von aller Schuld freizusprechen. Von Veruntreuungen und Fälschungen, die man sich gegenseitig zuschulden kommen ließ, war schon die Rede. Nicht immer ging man glimpflich mit den Russen um, die nach Reval und Dorpat kamen, bot aber dadurch nur zu Vergewaltigungen der Landsleute, die gerade auf dem Wege nach Nowgorod oder in Nowgorod bereits waren, Veranlassung. Die Russen waren zu solchem Vorgehen um so mehr geneigt, als sie auf reiche Beute bei den begüterten Fremdlingen glaubten rechnen zu können. Wiederholt war es auf diese Weise in dem mehrhundertjährigen Verkehr dazu gekommen, daß man gegenseitig das Vertrauen aufeinander verlor und der Handel stockte. Dann schloß der Kaufmann seinen Handelshof, vermauerte die Eingänge der Kirche und verbot bei strenger Strafe die Zufuhr irgendwelcher Ware. Nach einiger Zeit kam jedoch alles wieder schließlich ins rechte Geleise, und es fand in der Form der Kreuzküssung eine Erneuerung des Friedens statt. So in den Jahren 1269, 1388, 1418, 1468. Als man sich aber damals gelassen anschickte, nun den russischen Stapel nach Dorpat zu verlegen, kamen bald darauf Gesandte aus Nowgorod nach Dorpat und leiteten die Eröffnung des Peterhofes in Nowgorod wieder ein. Endlich war aber einmal das Faß zum Überlaufen voll.

Wieder einmal hatten die Deutschen eine ganze Reihe von Beschwerden gegen die Russen. Sie klagten über Beschränkungen im Salz-, Wachs-, Honig- und Pelzhandel; über gesetzwidrige Einkerkerung und Beschatzung von Landsleuten durch den Statthalter, Unterschlagung von Briefen an den Zaren, Beraubung gestrandeter Schiffe in der Newa und manche andere Unbill. Um die Abstellung aller dieser häßlichen Zustände zu erwirken, war von Reval im April des Jahres 1494 die Entsendung einer Gesandtschaft nach Nowgorod und Moskau angeregt worden. Ursprünglich hatten die livländischen Städte, unter dem Eindruck der beweglichen Klagen des Kaufmanns zu Nowgorod, die ihnen gegen Ende März vorlagen, allein vorgehen wollen, um keine Zeit zu verlieren. Man fürchtete, daß, wenn man die Hansen um ihre Vermittlung angehen würde, inzwischen der Handel leicht in andere Hände übergehen könnte. Auf der anderen Seite indes erwog man, daß die Angelegenheit „de stede semptlick angeit", auch erhebliche Kosten verursachen würde, und Dorpat z. B. schrieb noch am 22. April zweifelnd an Reval, ob man wohl ohne Mitwissen Lübecks etwas in der Sache tun könne. Schließlich hielt man es für zweckmäßiger, den Vorort der Hanse zu benachrichtigen. In Lübeck aber antwortete man nicht sogleich zustimmend, sondern vertröstete auf den am 25. Mai in Bremen zusammentretenden Hansetag, der seinerseits nicht verfehlte, die livländischen Städte, da sie vom Stande der Sache unterrichtet seien und die Sendung für sie bequem wäre (alse en wol gelegen is), zu ermuntern, sofort den Versuch zu machen, durch eine Botschaft an den „Heren Königh" die Verstöße gegen des Kaufmanns Privilegien in Zukunft zu verhindern.

Zu dem schwierigen Werke, die Verhandlungen mit dem Großfürsten in Gang zu bringen, wurde, nachdem auf dem Städtetag zu Wawe die Botschaft im Prinzip genehmigt und wahrscheinlich die unentbehrliche Instruktion aufgesetzt worden war, von Reval der Ratsherr Gottschalk Remmelinckrode ausersehen. Dorpat, das anfangs sich dahin ausgesprochen hatte, einen „vernünftigen" Mann aus den Bürgern zu wählen, entschied sich jetzt gleichfalls für einen Ratsherrn, Thomas Schrove. Nach mehrwöchentlichen Vorbereitungen gründlich ausgerüstet, verließen beide Deputierte am 1. August ihre Wohnsitze und trafen sich in Narva. Mit stattlichem Gefolge überschritten sie am 7. August die livländische Grenze und langten nach fünftägiger Fahrt, am 12. August, in Nowgorod an. Sogleich nach ihrer Ankunft wandten sie sich an die Statthalter mit der Bitte um Geleit; aber da deren Antwort sich verzögerte, mußten sie drei Wochen und zwei Tage in Nowgorod verweilen, ehe sie ihren Weg nach Moskau fortsetzen durften, wo sie vierzehn Tage später anlangten.

Ihre dortigen Bemühungen waren leider erfolglos. Vierzehn Tage mußten sie warten, ehe sie zur Audienz zugelassen wurden. Dann verweigerte man ihnen die Freigebung ihres mittlerweile gefänglich eingezogenen Dolmetschers, so daß sie genötigt waren, ihre Klagen schriftlich vorzubringen, und schließlich wurden sie, nachdem man ihnen noch die Ehre erwiesen hatte, sie zur fürstlichen Tafel zu ziehen, von dem Zaren damit abgefertigt, daß er ihre Anliegen den Statthaltern in Nowgorod mitgeteilt hätte, die ihnen „antwort unde recht na der cruczkussinge" geben würden. War somit eigentlich ihre Mission beendet, so wußte man die Abreise der livländischen Boten doch hinauszuschieben, wahrscheinlich weil man Zeit gewinnen wollte, den offenbar bei der Erteilung der Antwort ins Auge gefaßten Plan einer Zerstörung des Peterhofes auszuführen. Erst am 31. Oktober händigte man ihnen den Geleitsbrief aus, nachdem den revalschen Gesandten durch eine Gesellschaft von Griechen, die angeblich vor Jahren in Reval materiell schwer geschädigt worden waren, noch besondere Schwierigkeiten bereitet worden waren, die nur dadurch hatten beseitigt werden können, daß die in Moskau ansässigen Landsleute die zur Befriedigung der Griechen erforderliche Summe aufgebracht hatten. Schon den anderen Tag machten sich die Reisenden auf und gelangten nach vierzehntägiger Fahrt am 14. November in das fünf Meilen von Nowgorod gelegene Bronnitza, wo ihrer eine neue Verlegenheit wartete, indem man die Gesandten trennte, den Dorpater seinen Weg ziehen ließ, den Revaler gefangen zurückbehielt. Erst am 17. November konnte Thomas Schrove die Fahrt nach Nowgorod fortsetzen und am folgenden Tage die ihm von dem Großfürsten verheißene Antwort von den Statthaltern in Nowgorod in Empfang nehmen.

Sie fiel traurig genug aus. Denn unterdessen hatte dort eine verhängnisvolle Katastrophe sich abgespielt. Etwa vierzehn Tage vor den livländischen Ratsherren waren die zarischen Geheimschreiber Daniel Bylmerone, Wassily Shuk und Iwan Zamerock in Nowgorod eingetroffen und hatten mit Hilfe der russischen Hauptleute Foma, Zelara, Iwan und Sidon hier am 6. No-

vember 1494, dem St. Leonhardstage, jenen in Moskau als „Revanche“ beschlossenen schnöden Gewaltakt gegen die Deutschen in Szene gesetzt. Man überfiel den deutschen Kaufhof und den Gotenhof, bemächtigte sich der Schlüssel zu der Kiste, nahm „ganz unerwartet und wider alle Billigkeit“ sämtliche Anwesende, 49 an Zahl, Kaufleute, Sprachschüler und Knappen, fest, zog ihnen Hosen und Schuhe aus, warf sie in „faule Türme“ und konfiszierte alle Güter, die man vorfand. Der Wert der bei dieser Gelegenheit geraubten Waren wurde nachher auf 432000 Mk. heutiger Währung beziffert. Außerdem aber fielen den Russen kostbare Inventarstücke in die Hände, wie silberne Schalen, eine Monstranz, ein Kelch, Kruzifix, Altarkannen, Glocken, eine gute Braupfanne und anderes mehr.

Die Antwort aber, die von dem russischen Statthalter den Gesandten gegeben wurde, lautete höhnisch folgendermaßen: „So ist die Antwort. Der Kaufmann ist gefangen, und dies ist deshalb geschehen, weil die Kaufleute des Fürsten in euren Städten, besonders in Reval, gebrandschatzt und übel behandelt sind, weil man ihre Waren fortgenommen und sie selbst ins Wasser geworfen hat. Von dem Erlös der in eurer Kirche aufgespeicherten Waren will der Großfürst seine Kaufleute entschädigen, die bei ihm Beschwerde über euch geführt haben. Dies magst du deinen Ältesten als Antwort mitbringen. Du selbst magst deines Weges ziehen.“

Die Beweggründe, die den Zaren zu diesem Bruch des Völkerrechts veranlaßt hatten, liegen somit klar zutage. Er wollte sich rächen für die seinen Untertanen widerfahrene Unbill. Mehrfach ist behauptet worden, daß der Großfürst in dem mit dem Könige Johann von Dänemark am 8. November 1493 geschlossenen Vertrage diesem die Schließung des Hofes von Nowgorod zugesagt hätte. Doch mit Recht ist darauf hingewiesen, daß der seither veröffentlichte Wortlaut dieses Vertrages keine derartige Abmachung enthält. Erinnert man sich des schon längere Zeit gespannten Verhältnisses zwischen Deutschen und Russen, insbesondere eines unliebsamen Vorkommnisses in Reval, wo der Rat zwei Russen, den einen „umme eyne unspreklike stumme sunde“, den anderen wegen Falschmünzerei dem Feuertode überantwortet hatte, so erkennt man darin Ursache genug für das heimtückische und verschlagene Vorgehen des listigen Großfürsten. Hatten doch die Russen schon bei früherer Gelegenheit erklärt, daß, wenn einer ihrer Landsleute im Verkehr zu Dorpat, Reval oder Narva zu Schaden käme, sie dafür an den Knechten des deutschen Hofes in Nowgorod Vergeltung üben würden. Diese Drohung hatten sie jetzt, nachdem sich ihnen eine gute Gelegenheit bot, in größerem Umfange verwirklicht.

VI.

Bald langte die Kunde von dem traurigen Ereignis in den Hansestädten an. Thomas Schrove, der am 23. November dem verwüsteten Hofe den Rücken kehrte und Nowgorod verließ, traf am 26. November in Narva ein und wird wohl der erste gewesen sein, der die niederdrückenden Nachrichten mitbrachte. Von hier aus sandte er seinen Begleiter Heinrich Krouwel nach Reval, um dem Rate Bericht zu erstatten, weil der Revalsche Gesandte ja in

Nowgorod zurückgehalten wurde. Aber noch bevor Kronwel in Reval angelangt war, hatte man dort aus kaufmännischen Privatbriefen, die von Narva angekommen waren, die Schreckenskunde erfahren und sogleich nach Dorpat gemeldet, wo Thomas Schrove erst am 4. Dezember eintraf. Im übrigen beeilte man sich, die in Reval anwesenden Russen in Haft zu setzen und auf ihre Güter einstweilen Beschlag zu legen, um auf diese Weise den Großfürsten mit den gleichen Waffen bekämpfen zu können.

Zunächst kam es nun darauf an, den unschuldig Gefangenen wieder zur Freiheit zu verhelfen und im weiteren die Schritte zu beraten, um den abgebrochenen Handelsverkehr aufs neue in Gang zu bringen. Nicht weniger als achtzehn Städte waren durch die Gefangensetzung ihrer Angehörigen betroffen; Lübeck am meisten, indem siebzehn Eingekerkerte von dort stammten. Aus Dorpat waren sieben, darunter der Hofknecht Hans Hartwich, aus Reval, Dortmund und Kosfeld je drei, aus Schwerte in Westfalen, Scheperode (im heutigen Regierungsbezirk Münster), Breckerfeld (im heutigen Regierungsbezirk Arnsberg), Duisburg, Frankfurt, Einbeck, Duderstadt, Greifswald und Lippe je einer der Gefangenen. Beinahe der dritte Teil war mithin aus Westfalen gebürtig. Die ersten Schritte zur Befreiung gingen nicht von den Städten, sondern von Walter von Plettenberg, dem Meister von Livland, aus, der im Begriff stand, einen Boten nach Nowgorod und Moskau wegen des durch die Pleskauer verletzten Friedens zu senden, und schon am 25. November der Stadt Reval anbot, durch diesen die Verhandlungen anzubahnen. Reval konnte melden, daß der Gesandte des Meisters, Johann Hiltorp, mit dem Auftrage, für die Befreiung einzutreten, abgereist sei, versprach sich freilich geringen Erfolg davon, da der Großfürst es nicht nur auf die Gefangenen, sondern auf das ganze Land Livland abgesehen habe. Später ging auf den Rat Rigas an Reval, einen „merklichen Boten" an den Großfürsten von Litauen zu senden, der Revalsche Ratsherr Johann Gellinckhusen mit Briefen des Erzbischofs, des Bischofs von Dorpat, des Meisters und der Städte Riga und Dorpat an den Hof des Großfürsten von Litauen, um ihn persönlich für die Angelegenheit zu interessieren. Ja, man verschmähte nicht, die Hilfe von einflußreichen Privatpersonen in Anspruch zu nehmen, indem der Revaler Rat den Heinrich Flacher, Münzer in Wilna, brieflich ersuchte, seinen Großfürsten für das Schicksal der gefangenen Hanseaten zu erwärmen. Im Februar des folgenden Jahres aber beauftragte Dorpat einen seiner Bürger, den Metbrauer Heinrich Elferinckhusen, der vom Großfürsten nach Moskau berufen worden war, zuerst in Nowgorod die Statthalter und eventuell später den Großfürsten in Moskau versöhnlicher zu stimmen.

Weniger eifrig zeigte man sich in Lübeck, wo unterdessen die Unglücksnachricht eingetroffen, aber, wie es scheint, mit einer gewissen Gleichgültigkeit aufgenommen war. Es war damals eine schwere Zeit für die Hanse, die von allen Seiten bedroht wurde. Überall, wo sie festen Fuß gefaßt zu haben schien, in London, Bergen, Brügge und Nowgorod, „in den legeren unde contoren", wurden ihre Privilegien angetastet und dem ungehinderten Be-

triebe ihrer Handelsgeschäfte eine Grenze gezogen. In England hatte der Kaufmann sich verpflichten müssen, von dort aus nicht nach Burgund, Utrecht, Gheldern, Kampen, Groningen usw. zu segeln. In Dänemark wurden die Hanseaten trotz ihrer Privilegien für die Schonenfahrt mit schweren Zöllen belastet. Nun kam noch die Niederlage in Nowgorod, die einem völligen Abbruch der Beziehungen gleichzukommen schien. Wenn man jetzt zu neuen Unternehmungen keine Lust verspürte, so mochte es daran liegen, daß man in dieser allgemeinen Verwirrung seine Kräfte auf das Nächstliegende beschränken wollte und im übrigen den livländischen Städten, die schon lange Neigung gezeigt hatten, eigene Wege zu wandeln, es überlassen zu können meinte, für sich zu sorgen.

Ähnlich wie Lübeck ließ Danzig es bei dem Ausdrucke seines Bedauerns über das Unglück bewenden und begnügte sich mit dem Versprechen, seinen eben beim König von Polen weilenden Ratsherren den Auftrag erteilen zu wollen, sich aufs fleißigste beim Könige für die Gefangenen zu verwenden. Noch kühler war man in Köln. Denn wenn man auch anerkannte, daß die Angelegenheit alle Hansestädte anginge, so war man doch nicht im geringsten geneigt, irgendein Opfer zu bringen, und erklärte nur, daß man sich mit den Städten seines Dritteils beraten würde.

Mit allen Briefen, schriftlichen und mündlichen Verhandlungen war man dem erwünschten Ziele, der Befreiung der Gefangenen, keinen Schritt näher gekommen. Wohl war zu Anfang des Jahres 1495 die Kunde von einigen Erleichterungen, die den Gefangenen zuteil geworden waren, nach Livland gedrungen. Man hatte sie aus dem „swaren fenckniſſe“ herausgenommen und auf einen Hof gesperrt, wo sie freilich Hausarrest hatten, aber sich selbst beköstigen konnten. Insbesondere hatte man den jungen Sprachschülern gestattet, ihren Aufenthalt bei ihren Lehrern in der Stadt zu nehmen, die für ihr Verbleiben Bürgschaft geleistet hatten. Aber diese Vergünstigungen waren geringfügig genug, und vor allen Dingen drückte die Aussichtslosigkeit ihrer Lage die Gefangenen. Mehr als acht Monate schmachteten sie nun in der Gefangenschaft, und wenn auch durch die Vermittlung des Meisters von Livland ihre Lage sich verbessert hatte, so waren sie doch in bejammernswerter Situation. Daher erging am 24. Juni 1495 von den Gefangenen ein Schreiben an die Stadt Dorpat, sie nicht zu vergessen, der erste Notschrei, dem leider noch mehrere andere im Laufe der nächsten Jahre folgen sollten. Die Aussicht, den Winter über in Nowgorod verbringen zu müssen, schien ihnen wenig tröstlich, und sie setzten ihre ganze Hoffnung auf den mächtigen Einfluß des livländischen Meisters. Leider bewährte sich dieses Vertrauen nicht.

VII.

Erst den Bemühungen seines Dolmetschers Hartlef Pepersack, der im März (oder Februar) 1496 zum Großfürsten geschickt worden war und ihm nach Moskau folgen mußte, wo er elf Wochen verweilte, gelang es, wenigstens die jungen Sprachschüler zu befreien. Entweder deren Jugend oder ein bei dieser Gelegenheit überreichter goldener, mit Türkisen geschmückter Ring

hatten den Großfürsten weich gestimmt. Anfangs gestattete er zwar nicht, mehr als acht Gefangene mitzunehmen, erweiterte aber nachher die Erlaubnis auf elf.

So waren denn von den 49 Gefangenen noch immer 38 im Gewahrsam, und es stand dahin, wann sie Nowgorod würden den Rücken kehren können; denn der Großfürst hatte kategorisch erklärt, nicht früher werde er diese und die Waren freigeben, als bis ihm die an der Hinrichtung seiner Untertanen in Reval schuldigen Revalenser ausgeliefert seien. Da selbstverständlich daran nicht gedacht werden konnte, so benutzten die Zurückgebliebenen die Abreise der begünstigteren Genossen, um ein Schreiben an den livländischen Meister gelangen zu lassen, indem sie sich seiner Gnade empfahlen. Sie berichten mit ehrerbietigem Danke für das, was der Meister bereits für sie getan, wie Hartlef Pepersack die frohe Botschaft von Moskau gebracht habe, daß er etliche von ihnen in die Heimat mitnehmen dürfe; aber wehmütig fügen sie hinzu, „der gar wenich is". Nur die Hoffnung, daß sie im Verlauf der Zeit alle durch die Macht des Meisters befreit würden, hält sie aufrecht. Erst den weiteren Bemühungen Hartlef Pepersacks gelang es dann, unterstützt durch die Fürsprache des großfürstlichen Schwiegersohnes, Alexander von Litauen, den die Lübecker bestürmt hatten, das seit bald $2^1/_2$ Jahren erstrebte Ziel zu erreichen. Bis auf vier, die der Großfürst als Geißeln zurückbehielt, gab er die Kaufleute — unter ihnen den Revalschen Ratsherrn Gottschalk Remmelinckrode — frei. Zu den vorgeschlagenen Ausgleichsverhandlungen erklärte er sich bereit, seine Statthalter von Nowgorod zu schicken.

Mit den vier in Nowgorod Zurückbehaltenen verfuhren die Russen wenig glimpflich. Ausdrücklich hatte der Großfürst auf die Botschaft des livländischen Meisters erklärt, daß er sie so lange festhielte, bis die „qwaden lude" aus Reval, die seine Untertanen so übel behandelt, teils dem Feuertode überliefert, teils in Kesseln gesotten und ihnen die Hände abgehauen hätten, in seiner Macht wären. So wurden sie denn unmittelbar nach dem Abzuge Hartlef Pepersacks wieder ins Gefängnis geworfen und in Ketten gelegt. In einem nicht erhaltenen Briefe an Walter von Plettenberg, über den dieser an Reval berichtete, schilderten die vier ihre jämmerliche Lage und baten ihn dringend, sich ihrer anzunehmen.

Wohl ging der unermüdliche Hartlef Pepersack Mitte Juni zum zweiten Male im laufenden Jahre nach Nowgorod. Aber jetzt begleitete den kühnen Mann kein freundlicher Stern, und schon unterwegs mußte er aus Narva dem livländischen Meister schreiben, daß man die vier armen Knechte nach Moskau gebracht und mit ihnen die bisher in der Kirche aufbewahrten hansischen Waren gleichfalls ins Innere verführt habe. Damit schien die Möglichkeit, je wieder etwas zurückzubekommen, in nebelhafte Ferne gerückt.

In Moskau erwartete die biederen Kaufleute ein hartes Los. Mit Dieben und Tartaren in ein Verließ gesperrt „in grotem stancke unde vordrete", in Fesseln, die am Körper angeschmiedet waren, ohne ordentliche Nahrung, auf das Mitleiden wohltätiger Personen angewiesen, so saßen die bejammernswerten Schuldlosen betrübten Herzens in der Fremde, ohne jede Hoffnung, je

deutsche Erde wieder betreten zu können. Einer von ihnen, Herman Schwartow, war bis Anfang Dezember des Jahres 1498 seinen Leiden erlegen, und die Überlebenden fürchteten das Gleiche, wenn man ihnen nicht bald zu Hilfe käme. Bitter beschwerten sich „die armen unde ellenden gefangen ut de hensse", wie sich die drei in einem Brief vom 4. Dezember 1498 an Reval unterschrieben, daß man ihrer so ganz vergessen hätte. Sie erinnerten daran, daß sie ja nicht wegen eigener Vergehen säßen, sondern der Hanse halber vier Jahre lang gefangen gehalten würden, und baten „ume Godeswillen" sie ja nicht zu vergessen. Noch zweimal drang Kunde von den Verlassenen nach Deutschland. Man kann nicht ohne Rührung lesen, wenn sie dem Lübecker Rate schreiben, sie hätten bisher nun über $4^1/_2$ Jahr in der Gefangenschaft auf ihre Befreiung immer noch gehofft, aber sie sei leider nicht erfolgt, oder wenn sie sich ferner den schwachen Trost vorspiegeln, ihre Freilassung verzögere sich so lange, bis die Boten, die der Großfürst zum römischen Könige geschickt hätte, wieder in Moskau eingetroffen wären. Beweglich fordern sie den Rat auf, nichts zu unterlassen.

Mit diesen Nachrichten verlieren sich die Spuren unserer Gefangenen. Wahrscheinlich ist ihr sehnlichster Wunsch, in die Heimat zurückkehren zu dürfen, nicht erfüllt worden. Am 31. Oktober 1502 teilt Lübeck mit, daß es an den livländischen Meister die Bitte gerichtet habe, für den Fall des Friedens das Interesse des Kaufmanns und der Gefangenen wahrzunehmen; also schmachteten sie damals noch in Moskau! Seitdem schwindet jede Kunde von ihnen. Auffällig ist dieser Ausgang nicht.

Erst der von dem heldenmütigen Walter von Plettenberg tapfer aufgenommene Kampf um die Unabhängigkeit Livlands und die hierbei erfochtenen Siege verhalfen endlich zu einem „Beifrieden" auf sechs Jahre, der dem livländischen Landtag zu Wolmar am 29. Mai 1503 vorlag. Aber es war eine der niederdrückenden Bestimmungen dieses Vertrages, daß während seiner Dauer alle Kaufmannschaft ruhen und kein Handel getrieben werden sollte. Diesen bedrohlichen Schlag abzuwenden, kamen die Städte überein, den Meister um weitere Vermittlung anzugehen und sogar einen Boten nach Moskau zu entsenden. Weil jedoch Dorpat sich ablehnend verhielt, kam es zur Absendung nur eines Boten aus Reval, der indes so wenig wie die im nächsten Jahre ausgeführte gemeinsame Besendung von Dorpat und Reval aus beim Zaren etwas ausrichtete. Auch zu einer größeren hansischen Gesandtschaft, für die Iwan III. Wassiljewitsch bereits im Jahre 1503 den Geleitsbrief ausgestellt hatte, kam es nicht. Der Handel war und blieb geschädigt. Ein Verkehr auf bisher verbotenen Wegen über Litauen und Finnland bahnte sich an, und obwohl die livländischen Städte, insbesondere Reval, bemüht waren, ihn zu unterdrücken, auch die Hilfe der wendischen Städte dafür in Anspruch nahmen, wollte es nicht glücken. Alle weiteren Bemühungen zur Wiedereröffnung des Peterhofes in Nowgorod und den Verkehr auf dem früheren Fuß wieder herzustellen, sich wieder den Zugang zu jenem „Brunnquell" zu verschaffen, „daraus aller Wohlstand hervorgeflossen", scheiterten. Alle Gesandtschaften, die sich bei Iwan III. und seinen

Nachfolgern im 16. und im 17. Jahrhundert um die Wiederaufrichtung der früheren Handelsbeziehungen bemühten, kehrten unverrichteter Sache heim. Es scheint, daß man das Übergewicht der Deutschen russischerseits als einen lähmenden, unerträglichen Druck auffaßte. Wenn auch der Handel allmählich wieder etwas in Gang kam, während des 17. Jahrhunderts immerhin einige kleine Erfolge zu verzeichnen hat — auf mehr als drei Jahrhunderte heraus war er in seiner ursprünglichen Bedeutung gebrochen und vernichtet. Erst die beiden Tarife von 1816 und 1819 versprachen, nachdem während des 18. Jahrhunderts ein entschiedenes Protektionssystem geherrscht hatte, freiheitlichere Regungen. Indes die Ideen des Grafen Kankrin belebten den Schutzzoll aufs neue, und so kann man nicht früher als etwa seit 1842 eine lebendigere Aufnahme deutsch-russischer Handelsbeziehungen feststellen. Diese sind dann, freilich unterbrochen durch gelegentliche Gegenströmungen, bis auf den heutigen Tag immer lebhafter geworden, zum Vorteil, wie ich glaube, beider beteiligten Nationen.

Den größten Schaden hat Nowgorod selbst gehabt. Seit 1456 hatte seine Selbständigkeit gelitten, der Volksversammlung der Wjetsche war ein Ende bereitet und die Stadt von Moskau in völlige Abhängigkeit geraten. Darin liegt der Grund, warum es sich zur Vernichtung der Deutschen, vielleicht wider seinen eigenen Wunsch, auf Befehl des Zaren hatte verstehen müssen. Dann kam es im Jahre 1569 unter dem schrecklichen Zaren Iwan IV., der Widerstand selbst versteckter Art gegen seine Selbstherrlichkeit nicht ertragen konnte, zu einer vollständigen Verwüstung und Niedermetzelung des größten Teiles seiner Bewohner.

Seitdem ist Nowgorod eine unansehnliche Gouvernementsstadt geworden, mit vielleicht heute 22000 Einwohnern, in die sich selten der Fuß eines Fremden verirrt und in deren breiten Straßen Gras wächst[1]).

[1]) Auf den Nachweis der benutzten Literatur ist aus Mangel an Raum verzichtet worden.

Auf dem Neckar.

Eine Bootfahrt.

Von

Marie von Bunsen.

22. Juli 1910.

Unterhalb der umgrünten Terrasse rauscht der Neckar unaufhörlich und laut das Wehr hinunter. Er teilt sich, umschließt einen Inselfelsen. Da stehen Pappeln und Weiden, über ihnen hochaufragende Felsen mit verwitterten Mauern, mit Weinbergen, wuchtigen Türmen, burgartigen Gebäuden. Gerade gegenüber, jenseits vom Strom, erhebt sich auf der Höhe die Regiswindiskirche inmitten tiefgrüner Bäume. Seit uralten Zeiten ist dieses Bild Wahrzeichen der Gegend gewesen, die Inselburg von Lauffen, die hochgelegene Kirche.

Jenseits von der langen, steinernen Bogenbrücke fließt der Neckar breit und still, Pappelreihen spiegeln sich, zart vergehend, im Wasser, auf der Luftlinie der fernen Hügelufer steht ein Kirchturm, erstreckt sich ein Dorf unter abendlich geballten Wolken.

Ich hatte mir Lauffen hübsch gedacht; alte württembergische Städtchen sind ja überaus reizvoll; aber diese bildmäßige, gehaltvolle Schönheit ist eine beglückende Überraschung. Die „Formosa" liegt (hoffentlich) in Heilbronn; erst von dort aus gilt der Neckar für schiffbar; aber ich wollte doch etwas mehr noch von ihm genießen und fuhr, ziemlich aufs Geratewohl, hierher, um zu Fuß die Strecke nach Heilbronn zu durchwandern. Von der Bahn sah ich vorhin, schaudernd, wahre Ungetüme von elektrischen Werken; vom Städtchen aus ist nichts zu merken, die edlen Linien blieben unangetastet. Ist dies der wohlwollenden Regierung oder dem Aufschrei der öffentlichen Meinung zu verdanken?

Am Bahnhof neue Nüchternheit, aber bald war ich in den alten Teilen, unter anziehenden Häusern. Fast alle hatten eine gerundete, steingefaßte Einfahrt, daneben die ebenfalls gerundete, kleinere Haustür; oft rankten sich Reben umher, oft kamen Außentreppen vor. In den überraschendsten Winkeln standen spitzgiebelige Häuser zueinander; große, lustig verschnörkelte Schilder ragten in die Gasse hinein, goldene Löwen, Ochsen und Schafe. Hier und da waren die Wände mit dem sanften Graublau und Violettblau des

Schiefers bedeckt, hier und da kamen Patrizierhäuser mit barocken und Rokokoornamenten. Dann blieb ich staunend vor einem der vielen guten kleinen Bürgerhäuser des 18. Jahrhunderts stehen; ein braungrau gewordenes schweres Ziegeldach, das steingefaßte runde Tor und die Türen von Rebenschmuck umschlungen. Und alles Holzwerk lila, im schönsten, reinsten Fliederton angestrichen. So auch die Tür meiner Berliner Wohnung, aber nur durch besondere Protektion war mir vom Wirt die Erlaubnis erteilt worden; er befürchtete, dieser „ungewöhnliche" Ton würde „die Harmonie des Treppenhauses" stören, und wieviel Mühe hatte es gekostet, ehe sich der Maler dazu hergab. Hier wählten sich anscheinend einfache Besitzer des bescheidenen Häuschens diese zartfreudigen Farben. Es wirkte wunderhübsch; noch dazu waren die Fensterläden mit kleinen, durch schmiedeeiserne Ornamente ausgefüllten Luftlöchern versehen.

Dann stand ich auf der Brücke und sah die stattliche gotische Kirche der kleinen Regiswindis. Gegenüber, auf der Inselsfeste, lebte ihr Vater, der Markgraf; die Schwester eines bestraften Knechtes erwürgte das achtjährige Fürstenkind, warf den Leichnam hier in den Neckar. Als man ihn fand, waren die Wangen noch rot; da baute man ihr eine Kapelle, und die kleine Tote erwies sich so wunderkräftig, daß sie vierhundert Jahre darauf heilig gesprochen wurde. Wunderschön erhebt sich der gotische Bau; er ist mit großen Kosten vor nicht langer Zeit „würdig" hergestellt worden . . . besser, sich nur von hier aus daran zu freuen!

Jenseits vom Fluß liegt das alte Städtchen mit purpurbraunen Giebeldächern, und über ihnen zog sich hoch die alte Stadtmauer mit ihren angebauten Häuschen. Unmittelbar an der Brücke stand ein altes Haus mit einer schieferbekleideten, grünumrankten Terrasse. Sollte das der „Hirsch" sein? Ja, als ich näher herankam, strahlte mir das goldene, kühn springende Tier entgegen. Ich wurde die gewundene Treppe hinaufgeführt, erhielt ein Zimmerchen mit der Aussicht auf die Burg, den Strom, die Regiswindiskirche. Die Balkendecke war niedrig; ich habe den Aberglauben an frische Luft, nicht an hohe Zimmer, und durch die breiten Scheibenfensterchen ließ sich der Raum Tag und Nacht bestens lüften. Neben meiner Terrasse lag die behagliche Apotheke, ein Felsengärtchen mit Weinbergstreifen, mit Rosen, einer Gatterlaube unter dem Fliederbaum. Daneben führte eine hochgewölbte steinerne Brücke auf die Burg, früher Schloß des Markgrafen, dann des Grafen v. Lauffen. Es war ein stolzes Geschlecht, hatte die Aufsicht über die Neckarschiffahrt, beherrschte Ufer und Strom. Heute ein stilles Plätzchen; Königskerzen und Rainfarren sproßten aus dem Gestein, im kleinen Gärtchen blühten tiefrote Nelken, rankten sich weiße Bohnen. Altmodische hochdachige Häuser haben teilweise die Burggebäude verdrängt. Ich setzte mich auf eine steinerne Bank, aus dem steinernen Brunnen floß ein Wasserstrahl leise, ein Hahn mit der fremdartigen Pracht seines goldrotbraunen, seines grünschwarz schillernden Gefieders flog aus einem Fenster herunter; liebend folgten ihm die bescheidenen Hennen. Ein braunäugiger Vorstehhund freundete sich mit mir an.

Dann besah ich mir das Städtchen; überaus malerisch erhob sich die alte Ringmauer aus den Weinbergen und Gärten. Hier blühten Crimson-Ramblerrosen, tief violetter und hellblauer Rittersporn, weiße kleine Sommerchrysanthemen und orangerote Ringelblumen zwischen den Bäumen. Nützlich poetische Gärten mit des Sommers Segen, der mannigfaltigen schlichten, aromatisch duftenden Schönheit des Gemüses, mit leuchtender Blütenfarbe, mit grünem Schatten. Oben erstreckte sich die Mauer, Giebel und Dächer lugten empor. Über dem Tiefgrün der Efeumassen ragte ein Kirchturm mit gelblich grünlichem Bewurf, das stand wundervoll zu den sich verdunkelnden blaugrauen Wolken. Durch das alte Torhaus trat ich ein; an dem Turmfenster stand ein hübsches junges Mädchen im weißen Kleid. Mannigfaltige Häuser, meistens mit Überhang, viele mit altem Türsturz, ein gelegentliches spätgotisches Ornament. Zwischen der Inselburg und der Stadt lag die Mühle; wie aus einem Dürerschen Aquarell, Fachwerk, gebogene windschiefe Dächer, vorn einige alte Kähne. Jetzt sitze ich auf der grünumrankten Terrasse; der Landwein vor mir wirkt wie rötlicher Topas. Tintenblaues Gewölk ballt sich über die Türme der Burg und der Regiswindiskirche. Nach der Glut des Reisetages steigt feucht und kühl und wohltuend der Atem des Neckars empor.

23. Juli.

Es donnerte und blitzte, weißes Licht erhellte mein Stübchen. Ich schlief darüber ein; als ich erwachte, hörte ich bedenkliche Töne, aber es rauschte nur das Wehr. Die Wege waren trocken, und guter Dinge ging ich die Landstraße hinunter.

Obstbäume, saftig grüne Gehänge mit dem großen blaulila Kranichschnabel, dem leichtgefiederten weißen Kümmel, dessen Grazie einen gefälligeren Namen verdient (auf englisch wird er Queen Annes lace genannt). Langsam und knarrend kamen Ochsenwagen daher, brachten Männer und Frauen zu der Weinbergarbeit. Der Weg ging auf und ab; dann sah ich auf die im Grünen liegenden Dächer von Nordheim. Behäbige Bauernhäuser, Bürgerhäuser, goldene Wirtshausschilder, freundliche Gärtchen. Vor einem nichtssagenden Haus ist an Spalieren Crimson-Rambler gezogen; durch das Gewirr grüner Ranken der leuchtend roten Büschelchen sieht man die Fenster; es ist wie ein Gedicht. Dem Mann, der im Verlauf weniger Jahre die ganze Welt durch die liebliche Pracht dieser üppig blühenden Büschelrose verschönert hat, diesem hat man kein Denkmal gesetzt! Wohin man nur kommt, in allen Ländern, am Bahnwärterhäuschen wie am Schlosse, auf Kirchhöfen, über Mauern, im Dorf, überall blüht und leuchtet diese Rose. Hat irgendeine ästhetische Neuerung unserer Tage auch nur annähernd so Erfreuliches geleistet?

An den Weinbergsmauern quollen neben dem gelben Mauerbrecher lauter merkwürdige Sachen aus dem alten Gefüge. Ein von Wiesenblumen belebter Weg führt weiter am Neckar entlang. Malerisch stieg Klingenberg vor mir auf, eine hochgelegene Burg. Wahrscheinlich wurde sie zum größten Teil, wie fünf- bis sechshundert andere Burgen, in den Bauern-

kriegen vernichtet; später hat man einfache, wuchtige Gebäude am Mantel, an der Ringmauer angebaut. Eine lange, efeubekleidete Terrasse mit Rosenbüschen, einer efeubezogenen Laube. Unten, zu Füßen der Burg, die Kirche, eine Pappelgruppe an der Fähre, gegenüber das Dorf Horkheim. Ein schön gezeichnetes Bild. Die Fähre, Burg und Dorf wirkten, als wären sie seit langen Jahrhunderten dort gewesen, und später las ich, daß die Klingenberger Furt bereits vor den Römern eine Rolle spielte, vielleicht schon zur Zeit der allerersten seßhaften germanischen Besiedelung. Während der jüngeren Steinzeit saßen die Deutschen jahrtausendelang an diesen Ufern; dann verschwindet ihre Spur, war alles wie in der Urzeit öde und leer. In der Bronzezeit, während der ersten Jahrhunderte v. Chr., kommen wieder langköpfige Germanen, mit kurzköpfiger Urbevölkerung Galliens gemischt, Jägervölker; auf diesen Bergketten ziehen sich Höhenwege von Ringburg zu Ringburg. Während der Eisenzeit geht es ihnen gut, Salz bringt ihnen die Kostbarkeiten der Nachbarländer. Dann fallen, wohl bei Mannheim, die Gallier im vierten Jahrhundert in das Neckartal, werfen die „Hallstadtfürstentümer" über den Haufen und besetzen das Land. Die Namen Neckar, Jagst, Kocher und manche andere haben sie gegeben. Ihre hier gefundenen Schädel zeigen nicht den blonden, dem Germanischen nahe verwandten Langkopftypus ihrer Anführer, der Kelten, vielmehr den der dunklen, kurzköpfigen unterdrückten Urbevölkerung Galliens. Es entwickelt sich eine intensive Ackerbaukultur; auf diesen fruchtbaren Lößflächen vor mir waren stattliche Höfe verstreut. Diese Furt wurde militärisch besetzt, hier stand ein Relief der gallischen Göttin Epona, hier fanden sich Gräber schwer bewaffneter Krieger. Dann können auch diese Stämme sich nicht halten; im zweiten Jahrhundert v. Chr. rücken die germanischen Markomannen in das verlassene Land und nach ihnen um Christi Geburt die Neckarschwaben. Es folgt die Römerzeit. Dort in der Ferne diese höchste Erhöhung, Böckingen, entwickelt sich zu einem starken Römerkastell. Es wird eifrig kolonisiert. Im Schutz des Limes werden „Dekumatenäcker" verteilt; aus Gallien kommt wieder die dunkle, kurzköpfige Urbevölkerung; ihre Nachkommen bilden jetzt noch einen Teil der Bevölkerung des Neckarlandes. Deutsches Wesen ist ein faßlicher, tatsächlicher Begriff; auf germanische Rassenreinheit lasse man sich besser nicht ein.

An den Pappeln bestieg ich die Fähre und ging in das uralte Dorf Horkheim. Die römischen Ansiedelungen wurden durch die Alemannen erobert; sie benutzten die schönen Römerstraßen, siedelten sich in Sippendörfern an, um dann den Franken zu weichen. Die Grenze läßt sich noch heute festsetzen: bei den Alemannen die Endung „ingen", bei den Franken die Endung „heim". Horkheim war alemannisches Königsgut gewesen, jetzt wurde es Kammergut der Frankenherrscher. War in römischer Zeit der Sonnenbrunnen in Böckingen das Heiligtum der Gegend gewesen, wurde es jetzt ein anderer wundertätiger Brunnen, Heilbronn. Dort war der königliche Wirtschaftshof; an seiner Stelle erhob sich das noch jetzt bestehende Deutsch-Ordenshaus; rings umher scharten sich die von den Alemannen übernommenen Hörigen. Vielleicht sind sie anderthalb Jahrtausende Hörige geblieben! —

Horkheim war Vorwerk. Dort wohnten königliche Dienstmannen und hatten die Wacht an dieser Klingenberger Furt.

Ein stattliches Dorf, gute Häuser, nette Gärtchen, Balsaminen, Nachtviolen und helllila Venuswagen. Am Ende steht eine uralte Schmiede; der regelmäßige metallene Klang ertönt; in der anderen Richtung dringt durch das geöffnete Scheunentor der harte rhythmische Schlag der Dreschflegel auf dem Korn. Manche der Häuser sind alt; auf jeden Fall zeigen sie den althergebrachten Typus. So, wenn auch ärmlicher, wirkten die Dörfer zu Anfang des 16. Jahrhunderts, als die Prädikanten von einem Ort zum anderen zogen. Sie trugen den Bauernrock, einen weißen Filzhut auf dem bäuerlich geschnittenen Haar; es war nicht wie das der Geistlichen „kraus gemacht und gepufft". Sie predigten das „wahre Wort Gottes" und bewiesen aus der Schrift, wie das Verhältnis der Untertanen zu der Obrigkeit sein sollte und wie jetzt den Bauern unrecht geschähe. Sie redeten „einfältiglich und süß, denn jeder meinte von der Stund an selig und reich zu werden". Als freie Männer wollten sie nur dem Kaiser gehorchen. Das Dorfwirtshaus, in dem ich zu Mittag aß, wird dem damaligen ähneln: Bänke an den niedrigen getäfelten Wänden, schwere lange Tische, auf die Männerfäuste bekräftigend niederfahren konnten. Dort saßen die Bauern, sagten, es müsse anders kommen, eine neue Zeit bräche heran. Und dem Pfarrherrn und dem Edelmann wurde die „schlechte Gesinnung" hinterbracht, und beide jammerten über die Verderbtheit der Welt. Dort drüben auf dem Klingenberger Schloß saß ein naher Verwandter des Herzogs Ulrich von Württemberg. Wie oft hat man sich hier im alten Wirtshaus von der Gewalttätigkeit des jungen Herrschers erzählt.

Dann ging ich die obstbaumbestandene Landstraße hinunter, über die Brücke nach Böckingen, dem alten Römerkastell. Jetzt überwiegt der industrielle Vorortscharakter, aber Teile sind sehr alt. Da gibt es schöne Fachwerkhäuser mit Außentreppen, die ein kleines Dach beschützt, das Holzwerk ein dunkles verwittertes Grau. Zwischen solchen grauen, dunkelwinkeligen Giebeln, schiefen Wänden und Gattern ragten große, goldgelbe Sonnenblumen empor, in ihnen krauchten drei hellgraue Katzen und sahen mich mit ihren gelbgrünleuchtenden Augen erstarrt, furchtsam und doch boshaft an. Diese Häuser haben proletarierartigen Anstrich, etwa als ob dort Handweber sich kümmerlich ernährten. Viele Wirtshäuser; eines besaß der Jäcklein Rohrbach; ein verwegener Kraftmensch, war er zu allem bereit, stand im Verdacht, den Schultheiß dieses Ortes ermordet zu haben. Seine Weinwirtschaft war hier Sammelpunkt aller Mißvergnügten, Durchgangspost und Absteigequartier der geheimen Boten in der gärenden Zeit von 1525. Dies ist auch die Heimat seiner ebenso furchtbaren Freundin, der schwarzen Hofmännin, gewesen. Sie hatte Wunderkräfte, ihr Segen war ein Rachefluch. Sie nahm an allen Beratungen teil, feuerte den Rohrbach, die Bauern „bei den Leiden Gottes" an, bewegten sich später die Haufen zum Kampf, „tröstete sie mit heller Stimme". Während ich ihrer gedachte, trat aus einem verwitterten Häuschen eine noch ziemlich junge Frau an die offene Haustür und sah mich

an. Sie hatte dunkles volles Haar, merkwürdig strenge Züge. Gewiß eine „organisierte Genossin". Und merkwürdig, in diesem ärmlichen Viertel erhob sich eine stattliche Methodistenkirche. Der Bauernkrieg war von Religion, nicht der Staatskirche, sondern der Bibelergründung, der das Gemüt der Elenden erregenden und befriedigenden Sekten getragen, durchglüht.

Heilbronn, Sonntag den 24. Juli.

Heilbronn hat viel Altes; man darf sich nur nicht durch die laute Pracht der Kaiserstraße, durch die traurige Neuheit des einst ehrwürdigen Rathauses, der einst ehrwürdigen Kiliankirche abschrecken lassen. Die Seiten- und Nebengassen gaben unverfälschte Bilder, vorkragende Häuser mit Giebeln oder mit tief herabreichenden braunrötlichen Dächern. Wie ringsumher in den Dörfern, erfreute sich das Auge selbst in dieser gedeihlichen, gewerbtreibenden Stadt am Anstrich des Holzwerks. Es gab kornblumenblaue, grüne und andere gesunde Farben. Von meinem Fenster am Neckar sah ich ein Haus von grauem Schiefer bekleidet, die Fensterkreuze weiß, die Läden grün. Es war wunderhübsch. Nur selten fand ich Häuser des ehemaligen Patriziats, das durch wucherische Monopole die kleinen Leute drückte, durch Darlehen an die Fürsten Einfluß gewann. Wenig glorreich, hielt es sich damals abwechselnd zu dem schwäbischen Bund unter dem Truchseß und zu den Bauern. Die Gasse, in der ich jetzt stand, hat sich wenig geändert seit dem Tage zu Anfang des 16. Jahrhunderts, an welchem in einer Gasse der freien Reichsstadt Heilbronn, vielleicht dieser, ein Fremder in die Werkstatt eines Malers trat. Der Mann war „ansehnlich und einnehmend", war gut gekleidet, seine ziegelfarbene und grüne Tracht werden erwähnt. Er bestellte infolge eines in Kriegsnot geleisteten Gelöbnisses eine Fahne. Auf ihr den Gekreuzigten, die Mutter Gottes und Johannes den Täufer, desgleichen Papst, Kaiser, und ein engkniender Bauersmann mit einem Bauernschuh. Rings herum die Worte: „Herr, steh deiner göttlichen Gerechtigkeit bei". Sein Vater sei Schuhmacher, darum sollte dessen Zeichen zu sehen sein. Es war Joß Fritz, seit einiger Zeit die Seele der Bundschuhbewegung, ein begeisterter und begeisterungerweckender Führer. Der erste Vorstoß war mißlungen; auf Befehl des Kaisers sollten die Aufgegriffenen lebendig geviertelt werden; selbst in der Folter hatten sie nichts verraten. Den neu sich Sammelnden fehlte die Fahne, das von ihrer Phantasie verlangte Symbol; es hatte mystische Gewalt über ihre Seelen. Sie durften sich die heilige Fahne nicht offen bestellen; keiner hätte ihnen den verfehmten Bundschuh gemalt. Joß Fritz erhielt seine Fahne, verbarg sie unter dem Brusttuch. Es kam nicht der Sieg, aber der Bundschuh bereitete den Weg für den armen Konrad, dieser für den Bauernkrieg, für Deutschlands größte Revolution. Berechtigter — kann irgendeiner es leugnen — war nie ein Aufstand, kläglich ist er im Sand verlaufen.

An eine ganz andere Zeit, an die letzten ruhig stagnierenden Jahrzehnte der Reichsstadt erinnert das Archivhaus von etwa 1766. Einfach klassizistisch, mit prachtvollem Schmiedewerk, mit diskret angebrachtem Rokokogeschnörkel ein uranständiger Bau. Fast beschämend schön ist das einstige Fleischhaus,

vornehm und vollendet geschmackvoll. Jetzt ist es das historische Museum, und da die Machthaber, hier wie anderswo, das beredtredende, ehrwürdige Echte, Kostbarste durch wohlanständige Imitation ersetzten, sind manche Teile der geschändeten Gebäude hier zu sehen. In dieser Sammlung, wo sorgfältig die Photographien, Gipsabgüsse niedergelegt werden sollen, verdammt man diese steinernen Statuen und Ornamente zu einer toten Museumsexistenz, entzieht ihnen ihr, die Stadt verherrlichendes Leben. So jenes Merkmal von Heilbronn, der keckflotte Landsknecht vom Turm der Kilianskirche, so Wasserspeier, so das Relief vom Heiligen Brunnen. Noch viele Generationen über hätten sie beglückend, einzig wertvoll, ihre Bestimmung erfüllen können, um endlich, in genauen Nachbildungen erhalten, zu verfallen, zu vergehen. Merkwürdigerweise hat man hingegen den häßlichen grauen Anstrich des herrlichen Altarwerkes der Kilianskirche nicht entfernt. Ihm verdanken wir wahrscheinlich seine Erhaltung; die Kriegshorden hielten die Skulpturen für Stein, so sind sie unberührt geblieben. Meinem Gefühl sind sie nicht, wie Baedecker mit irreleitender Lauheit gesagt, „beachtenswert", sondern gehören zu der allerschönsten Holzplastik der an Meisterwerken reich gesegneten Periode. Der noch heute unbekannte schwäbische Künstler wirkt so echt und bedeutend, als etwa der ebenfalls namenlose schwäbische Meister des etwas früheren Jacobsaltars von Rothenburg a. T. Ergreifend ist dieser gekreuzigte Christus, ohne Gefühlsschwelgerei, ohne Kraßheit, in seinem beweglichen, traurigen Schmerz; stolz und schlicht sieht die Mutter Gottes auf ihr Kind, die vier Kirchenväter sind klassisch im Sinn einer jeden lebensfrischen Vollendung. Selbst im nagelneu und gediegen hergestellten Rathause ist *etwas* Echtes geblieben. Unter dem Schatten der Freitreppe steht eine lange steinerne Bank aus dem Ende des 16. Jahrhunderts; sie hat dunkle und halbdunkle Patinatöne, Wetzscharten und Schrammen. Eine Inschrift zieht sich entlang:

Der lengste Stein bin ich bekannt
In Haibronn das Worttzeichen genannt,
Bin auch zur Zierd hierher gelait,
Den wechtern zum Sitzen ich bereit.

Nicht nur die „wechter" der Stadt, zahllose Menschen, alt und jung, haben hier gesessen, sahen auf die Kilianskirche, auf die alten Häuser des Marktes, sie erblickten Landsknechte des Dreißigjährigen Krieges, Höflinge des Herzogs Eberhard Ludwig und der Landverderberin Gräfin Grävenitz, Napoleons Grenadiere.

Hier saßen vermutlich die Wächter der Stadt eines Abends im Jahre 1815 und schauten nach dem stattlichen Haus links; dort gingen die Posten auf und ab, denn Kaiser Alexander von Rußland hatte hier, auf dem Weg nach Paris, Quartier genommen. Da fuhr eine Kalesche vor, und eine den Heilbronnern bekannte, von ihnen vielbesprochene Dame stieg aus. *Frau v. Krüdener* war noch immer schön, jetzt außerdem noch sehr fromm; sie lebte auf einem einsamen Gehöft in der Nähe, verlieh Tugendordensbänder an ihre Getreuen. Der Zar hatte in einer schlaflosen Nacht vor Gott gekniet, ihn um einen Menschen, der ihm in all diesen Wirren raten könne,

gebeten. Da meldete ein Adjutant, eine fremde Dame bestehe darauf, vorgelassen zu werden. Er erkannte die göttliche Fügung und wurde von ihrem verschwärmten Mystizismus eingefangen. Sie muß es auch überaus geschickt eingefädelt haben. Gegen übliche Schmeichelei war der Kaiser naturgemäß abgestumpft; sie sagte ihm, sein Gebet wäre vor Gottes Thron wirksam wie kein anderes. Kein Sterblicher wäre solchen Versuchungen ausgesetzt, und wessen Tugend über diese zu siegen vermöchte, sei der Auserwählte. Dies leuchtete ihm ein.

Viel Stimmung hat auch das alte Deutschordenshaus. Zur Zeit der Franken wurde hier namens der Könige Recht gesprochen, auch heute noch, denn das Deutschordenshaus ist jetzt Landgericht. Ein unübersehlicher, vielgestaltiger Komplex; an der Straße eine klassisch barocke Fassade, im Hof romanische Teile der Kirche. Dann überaus malerische deutsche Renaissance, Freitreppen, Giebel und Erker. Hier in diesem Hof versteigerte nach der Besetzung von Heilbronn Jäcklein Rohrbach das von den Ordensherren erbeutete Gut. Die Bauern hatten nach dem Weinsberger Triumph Heilbronn besetzt; einige trugen die blutbespritzten Kleider des unseligen Grafen von Helfenstein. Bauernweiber erstanden sich Levitenröcke und Chorhemden, zerschnitten sich diese zu Schürzen. Die Briefe und Rechnungen des Ordens wurden zerrissen; die deutschherrischen Bauern zeigten besonderen Eifer; von allen Gebietern waren die Geistlichen am meisten verhaßt. Immer mehr und mehr Sachen wurden herausgetragen, immer mehr Gold wurde dem Beutemeister übergeben; Jäcklein Rohrbach hinterlegte später 71 Goldgulden, eine Rolle Doppeldukaten, Carneole in Gold gefaßt, große silberne Becher und viele Kleinodien; ein anderer kaufte sich ein Haus vom Erlös seines Anteils.

Noch ein Teil der alten Stadtmauer steht unberührt, am Neckar, meinem am Ufer liegenden Gasthof gegenüber. Ich saß dort abends auf meinem Balkon, las über den Bauernkrieg und sah auf die fließenden Spiegelungen im Wasser. Dort erhebt sich der nach dem Götz genannte Wartturm; vermutlich saß dieser darin eine Pfingstnacht gefangen; daneben an stehen hohe Bäume, bis zur Hauptbrücke zieht sich das alte Gemäuer. Darüber, Giebel an Giebel, die verwegensten Dächer, und am Ufer davor Kastanienbäume. Es ist überaus hübsch. Auf der Brücke ist ein Gedränge, am Vorbau des Brückenpfeilers ist ein Ruderboot aufgelaufen. Zwei halbwüchsige Jünglinge mühen sich ab, ihre jungen Begleiterinnen sehen hilflos umher; auf der Brücke macht es unbändigen Spaß. Ich habe Mitgefühl; wie leicht ist es geschehen, wie schwer gegen eine so starke Strömung nachher loszukommen. Die auf der Brücke sollten es mal versuchen! Einige Schulknaben klettern hinunter, waten eifrig bis über die Stiefel im Wasser, das ist für sie sehr unterhaltend, aber sie richten nichts aus. Immer dichter ist oben die Menge; die jungen Mädchen wissen nicht mehr, wohin sie sehen sollen; den Jünglingen ist gewiß schrecklich zumute. Da naht sich ein Boot, ein Tau wird zugeworfen, die Mädchen befestigen es, die Jünglinge rudern mit Löwenkräften, das Boot wird flott, auf der Brücke schreit alles Hurra!

In aller Sonntagsmorgenfrühe war ich in Weinsberg angekommen; der Ort könnte nicht anders heißen, so sinnfällig ragt der mit grünen Reben bedeckte Bergkegel empor. Zu den Füßen das altmodische Städtchen, hier und da ein Wartturm, ein Mauerrest. Vortreffliche Bürgerhaustypen, so das Gasthaus. Weit ragt das Wahrzeichen, die goldene Traube, heraus, ist dicht mit grünen Reben umrankt. Allerliebst der Garten; Löwenmaul in seinen raffinierten Tönen, hellblaues zartbefiedertes Braut in Haaren, Königskerzen schlank und hoch mit zitronengelben Blüten und blaßgrünen Blättern. Hier hatten wir vor dreizehn Jahren die Nacht verbracht. Wir fragten den Wirt nach der Möglichkeit, im Kernerhaus vorzusprechen; am nächsten Morgen überraschte er uns mit der Nachricht, „Herr und Frau Hofrat" würden uns um halbzehn erwarten. Diese formlose Vermittelung fanden wir im Geist der Weinsberg-Tradition. Der stattliche, rüstige alte Theobald mit seinen humorvollen braunen Augen empfing uns freundlich, zeigte uns alles, merkte bald, daß wir „Kernerhaus und seine Gäste" genau gelesen hatten. So kam er ins Erzählen, und erzählte uns grade jene Einzelheiten, die er aus naheliegenden Gründen nicht veröffentlicht hatte. In den Räumen wirkte es anschaulich, als sähe man die Gestalten. Abends schrieb ich in meinem Tagebuch einiges darüber auf:

„Ich fragte, wie eine solche Gastfreundschaft mit den, wie er sagt, bescheidenen Mitteln eines Landarztes möglich gewesen wäre. Er meinte, von der damaligen Einfachheit könnte man sich keinen Begriff machen, und die Mutter, Rickele, mit ihrer vernünftigen Ruhe hätte alles so eingerichtet, daß weder Gastgeber noch Gäste je das Gefühl der Störung bekamen. Selbst verwöhnte Leute wie Varnhagen v. Ense fühlten sich behaglich. Er beschrieb, immer mit seinem frischen schwäbischen Dialekt, die Ankunft des Paares, er mit blendender Wäsche, vorzüglich frisiert, Orden auf der Brust, „wie zu einem Hofball", sie, die Rahel, schlampig, mit einer Küchenschürze. Dies sei um so verwunderlicher, als Varnhagen weniger eitel als schönheitsbedürftig gewesen sei; aber bei seiner Rahel sah er darüber hinweg. Mit ihnen kam eine allerliebste, elegante polnische Gräfin, welche sich den Varnhagens angeschlossen hatte. Alle drei reisten nach Baden-Baden weiter, und dorthin folgte ihnen Justinus Kerner mit seinen zwei Kindern. Für den Theobald waren die dortigen Herrlichkeiten feenhaft, aber er verlor nicht die Haltung. Als sie im „Badischen Hof" zu Mittag speisten, merkte der Vater, daß der Knabe fast jedes köstliche Gericht vorbeigehen ließ. Er fragte ihn, ob er keinen Hunger hätte, und Theobald antwortete stolz: „Essen kann jeder, aber nicht ausschlagen." Nachher trafen sie sich mit Cottas und Varnhagens im Jagdhaus. Rahel war auf die Gräfin eifersüchtig und schrecklich schlechter Laune. Cotta lag der liebenswürdigen Gräfin zu Füßen, war „entzückt wie ein Maikäfer, den man kitzelt".

Oft kamen Strauß und Agnes Schebest; über die hätte er in seinem Buch nicht die ganze Wahrheit sagen dürfen, wie auch nicht über Mörike oder Geibel. Er könnte aus gerichtlichen Papieren nachweisen, wie kleinlich Strauß gewesen sei, sie hingegen eine vorzügliche Frau, die ihr Los keines-

wegs verdiente. Strauß hatte eine starre Selbstüberhebung, konnte nicht verzeihen, selbst die leiseste Kritik trug er jahrelang, grollend, mit sich herum.

Erst recht unmöglich wäre es gewesen, offen über Lenau zu schreiben. Wie wäre es ihm verdacht worden, hätte er ausgesprochen, daß Lenau eigentlich ohne feinere Herzensbildung gewesen sei. Dies war der Fall, er war maßlos launisch, durch die Anbetung und Verhätschelung der Frauen verdorben. Immer verliebt zwischen einer und der anderen schwankend. Dann wütete er mit dem beständigen Kaffeetrinken, mit dem Zigarrenrauchen auf seine Gesundheit ein. Er war hysterisch, sehr nervös, machte keinen ganz normalen Eindruck; doch hatte Theobald nie geglaubt, daß er wahnsinnig werden würde. Er war musikalisch; aber so wunderbar, wie die vergötternden Damen sein Geigenspiel fanden, sei es doch nicht gewesen. Hatte er einen guten Tag, konnte er, obwohl unschön gewachsen, sympathisch und angenehm aussehen; war er mißmutig, sah er eher abstoßend aus. Sein letzter Besuch im Kernerhaus nahm ein schlimmes Ende. Er meldete sich im Winter auf längere Zeit an. Die Mutter bereitete ihm das Zimmer, in dem wir jetzt saßen, mit der größten Sorgfalt, das Sofa wurde neu bezogen, Kommode und Tisch wurden aufpoliert. Als dann Lenau rücksichtslos die brennende Zigarre herumliegen ließ, stellte sie Aschenbecher hin und und bat ihren Mann, den Lenau darauf hinzuweisen. Justinus tat es, zaghaft und vorsichtig, hier im Zimmer. „Darauf," erzählte Theobald weiter, „nahm Lenau den schnarrenden Ton an, den man bei ihm, wenn er hochmütig und ärgerlich war, kannte und sagte: ‚Paß auf, Kerner, was ich dir erzähle. Ein Wiener Bürger richtete sich schön ein. Als ein ungarischer Edelmann ihn besuchte, spuckte dieser auf den Boden, worauf der Wiener ihn ersuchte, den Spucknapf zu benutzen. Da begehrte der Ungar auf und sagte: ‚Wenn ein ungarischer Edelmann einem Bürger die Ehre erweist, ihn zu besuchen, spuckt er nicht auf den Boden, sondern hierhin. Und spie ihm ins Gesicht. So, hast du zugehört?' Mein Vater wurde ganz weiß vor Erregung, aber ich sagte: Die Geschichte ist doch nicht aus. — ‚Doch.' — Nein, sie ist noch nicht aus, denn der Bürger hatte einen Sohn, und der sprang dem Ungar an die Kehle und würgte ihn (damit packte ich Lenau am Hals), so wie ich dich jetzt würgen werde. Dann lief ich hinaus und trieb mich bei meinen Patienten im Dorfe herum. Mein Vater ging in der höchsten Besorgnis zur Mutter; sie sagte: Theobald hatte ganz recht, alles kann man sich nicht gefallen lassen. Erst abends kehrte ich zurück, öffnete vorsichtig die Läden dieses Zimmers, es war alles dunkel, Lenau war mittags abgereist. Das war sein letzter Besuch. Als mein Vater ihn später in der Anstalt sprach, ließ er mich grüßen, hatte mir also doch vergeben."

Wir erzählten ihm, daß wir im Schlößchen Serach den Spuren vom Grafen Alexander von Württemberg nachgegangen wären. Da leuchteten seine Augen. „Ein herrlicher Mensch, wie Gold so echt." Ich fragte nach einer Biographie. „Es gibt keine, ich hätte sie vielleicht am besten schreiben können, aber es war zu schwer . . ."

„Sie war eine Gräfin Festetics und sehr schön, dabei leichtsinnig und oberflächlich, behandelte ihn schlecht und . . . Ich besuchte ihn mal in Stuttgart und fand ihn auf dem Sofa liegend, über seine Gesundheit klagend. Ich sagte: Das ist es ja gar nicht, das ist ja alles nur deine Frau. Er gab es zu, ‚daran läßt sich aber nichts ändern'. — Da sagte ich, heut abend hast du Gesellschaft, da komme ich und werf erst den einen, dann den anderen hinaus, aber du mußt nur dafür sorgen, daß die Diener davon wissen und mithelfen. Da lachte er: ‚Ach, Theobald, du bist noch sehr grün, das würde ja alles nur verschlimmern, da ist eben nichts zu machen.' Darauf ging ich hinauf zur Gräfin, die saß da, reizend fein und nett zugestutzt. Ich sagte ihr: Wissen Sie Frau Gräfin, Sie sind ein ganz v . . . L . . . Da piepste sie: ‚Ach lieber Theobald, daß gerade du mich so verkennst!' Da antwortete ich ihr: Ach was, wir haben nicht zusammen schmolliert, ich sag's Ihnen noch einmal, Sie sind ein ganz v . . . L . . . Dann ging ich die Treppe hinunter, hinter mir Alexander, welcher alles gehört hatte; er meinte: ‚Ja, aber schließlich ist es doch meine Frau, welche du so beschimpft hast.' Das gab ich zu, sagte aber: Mehr als die Wahrheit habe ich ihr nicht gesagt. Bald darauf besuchten uns beide in Weinsberg, und sie war wundernett und ganz besonders liebenswürdig zu mir. So demütig und freundlich. Als sie dann nach Florenz reisten, und Alexander so kränkelte, schrieb sie mir die herzlichsten Einladungen, ich möchte doch kommen und bei ihnen wohnen. Aber ich hütete mich wohl, ich sagte mir: da in Italien könnte es nicht mit rechten Dingen zugehen, da könnte sie mich vergiften. Denn vergeben hat sie mir doch nicht, was ich ihr sagte, und was ich von ihr hielt. Und nach dem plötzlichen Tode des Grafen sprach ich mit seinem treuen Hofmeister. Der sagte, es sei ein rechtes Glück gewesen, daß ich damals nicht gekommen sei, denn nach den Äußerungen, die er gehört, zu urteilen, hätte es wohl ein schlechtes Ende genommen. Es haben viele behauptet, Alexander sei vergiftet worden; das weiß ich nicht, das läßt sich nicht beweisen. Allerdings glaube ich nicht, daß alle Speisen, die ihm vorgesetzt wurden, bekömmlich waren. Sie verbrauchte viel, und er war oft in Geldverlegenheiten; dann schickte ihm der Schwiegervater einen prächtigen Viererzug mit Kutscher; dieses vermehrte natürlich nur die Kosten.

„Hier in diesem Zimmer hat die ‚Seherin' all die Zeit über gelegen. Oft, wenn mein Vater auf längere Zeit fort mußte, magnetisierte er mich, der ein halbwüchsiger Knabe war, dann hielt ich statt seiner ihre Hand. Manchmal sah ich, wie die Tür sich öffnete, wie dann die Seherin etwas Unsichtbares begrüßte und mit demselben sprach und betete. Ich sah, wie eine unsichtbare Hand die Blätter der vor ihr liegenden Bibel bewegte. Jetzt wäre mir so etwas gruslich, damals kam es mir ganz natürlich vor."

Nun ging es nach dem Geisterturm, auf die Dachterrasse, wo man so oft gesessen und geschwärmt, darauf über die Straße in einen freundlichen, mit Rosen geschmückten Garten. Theobald zeigte mir die Pfeffer- und Salzbüchsen der Braut in Haaren. Unter Tannen ist die von Justinus selbst gezimmerte Bank, auf der Theobald mit dem „Vatter" oft saß und sprach,

so eines Abends nicht lange vor dessen Tod, über die Unsterblichkeit der Seele. Das Gartenhäuschen, Alexanders und Lenaus Quartier, ist noch unverändert. Im kleinen Schlafzimmer hängt die verblichene Tapete mit Szenen aus Schillerschen Dramen. „Es läßt sich bei dieser Tapete zwischen Wachen und Träumen soviel denken, und ich spinne oft die Bilder zu einer Geschichte zusammen," hatte Lenau gesagt. Das Häuschen ist aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, weißgetüncht, mit Reben umwachsen. Außen führt eine Treppe in das Wohnzimmerchen, hier eine weiß und grüne Sofabank, mit weiß und grünen Stühlen. Ein lauschigeres, freundlicheres Fremdenquartier könnte man sich nicht denken."

Nur dieses Alexanderhäuschen, so hieß es nach dem häufigsten Gast, ist verschwunden. Alles andere hat der Kernerhausverein unberührt erhalten. Sei es ihm gedankt; hier wurde nicht, wie meistens, viel später alles künstlich zurecht gemacht, hier griff man gleich zu, so blieb die unmittelbare Tradition. Dieses Haus ist nicht nur ein literarisches Denkmal, es ist auch ein kulturhistorisches Monument. Vor dem Haus ist dem Justinus ein Gedächtnisstein gesetzt worden, eine Inschrift nennt ihn „daemonium flagellum". Danach sieht das Haus gewiß nicht aus; es ist der Typus des behaglichen Rentierhäuschens des 19. Jahrhunderts, und doch wurde alles Geheimnisvolle, Edle, Romantische hier gepflegt, hier ist wertvollster Boden. Das Haus wurde 1822 gebaut; ich kenne eine Lithographie desselben, es bezeichnet vielleicht den Anfang schlechter bürgerlicher Architektur. Nicht mehr das deftige Bürgerhaus mit dem tiefen gebrochenen Dach, den praktisch bescheidenen Fenstern, sondern so etwas Modernes, Schweizerhausmäßiges, d. h. was man außerhalb der Schweiz, billig und schlecht bauend, darunter verstand. Dann wurde es von Theobald in der gleich schlimmen Stuckeleganz späterer Zeit verschönt. Innen ist es ebenso bezeichnend für die Generationen. Neben der rührend schönen Erinnerung an geistige Vornehmheit, an Adel der Empfindung, werden künftige Generationen diese authentischen Schichten der Einrichtung des 19. Jahrhunderts mit Interesse betrachten. Überwiegend, wie das recht ist, das nüchterne, geschweifte, gepolsterte Mobiliar aus den vierziger, fünfziger Jahren, schlechte Schnitzerei, krasse aber reine Farben der Bezüge, die dann zum Teil den gedämpft schmutzigen, schlimmeren juteartigen Stoffen der „künstlerischen" achtziger Jahre weichen. Dazwischen vortreffliche ererbte ältere Möbel und liebevoll von Vater und Sohn gesammelte Altertümer, so wundervolle Fragmente frühgotischer Glasmalerei. Unendlich viele Bilder, die meisten schlecht, doch zeigt ein Lenbachbildnis den geistvollen Kopf des jungen Theobald; interessant ist auch die Zeichnung von Justinus Kerner mit Schwab und Uhland am runden selbstgezimmerten Tisch oben im Garten an der alten Mauer. Sie reden und trinken und schauen in die Ferne. Viel krauses Durcheinander hat sich angesammelt, das Vaquet, die Retorten, welche die Seherin benutzte, die Maultrommel, ein kleines Triangel, worauf Justinus spielte. Als sonderbare Untermelodie, Dissonanz, die Spuren der um vierzig Jahre jüngeren zweiten Gemahlin des Theobald, Nachfolgerin

des Rickele. Ein rosabeleuchtetes Boudoir, mit Bildnissen der blühend blonden Frau auf Glas, Porzellan, in Öl, in Aquarell. Auf der Chaiselongue ein weißes Bärenfell, darauf ausgestreckt hatte sich die „schöne Else" malen lassen. . . . „Er nahm eine junge Frau." . . .

Alle Bäume des jetzt dicht zugewachsenen Gartens hat Justinus gepflanzt, die Farren hat Theobald aus dem Walde geholt. Dort im Grün steht der Geisterturm; in dem einstmaligen Stadtturme hat Graf Helfenstein die letzte Nacht verbracht. Innen die bekannte Einrichtung der „altdeutschen Turmstuben", aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Hier schrieb Lenau seinen Faust, hier wurde die Seherin beobachtet, hier wurde, wenn gar kein Platz in dem gastfreien Haus mehr vorhanden, der letzte Ankömmling mit einer Decke auf dem alten Lehnstuhl ausquartiert.

Eine großartige Gastfreundschaft; unvollkommene Listen einiger Jahrgänge sind erhalten. Dichter und Professoren, Fürsten und adelige Damen vom Land (eine mit sechs Töchtern), Generäle und Studenten, Ausländer und Künstler, eine unübersehbare Zahl. Sie alle saßen um den einfachen Tisch im Eßzimmer drüben, Frau Rickele hatte gekocht, der Landwein wurde getrunken. Jener schlichte Raum im Kernerhaus hat Erlesenes, Glänzendes erlebt.

Dicht daran stößt altes Gemäuer. Dann kommt die romanische Kirche. Sie ist gut erhalten, die Skulpturen des Portals, der inneren Säulen barbarisch, das Architektonische bemerkenswert vornehm. Steinerne Blendarkaden mit Füllungen der verschiedensten Art, Köpfe, Pflanzen und geometrische Ornamente. Unten der edle Abschluß einer gegliederten Basis. Die schön gefügten alten Steine haben eine herrliche Patina, oft sind sie tiefgrün bemoost, am Turm, überaus geschmackvoll, Halbsäulen mit Kugelverzierung. Der spitze Schieferturm ist nicht so alt; in den Schreckenstagen war oben eine Kranzbrüstung; hier wurde Dietrich von Weiler hinuntergeworfen; er hatte das Glück sofort zu sterben; hier muß es gewesen sein. Die Kirche liegt unter der Burg, oberhalb des malerischen Gewirres der großen purpurbraunen Dächer.

Die Glocken begannen zu läuten; es kamen die ersten Kirchengänger herauf; aus der Pfarre schritt im Talar und Bäffchen der Pfarrer herüber, in der Hand sein goldgeschnittenes Buch.

An der alten Mauer führt ein schmaler Durchgang nach der Burg hinauf. Seit langer Zeit heißt sie Weibertreu; die Sage ist alt, wenn auch nicht sicher verbürgt. Im runden Turm sind Dichternamen eingetragen, berühmte und keineswegs berühmte; hierher hatte Theobald uns geführt, uns von Abendstunden mit Dichtern und Äolsharfen erzählt. Die Ruine wirkt etwas literarisch, aber doch hübsch. Dahinter liegt der Schemelberg; an jenem nie vergessenen Ostermorgen sah man hier in der Burg auf jener Höhe siebentausend sich nahende Bauern.

Siebentausend Bauern, gewiß viel beutegieriges, ruchloses Gesindel, aber der großen Mehrheit bedeutete dieser Aufstand die heilige, die gerechte Sache. Fest glaubten sie, daß Gott, nicht der Pfaffengott, sondern der wahre, jetzt

erst ihnen offenbarte Gott der heiligen Schrift mit ihnen sei. Ein jeder hatte bitteres Unrecht erlebt, vermutlich auch erlitten, ein jeder wußte, daß ihre Vorväter es besser gehabt hatten, daß Adel und Geistlichkeit, vor allem waren es die Bischöfe, Ordensherren und Klöster, sie mit Lug und Trug um ihre alten Rechte gebracht hatten. Ein Edelmann ließ den Bauern, der einige Krebse stahl, enthaupten; einige mußten der Gräfin während der Erntezeit Erdbeeren suchen; bei gutem Wetter verlangte die Herrschaft Fron, gestattete ihnen nur bei Unwetter die eigene Arbeit zu verrichten. In die unterirdischen Gefängnisse der Burgen wurden wegen des geringsten Holzraubes die Bauern hinuntergehaspelt, verfaulten im Loch. Durch die Bedrückung war der Stand verarmt. Furchtbar ist dieser Ausruf des jungen Bauern, eines Sohnes der fruchtbaren Scholle, als man ihn zum Richtplatz führte: „O mein Jesu, ich soll schon sterben und habe mich mein Leblang noch nicht satt Brot gegessen."

Zweifellos zeigten sich schon früh kommunistische Gedanken; einige Heißsporne verlangten Gleichheit, die reichen Schelme sollten mit den Armen teilen. Aber die große Mehrzahl hat eine rührend fromme Mäßigung gezeigt. Auf ihren Knien baten sie bei einer Unterredung mit dem Bund, wären sie im Unrecht, so solle man sie zurechtweisen. Aber sie waren ihrer Sache sicher, sie fußten auf Gottes Wort. Vom Herzog Ulrich von Württemberg hatten sie eine ständige Vertretung verlangt, vier vom Adel, vier von den Städten, vier von den Dörfern, eine feste Zivilliste für den Herrscher. Außerordentlich beachtenswert sind ihre zwölf Artikel; trotz des Verbotes hatten sich diese mit Blitzschnelle durch ganz Deutschland verbreitet . . . Die Kinder Israel hatte Gott erhört, aus der Hand Pharaos wird er noch heute die Seinen erretten. Die Gemeinde darf sich ihren Pfarrer selbst erwählen, der das Evangelium lauter und klar predigt. Den rechten Kornzehent wollen sie gern geben für Gott und die Seinen, also für Geistliche und Arme, auch bei Landesnot. Ungerechten Zehent wollen sie nicht geben. „Es ist der Brauch bisher gewesen, daß man uns für Eigenleute gehalten hat, welches zum Erbarmen ist, angesehen, daß uns Christus alle mit seinem kostbaren vergossenen Blut erlöst und erkauft hat. Es erfindet sich in der Schrift, daß wir frei sind, und wir wollen frei sein. Nicht, daß wir der Obrigkeit nicht gehorsam seien, so uns von Gott gesetzt ist." . . . Dann demütiges Bitten um das Recht zu jagen und in fließendem Wasser zu fischen, auch um Holz zum nötigen Gebrauch sich holen zu dürfen. Uralte, naheliegende und doch nicht leicht zu befriedigende Wünsche! — Die Frondienste sollen auf die der Vorfahren beschränkt sein. „Wenn des Herrn Dienst vonnöten wäre, soll ihm der Bauer willig und gehorsam vor anderen sein, doch zu Stund und Zeit, da es dem Bauer nicht zum Nachteil dient, und soll ihm um einen ziemlichen Pfennig den Dienst tun, denn jeglicher Tagewerker ist seines Lohnes würdig." Dann beanspruchen sie gerechtes Gericht, ferner Rückgabe der den Gemeinden entwendeten Wiesen und Äcker, schließlich Aufhebung des Todfalls, der Abgabe Witwen und Waisen. „Wenn einer oder mehrere der hier gestellten Artikel dem Worte Gottes nicht gemäß wären, so wollen wir davon abstehen, so sollen

sie von Stund an tod und ab sein, sobald man es mit Grund der Schrift erklärt." . . . In diesem Geist tat sich das „evangelische Heer" zusammen. Seit den Tagen des Bundschuhes, des armen Konrad, hatten sich Gelehrte, Reiche, Vornehme ihnen angeschlossen. Kanzler des „hellen Haufens" war Wendel Kipler aus Wimpfen, ein „feiner, geschickter Mann", Götz von Berlichingens Freund. Er hatte große nationale Gesichtspunkte, war dabei ein kluger Diplomat, „eine Ente, die das Untertauchen versteht". Die tragisch edelste Gestalt des Bauernkrieges war auch an diesem Tag zugegen, Florian Geyer. Er ritt inmitten seiner kriegsgeübten schwarzen Schar, sah zweifelnd auf die zusammengelaufenen Massen und glaubte doch leidenschaftlich, mit ganzer Seele, an die Sache, war bereit, sein Blut für diese zu vergießen. So ist er auch für die Gerechtigkeit, wie er sie erschaute, heldenhaft gestorben.

Sie rückten immer näher; das „schwarze Weib", die Hofmännin, hatte den Segen über das Heer gesprochen; Dietrich von Weiler, der mit dem Grafen von Helfenstein den Befehl hatte, ließ in seinem Hochmut auf die Abgesandten schießen. Auf das äußerste erbittert, ging jetzt das Bauernheer vor. Sie dachten ihrer bei Wurzach gefallenen Brüder; die Ritter hatten deren Zahl absichtlich ins Ungeheure vergrößert. Die Bauern gingen todesmütig vor, eroberten Burg und Stadt; Dietrich von Weiler bot 30000 Gulden für sein Leben und das seiner Genossen, sie warfen ihn vom Kirchturm hinunter; Graf Helfenstein und die anderen wurden gefangen genommen, Jäcklein Rohrbach übernahm die Hut.

Ich ging hinunter vor das Tor, an den Mühlbach, wo sich der letzte, schaurige Akt vollzog. Dort war damals, wie jetzt, eine Mühle; in ihr verborgen überhörte, schreckensstarr, ein Knappe des Dietrich von Weiler, was, ohne Wissen der übrigen, Rohrbach und seine Genossen planten. Am nächsten Morgen, während das Heer sich in der Burg und in den Bürgerquartieren labte, wurden in aller Heimlichkeit die Ritter hier herausgeführt. Man verkündete ihnen das Todesurteil, und „dem Adel zu Schand und Spott, als ob sie wider Ehre gehandelt hätten", wollte man sie durch die Spieße jagen. Ludwig von Helfenstein war ein siebenundzwanzigjähriger Ritter, kriegsgewandt, ein Liebling des Erzherzogs Ferdinand; in Scharmützeln mit den Bauern war er grausam gewesen, war ihnen verhaßt. Seine junge Frau, die natürliche Tochter Kaiser Maximilians, warf sich dem Jäcklein zu Füßen, in ihren Armen ihr zweijähriges Söhnchen. Umsonst. Die Bauern bildeten eine Gasse und streckten die Spieße vor. Der Graf wurde herangeführt. Ein früherer Pfeifer, der die Zinke bei der Tafel geblasen hatte, von ihm besonders ausgezeichnet worden war, nahm ihm Hut und Feder vom Kopf, setzte sie sich auf, er wolle auch einmal Graf sein. Dann schritt er lustig blasend vor ihm her: „Habe ich dir einst lange genug zu Tanz und Tafel gepfiffen, so will ich dir jetzt erst den rechten Tanz pfeifen." Nachdem der Graf unter den mit Wut geführten Speeren zusammengebrochen war, wurde sein Leichnam verhöhnt. Die schwarze Hofmännin stach ihm mit ihrem Messer in den Leib . . . und trat auf „den Schelm". Jäcklein Rohrbach

legte den Koller und die damastene Schaube des Ritters an und fragte die Gräfin, wie er ihr gefalle. Die Unselige wurde ihrer Kostbarkeiten, ihrer Oberkleider beraubt, mit ihrem Kind nach Weinsberg geschickt. „In einem goldenen Wagen bist du nach Weinsberg eingefahren, in einem Mistwagen fährst du hinaus," höhnte man ihr nach. Sie aber gedachte der eben verflossenen Leidenswoche des Herrn und sprach: „Ich habe viele Sünden, Christus mein Herr ist auch am Palmtag unter dem Jubel des Volkes eingezogen, und bald darauf hat er Spott und Kreuz leiden müssen, nicht um seiner, sondern um anderer Sünden willen. Der tröste mich." Die schwarze Hofmännin und Margarete von Helfenstein standen sich hier an dieser Stelle gegenüber. Die eine heischt Bewunderung und Mitleid; wer will es wagen, die andere zu richten?

Ganz eigenartig wirkt noch heute diese Gedächtnisstätte. Trotzdem neunzehntel des Heeres nichts von der Tat wußten — Florian Geyer und seine schwarze Schar trennten sich sofort von dieser „christlichen Brüderschaft" — wurde nicht nur an allen Bauern, sondern an der Bürgerschaft furchtbare Rache genommen. Weinsberg wurde zerstört, dem Adel zur Genugtuung niedergebrannt, sollte auf ewige Zeiten wüst liegen. Sieben Jahre lang ist kein Haus aufgebaut worden; unter eine Gedächtnislinde mußten am Ort der Tat die Ratssitzungen abgehalten werden. Die langen Äste des Baumes wurden durch steinerne, mit den Wappen der Ratsherren geschmückte Säulen gestützt. Endlich ging die Linde ein, nur noch ein Rest des Stammes ist zu sehen, aber das feierliche Rund der Steinsäulen verblieb, und rings umher grünte ein schattiger Lindenhain.

25. Juli.

Die „Formosa" lag an dem mir liebenswürdig geöffneten Bootshaus der „Schwaben"; soeben hatten diese einen Preis bei Straßburg gewonnen; der Bootsdiener war stolzerfüllt. Beim Glockenschlag der Kiliankirche stieß ich vom Ufer, das Wetter verhieß Gutes. Ich wurde durchgeschleust, o Freude, dies ist das erste und letzte Mal. Das langsam schwindende Heilbronn mit seinen Türmen und Baumassen erhob sich stattlich und schön über dem Wasser. Nach dem regenreichen Sommer war der Neckar sehr temperamentvoll; man mußte gut aufpassen; oft sauste er nur so an den leuchtend grünen, mit gelbem späten Löwenzahn und purpurblauen Kranichschnabelblüten belebten Ufern vorbei. Grüne, stille, anscheinend jungfräulich unberührte Fluren, und doch seit über zweitausend Jahren bewohnt und nutzbar gemacht. Zahllose Generationen haben hier gelebt, sind hier gestorben, ihre Körper hat diese Erde aufgenommen und zersetzt. Alle menschlichen Leidenschaften haben sich hier abgespielt, und heute wie einst fährt die reine Luft über die Wiesen und Felder.

Es kam Neckargartach; einst waren dieser Ort und das nahe Großgartach Mittelpunkt einer dichten Kultur. Während der jüngeren Steinzeit bewohnten die ersten hier seßhaften Germanen am Ufer entlang Gehöft an Gehöft. Eine lange, schwer einzuschätzende Periode. Es war ein wohlhabendes Bauernvolk mit Geräten und Geweben; noch reden ihre zahlreich

aufgefundenen Tongeräte von einer nicht unbeträchtlichen Kultur. Ihre eigenartigen, schwarzpolierten Gefäße mit weiß ausgefüllten Stichverzierungen geschmückt nennt man heute den Großgartacher Typus; sie wurden damals weithin verschickt. Wir können ihre Häuser, mit den sorgfältig geglätteten, teilweise bemalten Wänden, mit der Sitzbank um den Herd rekonstruieren. Ein aufgedecktes Gehöft unterschied sich so merklich von dem anderen, daß es dem Fürsten gehört haben muß. Wir haben Tassen, Krüge, Nachtlämpchen, Steinbeile aus dem Wohnhaus des hier zu Wodan und und Tor betenden Neckarfürsten. Aber eine schlimme Erinnerung haftet an dem Ort. Auch wenn man die genaue Stelle kennen sollte, würde ich mich ihr nicht nahen, so scheußlich war die Rache, welche der Bund an Jäcklein Rohrbach aus Böckingen nahm. „Mit eisernen Ringen wurde er auf freiem Feld an eine Felge gekettet, mit Feuer umlegt, daß er . . . mit lebendigem Leib den gräßlichen Todestanz in dem Feuerkreis um den Baum tanzen mußte, unter Trommeln und Pfeifenschall. Kinder auf den Achseln der Kriegsknechte sahen zu, und umher standen die Edlen, bis sein letzter Ton verseufzte, bis er nicht mehr er selbst, keine Gestalt mehr, zusammensank."

Bei Neckarsulm stieg der Turm und das Giebelschloß des Deutschordenshauses empor, von hier aus war der helle christliche Haufen nach Weinsberg gezogen.

Eine ganz überraschend schöne Eisenbahnbrücke kam in Sicht; sie schien fast ausschließlich aus sandfarbenem Beton zu bestehen; kleine, entlastende Bogen in den Zwickeln, ungesucht, ohne pittoreske Absicht. Die neue Eisenbahnbrücke ist ein Schmuck der Gegend, und ich fragte mich, weshalb die überwältigende Mehrzahl der neuen Brücken die Gegend vernichtet, wenn wiederum in anderen, sowohl in Stein wie in Beton, die moderne Lösung gefunden wurde.

Sehr viele junge Pappeln waren zu sehen, einzeln wie in langen Reihen; dieser Anblick in Verbindung mit der Brücke erweckte die günstigste Meinung von der zuständigen Behörde. Wie schön die Bäume einst wirken werden, zeigen Prachtgruppen alter Pappeln. Es kamen Abhänge mit Obstbäumen, und auch diese erfreuten das Herz. Sie sind nicht monumental, sie haben gar keinen Stil, keine Haltung, aber viel innige Poesie. Wie gütige, kinderreiche Mütter; ihr Rücken ist leicht gerundet, sie sind gewohnt sich zu ausgestreckten Händchen herunterzuneigen, sie geben und erquicken mit freundlichem Lächeln.

Still ergießt sich die Kocher, von Weidenbüschen umkränzt, in den größeren Strom; ich fuhr etwas hinauf, landete zwischen Schilf und Weiden, um mir Kochendorf zu besehen.

Nicht weit vom Flüßchen lugte ein Renaissanceschloß zwischen dichten Bäumen hervor. Ehemals, das war klar, eine Wasserburg; hier saßen die Grecks von Kochendorf, mit allen Familien des Kraichgaues und Neckargaues verschwägert und verwandt. Ein verwunschenes Schloß; hier und da wurden Giebel, Wappen, Erker zwischen den Wipfeln erkennbar. Aus dem Städtchen ragte hoch und steil, auf großen Unterbauten, ihr zweites Schloß empor.

Eine Durchfahrt führte unter die alten Wirtschaftsgebäude; dies war der alte, schlecht gepflasterte Aufstieg, die Reit- und Saumpferde mußten ihn mühsam erklimmen. Oben auf der Terrasse alte herrliche Bäume, Renaissancegiebel, ein in Sandstein gefaßtes Portal, alles echt, massiv einfach. Darunter die Kirche, natürlich aufgefrischt, all ihrer Stimmung beraubt. Sie ist mit Denkmälern des Greckeschen Geschlechtes aus dem 16. und 17. Jahrhundert angefüllt. Jung verstorbene Kinderchen, in steifen Brokathäubchen mit Tollen oder fest gewickelt. Zwei große Gruppen sind bemerkenswert, trotz der brutal neuen Bemalung. Die eine ist von 1598, der Edel und Best Wolf Greck von Kochendorf mit der tugendsamen Frau Sybilla von Gemmingen und der zweiten Gattin Maria knien dort in Lebensgröße, er in voller Rüstung, die Frauen in prächtigen Gewändern. Beide Gattinnen sehen den Gemahl unverwandt an, Maria, die jüngere, mit einem fragend bangen Ausdruck. Wolf betrachtet nur Sybilla, das Weib seiner Jugend. Das zweite Grabmal ist früher, da steht der 1532 jung verstorbene Wolf Greck mit seiner noch jüngeren, ein Jahr vor ihm dahingeschiedenen Gemahlin. An ihre Hand hängt sich, mit gut abgelauschter Bewegung, ein kleiner Knabe. Die junge Frau ist anmutig, er ein strenger, strammer junger Ritter. Seit dem 13. Jahrhundert saßen sie auf Kochendorf. Der Sage nach stammten sie aus Troja. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts starben sie aus; jetzt erzählen nur die Grabsteine mit den Büffelhörnern im Wappen vom Geschlecht. Das Rathaus war noch vor wenigen Jahren ein malerisches Bauwerk der Renaissance-Holzarchitektur; jetzt, neu hergerichtet, erinnert es an irgendeine „Pension Waldesruh" in irgendeiner Sommerfrische.

Dann den Kocher hinunter, in den Neckar eingebogen und weiter. Es kamen die hochgelegenen Häuser von Jagstfeld; malerisch erhoben sie sich mit Terrassen, mit Weinstöcken und Gärtchen. Am Ufer lagen Kähne; sie sind kleiner als die ostelbischen, haben ein etwas anderes, weniger wuchtiges Gefüge. Über Weidenbäumen ragten schlanke Turmspitzen empor, es war Wimpffen am Tal. Aber ich konnte die Silhouette nicht ruhig genießen, denn vor mir rauschte, unheimlich laut, jenes Wehr, vor dem der Bootsdiener, der Schleusenmeister mich eindringlich warnten. Ich sollte „rechts" fahren; du liebe Zeit, meinten sie das rechte Ufer oder rechts beim Rudern? Das Rauschen wurde immer lauter; ein alter Mann am Ufer winkte mir, ich sollte mich an das rechte Ufer halten; ich folgte ihm, fuhr dem Anschein nach geradezu in die Wellen hinein. Die „Formosa" tanzte, und ich sauste dahin; aber die Wellen „taten nur so", es war alles in Ordnung, ich schöpfte nicht einmal Wasser.

Hoch und stattlich lag dort die alte Hohenstaufenpfalz Wimpfen am Berg. Auf lang gestreckter, bewaldeter Höhe erhoben sich Mauern und Türme. Ein schönes Bild.

Der Fährmann übernahm das Boot, ich stieg den Fußpfad zwischen den Bäumen empor, erhielt im Mathildenbad Quartier. Ein Fenster ging auf das breite, üppige Tal, das andere auf alte Dächer, auf das romantische „Steinerne Haus", auf die Türme der Kirche. Nach Wimpfen im Tal zu

liegen die Salinen, aber dank großer Bäume kann man diese, wenn man sich Mühe gibt, immer übersehen. Ein unerhört malerisches Städtchen! Gleich zu Anfang das „Steinerne Haus", groß, mit hohen Staufengiebeln, diese, wie einige Fenster, aus gotischer Zeit, aber andere der zum Teil zugemauerten Fenster sind romanisch, auch das kleine Portal zeigt noch romanisches Ornament. Ein romanisches Haus! Ich erinnere mich des „Heidenschlosses" in Rosenheim im Elsaß, des romanischen Hauses in Gelsenkirchen; sie werden selten sein. Daneben hat man, anscheinend in letzter Zeit, einen dem Großherzog von Hessen gehörenden romanischen Bau frisch aufgerichtet, der Blaue Turm hat nagelneue Türmchen erhalten, viele der Zwergarkaden aus dem Saalbau der Hohenstaufen hat man erneuert. Unglaublich groß muß dieser Prunksaal gewesen sein; zwischen Schuppen und Mistgruben, von Federvieh umflattert, erscheinen wieder diese Doppelsäulchen, hier, Gott sei gelobt, noch echt. Sie wirken stolz und vornehm, sind technisch vorzüglich gearbeitet, die Formen gedrungen, die Ornamente noch roh, aber mit dem sicheren dekorativen Geschmack jener Zeit. War Friedrich II. gern hier? Ich denke an sein Schloß La Zisa bei Palermo; er mag es vorgezogen haben, aber schön muß ihm dieses Wimpfener doch vorgekommen sein, die grüne Ebene, das Schattengrün des Waldes.

Dicht neben der Pfalz, alles drängt sich hier in pittoresker Fülle zusammen, liegt die Pfarrkirche, aus guter gotischer Zeit. Ein harmonischer individueller Bau, mit hübschen Einzelheiten, so das Altarwerk, die Chorstühle. In den Fensterbildern des 16. Jahrhunderts knien vorzüglich gezeichnete Stifter, in Purpur und grauen Tönen; ein Epitaph von 1693 zeigt das Bild eines ehrwürdigen blassen Greises, darunter ein Gewitter über Burgen und Bergen, ein Paradiesvogel, ein Ölzweig. Wahrscheinlich hatte er sich das sinnig so ausgedacht und die Inschrift verfaßt:

All Ungewitter Notgefahr ist überwunden,
Die Paradiesruh hab ich gotlob gefunden.

Ein verwegener, leider neu überarbeiteter Feldherr erinnert an die Schlacht bei Wimpfen gegen Tilly, auf immer unvergeßlich durch den Heldentod des Weißen Regimentes, der vierhundert unter ihrem Bürgermeister Deimling kämpfenden Pforzheimer Bürger.

Vom Marktplatz aus baute sich die Kirche herrlich auf, unten der Pfarrgarten mit Rosenbogen, wuchernden Kapuzinerkressen und Glockenblumen, dann die Terrasse mit dunkelgrünen Bäumen, dann die edel unregelmäßigen Formen des Chors, der Türme. Auf jeden Schritt kam nun ein anderes Bild, hier der Löwenbrunnen, hier das vortreffliche, obwohl späte (1705) Holzrenaissancehaus mit Erker und schönem schmiedeeisernen Schmuck, das einst dem Bürgermeister gehörte. Dann Gassen mit den verwegensten, vorgekragten Giebelhäusern, mit steingefaßten Portalen. Hier eine Renaissance-Freitreppe auf kleinen Säulchen, hier gotische Motive in der Steinverzierung. Der Kanzler Wendel Hipler, der in den aufregenden Zeiten vor dem Bauernkrieg in Wimpfen lebte, bewohnte vielleicht ein solches Haus. Es kam die Feuerseegasse, führte auf einen langen, rechteckigen, mit massiven Steinmauern ein-

gefaßten Teich. Magentarotes Löwenmaul, hellblauer Vorretsch, goldgelbes Johanniskraut, lange Gräser sproßten aus den Quadern, neigten sich über das grünlich schimmernde Wasser.

Ganz interessante gotische Grabsteine, um 1400 gearbeitet, fand ich dann in der Dominikanerkirche; eines zeigte eine junge Frau, das andere einen trotzigen schlanken Ritter von Weinsberg. In der von früheren Dominikanermönchen wirkungsvoll und liebevoll ausgeschmückten Zopfkirche stand eine Gruppe katholischer Geistlicher und besprach sich. „Bei der Restauration", sagte der Pfarrer, „kommt ja all das fort," und er machte eine schrecklich weitumfassende, große Geste. Regt sich keine Hand?

Dann kam ich auf den Adlerbrunnen; er ist tief gelegen, wie der einstige Heilige Brunnen von Heilbronn; Stufen führen hinunter. Aus dem Wasser erhob sich auf einer steinernen grünschwarzen Säule ein violettgrün schwarz patinierter eiserner Adler, reckte den langen Hals aus, hielt im Schnabel einen Schlüssel. Die altmodischen Häuser des Hintergrundes hatten einen gelbgrünen Anstrich. Wie das zusammenging!

An Hessen gemahnte das überaus häufige Fachwerk; die Straßen wirkten anders als die, welche ich letzthin sah. Nicht sauberer, freimütig lag überall die Mistgrube zutage; dafür trippelte und flatterte malerisches Federvieh überall umher. Hähne, hellgelb und weiß, oder in goldenen und goldbrauner Pracht. Hier, wie überall sonst, wurden in froher Erwartung neue Fässer gezimmert und alte instandgesetzt. Nun war ich an das letzte Tor der Befestigung nach dem Neckartal gekommen, es heißt der Rote Turm. Die hohe Mauer zieht sich herum, oben ist das kleine Nürnberger Türmchen, von welchem man die Nürnberger Handelsstraße überschaute; das alles gab großzügige Linien.

Unter Bäumen gehend, kam ich nach Wimpfen am Thal, und in seiner Art war es fast ebenso schön wie die hochgelegene Schwesterstadt. Die große Ritterstiftskirche (1275) erhob sich auf einem grünen freien Platz, dem ehemaligen Kirchhof. Niedrige, zum Sitzen einladende Steinplatten faßten ihn ein, große alte Bäume standen umher, vereinigten sich dann zu einem tiefschattigen Hain, unter dessen Zweigen das Wasser in einem alten Steinbrunnen rauschte. Außerhalb ein Kranz von Häusern, alle anders, fast ausnahmslos erfreulicher Art. Hier war ein gutes Barockschloß, daneben ein reizvoller Louis-Seize-Pavillon, dann kamen Fachwerkhäuser, dann ein altes Gebäude mit romanischen Doppelfensterchen, wie im Steinernen Haus. An den hinteren Teil der Stiftskirche schmiegte sich ein schlichtes Gebäude; das windschiefe Dach neigte sich bis in den Garten; Weinranken, rosa und blutrote Pelargonien blühten an den kleinen Fenstern; unter den Apfelbäumen, dem Gemüse des Gartens, leuchteten lila Venuswagenblüten und gelbe Studentenblumen. Daneben war die kleine, an den Ostchor gebaute Kapelle; sie hatte noch die ursprüngliche herrliche Steinplattenbedachung. Als romanischer Bau wurde die Kirche begonnen; dann wünschten sich die Ritter den neuen französischen Spitzbogenstil und ließen Pariser Meister kommen. Es ist gute Arbeit; wohl gibt es feineres Blattwerk, vollendetere Gestalten als die

des immerhin wirkungsvollen südlich gelegenen Hauptportals; aber sehr eindrucksvoll war das Innere, im edelsten Stil. Es war schon schummerig, die Restauration schien sacht vorgegangen zu sein, man entfernte nicht im Namen der alles Leben auslöschenden Stilreinheit das Gestühl des 18. Jahrhunderts, selbst das weiß und golden bemalte ließ man stehen. Dem Architekten sei noch besonders dafür gedankt. Immerhin wurde auch von ihm viel pittoresk Anheimelndes der Barockzeit in öde Museumsräume verbannt, so die lebendige Kontinuität der Generationen unterbrechend. Im Chor sind angenehme gotische Statuen, eichenes Chorgestühl; auf der Wange beißt, in glänzend dekorativer Komposition, ein Löwe den Schwanz eines Drachen. Überaus harmonisch ist der gotische Kreuzgang; die Säulchen haben hübsche Kapitelle und Ornamente der verschiedensten Art, hier eine lachende Sonne, von Blattwerk umgeben. In den breiten Gängen lag Schatten; aus ihm traten die Grabsteine, Rittergestalten und Wappen, die roten vergilbten Balken der Decke in der Dämmerung hervor. Im Hof Efeu und Taxus, Farren und Fliederbüsche, ein Kreuzgang zum Träumen.

Heimkehrend, kam ich an einer Mühle vorbei; mit dem Dreschgetön drang der weichwarme Mehlduft aus dem Tor. Im Garten, unter einem Baum, stand regungslos ein Pfau und entfaltete in hieratischer, orientalischer Pracht sein Wundergefieder. Phantastisch schön diese goldgrünen und goldvioletten und blaugrün schillernden rhythmischen Strahlen. Der gehörte nicht zur Mühle, seine Vorfahren lebten einstmals oben, spreizten regungslos ihre Farbenglorie im Säulenhofgarten der kaiserlichen Pfalz.

(Fortsetzung folgt.)

König Johann von Sachsen und die deutsche Einheitsbewegung.

Von

Oswald Artur Hecker.

Der kürzlich erschienene Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. von Preußen[1] regt die geschichtliche Forschung in vieler Hinsicht zu neuer Untersuchung wichtiger Fragen der einschlägigen Zeit an. Lehrreich ist er naturgemäß vor allem für die besondere Einsicht in die geistige und seelische Entwicklung der drei Könige; aber darüber hinaus ist er von allgemeinem Interesse insofern, als sich in der Auffassung der Herrscher vielfach nur die Ansichten und Urteile bestimmter großer Gruppen des deutschen Volkes bald begegnen und innig verschlingen, bald bekämpfen und gänzlich zertrennen. So wird uns dieser an sich höchst persönliche und vertrauliche Briefwechsel zu einem getreuen Spiegelbilde der wichtigsten Anschauungen über alle großen Fragen der Entwicklungsjahre des neuen Deutschen Reiches, und gerade in der Verfolgung dieser mannigfachen Verkettungen von Persönlichem und Allgemeinem liegt der eigentümliche Reiz dieses Gedankenaustausches von drei Königen. Er läßt außerdem in König Johann von Sachsen einen der einflußreichsten von allen jenen Männern zu Worte kommen, die dem deutschen Volke einen anderen Weg zu seiner Größe und Einheit weisen wollten, als ihn die tatsächliche Entwicklung gegangen ist — da wird denn das Interesse für die Beweggründe eines solchen Mannes nur um so lebhafter in uns geweckt.

König Johann von Sachsen und die deutsche Einheitsbewegung, das ist gewiß ein Thema, das manche widerstreitende Empfindung in uns lebendig machen und uns in eine bisweilen nicht allzu erquickliche Welt innerer Kämpfe einführen muß; aber es birgt zugleich doch die schöne Pflicht der Gerechtigkeit in sich, dem unterlegenen Teile wenigstens die verdiente Anerkennung zu

[1] Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. von Preußen. Herausgegeben von Johann Georg, Herzog zu Sachsen. Unter Mitwirkung von Hubert Ermisch. Leipzig, Quelle & Meyer. 1911.

verschaffen, daß auch er in seiner Art nur das Gute gewollt hat. Uns glücklicheren Enkeln jener großen Tage liegt ja nicht mehr die Binde der Leidenschaft oder des Mißtrauens um Auge und Sinn, die damals auch die Besten oft auf ihrem Wege irren ließ; wir stehen sicher auf dem von ihnen endlich doch nach heißem Mühen geschaffenen Grunde und freuen uns der köstlich gereiften Frucht, auch wenn wir manchen Fehlgriff bei ihrer Pflanzung und Aufzucht zu erkennen glauben. Wir haben gelernt, uns als Deutsche zu fühlen, und sind doch ein jeder uns unserer besonderen Stammesart bewußt geblieben. Von dieser doppelten Eigenschaft aus betrachten wir gleichsam wie von einer hohen Warte den Entwicklungsgang der Geschichte im weiteren und engeren Vaterlande ruhigen Blickes, ganz gleich, ob er sich im Leben des sächsischen Herrschers widerspruchsvoll spiegelt oder zu leuchtender Klarheit durchringt. Wir überschauen dabei eben viel besser als die Zeitgenossen alle die Verbindungen, die von dem einzelnen zur Gesamtheit hinleiten, und die ununterbrochenen Zusammenhänge, die dadurch, wie sie innerhalb der Gesamtheit ebenso gut für als wider eine Anschauung bestanden, doch immer auch den einzelnen wieder angezogen oder abgestoßen haben. So können wir nach einem Überblick über die Zeitauffassungen und Zeitströmungen, in die der Prinz und spätere König Johann hineingestellt war, auch seinem Urteile und seinem Verhalten gerechtere Würdigung zuteil werden lassen, als sie die Frage nach dem Erfolg allein gestatten möchte.

Das 18. Jahrhundert hatte den Begriff der Individualität zum Ausdruck höchster Vollendung erhoben, zunächst wohl nur auf rein geistigem Gebiete; aber indem sich alle Welt mit diesem Gedanken erfüllte, griff dieser auch auf alle Formen und Arten menschlicher Betätigung über. Für die Gesamtheit am wichtigsten wurde die dadurch hervorgerufene neue Auffassung vom Verhältnis des einzelnen zur Gesellschaft, zunächst natürlich in ihrer naheliegendsten öffentlichen Form, in der Stellung des einzelnen zum Staate, bald aber auch darüber hinaus in der Frage nach der Beziehung zwischen dem einzelnen Staate und der gesamten Nation. Die Antwort fiel vornehmlich nach zwei Seiten hin ganz verschieden aus, je nachdem der Beurteiler mehr in der geistig allgemein forschenden oder in der besonderen wirtschaftlichen und politischen Auffassung die Bestimmung des Lebens erblickte.

Unsere größten Denker und Dichter neigten der ersten Ansicht zu und sahen in dem in sich abgeschlossenen Weltbürgertum jedes einzelnen die Aufgabe der Menschheit, der jeder entgegenstreben müsse; aber sie konnten dabei natürlich immer nur mit einer begrenzten Gefolgschaft erleuchteter Geister rechnen; für die große Menge der Bürger blieb ihre Anschauung unfaßbar. Diese hielt sich an die Wirklichkeiten des Lebens und forderte Auseinandersetzung mit dem Staat, der ihrem Tun und Lassen gebot, der wiederum für den Weltbürger nur eine zufällige Form äußeren Zusammenlebens ohne innere Bedeutung war. Goethe konnte noch 1797 in den „Xenien" ausrufen:

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es Deutsche vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

Er wollte ohne Zweifel damit Stellung nehmen gegen die ersten Anfänge einer deutschen nationalen Bewegung, die angesichts der großartigen nationalen Erneuerung Frankreichs unter dem Einflusse der Revolution von 1789 auch weite Kreise Deutschlands zu ergreifen begann. Aber schon fand er mit seiner weltbürgerlichen Mahnung nicht mehr unbedingtes Gehör auch unter den Gebildeten des Volkes. Die französische Revolution hatte mit der öffentlichen Anerkennung des Rousseauschen Begriffes der Volkssouveränität ein Zauberwort über alle europäischen Völker ausgesprochen, das nicht nur die Massen für Jahrzehnte nicht mehr zur Ruhe kommen lassen sollte, sondern in seinem Grundgedanken der Ersetzung des unbedingt zum Gehorsam verpflichteten Untertanen durch den mitschaffenden Staatsbürger bald auch hervorragende Geister in seine Bahnen zwang.

Auch der Begriff der deutschen Nation erwachte aus unbewußtem, jahrhundertelangem Schlummer zu neuem Leben, freilich noch nicht zu einem selbstschaffenden und umgestaltenden Willen, sondern erst mehr wissenschaftlich zu einem Gedanken, in dem sich noch die verschiedensten Anregungen und Wünsche bald befruchteten, bald zerstörten. Die begrifflich notwendige Trennung von Kulturnation und Nationalstaat[1]) ward auch den besten Vorkämpfern des Nationalgedankens noch nicht klar und fand ihre heute noch gültige Lösung im Sinne des deutschen Nationalstaates schließlich auch 1870 nur auf dem Wege des Kompromisses. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wogten die widersprechendsten Meinungen darüber noch hin und her.

Die weltbürgerliche Auffassung Goethes und der ihm Nahestehenden wirkte selbst in dem Begriffe einer deutschen Kulturnation noch in dem Grade nach, daß die Aufgabe der deutschen Nation als „eigentlicher Menschheitsnation" in einer Art „Weltdienstbarkeit" gesucht werden konnte, die das Denken und Dichten gleichsam zum Beruf der Deutschen erhob, während sie ihre politische Stellung dem Wohlwollen der umwohnenden Großmächte verdanken sollten. Solche Anschauungen ließen in mancherlei Abwandlungen noch die preußischen Staatsmänner Stein und Wilhelm v. Humboldt auf dem Wiener Kongreß gegen das bestimmte nationale Streben der Freiheitskämpfer auftreten, die Deutschland zu einem einheitlichen und selbständigen Machtstaate gestaltet wissen wollten. Verbunden mit dem Grundsatze der Legitimität, den Talleyrand auf dem Wiener Kongresse zu der Bourbonen Glück erfunden hatte, wirkten diese Ideen auch zu ihrem Teile dem Grundsatze der Volkssouveränität entgegen, den die Regierungen überdies in seiner schärfsten, auf Freiheit und Gleichheit jedes einzelnen dringenden Form seit der Pariser Schreckensherrschaft von 1793 fürchten gelernt hatten. Auch wo die Liberalen, wie die Vertreter der Volkssouveränität sich jetzt nannten, nur noch allgemein einen Anteil an der Gestaltung und Regierung des eigenen Staates oder der

[1]) Darüber Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat. 1908. Bd. I, S. 1—19. Dieses gedankenreiche Buch gab überhaupt die vielseitigste Anregung für die folgende Darstellung und wurde entsprechend stark benutzt.

Nation heischten, wurden sie von den Machthabern mit allen Mitteln unterdrückt, ohne doch freilich ganz ausgerottet werden zu können.

Staat oder Nation! Mit dieser Unterscheidung nahmen wir schon die beiden Gesichtspunkte vorweg, um die sich jetzt bereits der Kampf zu drehen begann. Hatte die große, gemeindeutsche Erregung gegen Napoleon noch den Wunsch nach einer dauernden staatlichen Einigung des ganzen deutschen Volkes, der Kulturnation also, in den Vordergrund gerückt[1]), so vernichtete der Wiener Kongreß sofort alle Hoffnungen dieser Art für die nächste Zeit. Damit fiel auch die große Forderung der Volkssouveränität ganz oder wandelte sich höchstens zu dem schon viel bescheideneren Begehren nach einer tätigeren Mitwirkung der Untertanen an der Regierung. Aber auch alle Anstrengungen zur Erkämpfung dieser wesentlich geringeren Forderung konnten nur noch in den einzelnen Staaten Aussicht auf Erfolg haben. Sowohl der liberale als der nationale Gedanke schien sich vorerst nach außen vollkommen in den Wunsch nach einer Verfassung des Einzelstaates aufzulösen; nur gleichsam unterirdisch flutete in der Tiefe noch der große Strom des Gefühls ihrer inneren Zusammengehörigkeit, bis er im Sturmesjahre 1848 wieder elementar an die Oberfläche drängte und sich nun um so gewaltiger in alle deutsche Lande ergoß.

Aber selbst den Verfassungswünschen traten viele Regierungen entschlossen entgegen, vor allem die beiden Großmächte Österreich und Preußen. Metternich, der leitende Staatsmann Österreichs, war der beharrlichste Vertreter des Legitimitätsprinzips und der Regierungsform des absoluten Staates und wies jeden Gedanken an eine durch Verfassung festgelegte Teilnahme des Volkes an der Regierung weit von sich. Sein Kaiser Franz I. stand unbedingt auf seiner Seite und ging bekanntlich in seinem Hasse gegen jede Neuerung sogar soweit, daß er seinem Leibarzt das böse Wort „Konstitution" auch für die Bezeichnung seines körperlichen Zustandes strikte verbot. Nicht viel besser stand es bei dem entscheidenden Einfluß Metternichs auf Friedrich Wilhelm III. in Preußen um die Erfüllung des Verfassungswunsches; nur hefteten sich hier die Hoffnungen der konstitutionell Gesinnten schon frühzeitig an die Person des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, freilich mehr aus einer unbestimmten Erwartung heraus auf den geistreichen Prinzen als aus einem sicheren Einblick in dessen wahre Gesinnung. Hätten die Verfassungsvorkämpfer diese wirklich so gekannt, wie wir sie heute aus allen unmittelbaren Aussprüchen und schriftlichen Ergüssen Friedrich Wilhelms vollkommen klar bis ins einzelne verfolgen können, so hätten sie sich wahrscheinlich viele Enttäuschungen erspart, die dann später sich sogar zu leidenschaftlichen Anklagen verdichten sollten.

Friedrich Wilhelm IV. lebte durchaus im Zauberkreise der Romantik[2]). Nach dem Zeugnis von Radowitz, einem der intimsten Kenner seines Seelen-

[1]) Vgl. Niebuhr bei Meinecke, Bd. I, S. 202 ff. Auch Fichte (ebenda Bd. I, Kap. 6 und S. 143) in seinen Reden an die deutsche Nation.

[2]) Hassel, Radowitz, Bd. I, S. 76. Meinecke, Bd. I, S. 257 ff. Brandenburg, Die deutsche Revolution 1848. S. 31 ff.

lebens, hegte er in erster Linie den Wunsch nach Wiederherstellung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation ebenso 1840 bei Antritt seiner Regierung, wie er ihn schon als Kronprinz beim österreichischen Regierungswechsel 1835 dem innig befreundeten Schwager Johann von Sachsen ausgesprochen hatte. Wunderbar in der Tat flossen ihm, dem überzeugten Protestanten, dabei universaler und nationaler Charakter des alten Reiches zusammen. Der vom Papst gekrönte Kaiser sollte „als Präsident des deutschen Bundes der unbestritten höchste Herr der Christenheit sein“[1]. Das alte, Völker umschlingende Band der römischen Kirche war hierbei also wieder als geistiger Zusammenhalt für katholische und protestantische Teile des Reiches gedacht, und erst im Schutze dieser mittelalterlichen Anschauung von ihrer universalen Gemeinschaft mochte auch das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl des deutschen Volkes seinen staatlichen Ausdruck finden. Diese Erneuerung der Würde des römischen Kaisers sollte ferner nur der Anfang und später der Mittelpunkt eines von ihm weiter noch geträumten europäischen Staatenbundes werden, der den Zweck hätte, „gegen jeden ungerechten Anspruch, jeden Friedensbruch die gemeinsamen Kräfte zu kehren“[2]. Wir ersehen hieraus ebensogut wie aus der Ansicht vom Kaiser als Präsidenten „des deutschen Bundes“, daß dem Hohenzollern schon damals wie später der Gedanke an eine Umänderung des Bestehenden im liberal-nationalen Einheitssinne vollkommen fern lag. Vielmehr ergibt sich aus diesen Planungen des Kronprinzen und Königs klar der Aufbau seiner Gedanken über die äußere Politik.

Zunächst sollte der deutsche Bund, der den Liberalen mehr und mehr als die Verkörperung der antinationalen Idee galt, nach ihm unangetastet erhalten bleiben. Aber diesen Bund sollte auch nicht etwa eigene Kraft allein stützen, wozu es ja noch immer einer vielleicht im liberalen Sinne fördernden Umbildung seiner Machtmittel bedurft hätte, sondern die Gesamtheit der europäischen Staaten wurde um Bürgschaft seines ungestörten Bestandes angerufen. Dies Programm enthält im Grunde nicht viel anderes als die Rückkehr zu dem Gedankenkreise der heiligen Allianz, und auch der auf ihrem Boden recht eigentlich heimische Grundsatz von der Legitimität aller angestammten Fürstenhäuser schimmert deutlich genug in der Verpflichtung zur Hilfe gegen jeden ungerechten Anspruch durch. Von einem solchen Herrscher hatten die deutschen Einheitsvertreter allerdings keine Förderung ihrer Idee von einem in sich selbst abgeschlossenen gesamtdeutschen Nationalstaate zu erwarten. An dieser seiner innersten Überzeugung zerschlugen sich auch wieder alle späteren zeitweiligen Schwankungen in der deutschen Politik des Königs.

Auf die theoretische Zustimmung vom 21. März 1848 zu einer deutschen Ständeversammlung, die über die „Wiedergeburt und Gründung eines neuen Deutschland“ beraten sollte, folgte am 3. April 1849 die Ablehnung der Kaiserwahl, weil sie „ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter, der Fürsten und der freien Städte Deutschlands“ zustande gekommen sei; sie

[1] Briefwechsel, S. 146.
[2] Hassel, Radowitz, Bd. I, S. 76.

war nur ein Vorspiel der weiteren Zurückweisung der ebenso entstandenen Verfassung des Frankfurter Parlaments am 28. April 1849[1]). Und wenn dann Preußen in der Unionspolitik Radowitzens vorübergehend schon den Plan zu einem für sich bestehenden deutschen Bundesstaat unter Preußens Führung mit Ausschluß Österreichs, wenn auch sonst in ewiger Union mit diesem verfolgte, so beendete doch die Punktation von Olmütz (29. Nov. 1850) diese Abschweifung vom alten Wege; Friedrich Wilhelm kehrte wieder auf den Standpunkt des alten Bundestages zurück. Man glaubt ihm anzuhören, welch fremde Last damit von seiner Seele genommen ist, wenn man seinen in alter ausgelassener Weise scherzenden Brief vom 25. Dezember 1850 an Johann von Sachsen liest und seine Freude an dem wiederhergestellten alten Verhältnis zu Österreich hört: „Nepos Franciscus Josephus hat schon von Olmütz aus den Wunsch durch Montenero (Schwarzenberg) ausdrücken lassen, mich bald irgendwo zu sehen. Ich habe ihm meine freudigste Bereitwilligkeit ausdrücken lassen und seinen Befehlen Zeit und Ort anheimgegeben“[2]). Die romantische Auffassung von der übergeordneten geschichtlichen Stellung des Kaiserhauses Habsburg lebt in diesen Worten wieder auf, und von dem Gedanken an eine Einigung Deutschlands ohne Österreich verlautet fortan bei ihm nichts mehr. Die Reaktion zog in Preußen ein, und die feudalistischen Gesinnungsgenossen des Königs vermochten hier äußerlich erfolgreich ihr ebenfalls von der Romantik übernommenes genossenschaftlich-ständisches Prinzip, das nach ihrer Meinung allein germanisch-christlich und zugleich preußisch war, in der Verfassung gegenüber allen liberalen nationalen Ideen durchzusetzen.

Wenn wir uns so in flüchtigen Umrissen die Anschauungswelt des preußischen Herrschers und seiner deutschen Politik vergegenwärtigt haben, wird uns das Verständnis für die Haltung seines Herzensfreundes Johann von Sachsen in der gleichen Frage schon um vieles verständlicher werden; aber ganz werden wir sie doch erst verstehen können, wenn wir auch noch die besonderen Verhältnisse Sachsens und den Ideenkreis, in dem der Prinz heranwuchs, kurz betrachten.

Prinz Johann wurde am 12. Dezember 1801 geboren; er war also um sechs Jahre jünger als Friedrich Wilhelm und daher schon infolge seiner allzugroßen Jugend nicht so empfänglich für die überwältigenden Eindrücke der Erniedrigung Deutschlands und wiederum seiner Erhebung in den Freiheitskriegen, denen der preußische Kronprinz zeitlebens unterworfen blieb. Ganz abgesehen davon, daß auch die besondere Stellung Sachsens zu Napoleon wohl von vornherein nicht eine solche tiefgehende nationale Erbitterung gegen die napoleonische Fremdherrschaft in seinem väterlichen Hause aufkommen ließ, wie sie aus den Briefen Friedrich Wilhelms bei jedem Gedanken an diese Zeit herausklingt. Immerhin aber beschäftigte sich doch die Phantasie

[1]) Vgl. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Bd. I, S. 163 ff.

[2]) Briefwechsel, S. 270.

des Knaben und seiner Geschwister in der Trennung von der heimischen Scholle auch schon mit dem Ausmalen einer rosigeren Zukunft, denn „durch die Schranken des Hoflebens" drang doch bereits, wie er selbst in seinem Tagebuche verzeichnete, „die Hoffnung des deutschen Volks auf Befreiung vom fremden Joch"[1]. Diese ersten nationalen Regungen aber schlummerten wieder ein, als die nächsten größeren Pflichten des jungen Prinzen im Sachsen Friedrich Augusts des Gerechten seine Gedanken allein auf das Wohl des engen Vaterlandes richten mußten.

Friedrich August der Gerechte regierte durchaus absolut, voll väterlicher Milde im ganzen, aber auch voll väterlicher Strenge im einzelnen, wo die Interessen seiner Herrschaft bedroht schienen. Der patriarchalische Absolutismus in reinster Gestalt war also die erste Regierungsform, die Prinz Johann kennen lernte. Ein leichter Nachklang blieb ihm davon bei seiner streng konservativen Gesinnung wohl für alle Zeit, wie treu er auch später an der Verfassung mitgearbeitet und an ihr auch immer festgehalten hat. Frühe Träumereien eines militärischen Ehrgeizes mußte jetzt der einundzwanzigjährige Jüngling begraben, und im Studium der Rechte, der Staatswissenschaften und der Geschichte mußte er sich mit den nüchterneren Aufgaben seines späteren Lebens vertraut machen. Am 2. Dezember 1822 wurde er dem Geheimen Finanzkollegium zur Erlernung der Verwaltungsgeschäfte zugewiesen, und mit unermüdlichem Eifer und immer steigendem Erfolge versuchte er sich fortan in alle Einzelheiten seines neuen Dienstzweiges einzuarbeiten.

Der Tod Friedrich Augusts des Gerechten zeitigte dann in Sachsen den Wunsch nach einem verfassungsmäßigen Anteil des Volkes an der Regierung, der sich auch 1831 dem neuen König Anton gegenüber durchzusetzen wußte. An den Vorarbeiten für die Verfassung im Geheimen Rat, dem er selbst seit 1830 angehörte, hat Prinz Johann eifrigst teilgenommen und hierbei vielfach ebenso seinen scharfen Blick für die rechtlichen Schwierigkeiten des neuen Zustandes wie sein Verständnis für die Notwendigkeit einer maßvollen konstitutionellen Umänderung des alten geoffenbart. Er stand mit dieser letzten Ansicht zwar in einigem Gegensatz zu seinem kronprinzlichen Freunde und Schwager Friedrich Wilhelm, aber dafür stimmte er mit diesem doch in allen weiteren Grundanschauungen von der Stellung eines Fürsten zu seinem Volke überein, seit ein gemeinsamer Aufenthalt in Leipzig 1827 die beiden Schwäger ihre gleiche seelische Veranlagung hatte entdecken lassen.

Niemand kann vielleicht die innere Auffassung Friedrich Wilhelms von den Aufgaben seiner Politik in wenigen Worten richtiger wiedergeben, als es sein vertrauter Freund Johann in seinen Aufzeichnungen tut[2]:

„In der Politik hatte er eine hohe Idee von der göttlichen Bestimmung des Königtums, und auch der Glaube an die so häufig behauptete providentielle Bestimmung Preußens war ihm nicht fremd; dabei war aber das alles durch seine

[1] Falkenstein, König Johann von Sachsen. 1878. S. 21.
[2] Falkenstein, S. 70.

große Achtung für fremdes Recht und das Bestreben, auch fremde Einrichtungen billig zu beurteilen, außerordentlich gemäßigt und fern von jedem hochmütigen Herabsehen auf andere. Die trockene Bureaukratie haßte er ebenso wie den Liberalismus vulgaris mit seinen banalen Phrasen und seinem automatischen Königtum. Gerade aus solchen Antipathien hatte sich bei ihm ein politisches Ideal aufgebaut, welches aus einem persönlich eingreifenden, in seiner Sphäre freien Königtume nebst einem lebendigen, auf historischen Grundlagen beruhenden ständischen Wesen zusammengesetzt war."

Das sind tatsächlich die Anschauungen, die „der Romantiker auf dem Throne" aus seinem Berliner Freundeskreise, den germanisch-christlichen und feudalen Anhängern des schweizerischen Staatsrechtslehrers Haller, in sich aufgenommen hatte. Ohne Zweifel sind sie wieder durch ihn im ganzen auch von viel größerem Einfluß auf Prinz Johann gewesen, als sie in der späteren rückläufigen Betrachtung des Königs etwas kritischer beleuchtet scheinen.

Gerade der neu veröffentlichte Briefwechsel zwischen beiden Herrschern zeigt, wie tief auch dem sächsischen diese romantische Auffassung von der Geschichte und dem Berufe der Könige und Völker im Blute gesteckt hat[1]). Besonders der auf der romantischen Anschauung von einem unbewußt und unwillkürlich schaffenden Volksgeist beruhende Begriff des historischen Rechts, wie ihn Savigny ausgebildet hatte, hat des Wettiners Stellungnahme zwischen Preußen und Österreich bis zur letzten blutigen Entscheidung immer zugunsten der Habsburger beeinflußt. Solche Worte, wie er sie auf dem Landtage von 1837 aussprach[2]):

„Gewiß ist es stets gefährlich, wenn man bei dem historischen Rechte nach der Quelle fragt. Es gibt manches historische Recht, dessen Quelle unrein ist; dieser Makel hat sich aber im Verlaufe der Zeit gereinigt und die Sache sich ausgeglichen. Was nun besteht, muß heilig sein, insofern nicht ein unrechtmäßiger Titel nachgewiesen werden kann," —

solche Worte hätte auch Friedrich Wilhelm oder jeder andere aus dem Gerlachschen Kreise sprechen können.

In dieser Auffassung der Romantik vom geschichtlichen Recht liegen, wie Blüte und Frucht in der gemeinsamen Knospe, auch Legitimitätsprinzip und Widerstand gegen schrankenlose Anerkennung des Volkswillens als Herrschaftsprinzip eingeschlossen. In dem engen Rahmen dieses Aufsatzes sollen natürlich nicht alle die Beweise für das Vorhandensein auch dieser Anschauungen beim Prinzen und König Johann im einzelnen aufgezählt werden[3]). Nur eine einzige Stelle aus dem Briefwechsel mag zeigen, wie noch 1864 die bewegenden Gründe zu seiner Parteinahme für den Augustusburger das Legitimitätsprinzip und die Abneigung gegen die einseitige Durchsetzung der Volksmeinung waren. Am 24. Februar 1864 tritt er dem König Wilhelm gegenüber für das gute Recht des Augustusburgers ein und freut sich seiner allgemeinen Anerkennung in Deutschland.

[1]) Briefwechsel, Brief Nr. 100.

[2]) Schwerdfeger, König Johann von Sachsen als Vorkämpfer für Wahrheit und Recht. 1884. S. 207.

[3]) Vgl. z. B. Briefwechsel. Briefe Nr. 96, 164, 169, 174, 175, 178, 182, 253 u. a.

„Es scheint mir ein gutes Zeichen, daß das Prinzip der Legitimität noch einen so wirksamen Zauber ausübt, und ein günstiger Umstand, daß einer Sache, der sich die Demokratie zu ihren Zwecken zu bemächtigen sucht, dadurch ihr Stachel genommen wird" [1]).

Man geht gewiß nicht fehl, wenn man annimmt, daß die romantische Geschichtsauffassung in der Dichternatur des Fürsten noch einen besonders günstigen Ankergrund fand. Im persönlichen Verkehr mit Tiedge und Tieck, dem einen Führer der älteren romantischen Dichtung, stieg im Gespräch „die mondbeglänzte Zaubernacht" der Romantik herauf, und das eigene liebevolle Sichversenken in das Wesen eines der großartigsten mittelalterlichen Denker, Dantes, spann tausend starke und zarte Fäden hinüber zum Denken und Fühlen mit der stolzen Vergangenheit des alten deutschen Kaisertums.

Äußere Anregung und innere Veranlagung wirkten also im gleichen Sinne richtunggebend auf die Weltanschauung des Prinzen und Königs ein. Wie sollte er sich unter diesen Umständen jemals ohne einen unzweideutigen Machtspruch der Geschichte von der Vorstellung lösen, daß Deutschlands Größe mit der Österreichs untrennbar verbunden sei, daß die nationalen Stürmer und Dränger mit ihrer Forderung des Ausschlusses der Habsburgischen Monarchie vom deutschen Nationalstaat gegen die uralten Gesetze der Geschichte frevelten? Wohin er blickte, beim vertrauten Schwager Friedrich Wilhelm und seinen Freunden, beim österreichischen Minister Schwarzenberg, im engen Vaterlande und unter der Versammlung der besten deutschen Männer in der Paulskirche von Frankfurt, überall begegnete er gleichen Idealen, wie sie ihn selbst erfüllten.

Als Fürst Schwarzenberg auf Gagerns Vorschlag eines deutschen Bundesstaates ohne Österreich mit der scharfen Gegenerklärung vom 4. Februar 1849 antwortete und darin den Gedanken an ein mitteleuropäisches Siebzigmillionen-Reich erstehen ließ, wo sich vierzig Millionen Deutsche und dreißig Millionen Nichtdeutsche unter der Führung des alten Kaiserhauses Habsburg zusammenfinden sollten, da weckte dieser Vorschlag in weiten Kreisen noch jubelnden Beifall. Mag auch die rein preußische Auffassung, die eben immer nur die providentielle Bestimmung Preußens — um mit König Johann zu reden — in der Geschichte des Deutschen Volkes sucht und vertritt, über diese Tatsache mit ihrem Urteil schnell fertig sein: „Es war kein Zeichen nationalen Bewußtseins oder politischer Reife, daß damals viele Tausende braver deutscher Männer sich durch den Nebelglanz dieses Kolossalbildes in Begeisterung versetzen ließen" [2]); wir müssen doch daraus wenigstens entnehmen, daß Prinz Johann mit seinen idealistischen Anschauungen von dem geschichtlichen Vorrecht Österreichs eben nicht allein stand, sondern darin sehr wohl auch durch die gleiche Meinung anderer tüchtiger Männer in großen Schichten des ganzen Volkes bestärkt werden mußte. Dieser Tatsache gegenüber bleibt es hierbei auch an sich gleichgültig, inwiefern sich etwa bei den anderen Vertretern

[1]) Briefwechsel S. 430.
[2]) Sybel, Bd. I, S. 291.

dieser Anschauung weltbürgerliche und romantische Elemente in der Auffassung mischen — genug, diese Meinung wurde eben tatsächlich von vielen und nicht den Schlechtesten der Nation geteilt.

Wie nahezu gleich das Stimmenverhältnis zwischen Großdeutschen (für Deutschland mit Österreich) und Kleindeutschen (für Deutschland ohne Österreich) selbst unter den Abgeordneten der Paulskirche war, erhellt am besten daraus, daß für die Verleihung des Kaisertitels an das künftige Reichsoberhaupt sich nur eine Mehrheit von 9 Stimmen aussprach und daß die Wahl des Königs von Preußen am 28. März 1849 mit nur 290 Stimmen gegen 248 Wahlenthaltungen erfolgte. Solange sich die öffentliche Meinung so zwiespältig zeigte, konnte man es wahrhaftig keinem ehrlichen Manne verdenken, wenn er von seiner Überzeugung ohne zwingenden Grund nicht lassen wollte. Am allerwenigsten wird man das den Fürsten der Mittelstaaten und Kleinstaaten verargen können, weil sie nach der ganzen Lage der Dinge nun einmal für sich und ihre Stellung nur verlieren konnten, ohne schon aus ihren Opfern wenigstens einen wirklich gesicherten Vorteil für die Gesamtheit erhoffen zu können.

Österreich war ihr rechtlicher Bundesgenosse als Mitglied des Deutschen Bundes und war ferner ihr natürlicher Verbündeter bei der Zurückweisung der einseitigen Verfassungsansprüche seitens einer geringen Mehrheit der Paulskirche und bei der Verhinderung seiner eigenen Ausschaltung aus dem deutschen Nationalstaate — was Wunder, wenn sich die Mittel- und meisten Kleinstaaten immer wieder auf dieses stützen zu müssen glaubten, um sich ihre eigene Souveränität gegenüber der von einer kleinen Mehrheit der Paulskirche tatsächlich beanspruchten Volkssouveränität bewahren zu können? Damit ward freilich im weiteren Verlaufe der Gegensatz zwischen Österreich und Preußen immer schärfer und mußte endlich zu einer gewaltsamen Auseinandersetzung führen — aber bis dahin war auch eine grundsätzliche Änderung in der Auffassung der deutschen Frage von den Herrschern der Mittelstaaten mit Sicherheit nicht zu erwarten, zumal wenn diese Auffassung wie beim Prinzen und König Johann von einer tief innerlichen, geschichtlichen und rechtlichen Überzeugung getragen wurde.

Erhaschen wir flüchtigen Blicks die wichtigsten Momente in der deutschen Einheitsbewegung bis zum Kriege 1866, so ergibt sich klar, daß der Wettiner in der Tat in seiner Haltung in der deutschen Frage keinen Augenblick ernstlich geschwankt hat. Noch als Prinz zeigte er das in seinem Verhältnis zur Paulskirche und gegenüber dem Radowitzischen Gedanken des Dreikönigsbündnisses und der Union mit Österreich. Am 30. April 1849 erblickt er in einem Briefe an König Friedrich Wilhelm IV. das einzig richtige Verfahren für die sächsische und die anderen widerstrebenden Regierungen gegenüber „der Frankfurter Anmaßung" darin, den offenen Bruch mit der Gagernschen Partei nicht mehr zu verzögern, um diese nicht in der Zeit der Spannung durch „ihre momentanen Alliierten, die Roten" so stark werden zu lassen, daß sie die in Stuttgart vom Könige erzwungene Anerkennung der Reichsverfassung auch in den übrigen Staaten wiederholen könnte. Die Regierungen sollten —

so meint er — aussprechen „nicht bloß, was sie *nicht wollen*, sondern was sie wollen; um einerseits Frankfurt aus jener vorteilhaften, halb defensiven Stellung zu bringen, andrerseits denjenigen, welche mit den Regierungen gehen wollen, die Sicherheit zu geben, daß man der Idee Teutscher Einheit und Freiheit nicht entgegen sey, und ihnen ein andres Brett als das Frankfurther [zu] zeigen, um aus dem Strudel herauszukommen."

Wenn er dabei kaum drei Wochen früher[1]) seine Befriedigung über seinen Bruder Friedrich August ausgesprochen hat, weil dieser alles, was er könne, tue, „um in Ollmütz — dem augenblicklichen Sitze der oesterreichischen Regierung — die Teutsche Frage auf den richtigen Gesichtspunkt zu stellen", so versteht er sicherlich auch in dem späteren Briefe unter dem rettenden Bret erst die Verständigung und dann das gemeinsame Handeln mit Österreich. In eben diesem Sinne rechtfertigt er im November 1849[2]) die Erklärung Sachsens, an der Verhandlung über den nassauischen Antrag auf Einberufung eines Reichstages zur Beratung über die Verfassung des geplanten preußischen Bundesstaates nicht teilnehmen zu wollen, weil Sachsen von vornherein auch dem Dreikönigsbündnis (Preußen, Hannover, Sachsen) am 26. Mai nur unter dem Vorbehalt des späteren Anschlusses aller übrigen deutschen Staaten und eines Abkommens mit Österreich beigetreten sei. Prinz Johann äußert zwar hierbei auch, wie wir nach seiner Geschichtsauffassung nicht anders erwarten können, gewisse dynastische Bedenken, daß Sachsens und Hannovers Stellung in dem geplanten Bunde „ohne alles Gegen[ge]wicht in den Süddeutschen Staaten eine gänzlich einflußlose, eine faktische Mediatisierung sein würde") aber dies Bedenken tritt doch ganz in den Hintergrund gegen die Befürchtung vor einer Zerreißung Deutschlands in zwei Teile: Norddeutschland und Süddeutschland, das eine unter dem Übergewicht Preußens, das andere unter der Ägide Österreichs stehend, beide aber in ihrem Bestehen dem Gesamtbegriff Deutschland widersprechend.

Wir werden nach allem, was wir wissen, nur annehmen dürfen, daß Prinz Johann seinem besten Freunde auch wirklich seine innerste Meinung ausspricht, wenn er es unter diesen Umständen „nicht für geraten, ja kaum mit den Pflichten für Teutschland für vereinbar" halten kann, eine Institution fördern zu helfen, deren „definitive Feststellung er *jetzt* für verderblich" ansieht. Für die Sybelsche Geschichtsauffassung (I, 349) sind allerdings solche Einwürfe, wie sie ähnlich auch noch von anderer Seite erhoben wurden, nichts als „wohlfeile Phrasen", die „keinen großen Eindruck" machen konnten; aber der Gang der späteren Entwicklung hat doch die Bedenken des Prinzen Johann auch bei dem Realpolitiker Bismarck hervorgerufen und ihn zu ihrer tatsächlichen Berücksichtigung veranlaßt. Denn schließlich hat doch nur die gleiche Einsicht von Deutschland ohne Bayern als einem Unding Bismarck 1870 veranlaßt, den Zutritt Bayerns zum Norddeutschen Bund um jeden Preis, auch mit einigen Reservatrechten mehr, zu erzwingen. Aber freilich,

[1]) 12. April 1849. Briefwechsel S. 243.
[2]) Briefwechsel S. 256 ff.

Bismarck war Preuße, und da wäre wohl auch für Sybel nun wieder höchste staatsmännische Kunst gewesen, was bei den Nichtpreußen früher nur „wohlfeile Phrasen" sein durften. Wie hier der Prinz, so dachte aber nach 1866 auch noch der König Johann und war darum 1870 auch sogleich bereit, mit allen Kräften auf den Beitritt Bayerns hinzuwirken.

Auf den Zusammenbruch der Unionspolitik Preußens in Olmütz folgten einige Jahre der Ruhe in Deutschland. Wohl ging die 1848/49 zum Durchbruch gelangte liberale und nationale Strömung im Volke fort; aber die Regierungen verhielten sich angesichts der Übertreibungen des Parlaments in der Paulskirche zu Frankfurt und vollends seiner Nachfolger völlig ablehnend gegen diese Art von Staatenbildung. Und diese Zurückhaltung schwand auch nicht, als am 15. und 16. September 1859 der in Eisenach begründete „deutsche Nationalverein" in Frankfurt ins Leben trat. Denn obwohl dieser viele fruchtbare Gedanken und Anregungen für die Einheit und Größe Deutschlands hervorbrachte, litt er doch an dem Zwiespalt, daß er einerseits „mit Freude den Augenblick, der den Anschluß der deutschen Provinzen Österreichs an das geeinigte Deutschland möglich machen werde", begrüßen [1]), sich aber auch im andern Falle nicht hindern lassen wollte, die Einigung des übrigen Deutschlands anzustreben.

Zwei völlig unvereinbare Forderungen waren hier in eins verschmolzen, obwohl doch jede einzelne Forderung an sich genügte, um einen Kampf auf Leben und Tod mit der bestehenden Verfassung, dem deutschen Bunde, heraufzubeschwören. Selbst der Prinzregent Wilhelm von Preußen, dem doch offensichtlich die Frucht in jedem Falle zugedacht war, konnte sich die Bedenklichkeiten solcher Wünsche nicht verhehlen und wollte zum mindesten dabei verhindert wissen, „daß man neben den Regierungen zu Handlungen und Taten übergehe" [2]). Für König Johann — 1854 war er dem Bruder auf den Thron gefolgt — hätte die Zustimmung zu diesem Programm den Bruch mit seiner ganzen Staatsauffassung und seiner rechtlichen Überzeugung bedeutet; ohne Kampf bis zum äußersten war ihm dies, wie er noch 1866 einmal durchblicken läßt, mit seiner Ehre als Mann und Fürst unvereinbar [3]).

So erschien ihm wohl die Erklärung des Nationalvereins über die angeblich noch bestehende Gültigkeit der Frankfurter Verfassung von 1849 als „bundesrechtlich unstatthaft", ja als fast „hochverräterisch" [4]), und er machte im September 1860 den Prinzregenten Wilhelm freundschaftlich darauf aufmerksam, daß er sich gezwungen sehen könnte, sich in seinem Lande durch die Regierungsorgane gegen den Verein und seine Tendenzen entschieden aussprechen zu müssen, und bat im voraus um billige Beurteilung, wenn in diesem Zustande der Notwehr auch gelegentlich ein anscheinend gegen Preußen mißdeutiges Wort fallen sollte, weil ja der Nationalverein gerade immer den Namen Preußens für seine Zwecke mißbrauchte. Und wiederum nach dem

[1]) Resolution der Generalversammlung zu Koburg, 3. und 4. September 1860.
[2]) Briefwechsel S. 401.
[3]) Briefwechsel, Brief Nr. 292.
[4]) Briefwechsel S. 411.

Attentate des Studenten Becker auf König Wilhelm am 14. Juli 1861 hatte sich König Johanns Unmut über das agitatorische Treiben des Nationalvereins schon zu dem Vorwurfe verdichtet, daß „die Partei, welche der Jugend so viele unverdaute Ideen beibringt", darum auch in seinen Augen „eine moralische Mitschuld" an der unbesonnenen Tat habe[1]). Zweifellos schoß er damit über das Ziel hinaus; aber das lag zum guten Teil daran, daß die stärkere Spannung, in die jetzt immer mehr die politischen Gegensätze gerieten, eben Freund und Feind der nationalen Trennung von Österreich nervöser machte.

Als dann Bismarck das Steuerruder des preußischen Staatsschiffes ergriff, verschärften sich die Gegensätze erst recht, und bald konnte kein Zweifel mehr sein, daß die endgültige Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich herannahe.

Schon im Februar 1863 soll Bismarck den österreichischen Minister Rechberg vor die Alternative gestellt haben, Österreich „solle seinen Schwerpunkt nach Osten verlegen" oder aber Preußen fortan auf Seiten seiner Feinde finden. Wie schwer König Johann unter dieser Zuspitzung der Verhältnisse litt, lassen seine Briefe an König Wilhelm klar erkennen. Neigung und Pflichtgefühl wiesen ihn auf die Seite Habsburgs, dem das geschichtliche Recht und die tatsächlich noch ungelöste Zugehörigkeit zum Deutschen Bunde die Anwartschaft auf die Führung in Deutschland und die ewige Gemeinschaft mit der Nation zu sichern schienen. Aber er sah das Gespenst des Bruderkrieges mit Preußen nur mit bangem Grausen heraufsteigen und tat, was in seinen Kräften stand, um den Appell an die Waffen, wenn irgend möglich, zu verhindern.

Es ist bekannt, wie er 1863 im August in Baden seinem alten Freunde Wilhelm persönlich die Einladung zum Fürstenkongreß in Frankfurt überbrachte und ihn fast schon auf seine Seite herübergezogen hatte, als Bismarck gleichsam die Kabinettsfrage stellte und damit noch im letzten Augenblick die Ablehnung erzwang. Die vom Frankfurter Kongreß begonnenen späteren Notenaustausche mit der preußischen Regierung führten zu keinem besseren Ergebnis, während der gemeinsame Waffengang Österreichs und Preußens mit Dänemark 1864 im Streite um die eroberten Provinzen Schleswig-Holstein schließlich den Zwist gebar, der die blutige Auseinandersetzung zwischen beiden Großmächten zur Folge hatte.

Die Sorge um die Zukunft Sachsens gegenüber den preußischen Rüstungen seit Anfang April 1866 drückte dem König nach längerer Pause wieder die Feder zu einem Briefe an König Wilhelm in die Hand. Er bemühte sich am 30. April und dann noch wiederholt im Anfang Mai unter Berufung auf seine, von dem Freunde in langer Zeit erprobte Ehrlichkeit als Mann[2]) klarzumachen, daß alle seine, von Preußen so scharf gerügten militärischen Maßregeln nur die allernotwendigsten Vorkehrungen seien, um nicht von einer preußischen Kriegserklärung überrascht zu werden:

[1]) Briefwechsel S. 415.
[2]) Briefwechsel S. 437 f.

„Wir haben überhaupt in dieser Sache nirgend speziell Sächsische Politik getrieben, sondern nur den Bundesstandpunkt festgehalten und nur das getan, was derselbe und unsere Sicherheit in der peinlichen Lage, in der wir uns schon seit Monaten befinden, dringend erheischte.

Aber diese offene und, wie uns einwandsfrei bezeugt ist, auch wirklich ehrliche Sprache[1]) verfehlte diesmal ihr Ziel. Bismarck wußte in seinem königlichen Herrn so geschickt die Überzeugung von dem guten Rechte Preußens zu erwecken, daß eine letzte Verständigung zwischen den Herrschern, die doch beide in ihrer Art das Beste wollten und beide auch grundaufrichtige Charaktere waren, ausgeschlossen blieb. König Johann legte wohl seinen und seiner Regierung Standpunkt noch einmal offen dar, aber nur, weil „die Herstellung des guten alten Vertrauens unter den Mitgliedern des Teutschen Bundes und seinen Völkern sein innigster Wunsch" war; im Hintergrunde aber stand schon die Überzeugung, daß der vorausgegangenen preußischen Drohung „auch ein kleiner Staat ohne Demütigung sich nicht fügen"[2]) könne.

Die Stunde der Entscheidung war gekommen, ob Recht oder Macht künftig die Geschichte Deutschlands bestimmen sollte. Für König Johann gab es bei einer solchen Fragestellung, wie sie sein Gewissen aufwarf, keinen Augenblick Zweifel, daß sein Platz an der Seite Österreichs, wo er das Recht suchte, sein müsse[3]). Gewiß darf man es von der Kenntnis der späteren tatsächlichen Entwicklung aus bedauern, daß gerade in diesem Augenblicke dem Wettiner in Beust ein Minister zur Seite stand, der ihn nur immer mehr in seiner Verurteilung der preußischen Politik verstärkte und vielleicht die alte Hinneigung seines Hauses zu Habsburg geschickt benutzte, um ihn noch sicherer in das Heerlager Österreichs zu treiben; im Grunde aber wird man doch nur den König selbst für seine Politik verantwortlich zu machen haben. In seiner Brust wurzelte eben die Überzeugung von dem historischen Rechte der Donaumonarchie auf die Vorherrschaft in Deutschland, und ohne diese Überzeugung hätte auch ein Beust keinen Erfolg mit seinen antipreußischen Treibereien gehabt, weil seinen Herrn ja nicht, wie vielleicht ihn selbst, nur kleinlicher Neid auf die Großmachtstellung Preußens bewegte.

Sicher ist freilich, daß Beust diese ihm sehr wohl bekannte Gesinnung König Johanns in nichts bekämpft hat; aber inwiefern er sie etwa noch künstlich zuungunsten Preußens gesteigert hat, muß vorderhand noch eine offene Frage bleiben. Als der preußische Gesandte in Dresden, Herr von der Schulenburg, 1866 am 26. März abends dem sächsischen Minister die preußische Note an die deutschen Mächte vom 24. März mit ihrer feindseligen Wendung gegen Habsburg vorlas und daran ausführliche Betrachtungen über die Nützlichkeit eines Bündnisses mit Preußen für Sachsen knüpfte, erwiderte Beust sofort trotz aller Erregung über das eben Gehörte voll äußerlicher Ruhe[4]): „Der König wird keinen Schritt vom Recht abweichen; es komme

[1]) Hassel, König Albert als Kronprinz. 1900. Bd. II, S. 228 ff.
[2]) Briefwechsel, Brief Nr. 292.
[3]) Briefwechsel S. 445. — Falkenstein, S. 227.
[4]) Hassel, Bd. II, S. 223.

was da wolle." Er war also im selben Augenblick auch schon entschlossen, an dieser Haltung seines Königs zum mindesten von sich aus nichts ändern zu wollen, und machte dem preußischen Gesandten gegenüber die letzte Entscheidung nur von dem Willen Johanns abhängig. Nach außen deckte ihn dann der Monarch, indem er seinem königlichen Freunde Wilhelm zur Abwehr jeder Beschuldigung eines eigenmächtigen Intrigierens seitens seines Ministers die selbstbewußte Versicherung gab: „Mein Minister schreibt nicht ein Wort ohne meine Genehmigung, und thäte er hier das Gegentheil, wäre er sicher, nicht mehr mein Minister zu bleiben" [1]).

Nun wissen wir freilich, daß gerade dieser Brief des Königs im Konzept Korrekturen von der Hand Beusts aufweist, und es wäre höchst wünschenswert, daß wir deren inneres Verhältnis zu dem wirklich abgegangenen Texte kennen würden, um nachprüfen zu können, inwieweit der Herrscher doch von seinem Ratgeber abhängig gewesen ist. Aber im allgemeinen scheint, wie gesagt, die Annahme berechtigt, daß die Politik des Wettiners doch ihre Erklärung in seinen ureigensten Anschauungen von Recht und Pflicht findet, wie wir sie schon aus seinen früheren Jahren kennen gelernt haben, noch ehe Beust ihm zur Seite stand. Sein Gewissen sprach für Österreich, und dieser inneren Stimme wäre er wohl auch dann gefolgt, wenn sein Minister nicht auch noch ihn in dieser Richtung bestärkt hätte.

Mit dem König trat sein Volk in überwiegender Mehrheit für Zurückweisung des preußischen Bundesentwurfs vom 10. Juni ein, der die Ausschließung Österreichs aus Deutschland an erster Stelle forderte. Bismarcks Versuch, hierdurch ebenso wie schon früher im April mit dem Antrag auf Berufung eines deutschen Parlamentes [2]) in ganz Deutschland durch die Erweckung der alten nationalen Idee ein „legitimes Kriegsziel" zu gewinnen, hatte, ebensowenig als anfangs übrigens selbst in Preußen und anderen Staaten auf die Dauer im bundestreuen Sachsen Erfolg. Aber dafür glückte dem Mutigen im eisernen Würfelspiel des Kriegs der gewagte Wurf. Auf den Schlachtfeldern Böhmens entschied die wirkliche Macht gegen das alte geschichtliche Recht. Der endgültige Sieg gab dem Stärkeren von selbst ein neues Recht auf die Gestaltung der Dinge in Deutschland. König Johann fügte sich voll Würde in diese Entscheidung, die ihm das Geschick der Schlachten auferlegte. Er begrub freilich auf der Wahlstatt von Königgrätz ein hochgehaltenes Stück seiner Weltanschauung, die Ansicht eben von der Heiligkeit des historischen Rechts, für die er das Schwert gezogen hatte, aber er unterlag doch wenigstens erst nach ehrlichem Kampfe, und das ist für den Besiegten noch niemals eine Schande gewesen. Voll edlen Stolzes trat er darum auch dem Sieger gegenüber:

[1]) Briefwechsel S. 442. — Bekannt ist der Streit zwischen Friesen und Beust in ihren Erinnerungen um die Schuld am Kriege. Zu diesen von beiden Seiten persönlich zugespitzten Darstellungen würde die Mitteilung der Varianten in den Briefen König Johanns (Briefwechsel, Brief Nr. 292 u. a.), die von Beust stammen, eine höchst wünschenswerte Ergänzung bilden, aber leider sind sie im einzelnen nicht namhaft gemacht worden.

[2]) Hassel, Bd. II, S. 226 ff., 249 ff., 257 f. — Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland. 1897. Bd. I, S. 178 ff., 303 ff.

„Mein Bewußtsein spricht mich von jedem Unrecht gegen Preußen frei. Ich habe nur getan, was ich nach bestem Wissen und Gewissen tun zu müssen glaubte“ [1]).

Eine solch aufrechte Natur mußte aber auch alsbald den Entschluß fassen, die einmal gegebene neue Anschauung der Dinge sich nun ganz zu eigen zu machen, um wieder einen festen Halt im Leben und Streben zu gewinnen. Seine Sachsen, die im Kampfe so treu zu ihm gestanden und dann so herzlich um das Schicksal ihres Königshauses gebangt hatten, sollten bald mit Freuden erfahren, daß er im Bewußtsein getaner Pflicht trotz aller Trübsal nicht den Mut verloren, sondern sich zu voller Klarheit über das neue Ziel durchgerungen hatte. Von Teplitz aus rief er ihnen noch vor dem Betreten des heimatlichen Bodens am 26. Oktober 1866 unter innigen Dankesworten für ihre Treue zu [2]):

„Mit derselben Treue, mit der Ich zu dem alten Bunde gestanden bin, werde ich auch an der neuen Verbindung, in die Ich jetzt getreten, halten und, soweit es in Meinen Kräften steht, alles anwenden, um dieselbe für unser engeres wie für unser weiteres Vaterland möglichst segensreich werden zu lassen.“

Mit Seherblick kündet er hier die Zukunft, denn sein staatsmännisches Gefühl sagte ihm wohl jetzt erst recht, wie schon 1849, daß die vorläufig geschaffene politische Trennung von Nord und Süd für Deutschland auf die Dauer unhaltbar sei und daß beide Hälften zum Ganzen streben müßten, um die nun erst zu vollem Leben erwachte Sehnsucht des deutschen Volkes nach nationaler Einigung zu erfüllen. Diesem hohen Werke wollte er seine Kräfte weihen in treuer Anlehnung an die jetzt noch allein mit geschichtlichem Recht und wirklicher Macht den Gedanken deutscher Einheit vertretende preußische Politik, nachdem sein altes Ideal eines einigen Deutschlands mit Österreich unrettbar verloren war. Die nie vergessene Liebe zum großen deutschen Vaterlande durchdrang ihn mit erneuter Macht und ließ ihn dann im Siegesjahre 1870 zu einem der ersten Vorkämpfer für den Zusammenschluß von Norddeutschland und Süddeutschland zu einem einzigen deutschen Reiche werden.

Über seine echt deutsche Gesinnung, die ja aus seiner romantischen Geschichtsauffassung von selbst immer neue Nahrung zog, sind sich auch seine Gegner stets klar gewesen. Aus dieser Gewißheit heraus begrüßte König Wilhelm nach Abschluß der sächsischen und preußischen Verhandlungen über die Verfassung des Norddeutschen Bundes den neuen Bundesgenossen mit den schönen, Sieger und Besiegten ehrenden Worten:

„Deine deutsche Gesinnung und Deine Freundschaft geben mir die Zuversicht, daß wir unter allen Umständen an dem nationalen Werke, welches wir begonnen haben, fortan gemeinsam arbeiten und dasselbe in Eintracht durchführen werden. So vertraue ich zu Gott“ [3]).

[1]) Briefwechsel S. 445 f.
[2]) Falkenstein, S. 227.
[3]) Briefwechsel S. 452.

Und nicht minder überzeugt war der verantwortliche Leiter der preußischen Politik, war Graf Bismarck von der unbedingten Zuverlässigkeit der deutschen Gesinnung König Johanns. Mit großer Offenherzigkeit drückte er das dem bayrischen Ministerpräsidenten Fürst Chlodwich v. Hohenlohe-Schillingsfürst[1]) dahin aus: „Mit dem König von Sachsen hätte man einen Bundesvertrag schließen können, das sei ein vernünftiger, gewissenhafter Mann von deutscher Gesinnung. Mit dem König von Hannover sei dies nicht möglich gewesen, und darum sei in diesem Falle nur die Annexion übrig geblieben." Das größte Vertrauen aber bewies Bismarck in des Königs nationale Gesinnung dadurch, daß er ihn 1870 zum ersten Vermittler mit Bayern über dessen Eintritt in den Norddeutschen Bund wählte. Es ist ein unendlich feiner Schachzug Bismarckscher Politik, wie er jetzt von einer anscheinend ganz unverfänglichen Seite her die verfänglichste Frage im Leben der Nation seit 1848, die Frage nach der Form eines einzigen Deutschland, aufrollte[2]).

Am 22. August 1870 sprach er in Pont-à-Mousson den Erben der sächsischen Krone, Kronprinz Albert, an und entwarf ihm in großen Zügen ein Bild der Zukunft, wie er es sich nach den bisherigen Erfolgen der deutschen Waffen dachte. Zum Friedensschlusse und seinen Bedingungen sollte die Zustimmung aller deutschen Fürsten, wenn möglich in persönlicher Versammlung auf erobertem Boden eingeholt und positive Resultate müßten erzielt werden, weil sonst das monarchische Prinzip Schädigung erleiden könnte. Daher müsse die Abtretung von Elsaß und Deutsch-Lothringen der Preis des Friedens sein. Beide Länder sollten im Besitze von Gesamtdeutschland bleiben, weil sich dadurch ein näheres Verhältnis von Nord und Süd am natürlichsten herstellen lassen werde. Auf einer allgemeinen Fürstenversammlung sei vielleicht auch die deutsche Frage zu regeln, aber weil vorderhand einer freiwilligen Einigung immer noch das Mißtrauen gegen angebliche dynastische Wünsche Preußens entgegenstehe, sei König Johann der rechte Mittelmann, auf dessen Hilfe er wesentlich hoffe.

In diesen Sätzen lag das Schwergewicht unstreitig auf der Forderung: Elsaß und Deutsch-Lothringen soll künftig Gesamtdeutschland gehören. Sie ist bedeutungsvoll als der erste uns bekannte Gedanke an die Einrichtung eines Reichslandes, aber noch unendlich wichtiger, weil sie schon das Programm des Bundeskanzlers für die Inangriffnahme der deutschen Frage enthält: aus dem Reichslande sollte das Reich entstehen[3]). Mußten die Regierungen einmal grundsätzlich zu diesem Vorschlage für die Erwerbung Elsaß-Lothringens Stellung nehmen, so konnte eben auch die Frage nach der äußeren Form der Interessengemeinschaft gar nicht ausbleiben. Die sächsische Regierung aber ward von Bismarck ausersehen, das Sprachrohr dieser seiner Wünsche vornehmlich gegenüber Bayern zu werden. Sein Vertrauen auf die deutsche Gesinnung König Johanns sollte auch in keiner Weise enttäuscht werden.

[1]) Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 380.

[2]) Paul Wentzcke in den „Süddeutschen Monatsheften" (1911), Heft 5, S. 621. — Hassel, Bd. II, S. 392 f.

[3]) Wentzcke a. a. O.

Schon vor der Mitteilung des Kronprinzen über sein Gespräch mit dem Bundeskanzler hatte der König in wiederholten Unterredungen mit Minister v. Friesen die künftige Gestalt Deutschlands zur Sprache gebracht, und vor allem nach den blutigen Siegen um Metz lebte die alte Überzeugung in ihm auf, daß nun „mit allen Kräften nach einer Wiedervereinigung des deutschen Südens mit Norddeutschland gestrebt werden müsse, und daß die Erreichung dieses Zieles der schönste Erfolg des ganzen Krieges sein werde“ [1]). Als daher der preußische Minister Delbrück am 4. September in Dresden in einer Audienz beim König und einer Unterredung mit Minister v. Friesen die schon im Gespräch Bismarcks mit dem Kronprinzen berührten Punkte auch offiziell in Anregung brachte, fand er den denkbar günstigsten Boden für den Inhalt der preußisch-deutschen Wünsche, während allerdings die Form ihrer Ausführung infolge der eigenen Ungewißheit Delbrücks über die wirklichen Absichten seines Meisters noch in der Schwebe blieb.

Jedenfalls erreichte die Anregung Bismarcks hinsichtlich Elsaß-Lothringens ihren Zweck. König Johann sowohl als sein Minister erklärten, daß der Verzicht Preußens auf eigene Erwerbung zugunsten Deutschlands wohl an sich sehr edel und hoch anerkennenswert sei, daß er aber eine praktische Bedeutung doch erst dann erhalte, „wenn festgestellt sei, in welchem Umfange und in welcher Verfassung Deutschland künftig bestehen werde“ [2]). Es war genau das, was der große Staatsmann gewollt hatte. Auch zu der gewünschten Vernehmung mit Bayern erklärte sich König Johann sogleich bereit, nur wollte er auf keinen Fall bei den Vermittelungsversuchen sich der Gefahr einer späteren Abänderung seiner Forderungen durch Preußen ausgesetzt wissen und begehrte daher Auskunft über die geplanten Konzessionen und nötigen Verfassungsänderungen im Norddeutschen Bunde. Delbrück erkannte diesen Vorbehalt als richtig, ja selbstverständlich an, konnte aber die verlangte Auskunft erst nach seiner Besprechung mit Bismarck im Hauptquartiere in Aussicht stellen.

Trotzdem richtete Minister v. Friesen mit ausdrücklicher Genehmigung seines Königs am 10. September an den sächsischen Gesandten in München schon einen vorläufig orientierenden Erlaß über die nationalen Ansichten der sächsischen Regierung betreffs der „definitiven Regelung der deutschen Frage“ zur Mitteilung an den bayrischen Ministerpräsidenten Grafen Bray. Zweifellos erwarb sich die sächsische Regierung dadurch das Verdienst, den bayrischen Minister nun erst tatsächlich dem Gedanken einer nationalen Verständigung näher treten zu lassen, indem dieser selbst jetzt Delbrück nach München einlud.

An den eigentlichen Verhandlungen über den Eintritt der Südstaaten in den Norddeutschen Bund hat wohl noch Minister v. Friesen auf Einladung Bismarcks in Versailles Anfang November 1870 teilgenommen; aber die spätere tatsächliche Entscheidung vollzog sich doch hierin wie in der Frage nach dem Kaisertitel ohne die Mitwirkung Sachsens. Weniger ein durch

[1]) v. Friesen, Bd. III, S. 127.
[2]) v. Friesen, Bd. III, S. 130.

verleumderische Machenschaften des österreichischen Reichskanzlers Beust gegen Sachsen vielleicht doch anfangs hervorgerufenes leichtes Mißtrauen, als die unseligen Regierungsverhältnisse im Bayern Ludwigs II. trugen die Schuld, daß Bismarck fast überstürzt in beiden Dingen mit Bayern abschließen mußte und daß so die übrigen Fürsten bezüglich des Kaisertitels durch das einseitige Verfahren mit Bayern überrascht wurden. Minister v. Friesen glaubt in seinen Erinnerungen jedenfalls deswegen Bismarck ausdrücklich gegen den Vorwurf in Schutz nehmen zu müssen, als habe dieser wirklich einen solchen Gang der Sache gewünscht[1]). Freilich hat der Kanzler sich schließlich allein an diesen Weg gehalten, aber wohl nur eben in der Gewißheit, daß König Johann das Ergebnis selbst trotzdem mit Freuden begrüßen werde.

Und in der Tat, die Hoffnungen auf Berücksichtigung „aller wahren Interessen Deutschlands", die der sächsische Herrscher schon im September 1870[2]) als König Wilhelms Absicht vertrauensvoll vorausgesetzt hatte, sie schienen ihm durch die Annahme der Kaiserwürde für das neuerstandene Reich nach langem Sehnen und Streben am Ende seines Lebens doch noch in Erfüllung gegangen zu sein. Wohl war das neue Deutschland nicht das vom Zauber tausendjähriger Vergangenheit umspielte Ideal, für das der Jüngling geschwärmt, der Mann gearbeitet und der Greis zum Schwert gegriffen hatte, aber dafür war der bisher theoretische Begriff Deutschland nun zur lebensprühenden und kraftstrotzenden Wirklichkeit geworden, die vom Willen der Fürsten und des Volkes getragen wurde, an deren Aufbau die eigenen Söhne bewußt und froh mitgearbeitet hatten. So zog nun doch beseligender Friede in die Brust des greisen Königs ein, der ja selbst zeitlebens, wenn auch in anderer Weise, nur Deutschlands Einheit und Größe erstrebt hatte. Wie verklärender Abendsonnenschein ruht auf seinen letzten Lebensjahren die immer sich mehrende Freude am neuen Reich.

[1]) v. Friesen, Bd. III, S. 231 f.
[2]) Briefwechsel S. 463.

Die Briefe Annettens v. Droste-Hülshoff an Elise Rüdiger.

Herausgegeben
von
Kurt Pinthus.

VII.

Meersburg, 14ten Decembre. [1841] [1])

Als Ihr kleines Zeddelchen in Scheeles Briefe ankam, meine theuerste Elise, war ich in so großer Angst und Spannung um die Meinigen, daß es mir unmöglich war, in dieser Stimmung zu schreiben. Meine Mutter hatte bey unserer Abreise ein Unwohlseyn, so daß ich nur sehr ungern und halbgezwungen gieng. Seitdem war die letzte Nachricht von Haus der plötzliche Tod unserer Anna, (meines Bruders Töchterchen), und auf diesen Schrecken nun seit anderthalb Monaten keine Zeile! — Sie können sich meine Angst nicht denken, — ich stand morgens im Finstern auf, und wartete Stundenlang an der Treppe auf den Postboten, damit man mir keinen Brief mit übeln Nachrichten unterschlagen könne, und ich glaube, wenn es länger gewährt hätte, wäre ich krank oder verrückt geworden. — Gottlob! der Brief ist da, und Alles gut. Am selben Tage erhielt auch Schücking ein dickes Paket von seinem Onkel, worin dieser ihm alle Briefe schickte, die indessen für ihn eingelaufen waren, die meisten schon steinalt, auch der Ihrige war darunter und hat Sch[ücking] sehr erfreut, der äußerst besorgt über den Mangel an Nachrichten war. Er trieb mich oft zum Schreiben, aber ich hatte eine unüberwindliche Scheu, einen Brief in die Heymath abgehn zu lassen, während ich nicht wußte, wie es da stand, und in mehr als einer

[1]) Der Inhalt des Briefes ergibt, daß er im Jahre 1841 geschrieben sein muß. Im August 1841 war Frau v. Laßberg mit ihren Zwillingstöchtern nach Rüschhaus zu Besuch gekommen, und im September begleitete Annette sie nach der Meersburg zurück. Hierhin folgte ihr Schücking im Oktober, von Laßberg (auf Annettens Empfehlung) zur Ordnung seiner Bibliothek berufen. Und nun beginnt das idyllische Leben und Zusammenarbeiten Annettens und Levins während des Winters 1841—42. Ein starkes Kraftbewußtsein kam über die Dichterin, und es entstand unter dem anregenden Einfluß Schückings ein großer Teil ihrer schönsten Gedichte.

Beziehung das Schlimmste fürchtete. — Sch[ückings] Paket enthielt überhaubt nur Angenehmes; sein Onkel schreibt, daß die Tante Nanny (Mutters Schwester) Paulinchen [1]) zu sich nehmen werde, ferner: daß er nicht begreife, woher das Gerücht komme, als ob Sch[ückings] Wirth über ihn raisonnirt habe [2]). Es sey vielmehr Alles in der besten Freundschaft und Ordnung, ... könnten Sch[ückings] Meubles und sonstige Effecten darin bleiben et cet. — Ein anderer Brief war von der Redaction der Staatszeitung, und meldete die Annahme eines Aufsatzes, was auch noch 30 rth einbringen wird. Kurz, das Paket war eine wahre vorläufige Weihnachtsgabe. — Frühere Briefe waren nicht so angenehm: Freiligrath schreibt sehr betrübt, daß allerley Kabalen wahrscheinlich das Herauskommen der Britannia [3]) verhindern würden; für ihn ein harter Schlag, da er seine nächste Existenz auf die Herausgabe dieses Blattes gegründet, und auch wohl darauf seine Frau genommen hat. (Er schickt Sch[ücking] die dafür bestimmten Arbeiten zurück, um sie wo möglich anderwärts unterzubringen.) [4]) Dralle, der im Schuldthurm sitzt, und Schückings Swift [5]) in den Klauen hat, den er sehr großsprecherisch vortrefflich anzubringen versprach, hat auf drey Briefe gar nicht geantwortet, obwohl Sch. den Swift jetzt sehr vortheilhaft unterbringen könnte. Ich fürchte nur, dieser panier perçé, den seine Vormünder jetzt absichtlich in der Noth stecken lassen, hat ihn verkauft; das wäre doch ein abscheulicher Streich! Übrigens geht es Sch. sehr gut, er ißt, was ihm schmeckt, läuft Stunden weit, bergab, bergan, und hat alle Aussicht, mit einem Gesichte so rund und rot wie ein Apfel heimzukehren. Etwas Heimweh hat er wohl mitunter, ist aber doch zu glücklich im Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit und der gesicherten Lage, jetzt wo seine Produktionen so mancher Unfall trifft, als daß er nicht im Ganzen recht heiter und behaglich gestimmt seyn sollte. Er geht täglich zwey Stunden spatzieren, und hat die Abende ganz für sich (von halb Fünf bis Acht), die er bald mit uns, seltner im Museum, am öftersten in seinem Zimmer, mit eignen Productionen beschäftigt, zubringt. Recht sehr hübsche Gedichte hat er gemacht, und ist jetzt an einer

[1]) Pauline Schücking, Levins Schwester, die durch ihre Mittellosigkeit und ihr wunderbares, exzentrisches Wesen ein Gegenstand steter Sorge für ihren Bruder und ihre Bekannten war. Annette nahm stets an ihren Schicksalen tatkräftig Anteil.

[2]) Diese Stelle bezieht sich auf Schückings Zimmer in Münster. Er hatte dort in sehr ärmlichen Verhältnissen gelebt.

[3]) Der mit Schücking eng befreundete Freiligrath beabsichtigte in Darmstadt 1841—42 eine Zeitschrift „Britannia" herauszugeben, die zwischen deutschem und englischem Leben und Dichten vermitteln sollte. Dieser Plan zerschlug sich aber.

[4]) Diese Stelle ist durchgestrichen; aber weiter unten kommt Annette noch einmal darauf zu sprechen.

[5]) Schücking plante einen großen Roman über Swift, von dem aber nur die ersten Kapitel erhalten sind. Ein Fragment daraus „Aus Swifts Jugend" wurde im „Telegraph" 1840, Mai Nr. 75—77, ein anderes „Swift im Moor-Park" im Cottaischen „Morgenblatt" 1840, 6. bis 19. Juni, Nr. 136—147, veröffentlicht. Diese Briefstelle läßt darauf schließen, daß Schücking dies Jugendwerk vollendet hatte, daß es aber irgendwie — vielleicht durch die Schuld des hier erwähnten Dralle — verloren gegangen ist.

Novelle, deren Held Jorick's la Fleur [1]) ist, und die ganz allerliebst wird; ich glaube, er hat sie fürs Morgenblatt bestimmt. — NB. Die oben durchstrichenen Zeilen enthielten eine Unrichtigkeit, Freiligrath hat die dort berührten Arbeiten noch, schrieb aber doch von anderweitigem Unterbringen, wenn es mit der Britannia schief gehe. — Auch ist Sch. ungehalten über das, was ich Ihnen von Dralle geschrieben, den er wohl für einen Windbeutel und nachlässigen Commissionär, aber selbst in der Noth keines solchen perfiden Streichs fähig hält, als ich ihm ohne Weiteres zugelegt; er läßt Sie bitten nicht darüber zu reden, und meint, unsere münsterischen Freunde würden die Sache sehr hoch nehmen, und gleich von gerichtlicher Klage et cet. reden, was ihm äußerst unangenehm wäre. — Liebes Herz, ich schreib Ihnen, wie Sie sehen, keinen schönen Brief, sondern einen ausführlichen, was Ihnen aus so weiter Entfernung wohl lieber ist als schöne Phrasen und Beschreibungen, die Sie ja in jedem geistreichen Buche viel besser lesen können. — Man lebt hier recht angenehm und überaus ungenirt, kann so viel Einsamkeit oder Gesellschaft haben als man mag. Zwey weibliche Erziehungsanstalten, die eine von zwar etwas prosaischen aber recht gescheiten und unterrichteten Klosterfrauen, die andre von vier sehr gebildeten und angenehmen Damen geleitet, würden mir, und ein Schullehrerseminar, an dem 5—6 junge, mitunter recht talentvolle und unterrichtete junge Leute von Schückings Alter, als Lehrer angestellt sind, würden auch Sch. wohl immer ganz brauchbaren Umgang gewähren können, wenn wir uns nicht Beyde in den Kopf gesetzt hätten, in diesem Winter etwas Ordentliches au propre cru zu leisten und also immer zu wenig Zeit haben. . . — Nun zur Beantwortung Ihres lieben Briefes: zuerst dem lieben Tante Ittchen tausend Dank für ihr treues immer gleich freundliches Andenken, sie thut dennoch nicht mehr als ihre Schuldigkeit, denn ich habe sie auch von ganzem Herzen lieb. — An die Bornstedt denke ich hingegen nicht allzu gern, sie thut mir zu Leide, was sie kann, und hat die bewußte Klatscherei, die ganz ungezweifelt von ihr ausgegangen ist, auch schon nach Hülshoff getragen [2]). Mama schreibt: „Daß Sch. bey Euch ist, wußte ich schon durch die Hülshoffer, denen es die Bornstedt, die gleich nach Annas Tode auf acht Tage hingefahren war, erzählt hatte. Wie mag diese die Sache wohl ansehn? Ich fürchte wie ein verabredetes Rendez-Vous, das wäre doch sehr traurig." Ich kann dieses nur wie eine sehr milde Art mir beizubringen, was die B. wirklich gesagt, ansehn, und zugleich

[1]) Der Diener La Fleur aus Lawrence Sternes „Sentimental journey" wurde von Schücking zum Helden einer humoristischen Novelle gemacht.

[2]) Diese Stelle läßt darauf schließen, daß die Bornstedt das Gerücht, Schücking sei Annetten nach der Meersburg gefolgt, in gehässiger Weise den Verwandten Annettens mitgeteilt hatte. Allerdings hatte Annette ein wenig ein böses Gewissen, weil sie am 26. bis 29. Oktober der Mutter geschrieben hatte, „sie habe nichts von dem Plane gewußt", daß Schücking auf die Meersburg berufen werden sollte. Da Schücking der Mutter der Dichterin als Bürgerlicher und vermeintlicher Freigeist unsympathisch war, so mußte das Zusammensein Schückings mit Annette der strengen Frau sehr unangenehm sein, und so ist die Besorgnis Annettens vor dem Zorn der Mutter und infolgedessen ihr Widerwillen gegen die Bornstedt leicht zu verstehen.

diese Milde nur meiner Abwesenheit und der Furcht, meine Genesung durch Ärger rückgängig zu machen, zuschreiben; wär ich gesund und in Rüschhaus, so hätte es gewiß sehr harte Szenen gesetzt, deren Resultat unerfreulich und trennend gewesen wär, und doch weiß ich nicht, ob nicht ernste Ermahnungen und Beschränkungen meiner warten, wenn ich zurück komme. Diese Person ist doch eine wahre Pest für Münster, und ich fürchte, ihr Schweizer läßt sie uns auf dem Halse, was ich am Ende noch wünschen muß, da ich von dieser Ehe nicht mehr erwarte als von einer wurmstichigen Nuß, — Staub und Bitterkeit. — Sch. hat geglaubt mit jenem Zusammentreffen, zu dem er sich schwer entschloß, genug gethan zu haben, und hat ihr keinen Abschiedsbesuch gemacht. Ich habe ihr einen Brief nicht beantwortet, welcher der Art war, daß ich bei der Antwort nur zwischen Verstellung und derben Wahrheiten zu wählen hatte. So ist sie uns Beyden tödlich feind. Dazu kömmt, daß sie durchaus nicht fähig ist, sich ein rein freundschaftliches Verhältniß zwischen Männern und Frauen zu denken, dagegen es ihrer Natur sehr nahe liegt, einen Mißbrauch ihres Briefes zu argwöhnen, wo sie denn wohl glaubt, das praevenire spielen und meinen Credit schwächen zu müssen. Basta hievon! Ich wollte Berlin hätte noch das Glück, sie zu besitzen! — Die Lombard [1]) halte ich keineswegs für falsch, glaube nicht, daß sie Jemandem Liebeserklärungen macht, und dann hinterm Rücken schlecht von ihm redet, vermuthe sogar, daß es nur einer geringen Aufforderung bedürfte, um Alles, was sie von Einem denkt, grade ins Gesicht zu hören. Dennoch, meine ich, fühlt sie sich in Münster im Ganzen zu vereinzelt und unbehaglich, als daß sie sich nicht zuweilen sollte anzuschließen suchen, ohne grade gewaltsamen Herzenszug. So mag es kommen, daß sie mitunter schärfere Urtheile hören läßt, als die äußere Intimität zu gestatten scheint. Die Folge jedes Ausschließens faute de mieux. Auf mein lieb Elischen kann dieses indessen unmöglich anwendbar seyn, mich dünkt außer der Vornst[edt] kann Niemand eine falsche Ader gegen Sie haben. — Sie glauben nicht, wie lieb ich Sie habe, Elise, und welche Freude es mir macht, wenn ich immer so eine erfreuliche Eigenschaft nach der andern bey Ihnen hervor tauchen sehe; so jetzt Ihre schriftstellerische Gabe, mit der Sie die Vorn[stedt] zehnmal todtmachen können. Der Anlaß zu dieser Entdeckung war nicht grade angenehm, Gutzkow hat Ihre Erzählung zurück geschickt, doch mit Worten, die einen so blasirten und übermüthigen Schriftsteller wohl so viel gelten als bestimmtes Lob . . .

Ich liege wach im Bette und mache im Dunkeln Gedichte . . . . die ich nicht in die Sammlung gegeben habe, und mit denen die zerstreut . . . sind könnte ich es wohl bis Frühjahr zu einem zweyten Bändchen bringen [2]). [Am]

[1]) Karoline Lombard, Schwiegertochter des Geh. Kabinettsrats J. W. Lombard, gehörte zu dem Kreise der Münsterer Intellektuellen. Sie übersetzte französische Werke von Malebranche und Ozanam.

[2]) In diesem Satz fehlen durch das Herausschneiden einzelne Worte. Annette bereitete auf Schückings Anregung eine Sammlung ihrer dichterischen Werke vor, von der in den folgenden Briefen noch häufig die Rede sein wird. Diese „Gedichte" erschienen 1844 bei Cotta und fanden außerordentlichen Beifall. — Der folgende Satz bezieht sich auf Annettens nicht vollendetes Prosawerk „Bei uns zu Lande auf dem Lande".

Tag schreibe ich an meinem größeren Buche, und Abends bey Licht wird das bereits fertige (später auch die geistlichen Lieder) abgeschrieben. Sie sehn, ich bin fleißig. Außerdem renn ich täglich ein paar Stunden spatzieren, und hoffe mit der Zeit so mager und behende wie eine Peitschenschnur zu werden. Der Anfang ist bereits gemacht, meine Gestalt fällt ab, und meine Brust erweitert sich. Diese miraculeuse Luft weiß die Gaben verständig zu vertheilen, ich werde mager, Sch. stark, so hat Jedes was ihm Noth thut. — Vom Bücherstaub hat Sch. nicht zu leiden, sie sind immer so sorgfältig abgefegt und vielfach benutzt worden, daß kein Stäubchen darauf lag. Wenn Sie irgendwo Sch. lobend erwähnt finden, so schreiben Sie dieses nur ja ab, und schicken es her. — Das Museum[1]) hält zwar manche Journale, aber nur Süddeutsche und vom Auslande, und es ist Sch. kein kleiner Verdruß, daß sein Name nirgends vorkömmt. Doch war ihm die Recension in den litt. Blättern von Brockhaus schon bekannt. — Meinen Sie, wir lebten hier wie in der Wildniß? Haben wir nicht ein Liebhabertheater, was neulich „den Wildfang" aufführte? — Haben wir nicht eine Bürgermeisterstochter, die so gut Klavier spielt wie die Bornstedt? — und ein versoffenes Genie von Professor, eine Musiklehrerin im Institut, und noch einen schöngeistigen hübschen Klaviermeister, der unsre Zwillinge C und Cis lehrt, die sie alle Drey zehnmal in die Tasche stecken, und besser spielen als Jemand in Münster? Sie glauben nicht, wie ich mich hierüber gewundert, und wie es meinen norddeutschen Stolz gedemüthigt hat. — Außerdem kommen alle Augenblicke steyermärkische et cet Musikbanden, die Concerte geben, und Laßberg, der fortwährend brillanter Laune ist, macht die schönsten Lustfahrten mit uns nach Schlössern, Klöstern et cet längs dem Bodensee (zu denen Sch. immer eingeladen wird). Kurz wir haben mehr anmuthigen Zeitverderb als uns lieb ist. Adieu, beste Elise, ich gebe Ihnen gern Grüße an alle Freunde, Schlüters, Lutterbeck, das gute Annchen, aber ich denke, dieser Brief darf nicht von sich reden machen, er wäre durch die ewige Erwähnung Sch[ückings] ganz dazu geeignet, dem dummen Klatsch erst recht Hände und Füße zu geben, und wenn Sie beym Vorlesen . . .

[Hier fehlt wieder die Rückseite des herausgeschnittenen Stückes, dann fährt der Brief fort] . . . so daß er (Freiligrath) sich für den ersten Mann Deutschlands [hält] . . . auf fatale Weise prahle, wozu er um so weniger Grund habe, da mit der . . . auch seine Dichtergabe täglich abnehme. — Sch. meinte sogar, betrübten Herzens, er werde schwerlich mehr etwas Ordentliches machen, was ihn bey Ruhm und Brode erhalten könne, und war sehr erfreut, neulich in der Karlsruher Zeitung ein neues Gedicht von ihm zu finden, was noch recht schön war. Behalten Sie dieses aber ja für sich, — ich glaube nicht, daß Sch. sich je gegen Jemanden außer uns Beyden, so offen über Freilig[rath] äußern wird. Vielleicht ändert er auch, bey einem späteren Zusammentreffen mit Freilig[rath] seine Meinung, will dann nichts von dem

[1]) Das „Museum" war das Arbeits- oder Bibliothekszimmer Laßbergs, in dem einige Zeitungen und Zeitschriften auslagen.

früher Gesagten wissen, und ich käme schön mit ihm an, wenn ich es ausgebracht hätte. — Haben Sie Sch. Dom[1]) noch nicht gelesen? Er hat sich des schweren Porto's wegen nur zwey Exemplare herüber kommen lassen, wovon er das Eine mir zum Namenstage geschenkt, das andre wohl Ihnen bestimmt hatte. Nun kann er aber nicht umhin, es Laßb[erg] auf den Weihnachtsteller zu legen, da er erfahren, daß dieser und Jenny ihn sehr hübsch beschenken werden, und gar nichts Anderes zur Gegengabe hat. Suchen Sie den Dom also vorläufig zu leihen, er ist sehr brillant und geistreich geschrieben, — Sie werden Sich daran freuen. — Daß ich, nach meinem Geschmacke, Sch. Styl etwas einfacher und vor Allem freyer von aus fremden Sprachen geborgten Worten wüßte, ist schon oft unter uns beredet worden, doch mag in einem Werke, das zur Begeisterung aufregen soll, die überreiche Sprache am rechten Orte seyn. Fremde Ausdrücke sind viele gestrichen, aber doch noch zu viele geblieben. Das ist indessen Nebensache, und das Buch gewiß recht schön. — Nun will ich aber wirklich schließen, — immerfort wollen mir Grüße an Freunde aus der Feder laufen, und doch sind kaum zehn Zeilen, die Sie mittheilen könnten, so bleibt es am Sicherſten, Sie verbrennen den Brief, und sagen keiner Seele, daß Sie ihn erhalten. Adieu, mein liebstes Herz, meine Gedanken sind sehr viel bey Ihnen, und es geht wohl kein Tag hin, wo wir nicht von Ihnen reden. Adieu — mit immer gleicher Liebe Ihre Annette.

VIII.

Rüschhaus, Samstag 10ten September [1842][2]).

Sie hatten Recht, liebstes Herz, wenn Sie glaubten, daß ein Brief von Levin an mich unter Weges sey. Hier ist er, und da er eine Menge Aufträge enthält, die, wie es scheint, keinen Aufschub leiden, und ich alle Fußreisen unter dem Regenschirm, als schädlich, höchst mühsam, und überaus unpoetisch, vollkommen verabscheue, auch ein Theil der Aufträge Sie und Rüdiger betrifft, das Übrige aber Junkmann, den Sie sehr leicht sprechen können, ich aber sehr schwer, so nehme ich mein Bündel, und lege es Ihnen hiermit unterthänigst zu Füßen, in der Hoffnung, daß Sie es huldreichst aufheben werden. Ernstlich, liebste Elise, darf ich Sie darum bitten? Wenn ich mich auch durch schlüg durch Regen und Koth, so könnte ich den beyden Herrn doch nichts Anderes sagen, als was Sie ihnen, mit unendlich geringerer

[1]) Schücking hatte 1841—42 eine Propagandaschrift „Der Dom zu Köln und seine Vollendung" veröffentlicht, in der er für die Fertigstellung des damals noch torsohaften Kölner Domes eintritt.

[2]) Da dieser Brief auf einen Brief Schückings vom 29. August 1842 Bezug nimmt, so stammt er aus dem Jahre 1842. — Aus inneren und äußeren Gründen hatte Schücking im April 1842 die Meersburg verlassen, um in die Dienste des Fürsten Wrede zu Ellingen als Erzieher von dessen Söhnen zu treten. Ende Juli reiste auch Annette von der Meersburg ab und blieb von August 1842 bis zum Herbst 1843 in Westfalen. — Dieser Brief ist von Rüschhaus nach Münster gesandt, wo Elise in der „Rothenburg" wohnte.

Beschwerde, daraus[1]) vorlesen können. Wär L[evin] nicht so schusselig, und durchaus unfähig, dieselbe Absicht vier Seiten lang fest zu halten, so wäre dieser recht ein Brief zum Zeigen, (wie er es denn auch offenbar seyn soll), und man könnte die sämmtliche Freundschaft damit ergötzen. Nun aber ist ihm hier und dort doch eine fremde Feder angeflogen, z. B. was über [durchgestrichen] darin steht et cet.; und wenn er darauf berechnet ist, in meiner Abwesenheit vielleicht erbrochen zu werden, (was ich als sehr möglich geschildert habe, falls er nicht die bestimmte Nachricht meiner Ankunft und bleibenden Aufenthalts abwarte), so ist er doch noch kein Meisterstück[2]). — Es ist übrigens jammerschade, daß der einzige Brief, den ich mit völliger Sicherheit hätte erhalten, und wo Lev[in] so recht Alles hätte sagen und klagen können, durch meine eigne Schuld in diese ungenügende Form gezwängt ist. Ich hätte wirklich den fünften Brief noch schreiben sollen! Aber ich hatte total vergessen, wie streng ich ihm früher eingeknüpft, meine Ankunft abzuwarten, oder vielmehr glaubte dieses durch Laßbergs Bothschaft so gut wie aufgehoben. — Sobald ich die Feder von diesem Papier nehme, wandert sie auf Eins, was nach Ellingen[3]) reißt. Haben Sie mir deshalb noch Aufträge dorthin zu geben, so soll die Überbringerin wieder vorkommen; sie geht morgen in aller Frühe beichten (wahrscheinlich lesen Sie dieses im Bette), und nachher zwischen Zehn und Elf, an Ihrem Hause wieder vorüber zurück. Lev[ins] Lage macht mich übrigens trostlos, obwohl er gesteht, meist heiter und körperlich sehr wohl zu seyn. Seine Traurigkeit ist auch gewiß nur momentan, sonst würde er sie in diesem Augenblicke, wo ihm alles Vergangene so recht vor Augen treten müßte, schärfer herausgehoben haben. Über das Übrige[4]), Gottlob! scheint sein moralisches Gefühl noch völlig unabgestumpft, aber es ist traurig genug, täglich sich innerlich empören zu müssen. Wäre es nur nicht so unmöglich, daß er auf andere Weise leben — nur schlichtweg leben — sich nähren und kleiden könnte, so würde ich ihn tausendmal wegwünschen. Aber er kann es nicht, er ist körperlich unfähig

[1]) Aus dem Briefe Schückings.

[2]) Annette und Schücking waren in ein so nahes Verhältnis getreten, daß sie sich duzten und sich alles mitteilten, was sie irgend bewegte. Da aber, wenn Annette mit der Mutter zusammen war, diese die an die Tochter gerichteten Briefe zu lesen wünschte, und wohl selbst erbrach (wie aus einigen Äußerungen Annettens hervorgeht), so hatte die Dichterin den Freund gebeten, jede Vertraulichkeit und besonders das „Du" in seinen Briefen zu unterlassen, damit auch jeder dritte diese Schreiben lesen konnte, ohne daraus auf die Vertrautheit zwischen Annette und Levin zu schließen. — Während also die bekannten Briefe Annettens an Schücking von leidenschaftlicher Sehnsucht nach dem Freunde und von wehmütiger Erinnerung an die schönen Tage von Meersburg überquellen, sind Levins Briefe absichtlich trocken und spärlich.

[3]) Also zu Schücking.

[4]) Zum Verständnis des folgenden muß mitgeteilt werden, daß der Fürst und seine Söhne teils in Ellingen, teils in Mondsee im Salzburgischen Aufenthalt nahmen. Des Fürsten Gattin war sehr krank und starb bald; aber der Fürst hatte eine Maitresse, die er dann später auch heiratete. Diese Zustände waren natürlich Schücking im Hinblick auf die ihm anvertrauten beiden jugendlichen Prinzen sehr unangenehm, und er hatte Annetten davon Mitteilung gemacht.

zu jeder anhaltenden Anstrengung, und ohne diese giebt es nirgends Brod mehr in der Welt. Auch dieses Amt würde er, machten die thörichten Ansichten des Fürsten es nicht zu einer halben Sinecure, gewiß nicht aushalten. Man muß Geduld haben, und auf Gott vertrauen, der seinem Geschöpfe nicht jeden andren Ausweg wird verschlossen und den einzigen möglichen als eine Falle geöffnet haben, um es zu verderben. Ist es nicht schon sonderbar, daß Lev. zweymahl nacheinander (zuerst in Meersburg) zu Geschäften aufgefordert wird, die jedem Andern so sauer und angreifend sind, und nur allein von ihm, wie Gott „den Wind für das geschorene Lamm mäßigt", fast nichts verlangt wird? So hoffe ich, daß der Fürst (so roh und herzlos er mir übrigens erscheint) zu viel Achtung vor der Unschuld seiner Kinder haben wird, als daß er sie nicht entfernen würde, wenn es auf ein offnes scandaleuses Leben mit der Person, in Ellingen selbst, losgehn sollte. Doch denke ich mir eher, er wird fortan immer allein in Mondsee liegen, und die Kinder ganz Sch. überlassen, was keine Verschlimmerung wäre. Und wenn er sie heurathete? Nun dann muß Sch. freylich mit ihr zusammen leben, aber sein Verhältniß zu ihr ist dann von selbst natürlich und ruhig festgestellt in der kalten Ehrerbietung, die er der Frau seines Herrn jedenfalls schuldig ist, und jeder wird den Mann, der sich der armen verlassenen Kinder unter dieser seltsamen Stiefmutter mit Kraft und Consequenz annimmt, höchst achtungswerth finden. — Ich werde es Sch. aufs Äußerste einknüpfen, sich jedenfalls fest zu den Kindern zu halten, und sogar seine Sorgfalt für sie etwas leuchten zu lassen, denn nur dieses kann ihm eine ehrenwerte Stellung sichern. Vielleicht ist die Person auch nicht gerade frech, oder bösartig und intriguant; Sch. erwähnt übrigens nie etwas davon, sondern wundert sich nur über den miserabeln Geschmack des Fürsten. So wäre es immer möglich, daß sie eine zwar etwas bornierte und gemeine, aber sonst nicht grade störende Hausfrau würde. Sie denken wohl, ich nehme Alles von der besten Seite? Freilich wohl, was soll ich auch anders machen, und alle diese Chancen sind doch auch wirklich sehr möglich, und eigentlich nur das Schlimmste; — daß der Fürst mit ihr in Ellingen ein offnes ausgelassenes Sündenleben anfangen, und doch die Kinder dort behalten sollte, sehr unwahrscheinlich. Ich denke mir auch, die mütterlichen Verwandten würden sich drein legen, die Gräflich-Thürheimsche Familie ist doch unendlich mächtiger, als die paar Onkel Schuster und Schneider, die der Fürst vielleicht noch hat. Ich wollte, der älteste Knabe wäre statt fünfzehn siebzehn Jahr, dann gieng das Universitätsleben auf der Stelle an. Wie früh dieses eintreten kann, wird übrigens sehr von Sch(ückings) Unterricht abhängen, und ich werde ihn aufmerksam darauf machen, so wie Sie mir überhaubt wohl glauben, daß ich ihn jetzt weniger wie je aus den Augen lassen und durch Sorge und Herzlichkeit in einem fortwährenden Vertrauen und Offenheit zu erhalten suchen werde. — Gott weiß, wie er mir am Herzen liegt! Ich habe wieder recht gefühlt, daß er mir, mit allen seinen Schwächen, doch wirklich lieb ist wie ein eignes Kind, und mein Brief an ihn wird sehr lang, sehr offen, und so herzlich seyn, als hätte er, statt mir einen heimlichen Commissionsbrief zu schreiben, neben seinem Mütterchen auf dem Canapee

gesessen, und ihr sein ganzes Herz eröffnet. Mein Portrait werde ich ihm lassen, Sie haben ganz recht, es kann im Grunde ja nichts schaden, und ist ihm eine tägliche Mahnung. Auch meine Briefe könnte ich ihm allenfalls lassen, trotz des schlimmen kleinen Wörtchens[1]), was bey poetischen Personen so verschiedenen Alters doch nicht grade unerhört ist, und lächerlich gemacht werden könnte, wenn nicht so viel von einer andern Sache darin stände[2]). Nun aber muß ich sie wieder haben, denn ich kann mich auf eine Auswahl und theilweise Verbrennung durch ihn durchaus nicht verlassen; es ist ihm nicht möglich, einen alten Brief mit Aufmerksamkeit wieder zu lesen, geschweige so viele. Deshalb nutzen sie ihm auch ferner gar nicht mehr, sonst wäre es mir sehr erwünscht, wenn er Manchen davon behielt. —

Wenn Sie, wie ich hoffe, Sch[ücking]s Aufträge statt meiner übernehmen, so schreiben Sie Sich die Artikel, die er von Jedem wünscht, lieber zusammen auf einen Zeddel; er hat Alles so confus durcheinander geworfen, daß man leicht etwas übersieht. An meinen Onkel kann ich mich nicht wenden[3]), der steckt jetzt, glaube ich, in Berlin, und bis über die Ohren in seinem neuen Geschäfte, wo er gewiß weder Zeit noch Lust hat, einen langen Aufsatz für L[evin] zu machen. Erfahre ich aber von meiner Mutter, die ich jetzt in der nächsten Woche erwarten darf, daß er im Paderbörnischen ist, so will ich ihm gleich schreiben, und auch benachrichtigen; vielleicht hat er dort, zu Hause, fertiges Material aus früherer Zeit liegen. — Sie wissen doch, wozu das Alles soll? — Zu dem Werke „Deutschland im 19. Jahrhundert", was der Professor Bauer in Stuttgart herausgiebt, und worin Reuchlin die Gegend des Bodensees, und Sch. Westphalen übernommen haben. — Daß Sch. behauptet, gar kein Material zu haben, ist mir etwas empfindlich, es scheint beynahe, er hat meinen letzten Brief mit der langen sauren Ausarbeitung nicht bekommen, denn wenn er diese auch unbrauchbar gefunden hätte (was, nebenbey gesagt, nicht möglich ist, da sie wenigstens eine große Menge Material und Angaben enthält, über Gebräuche et cet, die er nicht entbehren kann), so hätte er ihrer doch wohl mit einem Worte erwähnt. Oder schweigt er über diese fremden Federn in der Voraussetzung, daß der Brief gezeigt wird? Ich werde ihn darum befragen, und, falls sie verloren gegangen ist, ihm eine neue Abschrift schicken, da ich das Concept zum Glück bewahrt habe. —

[1]) Damit meint Annette das „Du".

[2]) Mit dieser „andern Sache" ist wohl das innige, sehnsuchtsvolle Gefühl Annettens für Levin angedeutet.

[3]) Schücking sollte zu dem Werk Bauers „Deutschland im 19. Jahrhundert" einen Beitrag über Westfalen liefern, er hatte bereits Annette um Material angegangen und bittet sie nun, Rüdiger und ihren Onkel August v. Harthausen um weiteres Material zu fragen. — Das Unternehmen kam dann nicht zur Ausführung; Annettens bereits an Schücking abgesandter Beitrag (der gleich in diesem Brief erwähnt wird) ist später von der Dichterin in ihre „Bilder aus Westfalen" aufgearbeitet worden, die zuerst unter dem Titel „Westfälische Schilderungen aus einer westfälischen Feder" in Görres „Historisch-politischen Blättern" (Bd. XVI) erschienen.

Um Schlüters Besuch hat mich das schlechte Wetter nun gebracht, aber ich denke, es wird ja nicht immer regnen, und dann freue ich mich herzlich, sehr herzlich auf Sie und die beyden lieben Junkleute. Aber kommt bald, recht bald. — Meine Mutter will gegen die Mitte September (also den 15ten) abreisen, und dann ist sie am 17ten hier, — früher kömmt sie wohl nicht, aber viel zusetzen wird sie auch nicht, da sie mich hier weiß, und doch wohl denkt, daß ich mich nach ihr sehne. Dann kämt Ihr zwar doppelt angenehm, weil Mama Euch alle Drey sehr gern hat, aber wir sind doch nicht so recht unter uns. — Und, hört! — kommt doch zu Mittag, aber hübsch früh, daß die Überzahl an Kartoffeln noch gar werden kann, und übrigens habt Ihr ja gesunde Magen und keine feinen Zungen, die das Beste, was ich geben kann, verschmähen, wenn es zufällig sehr schlecht seyn sollte. — Ich behalte noch kaum Raum zwey Worte über die Bücher zu sagen, die, so spannend sie geschrieben sind, mir doch keine großen Vorzüge vor andern französischen Romanen zu haben scheinen. Viel Geist — viel Styl — und abwechselnd das Natürlichste und Rührendste mit dem Crassesten. Man schreibt jetzt gar keine dummen Bücher mehr, aber das Einfache, anspruchlos Schöne und Gediegene ist doch auch selten. Auch das Buch des D. Jung habe ich mit Vergnügen gelesen, es ist so geistreich, wie dergleichen Abhandlungen jetzt zu seyn pflegen, und das ist mir längst genug zu Unterhaltung und Nutzen. Aber sie schießen wie Pilze aus der Erde, und, was schlimmer ist, was der Eine weiß gemacht hat, macht der Andre schwarz, und was wir zuletzt gelesen haben, scheint uns immer das Richtigste. — Den Almanach behalte ich, mit Ihrer Erlaubnis noch etwas; ich habe ihn grade zu Etwas nöthig, und werde ihn bestens aufheben. Adieu, lieb Herz, Gruß an Junkmann — an Annchen — an Ihren Gemahl — an Luise Delius — kommen Sie ja recht bald. Ihre Nette.

IX.

Cäcilientag, Dienstag. Rüschhaus 20sten Novem[ber] 1842.[1])

Wie haben mich die Zeichen Ihrer Liebe gerührt, mein gutes treues Herz! Wahrlich, wenn die Liebe noch nicht existierte, Sie würden Sie erfinden. Dank, Dank, für den Frühling, den Sie mir in meine Winter-Einsamkeit schicken. Ich meine nicht nur die Blumen, auch Ihre Worte sind immer wie ein Mayregen, der mein schroffes Gemüth erweicht, und tausend Keime weckt. Ich wollte, wir wohnten zusammen, mein Elischen, daß Sie mich täglich mit Ihrer Milde und Begeisterung ein wenig anspritzten, so würden gute Gedichte darnach wachsen, und wohl noch Besseres als Gedichte. Jetzt muß ich mich an Ihre Blumen halten, die auf dem Tische vor mir, aus einem bowlingreen von Moos mich so freundlich ansehn, als hätten Sie ihnen den Auftrag dazu gegeben . . .

Lieb Herz, Sie heißen Elisabeth, so gut wie ich, und ich war eben ganz betrübt, Ihnen nichts geschickt zu haben, als Ihre Liebeszeichen ankamen.

[1]) Der Cäcilientag fiel 1842 nicht auf den 20., sondern den 22. November (nach Cardauns' Feststellung).

Ich lebe so in den Tag hinein, und hatte so auch meine Heilige schändlich vernachlässigt, als ich Mittags ein Dutzend feiner Schnupftücher unter meinem Couvert fand; zuerst dankte ich der guten Mama, dann fielen Sie mir sogleich ein, und welche Freude ich mir hatte entgehen lassen, und grade da beschämten und erfreuten Sie mich mit Ihrem Andenken. Die Schreibmaterialien mag ich kaum gebrauchen, sie gehn mit der Gelegenheit doch auf, und ich möchte sie gern immer behalten, — wie wunderlich wird es mir seyn, mit einer gleichsam glühenden Feder zu schreiben, mich dünkt, es kann nur Lava daraus fließen. Werther hat vielleicht sein Tagebuch mit einer ähnlichen geschrieben. — Aber was sagen Sie von meinem lieben Reuchlin?[1]) Ein Pietist soll er seyn? Bey Gott ist kein Ding unmöglich, außer daß sich Einer selbst die Nase abbisse; aber sonst hätte ich eher das Gegentheil befürchtet. Sein Äußeres ist so fröhlich, rasch, entschlossen, seine Unterhaltung so heiter, kunstliebend, mittelalterlich, daß ich immer dachte, Helm und Speer würden ihm besser stehn wie der schwarze Rock. Ich habe ihm leider noch nicht geschrieben, will aber nächstens daran. Meine Trägheit ist gränzenlos, Niemand weiß mich mobil zu machen, außer Sie. Ich habe gestern an Jenny geschrieben, und L[evin] 's Lob geblasen. Ich sage Ihnen, mit Virtuosität. Er hats gewiß nöthig, der faule Schlingel! Auch des verfehlten Manuskripts (Kerssenbrock) habe ich erwähnt[2]), so kann er den Dank erndten und das Buch dazu behalten ... Von dem Immermanns Album[3]) habe ich nur Freiligraths Gedicht gelesen, was seinen früheren nicht gleich kömmt, ich glaube, man hat ihn zuviel über seinen glänzenden Styl gehudelt, und dadurch einer Einfachheit zugehetzt, die ganz außer seinem Talente liegt. An das Übrige konnte ich nicht kommen, da ich das Buch nicht aufzuschneiden wagte, vollends mit Messern, die Herrmann, mit Äxten und Sensen zusammen, auf der Stallschwelle wetzt. Können Sie mir das Buch später leihen? Den Merlin[4]) kenne ich übrigens schon. — Ich bin sehr neugierig auf Ihren Aufsatz (über Frauenzimmer-Schriftstellerey), und meine, dieses sey grade Ihr Fach, in dem Sie gewiß Bedeutendes leisten können. Wenn ich in Münster bin, müssen wir uns einen ganz ruhigen einsamen Abend dafür ansetzen, und ich freue mich recht darauf. Es steht nur bei Ihnen, berühmt zu werden; in der Erfindung werden Sie nie bedeutend excelliern, aber in jeder Art von Abhandlung gewiß den Besten gleichkommen, z. B. der Jameson[5]). —

[1]) Hermann Reuchlin, Historiker, den Annette bei Laßberg auf der Meersburg kennen gelernt hatte. Er war damals Pfarrer in Lindau.

[2]) Bezieht sich wahrscheinlich auf das in Schückings Brief vom 29. August und in Annettens vorigem Brief an Elise erwähnte Buch-Manuskript, welches Schücking durch Elise als Geschenk an Laßberg senden wollte.

[3]) Freiligrath hatte 1842, um das Andenken des 1840 gestorbenen Immermann zu ehren, einen Sammelband mit eigenen und fremden Beiträgen herausgegeben unter dem Titel „Karl Immermann, Blätter der Erinnerung".

[4]) Schückings Aufsatz über Immermanns „Merlin" in dem eben genannten „Immermann-Album".

[5]) Die englische Schriftstellerin A. Jameson, deren „Shakespeare-Frauengestalten" 1840 Schücking in deutscher Übersetzung herausgegeben hatte.

Hierbey fällt mir Adele[1]) wieder ein, die so herzlich ihres Besuches in Münster und Aller die sie dort gesehn, gedenkt. Ihnen einen besonderen Gruß, — der Bornstedt ganz besonders keinen; „diese Person sey gewesen, sey, und werde seyn gemein und fatal, trotz ihrer großartigen Reden und Pfauenradschlagen, und habe sich zwischen den Übrigen miserabel ausgenommen". Adele mag im Götheschen Hause, und auch bey ihrer Mutter, manchen falschen Pathos widerwillig niedergeschluckt, und die beyden alten Belorbeerten[2]) sich derb genug darüber ausdrücken gehört haben, das sind so die rechten Orte, wo die Bornstedte ihre Schleusen aufziehn. NB. Ich habe Jennyn gebeten, Nachrichten von Luzern einzuziehn, die aber freylich dann nur Sie und ich wissen dürfen[3]). — Was Sie mir von Schnittger[4]) schreiben, hat mich weder geärgert noch überrascht. Ich hatte es ihm längst vom Gesichte gelesen, auch ist Wahres darunter, was ich weder ändern kann noch mag, es ist mir schon in der Kindheit durch meine Erziehung angeflogen, und allmählich zur andren Natur geworden, aber wer sich giebt wie er ist wird immer Freunde und Entschuldiger finden, während das Gegentheil wenigstens innerlich vereinsamt, da der Widerhall eines falschen Ausklangs in Freude und Kummer ein leerer trostloser Schall bleibt, der das Herz eher austrocknet als erfrischt. Mir wenigstens wäre es so, und ich kann mir nicht elenderes denken, als mich z. B. an Dingen freuen zu müssen, die mich kränkten. Dergleichen bringen im Leben die Convenienzen doch wohl mit sich, und das ist eben ihre dunkelste Seite. — Einen herzlichen Gruß an Luise Delius, der sieht man es auch an, daß sie Alles fühlt, was über ihre Lippen kömmt, und wo ihr Mund nicht spricht, da reden ihre ehrlichen Mienen, deshalb ist sie mir auch so sehr angenehm. Wollte Gott ich müßte nichts Schlimmeres zur Schau tragen! Ich möchte überhaupt gern in ihrer Haut stecken, Luise ist auch le bois dont on fait les anges . . . Mein [gutes][5]) Mütterchen ist jetzt in Münster, möchte sie gern besuchen, wenn es seinen nothwendigen Gängen soviel Zeit abzwacken kann, und ich schreibe Ihnen zwischen Elf und Zwölf, bey einem tief, tief abgebrannten Lichte und dem einsamen Ticken meiner Uhr. Draußen schneits ein wenig, ich habe eben das Fenster geöffnet, und die Bäume rauschten mir so hohl und feucht entgegen, daß mich dünkt, ein Gespenst von gutem Geschmacke kann unmöglich zu Hause bleiben. Das sind ächte Cäcilia Abende für die Eulen, — wären mehr als Eine hier in der Nähe, so würde ich auch mehrere hören, jetzt habe ich an dieser einen genug, und will zu Bette gehn, denn im Zimmer ists kalt, mein Ofen, in den ich eben geguckt, so öde und düster wie ein Todtenkeller. — Grauen Sie sich

[1]) Adele Schopenhauer, die im Frühling 1840 die ihr befreundete Annette auf längere Zeit in Rüschhaus besucht hatte.

[2]) Wahrscheinlich sind mit den beiden alten Belorbeerten der alte Goethe und Adelens Mutter Johanna Schopenhauer gemeint.

[3]) Diese Stelle bezieht sich wahrscheinlich auf eine Auskunft über den Schweizer Bräutigam der Bornstedt, über den sich Annettens Schwester Jenny erkundigen soll.

[4]) Eine originelle Münsterische Persönlichkeit, die auch einige Male in Annettens Briefen an Schücking genannt wird.

[5]) Dies Wort ist durch Beschädigung des Briefbogens verloren.

nicht? Ich kann mich nicht grauen, und das ist mir von Herzen leid, nichts Angenehmeres wie so ein kleines poetisches Haarsträuben! — Gute Nacht, mein lieb Kind, — ich hoffe, Sie träumen ganz andere Dinge, von Lichterglanz und schöner Musik, weit schöner wie sie mit Holz und Pferdehaaren hervor zu bringen ist. Sie waren doch im Concert? — Viele Grüße an Schlüters, sagen Sie diesen lieben Leutchen soviel Herzliches von mir als Ihnen nur einfällt, es wird immer richtig seyn. Gute Nacht, mein klein Thierchen. — Ihre Annette.

X.

Rüschhaus, Sonntag. [1842][1])

Ach, liebes Elischen, ich wollte, Sie hätten mir die Gedichte nicht geschickt,[2]) und noch mehr wünschte ich, Sie und Ihr liebes Tantchen hätten sie selbst nicht! — Der junge Mann ist Ihnen befreundet, er brennt wahrscheinlich von schönem jugendlichem Lebensmuthe und Dichterhoffnungen, denen man so gern Erfüllung wünschen möchte. Seine Tendenz ist so ehrenwerth, — und doch ist sein poetisches Talent so gar gering, daß Sie Beyde sich werden Ihre Nägelchen halb abkauen müssen, um Ihre Kritik so zwischen Süß und Sauer durchschlüpfen zu lassen. — Ich, meinerseits, glaube ich, würde mich damit begnügen, ihm die häufigen Sprach- und auch nicht seltenen Versfehler zu verbessern, nebst dem Rath, sich fortan mehr zur Prosa zu halten, die, einige sehr verfehlte Stellen ausgenommen, ihm im Ganzen doch mehr zuzusagen scheint. Auch über den Sonettenkranz ließ sich wohl etwas Angenehmes sagen, hätte ich ihn allein oder wenigstens zuerst gelesen, so hätte sich meine Ansicht vielleicht ganz anders gestaltet; vieles darunter sticht fast so grell vom Übrigen ab, wie das von Sch[ücking] geschickte Gedicht der Michels[3]) von ihren früheren Producten. Ich habe einen Zeddel dort eingelegt, damit Sie Sich den mir entwischten guten Eindruck, ohne langes Blättern, machen können, wenn Sie wollen. Der andre (erste) Zeddel ist ein Warnungszeichen: „Gedichte lyrischen Inhalts", — damit müssen Sie ja nicht zuerst anfangen. — Das Übrige sind Idyllen (versificirte), und zwar ein sehr großes Übriges, denn es nimmt reichlich die erste Hälfte des Ganzen ein. — Punktum hiervon! Lesen Sie selbst! — Die Erzählung Ihrer lieben Mutter habe ich dagegen mit großem Vergnügen zu Ende gelesen, aber ganz zuerst, weil dies mich zumeist interessirte, und daher kömmts, daß, nachdem ich mir nachträglich das Album[4]) und den Beda[5]) in den Kopf gepfropft hatte, ich im Augenblick des Schreibens darauf vergessen konnte, es fiel mir aber gleich ein, wie der Brief fort war, und ich hätte ihn gern wieder gehabt. Die einfache Klarheit der Darstellung, die ernste reine Tendenz, haben mich

[1]) Der Inhalt des Briefes, die Bemerkungen über Luise Michels, die Bornstedt Luise v. Gall ergeben, daß der Brief Ende 1842 geschrieben ist.

[2]) Offenbar hatte Elise das Manuskript eines jungen Bekannten an Annette zur Begutachtung geschickt.

[3]) Die Schriftstellerin Luise Michels.

[4]) Das Immermann-Album Freiligraths.

[5]) Verfasser eines Laienbreviers.

in dieser Erzählung ungemein angesprochen, und ich bedaure nun, daß sie so kurz ist, obwohl sie keine Lücken läßt, aber doch gar viel freyes Feld, was man noch von einer so guten Feder beackert gewünscht hätte. — Nun aber, mein klein Herz, Sie sind mir böse gewesen? Das hat mich hintennach sehr erschreckt. Lieber Gott! — ich bin so ungeschickt, so wenig gemacht, mit einem so zarten Wesen wie Sie zu verkehren, daß ich mich selbst prügeln möchte, wenn ich mich nur klüger damit schlüg. — Mein lieb Thierchen, wenn ich dergleichen wie neulich sage, dann ists, aufrichtig gestanden, auch nur Eifersucht. Meine Liebe ist aber so empfindlich, und viel tyrannischer als die Ihrige, ich möchte Sie gern sehr an mich reißen, und wenn mir dann einfällt, wie viel tiefer in der Natur gegründet andere Ansprüche sind, wie ich mir, vernünftiger Weise, gar nicht einbilden darf, ihnen die Wage zu halten, dann kann mich momentan eine unmuthige Trauer überkommen, die Sie mir nicht zu streng anrechnen dürfen. — Hätte ich Sie nicht so lieb, dann passirte es mir nicht. Sie wissen gar nicht, was Sie mir sind, Elise! —

Schlüters poetischer Zorn ist allerliebst. — War es Ihr Exemplar oder ein ihm eignes? Im ersteren Fall würde es sich zum Tragi-komischen neigen, und ich hätte ein Logenbillet darum gegeben, hintennach sein verlegnes Gesicht zu sehn. Grüßen Sie ihn herzlich. Gott gebe, daß ich vor Freitag kommen kann, mein Befinden gefällt sich wieder in allerley Unregelmäßigkeiten, und durchkreuzt meine Vorsätze nach Belieben. Was Sie von der Bornst[edt] schreiben, ist wahrhaft furchtbar, — ich meine von wegen des Wiederkommens, ich kann es mir nicht denken, sie geht ja überall besser hin, — überall wo man von ihrer manquirten Heurath nichts weiß, und sie nicht mit zwey Dritteln der Gesellschaft brouillirt ist. Unter diesen Umständen nach Münster zu kehren, würde weit über die Kräfte meiner christlichen Demuth gehn, und der ihrigen traue ich eben auch nicht mehr zu. Sie meinen, ihr Nikolaus belüge sie? Ich glaube vielmehr, alles Lügen hat ein Ende gefunden, Alle sind gegenseitig im Klaren, und jener Brief ist nur ein Versuch, den, in jeder Beziehung unvermeidlichen, Rückzug möglichst anständig zu motiviren. — Hierbey fällt mir das Morgenblatt und die Gall[1]) ein, jene Ähnlichkeit[2]) muß wohl wirklich

[1]) Luise v. Gall, die schöne, begabte und gesellschaftlich gewandte Tochter des hessischen Generals Ludwig v. Gall in Darmstadt, hatte ihre ersten Novellen im Cottaischen „Morgenblatt", dessen Mitarbeiter auch Annette und Schücking waren, veröffentlicht. Schücking war hierauf mit Luise v. Gall in Briefwechsel getreten, und schon am 30. Mai 1843 verlobte er sich mit ihr in Darmstadt, nachdem ihn Cotta zur Teilnahme an der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" nach Augsburg berufen und ihn so von seiner unangenehmen Stellung beim Fürsten Wrede befreit hatte. — Instinktiv hatte Annette gefühlt, daß Luise v. Gall sich störend zwischen sie und Schücking stellen könnte, und daher von vornherein eine Antipathie gegen Luise gefaßt, die sie, wie die folgenden Briefe zeigen, niemals zu überwinden vermochte. Seitdem sich Schücking Luise zuwandte, erkaltete das Verhältnis zwischen Annette und Levin mehr und mehr, bis es 1846 durch einige äußere Anlässe sein Ende fand. — Gerade für das allmähliche Absterben der Liebesfreundschaft Annettens zu Levin, die zu häufigen Betrachtungen und Diskussionen Anlaß gegeben hat, ergeben sich aus den folgenden Briefen neue Aufschlüsse.

[2]) Annette nimmt wiederholt eine Ähnlichkeit Luisens v. Gall mit der Bornstedt an.

da seyn, denn sie hat mir unter dem Lesen (gegen meinen Willen, ich hätte die Gall gern gerettet) immer deutlicher vor Augen geschwebt. Klüger ist die Gall, auch feiner, aber ihre Erzählung rollt doch auch zumeist um Herrn, die sich ihr zu Gefallen fast auf den Kopf stellen: Auch in der „Maske" ist die Seelenverwandtschaft nicht zu verkennen, — dieselbe Freude an Salons-Geschichten und kleinen Schlauheiten. Ist sie einigermaßen hübsch und angenehm, so könnte sie L.[evin] sehr gefährlich werden. Ob es zu wünschen wäre? — Vielleicht! Unter zwey Übeln das kleinste! — Aber was sagen Sie zum „Torfteufel"? (Morgenblatt). Der Stoff ist so mager, daß er fast gar nicht vorhanden ist, aber die Behandlung doch höchst humoristisch, und zwar in dem trocknen schwerfälligen Humor, der meiner westphälischen Masse grade am meisten zusagt; keine geistreichen Witze, keine Pointen, wo der Schriftsteller herausguckt, sondern nur die reine Lächerlichkeit der Situation, der unfreywillige Witz der Albernheit. Haben Sie mehr vom Verfasser gelesen? Können Sie mir sagen wie er sich in einem ergiebigerem Felde macht? — Sternbergs „Alfieri" scheint mir sehr glücklich für den Theatereffeckt berechnet, übrigens geziert und natürlich durcheinander (mich dünkt, er hat Shakespeare sehr im Auge gehabt); man ließt sich aber auf die Stelzen hinauf, und als mir, mit dem ersten Akte, die Thür vor der Nase zugeschlagen wurde, war ich grade nahe daran, ihn doch recht hübsch zu finden. — NB. meine Mutter hat in dem überschickten Manuskript gelesen; — die ersten 10—12 Blätter —; und das, was mich vielleicht ungerecht ungünstig stimmte, die veraltete Hexameter-Form, und der gleichfalls veraltete Vossens-Luisenstyl, hat bey ihr sehr angenehm gewirkt. Sie hat sich nur an einzelne Ausdrücke gestoßen, und sonst mit Vergnügen gelesen. Freylich thun die Erinnerungen der jugendfrischen, lustigen oder romantischen Stunden, in denen sie Ähnliches gelesen, viel dazu, doch mag es uns Jüngeren eben so gehn, auch unsre Freuden und Begeisterungen schlafen in den neueren Formen. Adieu, eben tritt die Bückersche[1]) ins Zimmer, Brief und Paket zu holen. Gruß an Tante Ittchen. —

Ihre ganz treue, und Sie ganz ganz
liebhabende Annette.

XI.

Sommer 1843.[2])

Wir bekommen hier eine Menge Journale: Die Modenzeitung, das Morgenblatt, den Telegraphen, das Vaterland, Königsberger Litteraturblätter. Wenn ich sehe, wie alles durcheinanderkrabbelt, um berühmt zu werden, dann kommt mich ein leiser Kitzel an, meine Finger auch zu bewegen. Geduld! Geduld! — Aber wenn ich dann wieder sehe, wie Einer kaum den Kopf über dem Wasser hat, daß schon ein Anderer hinter ihm einen Zoll höher auftaucht und ihn wieder niederdrückt, wie Heine schon ganz verschollen,

[1]) Frau Bücker, die oft erwähnte Botenfrau zwischen Rüschhaus und Münster.

[2]) Der Brief ist im Sommer 1843 geschrieben, da Annette den gleichen Antrag des „Abendblattes" in einem Briefe an die Schwester vom 18./19. Juli 1843 erwähnt.

Freiligrath und Gutzkow veraltet sind, kurz die Celebritäten sich einander auffressen und neugeneriren wie Blattläuse, dann scheint mirs besser, die Beine auf den Sopha zu strecken, und mit halbgeschlossenen Augen von Ewigkeiten zu träumen. Mir kömmt ein stattlicher Bürger vornehmer vor, als ein verjagter und mit Koth beworfener König, und ich finde nichts kläglicher, als einen cidevant berühmten Poeten, dem jetzt jeder räudige Hund in die Waden fährt. Sie glauben nicht, wie es mich ärgert, Freiligrath schon so häufig als „ephemere Glanzerscheinung — Seifenblase, die geplatzt ist" etcet. bezeichnen zu hören, und doch kommen diese Stimmen mit allen Winden, und es wird förmlich Mode, sich von ihm loszusagen; der arme Winterkönig! Der doch gewiß gemeint hat, mit achtzig Jahren in seinem Dictator-Mantel schlafen zu gehen! Ach, Elise! Es ist alles eitel! Was hilft es mir, daß die Buchhändler glauben, auch mich kurze Zeit dem Publikum als Zugpflaster auflegen zu können, um mich nachher wie eine verbrauchte spanische Fliege bey Seite zu werfen. Das Abendblatt hat mir Anträge gemacht, recht vorteilhafte; das gewöhnliche Honorar sey zwey, höchstens drey Louisdors per Bogen, ich könne aber darüber hinauf fordern, so hoch ich wollte, die Bedingungen seyen lediglich mir selbst anheim gestellt, etcet.; ferner, ich dürfe nicht zürnen, wenn es mich dem Publikum schon vorläufig als Mitarbeiterin zu bezeichnen wage, nur ein bestimmter Befehl meinerseits könnte es daran verhindern. Ich habe bis jetzt weder Zeit noch Lust gehabt, den Brief zu beantworten; vor zwanzig Jahren würde er mir den Kopf verrückt haben, jetzt sehe ich schon en perspective den Augenblick, wo man sich meine Beyträge verbitten oder auf den geringsten Preis herabdrücken würde. So steht mein Entschluß fester als je, nie auf den Effect zu arbeiten, keiner beliebten Manier, keinem anderen Führer als der ewig wahren Natur durch die Windungen des Menschenherzens zu folgen, und unsere blasirte Zeit und ihre Zustände gänzlich mit dem Rücken anzusehen. Ich mag und will jetzt nicht berühmt werden, aber nach hundert Jahren möcht ich gelesen werden, und vielleicht gelingts mir, da es im Grunde so leicht ist, wie Columbus Kunststück mit dem Ei, und —"

[Abgeschnitten. Auf der andern Seite:]

— — „äußerlich und innerlich, so Vieles in ihr[1]) umgestaltet, wofür sie, in unserem früheren Zusammenleben, den Berührungspunkt nicht zu finden wisse, daß ein persönliches Zusammentreffen durchaus nothwendig geworden sey, um die alte Liebe nicht zu verwirren, und uns wieder klar gegeneinander zu stellen. Begreifen Sie Elise, daß mich bey dieser Lügerlichkeit ein kleiner Schauder überläuft? Mich, die zwar Gott täglich bittet, ihre Fehler zu mäßigen, und ihre Schwächen zu leiten, aber sich zu dieser religiösen Höhe, auf der ich Malchen jetzt vermuthen muß, durchaus nicht hinaufschwingen kann! Gott behüte mich vor Heucheley in einer so heiligen Sache! Ich fühle dann, daß ich gar leicht halbwegs hineinkommen könnte aus Scheu, eine so überzarte Seele zu verletzen. Ich bitte, seyn Sie aber hierin ver-

[1]) Es ist von Malchen Hassenpflug die Rede.

schwiegen wie das Grab, vor Allem auch gegen Ihre liebe Mutter und Tante Minna. Es ist nämlich höchst wahrscheinlich, daß Malchens Schwester, Hanne, mit diesen in nähere Beziehungen treten wird, sie gehört demselben engeren Kreise an, in dem sich Ihre liebe Mutter in Cassel bewegen wird, und es würde mich wirklich sehr grämen, wenn ein von mir über Male gesprochenes Wort je dorthin gelangen könnte. Ich bin Male alle Treue und die tiefste Verschwiegenheit schuldig, und es ist schon unrecht, daß ich gegen Sie, mein Herzblatt, keinen reinen Mund über meine geheimen Empfindungen halte! Die Hanne Hassenpflug werden Sie übrigens nächstens Selbst kennen lernen, sie wird uns in Rüschhaus besuchen, und fast mit uns zugleich dort ankommen, da mögen Sie dann selbst entscheiden, ob Sie Ihnen für den näheren Umgang Ihrer verehrten Mutter passend erscheint. Sie ist eben so heiter wie die Male ernst, eben so rund und wohlhäbig von Äußerem wie Jene schön, düster, gleichsam ascetisch, ist recht gescheut und unterhaltend, recht brav, sehr unvorsichtig im Reden (dieses vorläufig zur Warnung) und weiß Einem (wie ich glaube, ohne Absicht, nur um das Gespräch zu animiren) auszufragen, ehe man es denkt. Dabey ist sie strenge Protestantin und läßt sich gar gern in theologische Abhandlungen ein, doch Sie werden ja selbst sehen, und vielleicht gefällt sie Ihnen sehr, wie sie denn auch wirklich viel Lobenswerthes hat, namentlich Verstand, Gutmüthigkeit und heitere Laune, und nur Einen großen Fehler: Mangel an Verschwiegenheit, den ich jedoch nicht Klatscherey nennen möchte, da sie, wie ich glaube, arglos schwätzt, nur um als alte Jungfer sich wenigstens durch Unterhaltsamkeit angenehm zu machen. Auch hier in dem Gesagten muß ich aber bitten, vorsichtig zu seyn, denn die Hanne legt großen Werth auf das Urtheil Anderer. . . ."

[Abgeschnitten.]

XII.

Rüschhaus, Montag, 4. September 1843[1]).

Ich bin heute allein, mein Liebchen, und so träge, daß ich mich höchstens zu einer angenehmen Anstrengung entschließen kann, was soll ich da Lieberes wählen als Ihnen zu schreiben? Sehr ernst und eigen gestimmt bin ich auch, denn ich habe gestern und heute bis Mittag Papiere durchgesehen und verbrannt, und damit manches Stück Vergangenheit hinter mir geworfen, was freylich schon seit Jahren mit Gras bewachsen, doch unter dem Lesen wieder so frisch aus dem Grabe stieg, daß ich wollte, ich hätte lieber blind zugebrannt, dann wäre es mir wenig gewesen — jetzt ist es mir wie ein halber Mord! — Man ließt alte Briefe so selten, und thut für seine Ruhe wohl daran; denn es giebt nichts Schmerzlicheres. Die Todten bekommen wieder Seele und Leib, — wir müssen sie zum zweiten Mahle begraben, und die Lebenden, älter und kälter geworden, sehen uns so frisch und jugendwarm an, berühren

[1]) Dieser Brief ist vor etwa sechzehn Jahren in der „Frankfurter Zeitung" abgedruckt worden.

so hundert kleine längst vergessene Stichworte, bei denen uns doch einmahl das Herz gewaltig geklopft hat, daß wir über sie und uns weinen möchten, daß wir miteinander so ledern geworden. Was ist aus meinen Jugendfreundinnen geworden? — Die eine Hälfte ist ganz in Haus-Wirthschaft, Mann und Kindern aufgegangen, die Andern jetzt grämliche alte Jungfern, an denen weder Götter noch Menschen Freude haben können, und in denen nicht mehr Poesie ist wie in einer getrockneten Pflaume. Es ist doch gut, wenn man die Leute nicht so früh kennen lernt! Das Verblühen des sowohl körperlich als geistigen Jugendduftes ist gar schmerzlich mit zu erleben, und am Ende wüßte man doch mit den jungen Dingern nichts anzufangen, wenn sie wieder so neben Einem ständen, und wäre weit entfernt, sich mit ihnen zu liiren. Euch Drey, die ich noch habe — Sie mein Bestes und Liebstes, Adele[1]) und Male Hassenpflug habe ich, gottlob, in meiner Reife kennen gelernt, die lange Jahre vorhalten kann, hoffentlich für immer, obwohl Sie eigentlich hierbey sehr zu kurz kommen können. Denn Sie sind gar jung gegen mich, und es kömmt vielleicht uns Beyden eine Zeit, wo Sie selbst noch im Besitz solcher Fähigkeiten, mich als eine arme bröcklichte Ruine nur mit Mitleid und Nachsicht ansehen, und dabei mehr leiden werden als ich selbst. Mir ist's mit Manchem so gegangen; denn ich habe mich früher immer gerne zu Älteren gehalten. Mein armer alter Sprickmann![2]) . . . . Doch genug hiervon! Laßt die Zeit kommen wie den Tod! Der obendrein vielleicht früher kömmt, und die ganze Jeremiade überflüssig macht. Aber mir war nun mal so zu Muthe und gegen Wen soll ich mein Herz entladen, wenn nicht gegen Sie, mein anderes Ich, oder vielmehr meine abhanden gekommene Hälfte, da Sie gerade Alles haben, was mir fehlt, und was mir so wohl thut, als eine Art von Eigenthum in Ihnen an mich zu schließen. Gleichgültig bin ich Ihnen vorgekommen? — Lieb Lies! Das Herz hätte mir springen mögen, daß ich Sie wieder hatte in meinem eigenen Rüschhaus (in dem für uns so viele Geister umgehen), und daß ich dabey denken mußte, vielleicht noch einmal so, — und nachher, was Gott will, und ein rundes Jahr so gnädig ist, uns übrig zu lassen. Aber ich werde leicht schroff, wenn sich die Bewegung in mir zum Unerträglichen steigert. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir ist! Ich genieße jedes Abendrot, jede Blume im Garten, wie eine Sterbende. Die letzte Schweizerreise hat mich zu viel gekostet! — Wären Sie nur die drey Wochen noch hier! Wir wollten keine Minute verkommen, keinen Schmetterling unbemerkt fliegen lassen, und für ein ganzes Jahr vorausleben.

Es ist heute recht herbstlich, die Sonne bereits untergegangen, und hat nur ein paar schlechte gelbliche Streifen in den grauen Regenwolken hinterlassen. In meinem Zimmerchen dämmert's, daß ich kaum die Feder mehr

[1]) Adele Schopenhauer.

[2]) Anton Matthias Sprickmann (geb. 1749 zu Münster), der in Annettens Jugend einen großen Einfluß auf sie ausübte. Er war ein Mitglied des Göttinger Hains gewesen und stand dem Fürstenberg-Gallitzinschen Kreise nahe. Als er 1814 an die Universität Breslau berufen war, trat Annette mit ihm in Briefwechsel. Er starb 1833.

sehen kann, und die Eichen draußen rauschen so feucht und schaurig, daß Einem grauen sollte, und doch dünkt mich, ich wüßte mir nichts Lieberes als hier — hier — nur hier! Wenn's auch nie anders wäre! — Ich muß aufhören, lieb Herz, es ist wirklich ganz finster, Mama und Hanne Hassenpflug können jeden Augenblick zurückkommen, und die Bücker'sche hat mir eben durch's Fensterchen hinauf gerufen, daß sie erst übermorgen geht. Also besser, ich zünde kein Licht an, um Sie, mein armes Herz, noch weiter in meine wunderliche Stimmung zu verwickeln, sondern strecke mich auf mein Kanapee und träume noch ein wenig im Dunkeln, bis es lebendig im Hause wird. Es wird mir doch nicht lange mehr so wohl! — — Adieu, lieb Lies, bis morgen. —

Dienstag. — Meine Hausgenossen sind gestern ausgeblieben, ob sie noch in Hülshoff stecken oder in Münster — vielleicht bei Ihnen — weiß Gott. Sie hatten beyde Touren vor, wollten aber gestern Abend damit fertig seyn. Die Hanne macht hier bonne mine à mauvais jeu. Ich glaube, sie findet Rüschhaus schauderhaft einsam, und hat sich wohl unter einem Landleben so nahe bey Münster ganz was Anderes gedacht — eine Art Gartenhausparade, wo man die ganze Stadt vorüber und die halbe hinein ziehen sieht. Zudem hat sie sich mich wie mit einem Lichterkranz gelehrter Freunde umsteckt gedacht, wo sie ihre Lampe nicht übel zu leuchten lassen hoffte, und so oft ich in Abbenburg eines Bekannten erwähnte, war gleich die Antwort da: „mich sollte wundern, wie ich mich zu Dem passen werde." Ich dachte: „du lieber Gott!", war aber zu faul ihr zu sagen, daß wir auf einer verwünschten Trauminsel wohnten, wo nur Sie zuweilen als Meteor über den See streichen. Nun sieht die arme Seele den ganzen Tag aus, als wäre sie zu fest geschnürt, und macht bey jedem Hundegebell Rechtsum auf dem Stuhle, in Erwartung der Abenteuer, die nicht kommen. Ich hoffe, jetzt in Münster kommt ihr noch eins oder andres Interessantes zu Gesicht, sonst wird sie ihr Postgeld bitter bereuen!

Wie machen es doch Manche trotz aller Jahre und Täuschungen (die Hanne ist nicht arm an beyden), so frisch zu bleiben? So voll Streben, Unruhe, Freude an Plänen, Erfolgen? Im Grunde sind sie doch zu beneiden, und wir thun unrecht, an Älteren unangenehm zu finden, was uns doch an der Jugend rührt und erfreut. Geistesfrische sollten wir in jeder Gestalt ehren, und wollen sie doch durchaus nach den Jahren mediffirt [1]) haben. Die Jugend soll ihr Feuer nach außen sprühn, das Alter es nach Innen wärmen und leuchten lassen, die Jugend streben, das Alter das Erstrebte grün und lebendig erhalten. Ob diese Forderungen gerecht sind? Manche haben im Alter noch so blutwenig gefunden, (oder behalten können), daß die Gabe, mit immer neuer Freude und Sehnsucht zu suchen, nur eine Billigkeit des Schicksals ist, die wir ihnen gern gönnen, und sie eher darum bewundern sollten. — Ich höre Stimmen — die der Mama — jetzt die der Hanne, und fühle mich so roth werden, als hätte sie mir über die Schulter in

[1]) Soll vielleicht heißen „modifiziert".

den Brief gesehn. Ich muß hinüber, sonst kömmt sie hier, und ertappt mich gleichsam in flagranti.

5 Uhr. — Die Hanne ist strahlend von guter Laune, entzückt von Ihnen, von Münster, von Hülshoff und jedem einzelnen Kinde darin, meine gute Mama glückselig darüber und läßt sich zum zehnten Male alles Liebe und Schöne wiederholen, was sie an ihren Enkelchen entdeckt hat, so kann ich einige Minuten stehlen, um dieses Blatt auszufüllen. — Ich war im Garten, mein Liebchen, um Ihnen eine andre weiße Rose zu pflücken und — denken Sie! — es ist keine mehr da, der Sturm in der vorigen Nacht hat die letzten entblättert! Es war mir so unangenehm, fast ängstlich, daß ich Ihnen beynahe die kahlen Stengel mit einigen grünen Blättern gepflückt hätte, aber das kam mir doch gar zu trübselig vor. Ich denke, in Meersburg finden wir immerblühende Rosen, und ich gebe Ihnen dann die frischesten vom Strauche, der Sommer und Winter gleich ist, wie unsre Liebe ja auch, nicht wahr, mein Herz? Ich habe mir vorgenommen, diese Reise[1]) mit Ihnen recht aus dem Grunde zu genießen, nämlich als Reise mit Ihnen, — sonst ist mir der Weg fast über bekannt, sonderlich bis Coblenz, wo ich sonst bey meinen öfteren Besuchen am Rhein meiner armen Thielemann[2]) so oft entgegengefahren bin. Das ist auch eine düstere Stelle in meinem Leben; ich muß Ihnen noch mahl recht von der Thielemann erzählen, ich habe sie sehr lieb gehabt, ihr hinsichtlich meiner Geistesbildung sehr viel zu verdanken, und doch denkt jedermann nur an ihre späteren, freylich jahrelangen gestörten Stimmungen und vergißt, was sie war, solange sie ihrer mächtig blieb. In mir soll ihr wenigstens eine treue Erinnerung bewahrt bleiben! —

Für das Buch danke ich Ihnen, — es ist eben die Sand![3]) Schön und wahr im Einzelnen, excentrisch im Ganzen. Melchiors „Candeur" beschränkt sich wieder darauf, daß er sich bisher ohne Liebe blos mit schlechten Weibern umher getrieben, und die letzten Scenen sind empörend durch seinen fast teuflischen Egoismus, den aber, wie ich glaube, die Sand gar nicht herausgefühlt, sondern vielmehr in ihm das Muster eines tiefen naturkräftigen Gemüths aufzustellen geglaubt hat; als ob selbst der Gottesleugner, im Augenblick vor der Vernichtung nichts Tieferes und Gewaltigeres zu fühlen hätte, als die Wuth der Sinnlichkeit. Doch ist das ächt französisch! Monny Robin dagegen wäre als Tatsache höchst psychologisch merkwürdig, als Erfindung ist's zu nüchtern, fast läppisch, und dem, was Gutes der Art im Deutschen vorhanden ist, gar nichts zu vergleichen. Dieses Gebiet scheint den Franzosen nicht zugänglich, sie verstehn nicht selbst halb zu glauben, während sie schreiben, darum werdens nur crasse, aus dem Ermel geschüttelte Erfindungen, die nur

[1]) Es handelte sich um eine gemeinsame Schweizerreise.

[2]) Frau Wilhelmine v. Thielemann, geborene v. Charpentier, die Schwester von Novalis' Braut. Sie stand als Gattin des kommandierenden Generals in Münster lange an der Spitze der dortigen Gesellschaft; später zog sie nach Bonn, wo sie infolge eines Nervenleidens immer mehr in Geistesgestörtheit verfiel.

[3]) Die folgende Stelle bezieht sich auf die Novellen von George Sand „Melchior" und „Monny Robin".

wirken wie schlechte Decorationen oder, wo sie glaubwürdig bleiben wollen (wie hier), als nüchterne Beobachtungen, wo sie selbst den Schleyer so verdünnen, daß jeder das Licht im Kürbiskopfe dahinter sieht. Der Deutsche legt dagegen (wenigstens die Neueren) gewöhnlich etwas von ihm nur halb Bezweifeltes zum Grunde — Etwas, das ihn beym Erzählen mit einem Schauer überrieselt hat, und dieser Schauer, dieses Schwanken zwischen geistigem Einfluß? unerklärter Naturkraft? unabsichtlicher Täuschung? — läßt er auch über seine Leser herrieseln. Hier ist unser Reich, was wir nur mit den Engländern und Schotten theilen. —

Vivat die Bückersche! Sie hat noch ein Röschen unten am Strauch entdeckt und mir soeben die Botschaft mitgetheilt. Die Frau hat doch poetischen Sinn! So erhalten Sie denn doch eins, zwar bei recht mattem trübem Abendroth gebrochen, aber sonst ein recht frisches Blümchen für unsre schlechten Zeiten. Wissen Sie, daß ich mich kindisch darüber freue? Oder vielmehr, wissen Sie, daß ich mitunter sehr abergläubisch bin, und es mir fast war, als würden Sie mich nicht wiedersehn, weil meine für Sie bestimmte Herbstrose so unerwartet abgefallen? Diese ist aber sogar erst halb aufgebrochen. — Adieu, mein Lies, mein altes treues Herz, und N.B. die Hauptsache hätte ich beinah vergessen: richten Sie sich doch so ein, daß wir gegen den 20ten oder 21ten abreisen können. Das Nähere muß freilich noch besprochen werden, und ich denke mal mit der Hanne herüber zu kommen. Können Sie mir wirklich ein Kleid und einen Kragen in Ihrem Koffer mitnehmen? Ich weiß sonst nicht, wohin damit. — Adieu, adieu, gute Nacht für heute und guten Morgen für die Stunde, wenn Sie diesen Brief lesen. Mama und die Hanne grüßen herzlich. Ihre treue Nette.

Grüße an Schlüters, an Nanny und Luischen, ich hoffe Alle noch zu sehen. — Junkmann und Annchen ja nicht zu vergessen. —

(Fortsetzung der Briefe folgt.)

Das Testament eines Notleidenden.

Von

Paul Wohlfeil.

Als der Regensburger Pfarrerssohn Friedrich Melchior Grimm gegen Ende des Jahres 1748 nach Paris ging, um dort das Glück zu suchen, ahnte niemand, zu welch hohem Ansehen es dieser unternehmungslustige junge Mann namentlich bei den Großen dieser Welt einst bringen würde. Nach vierjährigem Aufenthalte in der französischen Hauptstadt, wenn die Ausländer gewöhnlich erst anfangen, festen Boden unter den Füßen zu fühlen, erregte er mit seiner französisch geschriebenen Broschüre „Le petit prophète de Bœmischbroda" solches Aufsehen, daß Voltaire halb neidisch und halb bewundernd ausrief: „De quoi s'avise donc ce bohémien d'avoir plus d'esprit que nous?" Nicht weniger als drei Auflagen erlebte diese Schrift in einem Monat. Das war für einen französischen Schriftsteller von deutscher Geburt, deutscher Erziehung und deutscher Bildung ein beispielloser Erfolg, der um so überraschender kam, als der Verfasser sich in dieser Schrift erkühnt hatte, die französische Musik der italienischen gegenüber als minderwertig hinzustellen.

Einem so erfolgreichen Schriftsteller öffneten sich die Türen der Pariser Salons von selbst.

Die Zeit, da auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens der französische Hof und der Adel allein den Ton angaben, war längst vorüber. Zwischen ihnen und dem Bürgerstand hatte sich eine neue Gesellschaftsschicht eingeschoben, die aus den Bankiers, den Generalpächtern, den großen Fabrikanten, den Intendanten, den Ministerialräten und den Parlamentsrichtern bestand. War diese neue Gesellschaftsklasse auch an Zahl nicht sehr bedeutend, so besaß sie doch genug Einfluß und Ansehen, um auf dem Gebiete der Kunst, Wissenschaft und Literatur ihrem Urteil zum Siege zu verhelfen.

Innerhalb dieser Kreise entstand ein förmlicher Wettbewerb, ihre Salons zum Sammelpunkt aller bedeutenden Künstler, Gelehrten und Schriftsteller zu machen. Auch interessante Ausländer, Italiener und Engländer, Schweden und Russen, waren hier gern gesehene Gäste; sogar der Deutsche Melchior Grimm hatte bereits vor seinem literarischen Erfolge durch sein sicheres Auf-

treten, seine tadellose Haltung und seine fröhliche Laune hier schnell Zutritt erhalten. Durch sein ritterliches Eintreten für die verleumdete Frau v. Epinay, die als Gattin eines reichen und verschwenderischen Generalpächters nicht gerade einen sittenstrengen Lebenswandel führte, entstanden zwischen beiden innige Beziehungen, die zu einem lebenslänglichen Herzensbunde führten.

Vom ersten Augenblick an war Fortuna dem mittellos nach Paris gekommenen Glücksucher außerordentlich hold gewesen. Dieser deutsche Pfarrerssohn brauchte sich nicht so kläglich durchzuschlagen wie jener andere namens Gotthold Ephraim Lessing, der genau zur selben Zeit nach der preußischen Hauptstadt gegangen war und dort als Literat ein kümmerliches Dasein fristen mußte. Grimm hatte in Paris durch Protektion und Empfehlung sehr bald eine Sekretärstelle bei dem Grafen Friesen erhalten, die ihm ein leidliches Auskommen gewährte und es ihm sogar ermöglichte, seine Freunde im Hause seines Herrn zu empfangen und zu bewirten. Nach dem frühen Tode des Grafen verschafften ihm seine Gönner eine ähnliche Stelle bei dem Herzog von Orleans, die in vieler Beziehung noch vorteilhafter für ihn war; denn sie erforderte so gut wie gar keine Diensttätigkeit, verschaffte ihm außerdem die Hoffähigkeit und brachte ihm obendrein ein jährliches Gehalt von 2000 Franken ein.

Der Erfolg, den „Der kleine Prophet aus Böhmischbroda" gehabt hatte, veranlaßte seinen Verfasser, nach vorhandenen Mustern ein neues literarisches Unternehmen ins Leben zu rufen.

Der „Pariser Brief", den heute jeder Zeitungsleser in dem Feuilleton seines Leiborgans findet, stellte zu jener Zeit einen Luxus dar, den sich nur die Fürstlichkeiten gestatten konnten, indem sie sich einen eigenen Korrespondenten n Paris hielten. Eine Reihe solcher französischer Korrespondenten ist uns mit Namen bekannt; ihre Beschäftigung war mehr oder weniger einträglich, je nach der Zahl und Freigebigkeit der Fürsten, an die sie ihre Berichte schicken durften. Den Deutschen Melchior Grimm mußte es als Ausländer besonders reizen, das Pariser Leben sowie alle Erscheinungen auf künstlerischem, wissenschaftlichem und literarischem Gebiete von seinem Standpunkte zu beurteilen und darüber zu berichten. Er gründete deshalb gegen Ende des Jahre 1753 die bekannte „Correspondance littéraire", nachdem er vorher zum erstenmal nach seiner Niederlassung in Paris eine Reise nach Deutschland unternommen hatte, um Abonnenten für sein Unternehmen zu gewinnen.

Wer die ersten Empfänger der Grimmschen Korrespondenz waren, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Wir wissen bloß, daß von 1754 an die Herzogin Luise Dorothea von Sachsen-Gotha und die Landgräfin Karoline von Hessen sie regelmäßig bezogen. Die Königin von Schweden, Friedrichs des Großen Schwester, abonnierte zwei Jahre später darauf. Von 1763 an bezog sie Katharina II. von Rußland, die ihrerseits den König von Polen zum Abonnement veranlaßte. Später finden wir auch den Herzog von Sachsen-Weimar, den Großherzog von Toskana, den Markgrafen von Ansbach und andere unter den Abonnenten. Sie alle bezahlten ziemlich gut,

wenn auch nicht gleich viel. So zahlte z. B. der polnische König die verhältnismäßig geringe Jahressumme von 400 Franken, während Katharina II. sich die Sache jährlich 1500 Franken kosten ließ. Bedenkt man, daß zur Zeit ihrer Blüte die „Correspondance littéraire" ungefähr 15 Abonnenten zählte, so ist wohl der Schluß berechtigt, daß Grimm allein aus den Abonnementsgeldern seiner Korrespondenz eine ganz beträchtliche Jahreseinnahme gehabt haben muß.

Trotzdem begnügte sich Grimms Ehrgeiz nicht damit; er hatte höhere Ziele, nämlich diplomatische Aspirationen. Die Schriftstellerei war ihm kein Lebensbedürfnis, sie war ihm nur Mittel zum Zweck. Er entsagte ihr, sobald er sein Ziel erreicht hatte. Deshalb lassen sich in seinem Leben ganz deutlich zwei Perioden unterscheiden, nämlich eine literarische und eine diplomatische. In jeder der beiden Perioden war eine Frau sein Leitstern. In der literarischen Periode, die von 1753—1773 dauert, ist ihm Frau v. Epinay Freundin und Muse; während seiner diplomatischen Tätigkeit, die sich hauptsächlich auf die Zeit von 1773—1792 erstreckt, ist Katharina II. die Triebkraft seiner Handlungen. In der ersten Periode haben wir es mit dem Schriftsteller des bloßen Namens Grimm zu tun, in der zweiten dagegen mit dem von Kaiser Josef II. geadelten und bald darauf in den Freiherrnstand erhobenen Diplomaten Baron Grimm v. Grimmhof.

Die Wandlung des Schriftstellers zum Diplomaten konnte bei einer so zum Höfling neigenden Natur wie Grimm nicht weiter wundernehmen. Schon in Regensburg, wo er nach vollendetem Universitätsstudium in dem Hause des Grafen Schönberg eine Stelle als Hofmeister bekleidet hatte, fühlte er sich nur im Verkehr mit den Großen dieser Welt wohl; zu solchem Umgang bot ihm seine Heimatstadt als Sitz des Reichstages manche günstige Gelegenheit. Als er dann nach Paris kam, hieß er bald allgemein der „ami des philosophes et des grands". Am meisten aber kommt sein höfisches Streben durch die Tatsache zum Ausdruck, daß er den Abonnentenkreis seiner „Correspondance littéraire" auf Könige und Fürsten beschränkte; ungekrönten Häuptern war diese Korrespondenz nicht zugänglich, auch wenn sie noch soviel dafür zahlen wollten.

Schon während seiner literarischen Periode hat Grimm einmal auf kurze Zeit die Rolle eines Diplomaten gespielt. Dieses diplomatische Intermezzo verdankte er der freien Reichsstadt Frankfurt a. M., die ihm im Jahre 1759 die Vertretung ihrer Interessen am französischen Hofe anvertraute. Grimms erster und letzter Biograph, nämlich J. H. Meister (1808) und Edmond Schérer (1887), haben beide behauptet, daß er für diese diplomatische Tätigkeit ein jährliches Gehalt von 24000 Livres bezogen habe. Wie ich in dem Aufsatz „Friedrich Melchior Grimms Beziehungen zu Frankfurt a. M." (der in der Festschrift des in diesem Jahre zu Frankfurt a. M. stattfindenden 15. Neuphilologentages erscheint) auf Grund archivalischer Forschungen nachgewiesen habe, hat es mit dieser angeblichen Generosität der freien Reichsstadt Frankfurt eine eigentümliche Bewandtnis. Ganz entgegen den Behauptungen von Grimms Biographen suchte nämlich der hohe Rat der freien

Reichsstadt möglichst wenig für die diplomatische Vertretung in Paris auszugeben. Nach langen Verhandlungen einigte man sich schließlich dahin, daß Grimm in dem ersten Halbjahre seiner Wirksamkeit monatlich 600 Livres und später bloß noch 300 Livres erhielt. Außerdem hatte ihm die Stadt allerdings monatlich noch etwa 300 Livres für bare Auslagen zurückzuerstatten, denn Grimm, der schon als Privatmann ein nobles Auftreten liebte, ließ es als „Envoyé de la ville de Francfort" erst recht nicht daran fehlen. Ein Besuch in den französischen Ministerien war nach seinen Berichten kaum möglich, ohne daß er ein beträchtliches Trinkgeld bei der Dienerschaft los wurde. Die Neujahrsgelder, die er für solche Zwecke zu Anfang des Jahres 1760 verwenden mußte, beliefen sich z. B. auf 288 Franken.

Zum großen Leidwesen Grimms nahm diese diplomatische Mission schon im Januar 1761 ein unverhofftes und jähes Ende. Der angehende Diplomat in ihm hatte den redseligen Korrespondenten noch nicht in die gehörige Zucht genommen. Eine unvorsichtige briefliche Äußerung über die Kriegsführung des Herzogs von Broglie, der in den Regierungskreisen persona grata war, hatte zur Folge, daß er seinen Unterhändlerposten am französischen Hofe auf der Stelle niederlegen mußte. Nur der Fürsprache des Herzogs von Orleans soll er es zu danken gehabt haben, daß man nicht einen Ausweisungsbefehl gegen ihn erließ.

Ein anderer wäre durch dieses mißlungene Debüt wahrscheinlich von seinen diplomatischen Ambitionen kuriert gewesen; aber Grimm war nicht der Mann, der sich durch einen Fehlschlag in seinen Unternehmungen von dem gesteckten Ziele abbringen ließ. „Ce que j'ai de bon dans mes projets d'ambition c'est que leur mauvais succès n'altère pas ma sérénité ordinaire" hat er einmal gesagt, und sein Biograph Schérer fügt hinzu: „Ce qu'il y a de sûr c'est que les déconvenues ne l'empêchaient pas de recommencer." So sehen wir ihn schon im Laufe des nächsten Jahres wieder mit der französischen Regierung Fühlung suchen, da die schwäbischen und fränkischen Städte die Absicht hatten, ihn zu ihrem Geschäftsträger in Paris zu ernennen. Aber die Stimmung muß wohl noch gegen ihn gewesen sein, denn die Verhandlungen führten zu keinem Abschluß.

Dagegen hatte sein Besuch in Gotha (1762) zur Folge, daß die Herzogin Luise Dorothea ihn zu ihrem Pariser Kommissionär in Privatangelegenheiten ernannte. Außer der Berichterstattung über die neuesten Pariser Moden lag es ihm nun auch ob, allerlei kleine Aufträge des gothaischen Hofes zur Ausführung zu bringen. So belud er z. B. Helvétius auf seiner Reise nach Berlin mit dem Modell einer neuen Haarfrisur, das dieser in Gotha der Herzogin persönlich abliefern sollte.

In seinen Briefen an die Herzogin regte Grimm aber auch politische Fragen von großer Tragweite an. So glaubte er z. B., nach dem Siebenjährigen Kriege eine Versöhnung zwischen Frankreich und Preußen herbeiführen zu können. Wenn man auch an maßgebender Stelle auf seine angebotenen Dienste verzichtete, so verdankte er es jedenfalls dieser diplomatischen

Anregung, daß der Herzog von Gotha ihn bald darauf zum Legationsrat ernannte mit einem jährlichen Gehalte von 1600 Franken.

Den Höhepunkt seines Strebens erreichte Grimm in seinem fünfzigsten Lebensjahre, als er zum erstenmal am russischen Kaiserhof bei Katharina II. weilte. Die Verlobung der hessischen Prinzessin Wilhelmine mit dem russischen Großfürsten Paul war sein alleiniges Werk gewesen. Im Gefolge der Landgräfin von Hessen sollte er nun den Vermählungsfeierlichkeiten in Petersburg beiwohnen.

Die Landgräfin Karoline von Hessen hatte Grimms Dienste anfangs in derselben Weise und zu demselben Zwecke in Anspruch genommen wie die Herzogin von Gotha. Aus dem Korrespondenten und Kommissionär war aber allmählich ein vertrauter Hausfreund geworden, der sich besonders die Verheiratung der zahlreichen landgräflichen Töchter angelegen sein ließ. Man ist bei der Lektüre seiner Briefe an die große Landgräfin erstaunt darüber, wie dieser „Heiratsvermittler" in allen Einzelheiten über die in Frage kommenden Fürstlichkeiten orientiert ist und mit welcher Sicherheit er die voraussichtlichen Chancen bespricht. Er tut sich aber auch nicht wenig darauf zugute, diese Verbindung zwischen dem landgräflichen Hause und der russischen Kaiserfamilie zustande gebracht zu haben.

Grimms persönliche Bekanntschaft mit Katharina II. brachte ihm Ehren- und Gunstbezeigungen in Hülle und Fülle ein. Den ganzen Winter von 1773 auf 74 verlebte er im Petersburger Schlosse, wo die Kaiserin ihn mit allen Mitteln zurückzuhalten suchte. Ihr Anerbieten, ihm ein hohes Amt in Rußland zu übertragen, schlug er aus mit der Begründung, daß er mit fünfzig Jahren nicht mehr Russisch lernen möchte und er nicht wüßte, wie man sich in einem Lande nützlich machen könnte, dessen Sprache man nicht verstände. Gern aber ließ er sich eine andere Auszeichnung gefallen, die ihn zum Vertrauten Katharinas machte und ihn täglich zwei- bis dreimal ein Plauderstündchen mit ihr unter vier Augen verbringen ließ.

Bei seinem zweiten Aufenthalt in Petersburg, der vom September 1776 bis zum August 1777 dauerte, wurde er von seiner hohen Gönnerin mit neuen Gnadenbezeigungen förmlich überschüttet. Am Jahrestage ihrer Thronbesteigung ernannte ihn Katharina zum wirklichen Staatsrat mit einem Jahresgehalt von 2000 Rubeln, das Grimm selbst mit 10000 Franken französischen Geldes in Anschlag brachte. Außerdem verlieh sie ihm den Rang und Titel eines russischen Obersten, worüber Friedrich der Große sich nicht genug mokieren konnte. Und da eine Uniform ohne Orden des effektvollen Eindruckes entbehrt, so dekorierte sie ihn schließlich mit dem Großkreuz des Wladimirordens.

Schon im Anschluß an Grimms ersten Aufenthalt in Rußland hatte sich zwischen ihm und der russischen Kaiserin ein ausgedehnter Briefwechsel entsponnen, dem Katharina eine außerordentliche Bedeutung beizulegen schien; denn von einem gewissen Zeitpunkte ab schickte sie ihm ihre Briefe nicht mehr durch die Post, sondern durch einen eigenen Kurier, der zu seiner Verfügung bleiben mußte, bis er seine Antworten und Berichte fertig hatte.

Nach seiner ersten Rückkehr aus Rußland begann für Grimm die Zeit, da die ungezählten Rubel Katharinas durch seine Hände gingen. Französische und italienische Maler und Bildhauer wurden von ihm im Namen der russischen Kaiserin mit den verschiedenartigsten Aufträgen bedacht. Kein Wunder, daß fortan sämtliche Pariser Künstler um die Gunst dieses kaiserlichen Vertreters buhlten.

War Grimm offiziell nur mit dem Ankauf von Kunstwerken beauftragt, so nahm Katharina doch öfter seinen Rat und seine Hilfe in vertraulichen und delikaten Angelegenheiten in Anspruch. Sogar Fragen der hohen Politik erörterte sie mit ihm brieflich in der eingehendsten Weise, so daß er in der Tat weit mehr ihr Gesandter in Paris war als der, der den eigentlichen Namen führte.

Im Vertrauen auf das Fortbestehen von Katharinas Gunst hatte Grimm die „Correspondance littéraire“, nachdem sie ihn an das Ziel seiner Wünsche gebracht, bereits im Jahre 1773 an einen jungen Züricher, namens Meister, abgetreten. Damit hatte die zweite Periode seines Lebens begonnen, in der an Frau v. Epinays Stelle Katharinas Name trat.

Frau v. Epinay war krank geworden; an einem unheilbaren Leiden siechte sie langsam dahin; infolge der Verschwendungssucht ihres Mannes hatte sie an ihrem Lebensabend sogar mit finanziellen Sorgen zu kämpfen. In treuer Freundschaft nahm sich Grimm der Wahrung ihres übriggebliebenen Vermögens und der Zukunft ihrer Kinder und Enkel an. Als ihre finanzielle Lage sich immer schwieriger gestaltete, stand er sogar nicht an, Katharinas Hilfe in Anspruch zu nehmen, die auf seine Bitten die Diamanten der Frau v. Epinay zu hohem Preise ankaufte und ihr später noch ein Geldgeschenk von 16000 Franken zukommen ließ.

Nach dem Tode der Frau v. Epinay (1783) sorgte Grimm besonders für die Erziehung ihrer Enkelin Emilie v. Belsunce, die bisher unter ihrer Obhut aufgewachsen war. Schon frühzeitig wußte er auch für sie die Gunst Katharinas zu gewinnen. Mit vierzehn Jahren schenkte ihr diese ihren Namenszug in Brillanten, und mit sechzehn Jahren setzte sie ihr ein Heiratsgut von 12000 Rubel aus. Da die junge Emilie von ihren Eltern, die auf ihren Gütern an der spanischen Grenze wohnten, außerdem eine Mitgift von 100000 Franken erhielt, so wurde es Grimm nicht schwer, für diese „gute Partie“ einen passenden Mann zu finden. Schon im Frühjahr 1786 wurde Emilie mit dem reich begüterten Grafen von Bueil verheiratet, der die Stelle eines Obersten in einem französischen Regiment bekleidete.

Da Ludwig XVI. nicht zurückstehen wollte hinter der Freigebigkeit, mit der die russische Kaiserin eine junge Französin ausgesteuert hatte, so bewilligte er trotz des elenden Standes der Staatsfinanzen dem jungen Ehepaare ein jährliches Ehrengehalt von 4000 Franken, das im Todesfalle eines der beiden Ehegatten sogar auf den überlebenden Teil übergehen sollte. Nach Grimms Berechnungen verfügte das Bueilsche Ehepaar im ganzen über ein Jahreseinkommen von 30000 Franken, das zu jener Zeit sicherlich genügte, um im

Sommer auf den Gütern und im Winter in Paris standesgemäß leben zu können.

Wie Grimm in seinem „Mémoire historique sur l'origine et les suites de mon attachement pour l'impératrice Catharine II." bemerkt, hätte Emilie bei seinem Tode von ihm eine Erbschaft zu erwarten gehabt, die ihre Einkünfte noch um 15–20000 Franken erhöht haben würde. Aus einem seiner Briefe an Katharina, worin er von den testamentarischen Bestimmungen spricht, die er vor dem Ausbruch der französischen Revolution getroffen hatte, erfahren wir ferner, daß sein Vermögen zur Hälfte an Frau v. Epinays Enkelin und zur anderen Hälfte an seine Verwandten in Deutschland fallen sollte. Mit diesen Angaben stimmt eine andere Bemerkung in dem eben erwähnten „Mémoire historique" überein, die da besagt, daß er aus seinem ausschließlich in französischen Werten angelegten Vermögen eine Rente von mehr als 30000 Franken beziehe. Danach müßte also Grimm zu jener Zeit bereits ein Vermögen von weit mehr als einer halben Million Franken besessen haben. Das scheint zwar etwas viel, aber in Anbetracht seines mehr als vierzigjährigen Aufenthaltes in Paris und seiner hohen Einnahmen, von denen ich durchaus nicht alle aufgezählt habe, ist es sehr wohl möglich, daß seine Ersparnisse eine solche Höhe erreicht hatten. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, wenn es auch im Vergleich zu der hohen Summe unbedeutend erscheint, daß er im Jahre 1774 von einem älteren Bruder, der es in Gera zum Kommerzienrat gebracht hatte, 20000 Franken geerbt hatte.

Der Sturm der französischen Revolution ließ von all diesen Werten nichts bestehen. So arm wie Grimm 1748 nach Paris gekommen war, so arm sollte er es 1792 auch wieder verlassen.

Die ersten Revolutionsjahre verbrachte er schon zum großen Teil außerhalb Frankreichs. Er gab sich nicht wie so viele andere irgendwelchen verführerischen Illusionen über den Ausgang der Revolution hin. Nach der Erstürmung der Bastille sah er den vollständigen Zusammenbruch des Staates voraus. Zu seinen Freunden sagte er: „Ihr wollt die Freiheit erfinden und die Engländer und Amerikaner überbieten; seht nur zu, daß ihr dabei nicht hinter den Polen zurückbleibt."

Im Oktober 1791 kehrte Grimm zum letztenmal in den Pariser „Höllenschlund" zurück, hauptsächlich um Katharinas Briefe nach Deutschland in Sicherheit zu bringen. Wenn ihm dies auch mit vieler Mühe gelang, so mußte doch jeder andere Versuch, irgendwelche Möbel oder Kostbarkeiten aus seinem Hause zu schaffen und über die Grenze zu bringen, als völlig aussichtslos aufgegeben werden. Solch ein Vorhaben wäre als „Verrat an der Freiheit" angesehen worden, und die betreffenden Gegenstände wären auf der Straße ohne weiteres ein Raub der Volksmenge geworden. Dazu kam, daß Grimm als Geheimkorrespondent einer autokratischen Fürstin in den Sektionen längst für revolutionsfeindlich bekannt war und sein Haus infolgedessen unter ständiger Beobachtung gehalten wurde. So mußte er nicht bloß um seinen Besitz, sondern auch um sein Leben besorgt sein. Er verließ daher, um nicht unter der Guillotine zu enden, im Februar 1792 unmittelbar nach der Ab-

reise des russischen Gesandten Paris für immer und stellte, wie er sich selbst ausdrückt, sein Mobiliar, seine Papiere, sein Vermögen, kurz alles, was er besaß, unter den Schutz der vielgerühmten französischen Loyalität, in der Hoffnung, daß sie ihn als gothaischen Gesandten auf Grund des Völkerrechts in seinem Besitz vor jeder nationalen Willkür und Gewalttat schützen würde.

Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Das erste, was das Pariser Departement, die neu eingesetzte Revolutionsbehörde, nach seiner Abreise verfügte, war, daß sein Name auf die Emigrantenliste kam und seine Wohnung versiegelt wurde. Bei der im Herbst 1793 vorgenommenen Haussuchung bemächtigte man sich aller vorhandenen Kapitalien und Renten zugunsten der Republik. Nach weiteren drei Wochen war das ganze Haus auf der Chaussee d'Antin von allem entleert, was nicht niet- und nagelfest war. „Mein gesamtes Mobiliar," so schreibt Grimm in dem mehrfach erwähnten „Mémoire historique", „Kleidungsstücke, Leib- und Haushaltungswäsche, Mahagonimöbel, die zum größten Teil aus der Neuwieder Manufaktur stammten, Vorräte aller Art, Tafelgeschirr, Bilder, Büsten, kostbare Juwelen und Wertsachen, worunter sich eine große Zahl goldener Medaillons befand, die ich nach und nach von der Kaiserin bekommen hatte; eine Bibliothek, die ich während meines ganzen Lebens angehäuft, denn ich hatte, als ich nach Frankreich ging, sogar meine Universitätsbücher mitgenommen; alle meine Korrespondenzen, meine Manuskripte, viele von den Papieren, die mir Freunde in Verwahrung gegeben, und die mir also nicht gehörten, alles wurde fortgeschleppt, ich weiß nicht wohin, vielleicht auch versteigert oder gar entwendet von denen, die auf diese treulose Plünderung vorbereitet waren. Ich weiß nicht, ob man ein Inventar von meinem Besitztum aufgenommen hat, aber da niemand von meinen Leuten dabei war, so konnte jeder dieser Raubgesellen ohne weitere Umstände beiseite schaffen, was er sich aneignen wollte. So verlor ich in wenigen Tagen die Frucht der Arbeit meines ganzen Lebens, mein gesamtes Vermögen, und ich stand so entblößt und nackt da, wie ich auf die Welt gekommen war."

Nach der Ansicht Grimms richtete sich dieses gewaltsame Vorgehen der revolutionären Behörde weniger gegen den unbedeutenden Gesandten des Herzogs von Sachsen-Gotha als gegen den Geheimkorrespondenten der russischen Kaiserin. Von allen Mächten, die die republikanische Regierung Frankreichs nicht anerkannten, schien den Revolutionären die entfernteste, nämlich Rußland, am gefährlichsten zu sein. Daher richtete sich ihr Haß auch besonders gegen Katharina. Mit Sicherheit hatte man darauf gerechnet, bei der Haussuchung in der Grimmschen Wohnung Briefe von ihr vorzufinden, die gegen die republikanische Freiheit konspirierten und somit für ihren Geheimkorrespondenten verhängnisvoll werden mußten. Kein Wunder, daß die Wut gegen diesen immer größer wurde, als man nur Bilder von der Kaiserin und ihrer Familie vorfand und nicht eine einzige Zeile von ihrer Hand.

Wie sich später herausgestellt hat, scheint die „Plünderung" des Grimmschen Hauses doch nicht ganz in der Weise vor sich gegangen zu sein, wie er es darzustellen beliebte. So hat man z. B. ein vollständiges Verzeichnis

seiner Bibliothek aufgefunden, das im Jahre 2 der Republik von einem gewissen Barrois sen. aufgenommen worden ist. Danach enthielt seine Bibliothek ungefähr 2000 Bände, unter denen sich manche Seltenheiten und Kostbarkeiten befanden. Auch hat man den Verbleib der Bücher und ihre Wanderungen wenigstens während der ersten Zeit noch feststellen können; später hat sich allerdings ihre Spur bis auf wenige Ausnahmen verloren.

Grimm selbst hat den Verlust, den er durch die französische Revolution erlitten, einmal durch Ziffern auszudrücken versucht. „Wenn die französische Republik mir heute 800000 Livres geben wollte," sagte er, „so würde diese Summe das Unrecht nicht gut machen, das man mir zugefügt hat." Ein Verlust in solcher Höhe läßt sich nicht so leicht verwinden; man kann es daher begreifen, wenn der Ausspruch „die Nation hat mich bestohlen" allmählich zur stehenden Redensart bei ihm wurde.

Ebenso wie Grimm war es auch der Familie Bueil ergangen. Der Graf, der es mit seiner militärischen Pflicht nicht vereinbaren konnte, in einer meuternden Armee weiter zu dienen, hatte Frankreich schon gegen Ende des Jahres 1791 verlassen und sich nach Koblenz begeben, wo er mit Erlaubnis Katharinas die russische Uniform anlegte und im Gefolge des Herzogs von Nassau an dem ersten Koalitionskrieg gegen Frankreich teilnahm. Seine Frau hatte sich mit den drei Kindern zuerst nach Tournai, dann nach Brüssel und im Sommer 1792 nach Aachen gewandt. Als Emigranten wurden auch sie auf die Liste der Verbannten gesetzt, und da sie wie die meisten Flüchtlinge so gut wie nichts von ihrem Vermögen gerettet hatten, so befanden sie sich in äußerster Dürftigkeit.

In dieser Not nahm sich Grimm seiner Adoptivtochter und ihrer Kinder hilfreich an. Unter den mißlichen Umständen, in denen er selbst sich befand, konnte die eigentliche Hilfe natürlich nur von der nie versiegenden Quelle aus Rußland kommen. Katharina hatte ihm zu Anfang des Jahres 1792 eine Summe von 6000 Rubel für seine Schützlinge und seine eigene Person zur Verfügung gestellt. Damit war eine Zeitlang allen geholfen. Grimm war zunächst zum Kurgebrauch nach Karlsbad und von dort nach Frankfurt a. M. gegangen, wo er der Kaiserkrönung Franz' II. beiwohnte. In Aachen traf er dann mit der Gräfin Bueil und ihren Kindern zusammen. Da die Stadt von Emigranten überfüllt war, stiegen die Preise für Lebensmittel und Unterkunft ins Unermeßliche. In wenigen Wochen hatte Grimm für sich und die Bueilsche Familie 10000 Livres ausgegeben. Man wandte sich daher nach Düsseldorf, wo man mit Goethe zusammentraf, der darüber in seiner „Kampagne in Frankreich" folgende Schilderung entwirft: „Emigrierte füllten Düsseldorf, selbst die Brüder des Königs kamen an . . . Herr von Grimm und Frau von Bueil erschienen gleichfalls. Bei Überfüllung der Stadt hatte sie ein Apotheker aufgenommen; das Naturalienkabinett diente zum Schlafzimmer; Affen, Papageien und anderes Getier belauschten den Morgenschlaf der liebenswürdigsten Dame; Muscheln und Korallen hinderten die Toilette, sich gehörig auszubreiten, und so war das Einquartierungsübel, das wir kaum erst nach Frankreich gebracht hatten, wieder zu uns herübergeführt."

So war auch Düsseldorf nicht der Ort zum längeren Verweilen. In seiner üblen Situation gedachte Grimm seiner langjährigen und engen Beziehungen zu dem gothaischen Hofe; kurz entschlossen wandte er sich daher mit seinen Schützlingen im Februar 1793 nach Gotha, wo der Herzog Ernst und sein Bruder sie mit edelmütiger Gastfreundschaft aufnahmen. Man stellte ihnen ein ganzes Haus „vor dem Siebleber Tore" zur Verfügung, das, nach anderen Andeutungen zu schließen, vermutlich einen Teil des jetzigen Herzoglichen Palais bildete. Auch ließ man es nicht an der nötigen Ausstattung fehlen, damit die Familie einen eigenen Haushalt führen konnte. Katharina tat außerdem ihr übriges dazu. Nicht weniger als 20000 Rubel hatte sie als Antwort auf das Klagelied Grimms geschickt, worin es unter anderem hieß: „Je n'ai ni une chaise, ni une assiette, ni un couvert, ni une serviette. Ici le duc m'a prêté meubles, batterie de cuisine, vaisselle, linge de ménage, et son frère m'a logé dans sa maison en ville qu'il n'occupait pas."

Überhaupt ist es eine in hohem Grade auffällige Tatsache, mit welcher Eindringlichkeit Grimm seine Notlage und sein Elend zu schildern suchte. Bezog er doch nach wie vor als russischer Staatsrat sein jährliches Gehalt von 2000 Rubel, und man sollte meinen, daß man vor mehr als hundert Jahren bei einem solchen Einkommen nicht gerade zu darben brauchte. Das gestand er gelegentlich auch einmal ein; aber es war dem mehr als Siebzigjährigen jetzt weniger um seine Person zu tun, als um die Zukunft der Familie Bueil. Daher fuhr er darin fort, ihre und seine Lage bei Katharina II. in immer düstreren Farben zu schildern, bis diese ihn schließlich aufforderte, mit seinen Schützlingen nach Petersburg überzusiedeln. Schon hatte sie zweimal das nötige Reisegeld in der Gesamthöhe von 30000 Rubel geschickt, aber jedesmal war die Abreise aus Gesundheitsgründen oder wegen vorgerückter Jahreszeit aufgegeben worden.

Es ist charakteristisch, wie Grimm nach dieser von Katharina gebilligten, aber von ihnen doch nicht ausgeführten Übersiedlung nach Petersburg fortfährt, bei seiner hohen Gönnerin um die Gunst seiner Schützlinge zu werben. In seinem „Mémoire historique" legt er selbst darüber folgendes Geständnis ab, das in der Übersetzung lautet: „Gepackt oder vielmehr übermannt von der Schwere des Unglücks, beschwor ich Ihre Majestät, mich zu vergessen und Ihr Mitleid einzig und allein auf jene unglückliche Familie zu richten; zu bedenken, daß es sich nicht darum handelte, ihr ein Vermögen zu schaffen, sondern sie lediglich vor Not zu bewahren; daß ich nicht mehr den Wunsch hätte, sie nach Petersburg zu bringen, wo unsere Lumpen und unser Elend zu dem prächtigsten und glänzendsten Hofe Europas einen höchst seltsamen Gegensatz bilden würden."

„Nos haillons et notre misère" — „Unsere Lumpen und unser Elend" sind übertriebene Ausdrücke Grimms, die zu seiner wirklichen Lebensführung in krassem Widerspruch stehen. Die Herausgeber der Briefe Katharinas II. an Grimm haben nach den im kaiserlichen Archiv vorhandenen Dokumenten die Summen zusammengerechnet, die Grimm vom Februar 1765 bis zum

Juni 1797 erhalten hat, also von der Zeit an, da die Kaiserin noch nicht in persönlichen Beziehungen zu ihm stand, sondern ihm bloß ihr Abonnement auf die „Correspondance littéraire“ zu bezahlen hatte, bis zu dem Jahre, wo ihr Nachfolger Paul I. nur den von ihr eingegangenen Verpflichtungen nachkam. Die Gesamtsumme dieser Posten beläuft sich auf 306441 Rubel, 253279 Livres und 200000 holländische Gulden, was zusammen einer Summe von mehr als zwei Millionen Livres entspricht. Allerdings ist dabei zu bemerken, daß in dieser Summe ein erheblicher Teil von Geldern enthalten ist, der nicht zum persönlichen Gebrauch Grimms und seiner Schutzbefohlenen bestimmt war; so befanden sich vermutlich auch die 10000 Rubel darunter, die Katharina als Grundstock einer Emigrantenkasse gestiftet und Grimm zur Verwaltung übergeben hatte.

Wenn schon aus den angeführten Ziffern zur Genüge hervorgeht, daß Grimm mit der Familie Bucil in Gotha alles andere als Not litt, so erfahren wir auch noch von anderer Seite, daß er in seinen alten Tagen dort ein ziemlich großes Haus führte. Als geübter Weltmann konnte er nicht so leicht auf die Genüsse der Geselligkeit verzichten und sah daher des öfteren sein Haus voller Gäste. Unter diesen befand sich mehrmals auch Goethe, der uns in seinen „Tag- und Jahresheften“ darüber Bericht erstattet. Von größerer Wichtigkeit jedoch ist für uns, was Eckermann in seinen „Gesprächen mit Goethe“ unter dem 10. Februar 1830 mitteilt. Es heißt da: „Goethe lenkte das Gespräch auf andere Erinnerungen seiner früheren Zeit. Er sprach über sein geringes Vertrauen zum Papiergelde, und welche Erfahrungen er in dieser Art gemacht. Als Bestätigung erzählte er uns eine Anekdote von Grimm, und zwar aus der Zeit der französischen Revolution, wo dieser, es in Paris nicht mehr für sicher haltend, wieder nach Deutschland zurückgekehrt war und in Gotha lebte. ‚Wir waren,‘ sagte Goethe, ‚eines Tages bei Grimm zu Tisch. Ich weiß nicht mehr, wie das Gespräch es herbeiführte, genug, Grimm rief mit einem Male: Ich wette, daß kein Monarch in Europa ein Paar so kostbare Handmanschetten besitzt als ich, und daß keiner dafür einen so hohen Preis bezahlt hat, als ich es habe. — Es läßt sich denken, daß wir ein lautes ungläubiges Erstaunen ausdrückten, besonders die Damen, und daß wir alle sehr neugierig waren, ein Paar so wunderbare Handmanschetten zu sehen. Grimm stand also auf und holte aus seinem Schränkchen ein Paar Spitzenmanschetten von so großer Pracht, daß wir alle in laute Verwunderung ausbrachen. Wir versuchten es, sie zu schätzen, konnten sie jedoch nicht höher halten als etwa zu 100—200 Louisdor. Grimm lachte und rief: Ihr seid sehr weit vom Ziele! Ich habe sie mit zweimal 150000 Franken bezahlt und war noch glücklich, meine Assignaten so gut angebracht zu haben. Am nächsten Tage galten sie keinen Groschen mehr.“

In Wirklichkeit verhielt es sich mit diesen Spitzenmanschetten folgendermaßen. Gegen Ende des Jahres 1795 empfing Grimm von seinen Pariser Bankiers Tourton und Baur, die bei der republikanischen Regierung durchgesetzt hatten, daß ihm ein Teil seines eingezogenen Vermögens in Assignaten zurückerstattet worden war, ein Paket, worin sich drei Stücke Musselin und

drei Paar Spitzenmanschetten befanden. Die beiliegende Rechnung besagte, daß das eine Stück Musselin 24000, das zweite 30000 und das dritte 36000 Livres kosteten, und daß man für die drei Paar Manschetten 90000 Livres ausgegeben hätte. Zusammen belief sich also der Einkauf auf 180000 Livres, und man versicherte sogar, noch äußerst vorteilhaft eingekauft zu haben, denn am folgenden Tage hätte man schon das Doppelte in Assignaten dafür geben müssen. Kein Wunder, daß bei diesem rapiden Kurssturze des republikanischen Papiergeldes jedermann sich bemühte, seine Assignaten durch Einkauf von Waren möglichst schnell an den Mann zu bringen.

Was Grimms Lebensweise in Gotha weiter betrifft, so erfahren wir durch andere Berichte aus jener Zeit, daß es bei den Gesellschaften, die er in seinem Hause veranstaltete, keineswegs armselig zuging. So hat z. B. Jenny von der Osten in der Lebensbeschreibung „Luise Dorothees, Herzogin von Sachsen-Gotha" einen Privatbrief von einer Hofdame an Frau v. Schlotheim veröffentlicht, worin es unter anderem heißt: „Den Tag zuvor lebten wir in Saus und Schmaus, welcher in einem ganz besonderen, ganz vorzüglichen Mittagessen bei dem Baron de Grimm bestand. Die Tische beugten sich, 150 Speisen, eine immer exquiser wie die andere, die köstlichsten Weine flossen dabei. Es wurde uns auch die gehörige Zeit dazu gegeben, denn gottlob um halb sieben saßen wir noch ruhig bei Tisch, gegen sieben wurde Kaffee getrunken und für heute kein Tee eingenommen, doch ja, ja, späterhin entre nous in Friedrichsthal."

Es mag sein, daß die letzten Lebensjahre des fast erblindeten Greises ruhiger und einsamer vergingen. Auf keinen Fall aber hat dieser Mann, der so gern von „nos haillons et notre misère" sprach, in seinem Leben jemals die wahre Not kennen gelernt. Die Nachfolger Katharinas II. zahlten ihm bis an sein Lebensende sein volles Jahresgehalt. Von den Zuwendungen, die ihm die Kaiserin nach seiner Vertreibung aus Paris zuteil werden ließ, konnte er schon in den ersten Jahren seiner Niederlassung in Gotha nach seinem eigenen Geständnis in dem „Mémoire historique" nicht weniger als 30000 Reichsgulden bei dem Frankfurter Bankhause Moritz Bethmann in russischen, Wiener und Londoner Obligationen anlegen. Erstaunen aber muß es erregen, daß es ihm unter den obwaltenden Umständen gelang, bis zu seinem Tode (19. Dezember 1807) von neuem ein Vermögen zusammenzubringen, wie es zu jener Zeit selbst bei Leuten, die im Rufe des Reichtums standen, nicht sehr häufig war.

Sein am 12. Oktober 1805 errichtetes Testament, das im Gerichtsarchiv zu Gotha aufbewahrt wird, und das von den Testamentsvollstreckern aufgenommene Verzeichnis seines Nachlasses geben uns bis ins kleinste Aufschluß über die von ihm getroffenen letztwilligen Verfügungen und die Art und Weise ihrer Ausführungen.

Da Grimm sein Testament ohne Zuhilfenahme einer juristischen Person selbst aufgesetzt hat, so unterscheidet es sich schon in seinem Wortlaut von dem landesüblichen Juristenstil. Gleich die Einleitung ist wegen des an die französische Regierung gerichteten Protestes charakteristisch genug, um hier

in Übersetzung wiedergegeben zu werden: „Seit 25 oder 30 Jahren, ebenso lange vor wie nach der gewaltsamen Einziehung meines ganzen Vermögens, die sich die französische Regierung in offenbarer Verletzung des Völkerrechts im Jahre 1793 erlaubt hat, habe ich nach dem Beispiel aller verständigen Leute mich mit den letzten Anordnungen beschäftigt, die ich über meine Angelegenheiten treffen wollte; aber ich habe gefunden, daß es alle Jahre etwas daran zu ändern gab, so sehr verändert das menschliche Schicksal beständig die Umstände. Ich bin also noch jetzt in derselben Lage und treffe meine heutige letztwillige Verfügung als die allein gültige, indem ich alle vorhergehenden, von welcher Art sie auch sein mochten, für null und nichtig erkläre."

Die vor der französischen Revolution ausgesprochene Absicht, daß sein Vermögen zur Hälfte an seine in Deutschland wohnenden Verwandten fallen sollte, hatte Grimm im Laufe der Zeit aufgegeben, wohl aus dem einfachen Grunde, weil er allmählich alle Beziehungen zu ihnen verloren hatte. Nach seiner Niederlassung in Gotha galt seine ganze Sorge nur noch der Zukunft seiner Adoptivtochter und ihrer Kinder. Er setzte daher in seinem Testamente die Gräfin Bueil und ihre beiden Töchter je zur Hälfte als Universalerben seines Vermögens ein mit der Bestimmung, daß die beiden letzteren bei ihrer Verheiratung außerdem je zwanzigtausend Reichstaler sächsischer Währung als besonderes Heiratsgut vorweg erhalten sollten. Der einzige Sohn der Gräfin Bueil mußte sich merkwürdigerweise mit einer jährlichen Rente von 375 Talern begnügen.

Grimm versäumte es nicht, in seinem Testamente auch seiner langjährigen Diener und Dienerinnen zu gedenken. So erhielt z. B. Mademoiselle Antoinette Marchais, die ihm schon in Paris viele Jahre als Haushälterin gedient hatte und nach Gotha gefolgt war, eine lebenslängliche Rente von 300 Talern. Dieselbe Summe setzte er seinem Haushofmeister Söldner und seinem Kammerdiener Bernier aus. Schließlich vermachte er einem gewissen Berthet in Paris eine lebenslängliche Jahresrente mit folgender Begründung: „Ich habe noch eines gewissen Berthet Erwähnung zu tun, der vor der Revolution in meinem Hause gewesen ist. Als die französische Regierung mich im Jahre 1793 ausplünderte und durch ihre Gewalttätigkeit meine Rückkehr nach Paris verhinderte, ist dieser Berthet in Frankreich geblieben und hat sich seit dieser Zeit meiner Angelegenheiten immer mit einem Eifer angenommen, der mir zwar nichts hat nützen können, aber trotzdem keinen Augenblick nachgelassen hat, um sich mit meinen Interessen weiter zu beschäftigen und mir darüber Mitteilungen zu machen, ohne daß ich ihn bisher dazu bewegen konnte, ein Zeichen meiner Dankbarkeit anzunehmen. Ich bin sogar überzeugt, daß er meinetwegen viele kleine Ausgaben und Unkosten gehabt hat. Ich möchte ihm deshalb ein kleines Zeichen der Erinnerung und Erkenntlichkeit zukommen lassen, das ihm von mir billigerweise gebührt, und ich beauftrage infolgedessen meine Erben, ihm bis an sein Lebensende in meinem Namen alljährlich zu Johanni die Summe von 250 Livres zu übersenden, die ich ihn von mir anzunehmen bitte."

Zu Testamentsvollstreckern hatte Grimm den Staatsminister von Frankenberg und den Vizekanzler von der Becke eingesetzt. Nach dem von ihnen aufgestellten Vermögensverzeichnis betrug Grimms Hinterlassenschaft an baren Geldern und Effekten etwas über 110000 Taler sächsischer Währung. Die Wertpapiere bestanden fast zu einem Drittel aus Altenburgischen Kammerobligationen, dann hauptsächlich aus schwedischen, dänischen, russischen, österreichischen, englischen und sogar nordamerikanischen Obligationen sowie einigen Leipziger Stadtobligationen. Als vorsichtiger Kapitalist hatte Grimm diese Papiere bei verschiedenen Bankhäusern deponiert, so z. B. bei Frege & Co. in Leipzig, Poppe & Co. in Hamburg, Heyder & Co. und Moritz Bethmann in Frankfurt a. M.

Die genannte Summe von 110000 Talern stellt aber durchaus nicht das gesamte Vermögen dar, das Grimm während seines Aufenthaltes in Gotha erübrigt hat. Es ist vielmehr mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er der Familie Bueil schon vor der Errichtung seines Testamentes bedeutende Summen hat zukommen lassen. Denn was sollte es anderes bedeuten, wenn die beiden Testamentsvollstrecker in einer Anmerkung zu dem Vermögensverzeichnis sagen: „Die Kaufgelder für die litauischen Güter und die Arrendegelder von den Gütern Feldhof und Friedrichsluft in Kurland gehören der Familie von Bueil schon für sich und sind also nicht als Teile der Grimmschen Verlassenschaft zu betrachten."

Auch das hinterlassene Mobiliar Grimms zeigte, daß es in seinem Hause nicht wie bei notleidenden Leuten aussah. Wenn seine Einrichtung auch nicht so kostbar war wie die, die er vor der Revolution in Paris besessen hatte, so fehlte doch nichts, was zu einer Hausführung nötig war, die von einem Haushofmeister, einem Kammerdiener, einer Haushälterin und dem übrigen notwendigen Personal besorgt wurde. Wie alles andere fiel auch das Mobiliar nach testamentarischer Bestimmung an die Familie Bueil; nur einen kleinen Teil davon hatte Grimm der Mademoiselle Marchais vermacht, nämlich: „Un lot convenable de mon linge de ménage, six couverts d'argent, une de mes montres, une de mes tabatières et un des souvenirs qu'elle choisira parmi les bijoux."

Wenn Grimm selbst auch niemals ernstliche Anstrengungen gemacht hat, um wieder in den Besitz seines von der französischen Regierung eingezogenen Vermögens zu gelangen, so scheinen er und seine Erben doch die Hoffnung darauf niemals ganz aufgegeben zu haben. Auch die Testamentsexekutoren haben den Fall in Erwägung gezogen, denn sie schreiben: „Sollte der angegebene Aktivbestand der Erbschaftsmasse sich vielleicht in Zukunft noch vergrößern, welches z. B. dadurch geschehen könnte, wenn von dem verstorbenen Herrn Baron v. Grimm in Frankreich zuständig gewesenen und während der Revolution eingezogenen Vermögen etwas wiedererlangt würde, so würde von einer jeden solchergestalt hinzukommenden Summe der Frau Gräfin v. Bueil die eine Hälfte und ihren Töchtern die andere Hälfte gebühren."

Nach dem Tode Grimms kehrte die Bueilsche Familie, die inzwischen seitens der napoleonischen Regierung von der Emigrantenliste gestrichen worden war, nach Frankreich auf ihr Schloß bei Varennes zurück. Die älteste Tochter, Katharina Helene Alexandrine, hatte noch kurze Zeit vor dem Tode des Wohltäters ihrer Familie den Freiherrn von Bechtolsheim geheiratet, der ihr aber schon nach vierjähriger Ehe durch den Tod entrissen wurde. Von ihr rührt die Inschrift auf Grimms Grabstein her: „Hier ruht ein Weiser, ein liebender Freund. Im späten Winter des Lebens starb er zu früh uns und der Welt." Außerdem ist sie die Verfasserin des ansprechenden Buches „Erinnerungen einer Urgroßmutter." (Herausgegeben von Karl Graf Oberndorff, Berlin 1902). Die andere Tochter, Adele Charlotte Rosalie, verheiratete sich später mit einem Grafen Caussans.

Grimms Grab auf dem Friedhofe des Dorfes Siebleben bei Gotha, wo er auf seinen ausdrücklichen Wunsch „ohne Sarg, in freier Erde" bestattet wurde, wäre heute verfallen, wenn nicht Gustav Freytag, der Gutsherr und Einsiedler von Siebleben, im Jahre 1865 für seine Wiederherstellung gesorgt hätte und wenn nicht 1890 der badische Ministerialpräsident Dr. Karl v. Grimm, ein Urgroßneffe des Verstorbenen, eine abermalige Erneuerung hätte vornehmen lassen. War der vierundachtzigjährige Greis bei seinem Tode längst ein vergessener Mann, so ist doch sein Name durch die Veröffentlichung der „Correspondance littéraire" zu neuem Leben erweckt worden. Die seit dem Jahre 1882 in 16 Bänden vorliegende, von Maurice Tourneux besorgte, mustergültige Ausgabe wird auch für die Zukunft eine unentbehrliche Quelle für das Studium der französischen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts bilden.

Literarische Rundschau.

Zwei Schweizerbücher.

1. Berge und Menschen. Roman von Heinrich Federer. Berlin, G. Grote. 1911.
2. Marignano. Roman von Johannes Jegerlehner. In gleichem Verlag.

Es ist heutzutage mißlich, von einer Schule zu reden, wenn es sich um einzelne, durch nationale und künstlerische Eigentümlichkeiten einander nahestehende Dichtungen handelt. Der moderne Mensch verbindet mit diesem Begriffe nur allzu leicht den eines Mangels an persönlichen Qualitäten bei den in Betracht kommenden Künstlern und wittert Epigonentum, sobald die Technik, die dargestellte Umgebung und die durchklingenden Gefühlstöne erkennbare Verwandtschaften aufweisen.

Immerhin haben wir gegenwärtig bereits hier und dort Ansätze zu künstlerischen Gruppenbildungen oder, wenn man lieber will, zu Schulen. Man kann bereits von einer Wiener Lyrik, von einer norddeutschen Heimatdichtung und anderen Kristallisationen des künstlerischen Schaffens reden, ohne daß sich allemal über die einzelnen, hier in Rede stehenden Schulen und Gruppen allzuviel Erfreuliches aussagen ließe. Am meisten Beachtung aber verdient in diesem Zusammenhange eine Schar schweizerischer Dichter, die, auf dem künstlerisch so fruchtbaren Nährboden ihrer Heimat erwachsen, wohl am besten die Bezeichnung einer Schule zulassen. Ernst Zahn, Jegerlehner, Ilg, Schaffner, Möschlin, Federer müssen hier als die hervorragendsten Vertreter dieser Richtung genannt werden.

Die beiden oben genannten Werke sind erfreuliche Proben des Geistes, der unter den lebenden Schweizer Dichtern herrscht. Man würde ihnen unrecht tun, wollte man sie in irgendeinem Sinne als Epigonen Gottfried Kellers oder C. F. Meyers bezeichnen. Aber nicht verkennen läßt sich, daß sie sich an ihren Vorbildern geschult und das ihnen überkommene Erbe nationaler und ästhetischer Kultur bewußt und tüchtig weitergebildet haben. Man wird hierbei das nationale Element nicht allzu gering veranschlagen dürfen. Bezeichnenderweise ist es immer wieder die Heimat, in der sich diese Dichter bewegen, und es scheint, als gewönnen selbst die Schwächeren von ihnen durch die Berührung mit der mütterlichen Erde neue Kraft. Das gewisse, nicht unberechtigte Mißtrauen, mit dem man heutzutage durchweg der Heimatkunst gegenübersteht, kann vor dieser schweizerischen Produktion nicht standhalten; denn im Gegensatz zu den meisten unter dieser Bezeichnung kursierenden Produkten, die im wesentlichen den Stempel einer reinen Modesache tragen, haben wir hier Werke vor uns, in denen das Heimatliche keine Kulisse, sondern eine innere Notwendigkeit bedeutet. So wird auch der geistige Gehalt und die künstlerische Technik entschieden von dieser Note beeinflußt, die uns überall entgegenklingt. Es ist ein starker, herber, stolzer,

männlicher Geist, der diesen Schweizer Dichtern eignet, ein kräftiger und tapferer Lebenswille, eine freudige Bejahung all der Werte, die eine skeptische und dekadente Gegenwart mehr oder minder zu verneinen gewöhnt ist. Nicht minder erfreulich wirkt die technische Sicherheit, mit der die Form des Romans behandelt wird. Es ist durchweg eine bedeutende und gehaltvolle Fabel, die mit kräftigen Händen gestaltet und zu festen Konturen herausgearbeitet wird. Auf den ersten Blick liegt hier ein entschiedener Gegensatz zu dem psychologischen Roman vor, der — abgesehen von der hier nicht in Betracht kommenden Unterhaltungsliteratur — die Kunst der Gegenwart zu beherrschen scheint. Bei näherer Betrachtung ergibt sich indessen, daß diese, mehr dem tätigen Leben als der zersetzenden Seelenanalyse zugewendeten Schweizer mindestens ebenso viel Psychologie entwickeln wie die zünftigen Romanpsychologen, bei denen die Probleme sich ungebührlich häufen, abstrakte Erörterungen überwiegen und das eigentlich Epische in den Hintergrund tritt. In den gegenwärtigen schweizerischen Dichtern lebt etwas von dem Genius des Seldwyler Meisters, der die Probleme in die bunte Fülle des Lebens und Geschehens einzutauchen und mit dem epischen Flusse der Erzählung zu einem wundervollen, unlösbaren Ganzen zu verschmelzen wußte.

Die Erzählung „Marignano" von Johannes Jegerlehner, der den Lesern der „Deutschen Rundschau" aus mehreren Beiträgen bereits bekannt ist, gehört zu den vortrefflichsten historischen Novellen der neueren Zeit. Es ist etwas von der epischen Breite der beiden Großen darin, obwohl der Vorwurf zunächst beinahe dürftig zu sein und der eigentlich wirksamen Konflikte zu entbehren scheint. Jegerlehner stellt einfach die Schicksale dreier schweizerischer Landsknechte dar, die als Söldner des Herzogs Sforza von Mailand mit ihren anderen Landsleuten in der Schlacht bei Marignano fallen. Als spezifisch dramatisches Moment oder überhaupt als Motiv der epischen Handlung kommt wohl nur das Verhältnis des ältesten von ihnen zu der mailändischen Bürgerin Elisa in Betracht, die Wendel in früheren Jahren geliebt hat, und deren Tochter Livia ein natürliches Kind ist. Elisa rächt sich an ihrem Verführer dadurch, daß sie ihn mit Hilfe eines berauschenden Trankes den Auszug zur Schlacht versäumen läßt, ein Vorgehen, das Wendel mit innerlicher Gebrochenheit und äußerlich mit dem Tode durchs Schwert büßt. Aber um diese Hauptperson gruppiert sich eine Anzahl höchst lebensvoller Typen, und es hängt von vornherein über all den bunten und bewegten Bildern, die sich vor uns aufrollen, wie die Ahnung eines nahen dunklen Verhängnisses. Die drei Schweizer, kernige Gestalten aus einem Guß, der Kardinal Schinner — gleichfalls ein Schweizer — in seinem Kampfe gegen Frankreich, die haßerfüllte Mailänderin, deren anmutige Tochter, sie alle bilden miteinander ein großes Gemälde, dessen kräftige und sichere Linien nicht nur ein bedeutendes Stück schweizerischer Geschichte, sondern einen ergreifenden und imposanten Ausschnitt aus der Tragödie des menschlichen Lebens überhaupt zur Anschauung bringen.

Fast noch höheren Kunstwert wird man dem Roman Federers, dessen „Lachweiler Geschichten" vor einigen Monaten an dieser Stelle angezeigt wurden, zusprechen dürfen. Will man aus dem Reichtum des auch dem äußeren Umfang nach ungewöhnlich starken Buches (es umfaßt nahezu 700 Seiten) eine Idee herauslösen, so liegt sie schon aufs glücklichste im Titel ausgedrückt. Es ist die geheimnisvolle Wirkung der Berge auf den Menschen, die uns hier bei dem Ingenieur Emil Manuß entgegentritt, der, ein herber, in sich verschlossener und in unbefriedigter Ehe lebender Mann, auf den Bergen das Glück seines Lebens findet. Dieses Glück ist erfreulicherweise weder eine Sennerin noch eine sonstige Bergmaid, sondern es ist sein eigener Sohn Mang, ein prächtiger Bauernbursche, dessen Mutter Cäcilie er vor fünfzehn Jahren geliebt und dann in jugendlicher Unbekümmertheit verlassen und vergessen hat. Neben dieser Fabel geht eine andere, mit gleicher Kraft ausgestaltete einher: Manuß ist als Ingenieur berufen, die Bergbahn auf den Absomer Berg zu bauen, er trotzt den Bergen und den sich

widersetzenden Bergbewohnern das Gelingen des Werkes ab, bis es schließlich, unmittelbar vor der Vollendung, durch unwiderstehliche Naturgewalten zerstört wird. Diese beiden Motive schlingen sich organisch ineinander, und das eine ergänzt und bereichert das andere. Der stolze, kühle, selbstgewisse Manuß wird durch den Zusammenbruch seines Werkes zur Demut, zur Selbstbescheidung geführt, während zugleich die reinigende Luft der Berge alles Konventionelle und Egoistische in ihm erstickt. Die seelische Entwicklung dieses auf den ersten Blick fast unsympathisch und unliebenswürdig erscheinenden Menschen hat Federer mit voller Sicherheit, ohne Gewaltsamkeiten und ohne Sentimentalitäten, durchgeführt. Und in dieses Zentrum der Handlung hinein weben sich reiche und bunte Fäden anderer menschlicher Schicksale — Dorftragödien und Dorfkomödien — doch in strenger Harmonie mit der Komposition des ganzen. Das Versprechen, das Heinrich Federer mit seinen „Lachweiler Geschichten" gab, hat er mit diesem Roman eingelöst, dessen künstlerische Bedeutung durch einzelne Längen, wie sie sich besonders gegen den Schluß hin bemerklich machen, nicht wesentlich beeinträchtigt werden kann. Nichts ist virtuosenhaft, nichts ist glänzend bei ihm, sondern alles echt, gesund und im besten Sinne solide. Er ist ein aufrechter Künstler mit bestimmten, leicht erkennbaren Grenzen, und ein tapferer, natürlicher und freier Mensch.

Herbert Stegemann.

Grimms Märchen.

In diesem Mai vollendet sich das Jahrhundert, in dem Grimms Märchen, seit ihrem ersten Erscheinen, das klassische Buch der Kinderliteratur geworden sind. Als das Volk, von dem Geiste einer neuen Zeit berührt, das Märchen, den Jahrhunderte lang vertrauten und lieben Gast an seinem Herde zu vernachlässigen begann, haben ihm die beiden Brüder eine neue, bleibende Stätte bereitet in der Kinderstube, und von dort aus schafft und wirkt es, ein geheimer Miterzieher, ein guter Geist unserer Nation, uns immer von neuem verjüngend. „Kinder- und Hausmärchen" nannten die Brüder Grimm ihre Sammlung, und dieser Titel kommt vor anderen dem deutschen Märchen zu. Kind und Märchen gehören für uns zusammen. Unser Märchen spricht und denkt wie das Kind. Darum ist es für uns Erwachsene die goldene Brücke, die uns jederzeit, wenn wir nur wollen, in das Kinderland zurückführt. Trauliche Enge, vertraute Nähe aller Dinge um uns, und zugleich weltweit schweifende und ahnende Blicke; so ist's im Märchen und beim Kinde. Wir sind in unseren vier Wänden und zugleich in einem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten. Alle die Gegenstände um uns, über die wir Große hinwegsehen, haben für das Kind noch die neue, unverblaßte Farbe, ihr persönliches Dasein; Schippe und Besen, Kochtopf und Feuer, Tier und Pflanze bekommen eigenes Leben und fangen an zu reden. Und in dieser Kleinwelt, in der das Kind mit allem auf du und du steht, sitzt doch in allen Ecken das Geheimnis, das Wunder. Das Mäuschen ist vielleicht eine verzauberte Prinzessin; die Bohne, die man zufällig findet, kann bis über die Wolken emporwachsen, wie jene, an welcher der Märchenpeter in den Himmel hinauf kletterte. Das Wunder ist ja die Seele des Märchens, und dem Wunder steht auch das Kindesherz weit offen, ist es doch noch ganz und immer Erwartung, Erwartung eines ungekannten Herrlichen, eines die Fassungskraft Übersteigenden, eines strahlenden Glücks.

Eben dadurch, daß das Märchen der stets tätigen, schier unermüdlich bildenden und umbildenden Phantasie des Kindes entgegenkommt, daß der kindliche Geist beim Märchen selbst mitschaffen kann, dadurch behält es seinen immer gleichen Reiz; die Darstellung einer fertigen, in sich abgeschlossenen Realität, zu der das Kind nichts mehr hinzutun, aus der es nichts formen kann, hält sein Interesse nicht so lange fest. Das komplizierteste Spielzeug, die mit allem Raffinement nachgebildete Eisenbahn oder „Elektrische" läßt es liegen, nachdem es seinen Wissenstrieb daran befriedigt hat, und wendet sich wieder dem primitiven Spiel und Spielzeug zu, das es sich selbst gemacht hat; mit seiner lebendigen Einbildungskraft kann es ja jederzeit, wenn es Lust hat, eine unvergleichlich bessere Eisenbahn und Elektrische mit allem charakteristischen Geräusch und Rhythmus, mit Schaffner und Passagieren dazu, vorstellen, als dies starre, sperrige, kleine Blechding.

Und wir dürfen die Phantasie des Kindes unbedenklich der Leitung des Märchens anvertrauen; die Willkür im Märchen ist nur scheinbar, es ist nicht ein regelloses Spiel der Einbildungskraft, es ist ein Organismus, der seine Entwicklungsgeschichte und seine Lebensgesetze hat. In den fernen Kinderjahren der Menschheit, in einer Epoche primitiven Geisteslebens, als Dichtung, Religion, Sitte sich bildeten, liegt der Ursprung des Märchens; ältestes Wünschen, Träumen, Grauen des Menschen ist sein Herzschlag. Auch das Wilde, Rauhe und Rohe der Urzeit ist dem Forscher noch in manchem der zugrunde liegenden Motive erkennbar; bis zu Kannibalismus, Brautraub, Menschenopfer und ähnlichen urgeschichtlichen Lebensformen führen die ethnologischen Spuren in unserm Märchen zurück. Aber soweit das Naturnächste in unserer Zeit, das Kind, noch vom Naturmenschen der Steinzeit absteht, soweit ist auch das Märchen, wie wir es besitzen, von jener brutalen Wirklichkeit entfernt; der Stoff ist von ihr ganz losgelöst, umgebildet, beseelt durch den Gemüts- und Phantasiereichtum der sich mehr und mehr vom Tierischen, Triebhaften losringenden Menschheit; auch das an sich Ungemütlichste und Grausigste umweht und mildert noch jener wundersame Hauch und Duft des Märchens, umspielen die Lichter seines goldenen Humors. Die Liebe ungezählter Menschengeschlechter, die das Märchen gepflegt und ausgebildet hat, eine stille festliche Heiterkeit ruht auf ihm, Feiertag- und Feierabendstimmung, Herdfeuerwiderschein.

Es ist das Verdienst der Brüder Grimm, das Märchen in dieser seiner eigentümlichen Poesie und seiner Ehrwürdigkeit rein aufgefaßt, es uns in voller Unmittelbarkeit bewahrt und überliefert, es als etwas in langer Entwicklung, nach eigenem innern Lebensgesetz Gewordenes erkannt und zur Geltung gebracht zu haben. Sie fühlten, daß das Märchen keine willkürliche Fabel sei und auch keine eigenmächtigen Eingriffe und vorwitzigen Änderungen verträgt. Wie ein heiliges Vermächtnis, ihnen vom Genius des Volkes anvertraut, empfingen sie es. Und wenn sie in der Theorie, in ihren mythologischen Deduktionen öfters fehl griffen, in der Praxis des Sammelns leitete der in ihnen persongewordene Volksgeist selbst mit untrügerischer Sicherheit ihre Hand; wie von selbst fügen sich ihnen verschiedene, unvollständige Überlieferungen zu einem Ganzen; wie von selbst finden sie die natürlichste Form, jene schlichte, klare Sprache, die den ganzen Reichtum der lebendig anschaulichen Volkssprache in sich aufnahm und nur ihre Schlacken ausschied. Wenn irgendwo, so gilt beim Märchen der Satz, daß diejenige Form die beste sei, die sich nicht aufdrängt, die wir ganz vergessen über dem Gegenstande, den sie uns in voller Treue gibt, die nichts sein will, als „die Kontur, die den lebendigen Leib beschließt." Daß Grimms Märchen noch heute ebenso frisch und unmittelbar wirken wie vor hundert Jahren, verdanken sie nicht zuletzt dieser Plastik der Sprache. Dies Buch gehört heute nicht bloß mehr uns Deutschen, es gehört der Welt, überall findet es Eingang, wo helle Kinderaugen sind; aber uns ist es dadurch noch ein doppelt werter Besitz, daß in ihm

der Born deutscher Sprache und deutschen Erzählens so lauter und stark quillt; aus ihm kann immer wieder das Sprachgefühl unserer Kinder frische Nahrung saugen.

Unter den Märchenfreunden und Forschern fehlt es nicht an solchen, denen sich in diesen Tagen des Zurück- und Vorwärtsblickens in die Freude des Besitzes eine wehmütige Betrachtung mischt. Das Märchenbuch, werden sie sagen, so sehr wir uns seiner freuen, ist uns doch nur ein Gutes statt eines Bessern, das wir verloren haben. Das Bessere, Schönere war die Zeit, da es des Sammelns des Buches noch gar nicht bedurfte, da sich das Märchen noch lebendig von Mund zu Mund, von Generation zu Generation fortpflanzte. Wir sammeln, weil wir sehen, daß eine Jahrhunderte lange Entwicklung zum Stillstand gekommen ist; das Volk erbt und bildet das Märchen nicht mehr weiter, läßt alten unschätzbaren Besitz aus der Hand gleiten und weiß nicht, um wieviel es dadurch seelisch ärmer, um wieviel farbloser und nüchterner sein Leben dadurch geworden ist. Ja, wir müssen uns sogar fragen, ob wir nicht das Ende des Märchens durch unsere gutgemeinten Bestrebungen beschleunigt haben, ob nicht gerade das gedruckte, in die feste unveränderte Form gebrachte Märchen den lebendigen Märchengeist früher verscheucht hat. Vielleicht verstummte das Volk grade wegen unseres beständigen Nachforschens, Hinweisens und Kommentierens; wie ein Kind, das in herziger und drolliger Naivetät mit seinen Puppen geschwätzt und gespielt hat, die Unbefangenheit und Lust am Spiel verliert, wenn es sich beobachtet fühlt. Sollte das Märchen einmal sterben, so war es vielleicht besser, es „in Schönheit sterben zu lassen", es im Volke selbst ausklingen zu lassen, als es durch diese literarische Fixierung am Leben erhalten zu wollen.

Es lohnt sich wohl, diese Frage einmal unbefangen durchzudenken. Zunächst ist die Annahme, daß der Märchenquell im Volke versiegt sei, verfrüht. Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begegnet man wohl bei deutschen Märchensammlern dieser Klage; aber oft genug rührte der unbefriedigende Erfolg ihrer Nachforschungen nur daher, daß sie es sich zu leicht gemacht haben, oder daß ihre Methode nicht die richtige war. Die reiche Nachlese, die andere Forscher, nach der Sammlung der Brüder Grimm, in den verschiedensten Gegenden des deutschen Sprachgebietes halten konnten, zeigt, daß die tatsächlichen Verhältnisse doch wesentlich günstiger sind. Noch gegen das Ende des 19. Jahrhunderts fand Ulrich Jahn seine allerdings auch jahrelange, hingebende und sehr geschickt durchgeführte Sammelarbeit in Pommern durch eine volle Ernte belohnt, die zugleich auch den Beweis erbrachte, daß das Märchen nicht nur noch als ein Relikt früherer Zeit, als allmählich verblassende Tradition fortexistiert, sondern daß bei einer Anzahl begabter Individuen der niedrigsten Volksschicht das Reproduzieren zugleich ein lebendiges Mitschaffen ist, und daß die Erzähler ein dankbares Publikum fanden, unter ihren Standesgenossen einen gewissen Ruf hatten. Auch dieses Jahr wird uns von neuem Belege dafür bringen, daß im Volke das Märchen noch weit lebendiger ist, als man gemeinhin glaubt.

Aber das ist allerdings eine Tatsache, vor der wir nicht die Augen verschließen wollen, daß das Gebiet der unmittelbaren mündlichen Überlieferung nicht mehr so weite Kreise wie in früheren Jahrhunderten umfaßt. Unter dem Stadtvolk kursiert höchstens noch der und jener Schwank, nicht mehr das eigentliche Märchen. Beim Bauern herrschen materielle Interessen vor; auch will er hinter dem Städter nicht zurückbleiben, von ihm nicht für rückständig angesehen werden; mit der städtischen Tracht dringt die städtische Denkweise immer weiter vor. Das Märchen zieht sich auf einzelne Landschaften zurück, in denen sich die alte bäuerliche Kultur zäher als anderwärts behauptet, auf einzelne Kreise der Landbevölkerung, besonders die unterste Schicht, die ländlichen Arbeiter.

Aber selbst wenn man aus dieser Erscheinung den meiner Meinung nach nicht unbedingt notwendigen Schluß ziehen wollte, daß früher oder später das

Märchen gerade bei dem Teile unseres Volkes, bei dem es jahrhundertelang seine Heimat gehabt, nicht mehr existieren werde, so wäre damit noch nicht gesagt, daß die Freude am Märchen überhaupt aus unserem Volke verschwände. Es handelt sich vielleicht nur um ein Auf- und Absteigen, einen Austausch der Lebenssäfte im Organismus unserer Kultur, wie er sich ähnlich an so vielen Erscheinungen beobachten läßt. In demselben Maße, wie beim Volk das Märchen an Terrain verloren, hat es die Liebe der Gebildeten gewonnen. Und zumal in der Gegenwart steigt unter ihnen die Empfänglichkeit für seine Poesie, die Freude an seiner farbigen Fülle, seinem kecken, leichten und instinktiv sicheren Fabulieren, seinem vollen, herzlichen Kinderlachen. Und man darf diese Tatsache nicht etwa nur als eine Begleiterscheinung der gegenwärtig herrschenden literarischen Mode ansehen; mit dem Schlagwort Neuromantik ist es hier nicht getan. Unsere Kinder wissen noch nichts von literarischer Mode; und unter den Erwachsenen sind es gerade die bereits wieder jenseits aller solcher Moden Stehenden, die Menschen von reifster Kultur, die immer wieder gern mit dem lieben Gefährten der Kinderzeit Zwiesprache halten. Viel zu tief wurzelt das Märchen im Leben der Nation, viel zu viel hat der Deutsche von seinem Eigensten und Besten seit ältester Zeit in dies kostbare Gefäß hineingelegt, als daß es ihm je gleichgültig oder Modesache werden könnte. Je mehr sich unsere Kultur klärt und festigt, um so mehr wird uns das Märchen werden. Seine Stellung in der geistigen Entwicklung der Neuzeit läßt sich mit der des Volksgesanges vergleichen. Ohne das Volkslied wäre die reiche Entfaltung unserer Lyrik seit Goethe, Bürger und Claudius nicht möglich gewesen. Das Märchen wurde etwas später entdeckt; aber es hat bereits unsere Dichtung, und nicht nur sie, auch unsere bildende Kunst, reich befruchtet und wird ihnen immer neues Leben zuführen. Wir stehen nicht am Ende, am Abschlusse einer Entwicklung; das Märchen blieb jung, es hat nicht bloß eine Vergangenheit, es hat eine Zukunft.

Paul Zaunert.

77. **Mosaik.** Von Joseph Unger. Aus „Zunten Betrachtungen und Bemerkungen". Dritte, vermehrte Auflage Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft. O. J.

Erscheinungen wie Joseph Unger werden in der Gegenwart selten. Immer mehr mündet unsere ganze Kultur in ein vielleicht im einzelnen überaus leistungsfähiges, vom allgemein menschlichen Standpunkte dagegen ohne Frage minderwertiges Spezialistentum aus, und der geistige Universalmensch, dessen leuchtende und für alle Zeiten vorbildlichen Typen wir in Männern vom Schlage Goethes und der Humboldts verehren, macht dem betriebsamen Einzelforscher, dem einseitigen Berufsvirtuosen, dem Sklaven seines Metiers Platz. Da erfreut man sich doppelt eines reichen und vielseitig gebildeten Geistes, wie wir ihn in Unger erblicken, der, als Theoretiker wie als Praktiker einer der größten Rechtsgelehrten seiner Zeit, doch an allen Gebieten des intellektuellen Lebens den wärmsten und verständnisvollsten Anteil nahm und es wie kaum ein anderer verstand, seine Spezialwissenschaft durch die mannigfachsten und gründlichsten Erkenntnisse aller nur denkbaren Art zu beleben und zu befruchten. Er hat das Programm seines Lebens in dem knappen und treffenden Worte zusammengefaßt: „Ich war stets bestrebt, mehr den Menschen in mir auszubilden, als den Juristen," und darin liegt in der Tat das Geheimnis seines Wesens. Als Schriftsteller ist Unger ein Meister des Aphorismus. Es läßt sich begreifen, daß gerade dieser die seinem Temperamente am meisten entsprechende Form des gedanklichen Ausdrucks war. „Ich wäre", mit diesen Worten lehnt er die Anregung zur Abfassung seiner Biographie ab, „bei der Gedrungenheit und Kurzatmigkeit meines Stils nicht imstande, Personen und Begebenheiten ausführlich und anschaulich zu schildern: mein Pinsel ist nicht breit genug." So finden wir in diesem uns vorliegenden Bande kurze, scharfe, fein pointierte Gedanken über die mannigfachsten Gegenstände — Leben, Wissenschaft, Kunst, Politik, Verwaltung: Alles ist von großen Gesichtspunkten aus betrachtet und von einer heiteren, überlegenen Weisheit erfüllt. Über die aktuellen politischen Verhältnisse Österreichs weiß Unger, als einer der gründlichsten Kenner, manches treffende Wort zu sagen: aber den breitesten Raum nehmen doch persönliche Reflexionen über Welt, Menschen und Dinge ein, und hier reiht sich Unger den großen Aphoristikern, wie La Rochefaucauld, Vauvenargues und La Bruyère, deren Verehrer und Schüler er zu sein scheint, nicht unwürdig an. Die Erfahrungen seines langen Lebens haben ihn nicht hart und bitter gemacht. „Mir ist mein graues Alter lieber als meine grüne Jugend" — dies Wort ist bezeichnend für die milde, sonnige Grundstimmung, die uns aus diesem Buche entgegenweht.

78. **Jugenderinnerungen und Kriegsbriefe eines Altfrankfurters.** Von Geh. Justizrat Dr. Adolf Fester. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Richard Fester. Halle, M. Niemeyer 1911.

Die Jugenderinnerungen des 1847 geborenen und vor einigen Jahren als Geh. Justizrat verstorbenen Adolf Fester, der als langjähriger Stadtverordneter und Parteiführer in seiner Vaterstadt Frankfurt allgemeine Achtung und Ansehen genoß, schildern hauptsächlich Frankfurter Familienleben in den ruhigen fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts; die Feldzugsbriefe enthalten die Erlebnisse des jungen Juristen während des Krieges von 1870 und 71, an dem er zunächst als Vizefeldwebel und bald als Leutnant in dem 87. Regiment des 11. Korps teilnehmen konnte. Stolze Bescheidenheit, strenges Pflichtbewußtsein, sittlicher Ernst leuchten aus diesen Briefen, die uns über die Schlachtfelder von Wörth und Sedan hinweg bis in das eroberte Paris führen. Neben den Schilderungen des Erlebten und Gesehenen folgt man mit besonderem Interesse der Entwicklung des Verfassers selbst vom Frankfurter Partikularisten zum preußischen Soldaten. Richard Fester, der den Lesern der „Deutschen Rundschau" wohlbekannte Hallenser Historiker, hat in seiner bemerkenswerten Einleitung gerade diesen Stimmungsgehalt der Briefe seines Bruders feinsinnig herausgearbeitet und treffend erläutert.

78. **L'esprit public en Allemagne vingt ans après Bismarck.** Par H. Moysset. Paris, F. Alcan 1911.

Einzelne Kapitel dieses Buches erschienen zuerst in der Revue des deux mondes, wo die Arbeit des Verfassers noch neuerdings als „gewissenhaft und solid" gerühmt wird. In der Tat, wenn Moysset bei den Erörterungen über das Ostmarkenproblem, dem er von seinen 276 Seiten 105 gewidmet hat, über das preußische Wahlrecht usw. aus einer guten Quelle reichlich schöpfte, wie etwa aus Bernhards bekanntem Buche über „das polnische Gemeinwesen", so machen seine Ausführungen einen gediegenen Eindruck. Sobald er aber den Leser aus seinem eigenen Wissen und aus seinem eigenen Geiste heraus zu belehren unternimmt, so offenbart sich ein schlechter Sensations-Reporter. Man höre die Schilderung der Moabiter Krawalle: „Vom 25. September bis zum 18. Oktober 1910 gab es 17 blutige Zusammenstöße in verschiedenen deutschen Städten. Man erinnert sich der regulären Schlacht im Moabiter Viertel, im Herzen von Berlin, links von den Linden. Von seinem Königsschlosse aus horchte Wilhelm II. auf die Füsillade. Sie dauerte mehrere Tage. Die Polizei mußte jedes Haus einzeln belagern, aus dem die in Bürgerkriegen üblichen Geschosse flogen" usw. — Ebenso werden die aus der Entwicklung vom Agrarstaat zum Industriestaat entstehenden wirtschaftlichen und innerpolitischen Schwierigkeiten und Kämpfe nicht unzutreffend geschildert. Der echte Franzose aber zeigt sich erst dann, wenn er die Frage nach der letzten Ursache dieser Schwierigkeiten dahin beantwortet: sie liege in der Herstellung der deutschen Einheit durch Krieg und revolutionäre Mittel. Hinc illae lacrimae . .

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adler. — Der Stil in der Musik. Von Dr. Guido Adler. 1. Buch. Prinzipien und Arten des musikalischen Stils. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1911.

Aus Natur und Geisteswelt. 98. Bändchen: Die deutschen Kolonien (Land und Leute). Zehn Vorlesungen von Dr. Adolf Heilborn. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit vielen Abbildungen und Karten im Text. — 367. Bändchen: Das Ostseegebiet. Von Dr. Gustav Braun. Mit 21 Textabbildungen und einer mehrfarbigen Karte. — 368. Bändchen: Roms Kampf um die Weltherrschaft. Von Dr. J. Kromayer. Mit vier farbigen Karten. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Bachrach. — Recht und Phantasie. Von Dr. Adolf Bachrach. Leipzig, Hugo Keller und Co. 1912.

Baedeker. — Paris nebst einigen Routen durch das nördliche Frankreich. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. Mit sechzehn Karten und vierzig Plänen und Grundrissen. Achtzehnte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1912.

Balsac. — La marche à l'absolu. Divigations dialoguées. Par Pierre Balsac. Paris, Émile Larose. 1912.

Benedikt. — Die Advokatur unserer Zeit. Von Dr. Edmund Benedikt. Vierte, veränderte und vermehrte Auflage. Berlin, Otto Liebmann. 1912.

Biedermann. — Heinrich von Kleists Gespräche. Nachrichten und Überlieferungen aus seinem Umgange. Zum ersten Male gesammelt und herausgegeben von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Leipzig, Hesse und Becker. O. J.

Biedermann. — Goethes ausgewählte Gespräche. Volksausgabe (mit Ausschluß der Gespräche mit Eckermann). Herausgegeben von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Leipzig, Hesse und Becker. O. J.

Biermer. — Die hessische Eisenbahnfrage nach dem Landtagsschlusse. Der Staatsrentenmarkt und die Sparkassen. Teuerung und Geldwert. Von Dr. Magnus Biermer. Gießen, Emil Roth. 1912.

Bippart. — Das staatliche Getreide-Lagerhaus. Ein Mittel zur Gesundung der inländischen Getreide-Produktion und des Handels. Von Ernst Bippart. Arnstadt i. Th., Gimmerthal'sche Buchhandlung. O. J.

Blumenthal. — Wellenringe. Von Oskar Blumenthal. Berlin, Georg Stilke. 1912.

Brevsig. — Von Gegenwart und Zukunft des deutschen Menschen. Von Kurt Brevsig. Berlin, Georg Bondi. 1912.

Caussy. — Voltaire, seigneur de Village. Ouvrage illustrée de trois portraits de Voltaire et de quatre cartes. Paris, Hachette et Cie. 1912.

Ce qu'on a fait de l'église. Étude d'histoire religieuse. Avec une humble supplique à sa Sainteté le pape Pie X. Paris, Félix Alcan. 1912.

Daudet. — La police politique. Chronique des temps de la restauration d'après les rapports des agents secrets et les papiers du cabinet noir. 1815—1820. Par Ernest Daudet. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1912.

Deutschland sei wach! Betrachtungen über Rüstungsfragen und Weltpolitik. Herausgegeben vom Deutschen Flotten-Verein. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1912.

Divoire. — L'amoureuse. IIIème. Des poèmes de l'„Urbs". Par Fernand Divoire. Paris, „A la belle édition". S. A.

Domsch. — Albert Christian Weinlig. Ein Lebensbild nach Familienpapieren und Akten. Von Dr. Paul Domsch. Zweites Heft der Abhandlungen und Berichte der technischen Staatslehranstalten in Chemnitz. Chemnitz, J. C. F. Dickenbahn und Sohn. O. J.

Dove. — Marokko und die wirtschaftspolitischen Beziehungen in Afrika zwischen Deutschland und Frankreich. Vortrag, gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden von Dr. Karl Dove. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Ecke. — Humanistisches Gymnasium und modernes Kulturleben. Dankesgrüße ehemaliger Schüler zur Feier des 350jährigen Bestehens des Erfurter Gymnasiums. Herausgegeben von D. theol. Gustav Ecke. Erfurt, A. Strenger. 1911.

Enderling. — Am Fuß des Berges. Roman. Von Paul Enderling. München, Albert Langen. O. J.

Flake. — Schritt für Schritt. Roman. Von Otto Flake. Berlin, Paul Cassirer 1912.

Freimark. — Die okkultistische Bewegung. Eine Aufklärungsschrift. Von Hans Freimark. Leipzig, Wilhelm Heims 1912.

Friedjung. — Österreich von 1848 bis 1860. Von Heinrich Friedjung. In zwei Bänden. Zweiter Band. Erste Abteilung. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Friedländer. — Interessante Kriminalprozesse von kulturhistorischer Bedeutung. Darstellung merkwürdiger Strafrechtsfälle aus Gegenwart und Jüngstvergangenheit. Nach eigenen Erlebnissen. Von Hugo Friedländer. Eingeleitet von Justizrat Dr. Sello. VI. Berlin, Hermann Barsdorf. 1912.

Gebhardt. — Eduard v. Gebhardt. Sechzehn Bilder Mit einem Geleitwort von Wilhelm Kotzde. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. Mainz, Josef Scholz. 1912.

Goethe. — Propyläen-Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken. Dreizehnter und vierzehnter Band. München, Georg Müller. O. J.

Goldene Klassiker-Bibliothek. — Immermanns Werke. Auswahl in sechs Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Werner Deetjen. Berlin, Bong und Co. O. J.

Hauptmann. — Nächte. Roman. Von Karl Hauptmann. Leipzig, Ernst Rowohlt. 1912.

Hennig. — Alfred Nobel, der Erfinder des Dynamits und Gründer der Nobelstiftung. Eine biographische Skizze von Dr. Richard Hennig. Mit 12 Abbildungen. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. O. J.

Henning. — Goethe und die Fachphilosophie. Von Dr. Hans Henning. Straßburg i. Els., Karl Bougard. 1912.

Hermann. — Die Nacht des Dr. Herzfeld. Roman Von Georg Hermann. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1912.

Höcker. — Der Sohn des Soldatenkönigs. Von Paul Oskar Höcker. Mit Bildern von Georg Lebrecht. Berlin, Ullstein und Co. 1912.

Hoerhammer. — Nessukarèni und andere Geschichten von irgendeinem Planeten. Von Artur Hoerhammer. München, Albert Langen. O. J.

Huldschiner. — Narren der Liebe. Novellen. Von Richard Huldschiner. München, Albert Langen. O. J.

Hunzinger. — Das Wunder. Eine dogmatisch-apologetische Studie von D. Dr. A. W. Hunzinger. Leipzig, Quelle und Meyer. 1912.

Ilgenstein. — Die Gedankenwelt der modernen Arbeiterjugend. Eine Beleuchtung der roten Jugendbewegung. Von J. Ilgenstein. Berlin, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. 1912.

Kaempf. — Reden und Aufsätze von Johannes Kaempf. Herausgegeben von den Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin. Berlin, Georg Reimer. 1912.

Kant. — Immanuel Kants Werke. In Gemeinschaft mit Hermann Cohen, Artur Buchenau, Otto Buek, Albert Görland, B. Kellermann herausgegeben von Ernst Cassirer. Band I. Berlin, Bruno Cassirer. 1912.

Katalog der Berliner Stadtbibliothek. Neunter Band. Nachträge zu Abteilung III: Literaturgeschichte und Dichtung. Berlin, Druck von Otto v. Holten. 1912.

Kellermann. — Nester und II. Die Geschichte einer Sehnsucht. Von Bernhard Kellermann. Berlin, S. Fischer. O. J.

Kofink. — Lessings Anschauungen über die Unsterblichkeit und Seelenwanderung. Dargestellt von Dr. phil. Heinrich Kofink. Straßburg, Karl J. Trübner. 1912.

Kohl. — Briefe des Generals Leopold von Gerlach an Otto von Bismarck. Herausgegeben von Horst Kohl. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Kresse. — Das Vaterland in Gefahr! Denkschrift über die Nachteile der Elektrisierung der Staatseisenbahnen. Von Oskar Kresse. Berlin, John Schwerin. O. J.

Ku Hung-Ming. — Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen. Kritische Aufsätze. Von Ku Hung-Ming. Herausgegeben mit einem Vorwort von Alfons Paquet. Jena, Eugen Diederichs. 1911.

La lutte scolaire en France au dix-neuvième siècle. Leçons professées à l'école des hautes études sociales par Mm. F. Buisson, L. Caher, A. Dessaye, E. Fournière, C. Latreille, R. Lebey, Roger Lévy, Ch. Seignobos, Ch. Schmidt, J. Tchernoff, E. Touley.

Avec une introduction par M. J. Letaconnoux. Paris, Félix Alcan. 1912.

La Mara. — Felix Mendelssohn. Von La Mara. Neubearbeiteter Einzeldruck aus den Musikalischen Studienköpfen. Zehnte Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1911.

Lauthard. — Magister Lauthard. Sein Leben und seine Schicksale. Von ihm selbst beschrieben. Herausgegeben von Heinrich Schnabel. München, Martin Mörike. 1912.

Les origines diplomatiques de la guerre de 1870—1871. Recueil de documents publié par le ministère des affaires étrangères. Tome V. 6. novembre 1864 — 27. février 1865. Paris, Gustave Ficker. 1912.

Lindau. — Illustrierte Romane und Novellen. Von Paul Lindau. 27. bis 30. Lieferung. Berlin, S. Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt. O. J.

Lindner. — Geschichtsphilosophie. Das Wesen der geschichtlichen Entwicklung. Einleitung zu einer Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. Von Theodor Lindner. Dritte, umgearbeitete Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Lissner. — Zur Wertzollfrage. Von Dr. Julius Lissner. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachfolger. 1911.

Lux. — Grillparzers Liebesroman. Die Schwestern Fröhlich. Roman aus Wiens klassischer Zeit. Von Joseph August Lux. Berlin, Bong und Co. O. J.

Maugras et Croze-Lemercier. — Delphine de Sabran, marquise de Custine. Par Gaston Maugras et le comte P. de Croze-Lemercier. Avec une portrait en héliogravure. Paris, Plon. 1912.

Mauthner. — Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Von Fritz Mauthner. Zweiter Band: Zur Sprachwissenschaft. Zweite Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Meerwarth und Stoffel. — Lebensbilder aus der Tierwelt. Herausgegeben von H. Meerwarth und K. Stoffel. 1. II. Reihe. Vögel. Lieferung 43 bis 48. Leipzig, R. Voigtländer. O. J.

Meyerson. — Identité et réalité. Par Émile Meyerson. Deuxième édition, revue et augmentée. Paris, Félix Alcan. 1912.

Milow. — Abendrot. Neue Gedichte. Von Stephan Milow. Mit einem Bildnis des Dichters von Therese v. Mor. Stuttgart, Adolf Bonz und Co. 1912.

More. — Nietzsche. By Paul Elmer More. Boston, Houghton Mifflin Company. 1912.

Moritz. — Anton Reiser. Ein autobiographischer Roman. Von Karl Philipp Moritz. Herausgegeben von Heinrich Schnabel. München, Martin Mörike. 1912.

Möser. — Justus Mösers Patriotische Phantasien. In Auswahl herausgegeben von Dr. Heinrich Schierbaum. Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Münz. — Von Bismarck bis Bülow. Erinnerungen und Begegnungen an der Wende zweier Jahrhunderte. Von Sigmund Münz. Berlin, Georg Stilke. 1912.

Neutralité et monopole de l'enseignement, suivi de l'état actuel de l'enseignement du latin. Leçons professées à l'école des hautes études sociales par Mm. V. Basch, E. Blum, A. Croiset, G. Lanson, D. Parodi, Th. Reinach et par Mm. F. Lévy-Vogue et R. Pichon. Paris, Félix Alcan. 1912.

Neuwirth. — Illustrierte Kunstgeschichte. Von Professor Dr. Josef Neuwirth. Lieferung 15. Berlin, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. O. J.

Nordling. — Quasi una fantasia. Roman. Von Johan Nordling. Einzig autorisierte Übersetzung von Ida Meyersberg-Arne. Berlin, Modernes Verlagsbureau. 1912.

Oertmann. — Die staatsbürgerliche Freiheit und das freie Ermessen der Behörden. Vortrag, gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 18. November 1911 von Dr. jur. et phil. Paul Oertmann. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Paulsen. — Gesammelte pädagogische Abhandlungen. Von Friedrich Paulsen. Herausgegeben und eingeleitet von Eduard Spranger. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Pazaurek. — Guter und schlechter Geschmack im Kunstgewerbe. Von Gustav E. Pazaurek. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1912.

Peez und Dehn. — Englands Vorherrschaft. Aus der Zeit der Kontinentalsperre. Von Dr. Alexander von Peez und Paul Dehn. Mit einer Karte und einem Bildnis Alexander von Peez'. Leipzig, Duncker und Humblot. 1912.

Pennypacker. — Bridle Paths. By Isaac Rusling Pennypacker. Philadelphia, Christopher Sower Company. 1911.

Pfeil. — Zwischen den Kriegen. Meine ersten Jahre im Ersten Garde-Regiment zu Fuß. 1864 bis Anfang 1870. Von Richard Graf von Pfeil. Mit vierzehn Bildern. Erste und zweite Auflage. Schweidnitz, L. Heege. O. J.

Poirier. — L'officier, le haut commandement et ses aides en Allemagne. Par Jules Poirier. Deuxième édition. Paris, Librairie Chapelot. 1912.

Polti. — Les trente-six situations dramatiques. Par Georges Polti. Nouvelle édition mise au courant et augmentée de deux index bibliographiques des œuvres et des auteurs cités dans cet ouvrage. Paris, Mercure de France. 1912.

Raccolta Vinciana. — Presso l' archivio storico del comune di Milano. Castello Sforzesco. Milano, Umberto Allegretti. O. J.

Ratislav. — Stephan Milow. Ein deutscher Dichter. Von Josef Karl Ratislav. Mit einem Porträt Stephan Milows. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. 1912.

Rebenstorff. — Physikalisches Experimentierbuch. Zweiter (Schluß-) Teil. Anleitung zum selbständigen Experimentieren für mittlere und reife Schüler. Von Prof. H. Rebenstorff. Mit 87 Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Renner. — Alteste. Ein mythisches Drama in einem Akt. Von Gustav Renner. Stuttgart, Adolf Bonz und Co. 1912.

Renner. — Dunkle Nächte. Drama in drei Akten. Von Gustav Renner. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. 1911.

Renner. — Merlin. Tragödie in fünf Akten. Von Gustav Renner. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz und Co. 1912.

Roberty. — Les concepts de la raison et les lois de l'univers. Par Eugène de Roberty. Paris, Félix Alcan. 1912.

Rohrbach. — Der deutsche Gedanke in der Welt. Von Paul Rohrbach. Düsseldorf, Karl Robert Langewiesche. O. J.

Roz. — Le roman anglais contemporain. Par Firmin Roz (George Meredith — Thomas Hardy — Mme Humphry Ward — Rudyard Kipling — H. G. Wells). Paris, Hachette et Cie. 1912.

Rupp. — Justus Rupp gesammelte Werke in zwölf Bänden. Herausgegeben von Paul Chr. Elsenhans. Neunter Band: Öffentliches Leben. Leipzig, Fritz Eckardt. 1911.

Sabatier. — L'orientation religieuse de la France actuelle. Par Paul Sabatier. Paris, Armand Colin. 1911.

Sammlung Göschen. Band 573: Die Ortsnamen im Deutschen. Ihre Entwicklung und ihre Herkunft. Von Dr. Rudolf Kleinpaul. Leipzig, G. J. Göschen. 1912.

Scharf. — König Laurins Rosengarten. Ein tiroler Heldenmärchen. Aus dem Mittelhochdeutschen übertragen von Ludwig Scharf. München, Verlag der Deutschen Alpenzeitung. 1911.

Scheu. — Der letzte Abend. Ein Akt. Von Robert Scheu. München, Albert Langen. O. J.

Schirren. — Charaktere und Menschheitsprobleme. Eine Sammlung öffentlicher Vorträge, gehalten von Dr. Carl Schirren. Kiel, Walter G. Mühlau. 1912.

Schlegel. — Friedrich Schlegels Briefe an Frau Christine von Stransky geborene Freiin von Schleich. Herausgegeben von M. Rottmanner. Zweiter Band. Wien, Literarischer Verein. 1911.

Schlesinger. — Geschichte des Symbols. Ein Versuch. Von Max Schlesinger. Berlin, Leonhard Simion Nachfolger. 1912.

Dr. Sebastian Schmidts naturwissenschaftliche Schülerbibliothek. — Band dreizehn: An der Wertbank. Anleitung zur Handfertigkeit mit besonderer Berücksichtigung der Herstellung physikalischer Apparate. Von Emil Gschneidlen. Für mittlere und reife Schüler. Mit 120 Figuren im Text und 44 Tafeln. — Band sechzehn: Unsere Frühlingspflanzen. Anleitung zur Beobachtung und zum Sammeln unserer Frühjahrsgewächse. Für jüngere und mittlere Schüler. Von Dr. F. Höck. Mit 76 Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Stephana Schwertner.

Ein Steyrer Roman

von

E. von Handel-Mazzetti.

(Fortsetzung.)

III.

Der Freudenlärm, der die ganze Stadt erfüllte, scholl vom Stadtplatz nach Ennsdorf und Steyrdorf. Und während auf dem Stadtplatze die evangelischen Schüler vor Herrn Händel einen lateinischen Willkomm sprachen, und die vier evangelischen Prediger in deutschen Worten ihn grüßten im Angesicht einer unermeßlichen, andächtig lauschenden Menge, zogen durch die Vorstädte, die bis Mittag still und verlassen gelegen hatten, die freudetrunkenen Kraftmänner, die Schmiede von Aichet und Kegelpriel, mit wildwütigem Brüllen: „Lost's zua! Mannen und Frauna! Händel Joachim ist erwöhlet Richter, und jetzo ist das romisch Lumpenwerk aus und gar; Hui Papst! Hui Heller! Teufelsgspenst! Henkt's'n Heller zan Fenster naus."

Steine und Schlägel flogen gegen die katholischen Figuren vor dem Spittel, der Mutter mit den sieben Schwertern ward ein Strohkranz aufgesetzt, auf dem Schnallenberg erhob sich bald ein Galgen, an diesen ward ein Strohmann mit einem Bischofshut gehenkt und eine Hundspfote dazugenagelt; trunkene Buben tanzten um den Galgen, andere trugen einen Badzuber herbei, darin stand einer, der einem Benediktinermönche in der Flocke[1]) glich, und schrie immer: „Jerusalem, Jerusalem", und die Rotte lief tobend hinterher und bat: „Vater Albertus, tu uns gesegnen."

Noch wildere Possen trieben die rasenden Mannen; aller Zunder des Zornes und Hasses, seit den Ausweisungs- und Blutsteuerbefehlen im evangelischen Teil des Steyrervolkes angesammelt, brennt heute, wo die römisch-katholische Partei im Wahlkampf unterlegen ist, in jähen Flammen auf.

„Heija, Zahltag! Hui, pfui, papistische Hund, jetzt ist unsere Zeit und blüht unsrer Haber, Händel ist Richter. Ha, ihr Dieb, Schelmb, Böswicht, die ihr habt unser Prediger gesteinigt und unsre Kelche zerschmissen, kompt ihr wiederumb an, wir wöllen euch zutode schlagen."

[1]) Das feiertägliche Ordenskleid der Benediktiner.

Mitten in diesem Hexensabbat sah man aber Frauen und Mädchen friedsam in den Türen sitzen und Wintergrün zu Kränzen eifrig binden, dazu sangen sie in silbernem Diskant das alte Lutherlied:

„Das Wort sie sollen lassen stan."

Der Sohn der Schulfrau von Steyrdorf lief mit Kartuschen und Bildern herum. Die Tischer arbeiteten vor der Steyrbrücke emsig an der Aufrichtung eines Triumphbogens, es war derselbe, durch den der Kaiser eingezogen war; nur das Lemma Gloriosissimo Imperatori über dem Haupte des siegreichen Mars war in Eile mit Altissimo Judici übermalt worden. Fahnen wurden allenthalben ausgesteckt; es hieß: Herr Händel wird noch heut mit dem Schwert bis zum Kueperg und sodann nach der Vesper bei Fackeln zum Steinfeld reuten. Habend die drinnen in der Stadt seidene Tücher und Goldstücktücher ausgehängt und eintausendsiebenhundert zogene Kerzen kauft, wollend die Vorstädt ihnen nit spotten lassen.

Als es gegen Abend ging, und der Himmel selbst seinen schönsten Feuerpurpur über Steyr ausrollte wie ein gewaltiges Festpanier, prangten, sowie die Altstadt inner der Mauern, so auch die Vorstädte und insbesonders die der Eisengewerker, das Steyrdorf, im schönsten Festschmuck. Von allen Firsten wehten Fahnen mit dem Panthertier, mit dem Reichsadler und nicht wenige mit Kelch und Evangeliumbuch. Über allen Torbogen hingen Kränze von Wintergrün, und in den Fenstern waren die weißen und roten Kerzen aufgereiht, die der katholische Wachsler Schadi für die Weihnachtskrippen gegossen und nun unwillig genug für den lutherischen Stadtrichter hatte hergeben müssen.

So waren auch die Häuser der meisten Katholiken, einige patrizische in der Stadt ausgenommen, gleich den übrigen geschmückt worden, aber nur propter vim et metum, wie der Schulgehilfe von Steyrdorf höhnend sagte; die wilden Messerer nämlich hatten gedroht, jedem, der Herrn Händel nicht ehren würde, den roten Hahn aufs Dach zu setzen.

Ganz oben in der Gleinkerstraße, der Friedhofstiege gegenüber, war ein einsames, ungeschmücktes Haus, das Bestandhaus des Abtes, in das am gleichen Tage die Klosterwirtin aus Admont mit Kind und Kegel eingezogen war. Die hatte nicht Zeit gehabt, Fahnen auszustecken, das war zu glauben.

Vor dem altersschwarzen, verwahrlosten Torbogen stand noch der Leiterwagen, von dem die Ochsen abgespannt waren, mit den letzten Stücken Hausrat.

Man hörte drin Stimmen bald unten und bald oben, und die neugierigen Nachbarinnen konnten durch die Fenster, deren nur wenige Glas oder Papier vorhatten, gut sehen, wie die Wirtin mit ihrer großen Tochter und einem alten Knechte rüstig in den Kammern schaffte, wie Kästen gestellt, Truhen ausgeräumt, Betten aufgerichtet wurden, und wie die Kinder mit Hafen und Pfandeln in die Küche rannten, wo bereits, von einem kleinen Dirnlein behütet, das Feuer unter dem Kessel lustig brannte.

Fragt das Peterhäuslweib zum Fenster herein:

„Habts no nit gessen?"

Spricht das Dirnlein am Herd: „Na."
„Was werds denn essen?"
„A greane Suppen und a Mudlkoch" [1]).

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Irzten habend wir es doch so weit, hätt' aber nit gedenkt, daß Stuebn so schlecht sein und die Fensterglas halbscheit brocha."

So sprechend kam jetzt die Schwertnerin müde über die Stiege herab und in die Küche. Sie war groß und stark; ihre niedere Stirn, um die das braune rötliche Haar sich in großen Wellen legte, war naß; schon eine große Arbeit ist's, aber geleist hat sie viel und ist zufrieden. Die Schlafstueben ist in Ordnung. In die Schankstueben neben der Kuchel hat sie schon Tisch und Bänk gestellt, kommend morgen Gäst, kannst sie schon bedienen; zween Küh und ein Kuhkalb hat sie von dem Viechhandler Abraham drüben billig erstanden, stehend schon in Stall neben den Ochsen; schöne Salzburger Küh, auf die Nacht kann mans schon melken; und in der Kuchel brodelt die Suppen; und das Koch wird auch gleich gut sein. Ja, in Admont, unserm Haus an der Rinn, da hat's Backfisch, Prözensuppen, guet Mehlspeis geben — und oh, sie seufzt, unser Haus an der Rinn war zirben getafelt. . . .[2]) Aber wann der Mann tot ist, und arme Witib halt die dreihundert Pfund, die er in schlechte Zeiten hat aufgenummen, dem Stift nit zahlen kannst, mueßt wandern. Wie Gott will, wann man nur gsund is. Gott wird weiterhelfen.

Sie streift die Ärmel auf, ihr Arm ist fest und sonnenbraun, schöpft die Suppe aus dem Kessel, rückt das Mudelkoch ins linde Feuer.

Gierig schaut das kleine Mägdlein zu und leckt sich die Lippen.

„Tua die andern holen," schafft die Mutter. „Jetzt is's zan Essen."

„Zan Essen," jubiliert das Dirnlein, wie ein Pfeil schießt es vors Tor, wo eben der alte Knecht die letzte Kiste vom Wagen lädt, gellt: „Kasper, essen!" — Dann stiegenauf: „Steff, Kinter kombts tama essen!" [3])

Alsbald trappeln kleine Füßlein auf der Stiege, tanzen drei Kinder in die Küche, das Mägdlein, das sie gerufen hat, voran; danach stampft schwer in seinen Holzschuhen der Knecht herein, zuletzt kommt die große Tochter mit dem Kleinsten auf dem Arm über die schlechte, ausgebrochene Stiege vorsichtig herunter.

Auf dem alten Tisch von Eichholz, der einmal ein Kredenzl im Admonter Stiftsrefektori war, ist angerichtet. Die Mutter betet den Engel des Herrn, nachher sitzen alle um den Tisch, die große Tochter hält wieder das Kleinste auf ihrem Schoß, und essen.

Eia, die grüne Fastensuppen ist viel gut, wenn man zwei Tag gar nicht warm gegessen hat.

Durch die unverglasenen Fenster streicht die kalte Luft herein, husch! und weht welke Blätter von einem Nußbaum in die Küche. Über der Wolferer

[1]) Eine in Steiermark beliebte Mehlspeise.
[2]) Mit Täfelung aus dem Holze der Zirbelkiefer versehen.
[3]) Tun wir (= laßt uns) essen.

Straße glastet blutrot der Himmel, von weitem hört man Zinkenblasen und ganz nah ein seltsames dumpfes Flattern und Knattern, das Spiel der Festfahnen im Abendwind.

Spricht die Schwertnermutter:

„Hast alles zuegricht zun Schlafa, Steffi, i bi viel mied, Füeß tragend mi frei nimmer."

Das Mädchen berichtet, der Mutter ihr Bettladen hätt sie aufgricht oben in der Stuebn, mit dem Leilach und zwo Kiß und Hill[1]), vor die Kinter sand zwoa Laubersack, und das Wiegel steht bei der Mutter ihrn Bett hiedann. Vorn Kasper is da nebnat in an Kammerl oan Strohsack gricht.

„Guat is's," sagte die Mutter befriedigt. „Aber du tuast ja nixi nit essen," meint sie dann. „Is d' Suppen nöt recht? 's Kräutl is no von unsrigen Garten. Host garbeit't gnua, schau tua essen!" Liebreich blickt sie dabei ihre Tochter an, die ganz ihr Ebenbild ist, nur von Antliß weiß und rot statt braun; schön von Stirn und dunkel von Auge, und nicht vierschrötig wie die Mutter, sondern feingliedrig am Körper.

Arbeitn, jo, dös kanns Madel. Wann d' die nit hättst! Großdirn, Kleindirn, Kindsmentsch, alls dersparst mit ihr. Jo, d' Steffi.

„Die Suppen is scho recht," sagte das Mädchen. Sie hatte den Kopf mit den armdicken goldglänzenden, braunen Zöpfen tief gesenkt und führte dem kleinen Kind sorgsam den Beinlöffel mit Suppe ins Mündlein. Das kleine Kind war schwach und bleich im Widerspiel zu all den lebfrischen braunen Geschwistern. Die Mutter hat es unterm Herzen getragen, da schlich der Vater schon siech im Hause herum.

Die Mutter brachte das Mudelkoch und teilte aus, für zwei Kinder immer einen Steinzeugteller. Die Kinder schmatzten wählig, schauten dabei verstohlen auf die große Schwester, die so wenig aß.

Plötzlich hob die kleine Michaela streitig ihre Vogelstimme:

„Mutta, is do in Steyr a gnädiga Herr, kimp der aa z' uns zöchen, kriag i aa zwoa sulberne Schilling, wonn i eahm a Püschl reich?" [2])

„Nixi kriagend d' vurlautn Mentscha," sagte die Mutter streng.

Das Mägdlein kräuselte ihren rosaroten Mund und läutete mit den kleinen Beinen.

Ihr Bruder Christoph mit dem gelen Wiedehopfschopf meldete sich dreist:

„Mutter, hats da in Steyr aa so viel Apfel und Birn als bei uns in Admont? Und oan Kramber, da man Wonnelein[3]) kafft? Hand Zeideln da und kriag mar an Hönig?"

[1]) Kissen und Hülle (Bettzeug).

[2]) „Wenn ich ihm ein Sträußchen reiche." — Es war in größeren Wirtshäusern in Oberösterreich und Steiermark bis in die jüngste Zeit Sitte, daß vornehme Gäste, die eine gehörige Zeche machten, von einem Töchterchen des Wirtes einen Blumenstrauß bekamen, worauf dann der Betreffende das Mädchen mit Geld oder einer anderen Gabe beschenkte.

[3]) Zucker, Leckereien.

„Da schaugts 'n gschleckigan Buam an!" zankte böse die Mutter. „Sads froh, danks 'n Herrgott, wann d' Muatter das täglich Brot vor enk alli hat." — Und voll Weh dachte sie, daß jetzt fremde Leut ihre Zeidelstöcke und Obstbäume in Admont betreuen und sich daran Geld verdienen werden.

Der leckere Christoph aß ein Mundvoll Koch, dann verkündete er wichtig:

„Mutta, i han an Ratzn auf der Stiegn renna gsegn, mit an la—ngen Schwaf!"

„Sunst woaßt nix Gscheits, han?" fuhr ihn die Mutter immer böser an. „Ratzen aa no," dachte sie, „in wa vor a Haus bin i graten! Vo die Mäuer rinnt der Malter[1]), Türstock und Fenster sand hin und Ratzen aa no. Und a narrisch Geld kannst zahlen vor das Glump."

Jetzt hub das kleine dreijährige Bübel stammelnd an:

„Deffi, Biemi bocki Daiseraw"[2]), zeigte mit seinem Patschhändlein hinaus auf den Jammergarten, wo Lolch, Dornen und Disteln wucherten und schüttelte betrübt den Christkindelkopf: „Do sand t e i n e Biemi."

„Jazten is Hirgst[3]), im Maien wir gehend ins Feld, dann gibt es Bliemi," tröstete Stephana, doch ihr dunkelklares Auge blickte trüb.

Die Michaela murmelte: „Nixi gibts da."

Da riß der Mutter vollends die Geduld, und sie schrie erbost:

„Ös Fratzen, i wird enk Blumaschi und Äpfel und Birn und Hönig und sulberne Schilling ausm Ermbling beuteln und tausend Gulden dazua. I wir enk helfa! Darbeitn! Kreizer verdeanan! Sunst jag i enk aus! Mir hand armi Leut."

Sie stand rasch auf:

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, —" betete sie mit zornmütiger Stimme. „— Und jazten gehts schlafa! Und murgen arbeiten! . . . Der Vater hätt halt nit sterben sölln, was kann i macha!" wendet sie sich an die große Tochter.

„Jo der Herr hätt nit sterbn sölln," wiederholte der alte Knecht; er ist halb gehörlos, das aber hat er gut verstanden; er wischt den Löffel und torkelt langsam davon, und denkt auch an gute Zeiten, wo er oft einmal auch einen silbernen Pfennig und ein Glas Eisentürer[4]) außer der Zeit bekam.

Die Kinder trippelten die Stiege hinauf, erst verschüchtert, aber bald wieder lustig, einander zwickend und neckend. Stephana stand unter der Küchentür mit dem Kleinsten am Arm, und in der Dämmerung klang sanft und fürbittend ihre Stimme:

„Kinder hand dumm."

„Wia mehr oans mit die Fratzna umbtuat, wia schlechter is's," gab die Mutter erzürnt zurück. „Hast du dös Ratzengfraft aa gsegen?" fragte sie darauf mit verdüstertem Gesicht.

[1]) Maueranwurf.

[2]) Der Kleine will in seiner Kindersprache ausdrücken, daß er in der Kaiserau, einem zwei Stunden von Admont gelegenen Alpental, Blumen brechen möchte.

[3]) Herbst.

[4]) Luttenberger Eisentürer, der berühmte Stiftswein von Admont.

„Na. Aber es hand häufti bei die Fleischbänk, und drenten[1]) is eine. Man bringts mit Vitrioli umb. Das is koa groß Sacha. Was im Haus failt, Mutter, das bringend mir schon füreinand. Aber —" das Mädchen zögerte, dann sprach es leise und gepreßt: „— wann nur diese Stadt nit so ein schlechtes Ort war."

„Was woaßt dann du von schlechte Ort," runzelte die Mutter die Stirn. „Fangst du aa an? Schimpfa kann an iads, jazten seind wir einmal do, und es war der Mueß, die Kinder wissends nöt, du aber ja."

„Mutter," sagte das Mädchen, „i weiß. Und ward es der Mueß, wir hättend schon no a Platzl gfunden. O Mutter, was is dann das für eine Stadt, wo kane hundert rechte Christen seind? Muetter, Muetter, was is dann das vor ein Stadt, wo Leut in der Straßen umbschreiend: Hui Papst, hui Papst?"

„Wer schreit? Wo hast dann du das ghört?" fragte die Mutter.

„Wiari[2]) umb Landmost zum Ausschenken fragen war, das war das erst, bald i den Fueß hab über d' Schwellen gsatzt: Hui Papst! Drenten" — sie wies mit der Hand nach rechts, und ihre Wangen erglühten, „habends einen Bischofen, aus Papier gemacht, verbrennt; und ein heiliges Bilde habends mitten in die Straßen gschmissen und greulich geschimpft dazua. Seh ich ein Kirchen, hab wöllen hinein, den Heiland grüeßen, das Kreuz war ober der Porten; — komb hinein — so ist es — ein Roßstall. O Mutter," schluchzte sie bitterlich, an das Treppengeländer sich lehnend, „das hat der gnädig Herr nit gewißt, daß das Steyr so schlecht ist, in eine Mörderhöllen hätt er uns nit fahren heißen."

„Es sind auch rechte Kirchen und Christen da! Am Berg ist eine, warst halt nit dort," sagte die Mutter wirsch. „Jo, jo, in Janspach hätt uns der Grubecker[3]) Keuschl gewußt, in Wald ban Kohlplatz, wo's an Rauken hat zan Dersticka und wo oan d' Stoana vo die Klepf in Rauchfang purzeln. Wir muessend froh sein, daß wir das haben. Wir sind armi Leut."

Das Mädchen schüttelte in der Dunkelheit abweisend ihr Haupt und rief schmerzlich:

„Besser ist hausen bei die Kohlenbrenner, besser bei Für und Wolfen, dann in einer unglaubigen Stadt, wo Gott gelästert wird. Mutter," rief sie plötzlich flehend, „es war no Zeit, wir kunnten no auf Janspach fahren."

„Jo und durt derhungern! Ketzer hats überall," schrie die Mutter erregt, „sand oan[4]) in Landl, seind oan in Leuben, sand etwan aa oan in Janspach, was woaßt dann du: wie dein Vater ein Pueb war, da der Herr von Manterani[5]) das Stift verweset, war auch Admont lutherisch, habend Endl und Ähndl[6]) aa unter die Ketzer müessen bleiben, seind nit gfragt worden, ob sie wollen oder nit."

[1]) drüben.
[2]) Als ich.
[3]) Der Nachbar in Admont.
[4]) einige.
[5]) Polydor von Montegnano.
[6]) Großvater und Großmutter.

„Ja, und uns hat man aa nit gfragt," kam es leis und traurig zurück, „und uns nichts gesagt, Gott möge das dem gnädigen Herrn in der Ewigkeit verzeihen."

Damit hatte das Mädchen die Treppe erstiegen. Während die Mutter in der Küche das Geschirr ins Schaffel stieß und unterweils zornig murrte: „Ja, na Janspach, daß wir da derhungern. Stückfaß Bier, wo bekomb ichs am billigern?" trat Stephana, das Kindlein auf dem Arm, oben leise in die Schlafstube. Es dämmerte schon stark. Das Bett der Mutter stand hochaufgetürmt, daneben die Wiege, und im Winkel waren zwei saubre Laubersäck nebeneinandergelegt, auf dem einen, mit blauem Bettgewand zugedeckt, lag schon die Michaela, auf dem andern, unterm roten Bettgewand, schliefen die beiden Büblein fest.

Stephana lächelte durch ihre Tränen. „Kinder seind dumm. Schlafend schon, habend alls vergessen." Mit ganz leichter Hand rückte sie die Decken zurecht, da schaute der Christoph groß.

„Jö, Steffi! Mir hat vom an Hirschen tramt."

„Bsch!" legt sie den Finger auf den Mund.

Jetzt hört man von der Taborseite wieder die Zinken und Hörner und dumpfen fernen Trommelschlag.

Stephana tut dem Kleinen ein frisch Hemdlein an, viel gern hat sie's, das Hascherlein, und sorgsam ist sie darauf wie eine Mutter. Nun bettet sie's in die Wiege, da einer eine Kuh führend aufgemalt ist.

In der Balkendecke hutscht sich etwas. Fledermäus hats aa? Ratzen und Fledermäus! Das Mädchen bewegt ihr Tuch, das kleine Unziffer schwirrt mit dünnem Kreischen über die Betten weg zum Fenster aus.

Stephana hing, gewandt auf einen Holzstuhl steigend, ihre Schürze an zweien Fensterangeln vors Fenster, denn dieses war unverglast, und der Abend war kalt. Sie kehrte dann an die Wiege zurück. Das Kindlein hatte noch offene Augen. Es ist geschreckt und schläft nicht allein. Sie stand an der Wiege, mit gefalteten Händen, betend, das Abendgold schien um ihr Haupt und umschimmerte ihr armes Gewand; sie betete:

Ich bin klein, mein Herz ist rein,
Soll niemand drin wohnen,
Als du, mein liebes Jesulein.

Das kleine Kind, vom süßen Klang der Stimme gewiegt, schlief schon. Stephana zeichnete ein Kreuz über die Wiege, dann ging sie ins Nebengelaß, das die Schwemme war, ihr eigenes Bett endlich zuzurichten. Ein halbleerer Laubersack lag in einem und ein Leilach und ein grober Kotzen im andern Winkel. Das Beste hat sie der Mutter und den kleinen Geschwistrigen eingebettet. Für sich könnt sie alles geraten, auf dem Pflaster schlafen tät ihr nichts, aber allein, das muß sein; schon als ganz kleines Dirndl hat sie allweg gebettelt, bis sie im Schlupf, wo des Vaters alter Korbiner samt dem Wisch[1]) und Peißigel[2]) stund, ihr Nestlein bekam. Da träumte sie,

[1]) Wischzeug für den Karabiner.

[2]) Ein volkstümlicher Ausdruck für den Morgenstern, den oben mit eisernen Stacheln besetzten Knüppel, der die furchtbarste Waffe der Bauern in ihren Kämpfen (neben der Sense und dem Dreschflegel) war.

und jetzt im Aufrichten des Bettes, im Dämmer und Dunkel träumt sie's wieder; sie wär Schwester Aleit oder Schwester Regilint, im alten der Nonnen Kloster zu Admont, das schon lang verlassen liegt, oder eine Klausnerin im Wald; Hirsch und Reh gingen vor ihrer Klausen, und heilige Engel brächten ihr das Brot, und das Jesulein wär ihr einziger und allerliebster Gesell.

Als sie das Bett zusammengerichtet hatte, sah sie um, ob nichts Heiliges im Zimmer wäre, es war doch ein geistliches Bestandhaus gewesen. Es war nichts da. Da zog sie ihren Rosenkranz aus der Tasche, er war von Gagatstein und hatte ein Kristallkreuz daran, zur heiligen Firmelung hat ihn der Vater ihr zum Bindband geschenkt. Ein häßlicher Eisenhaken ragte aus der Wand, sie hing mit zarter Hand den Rosenkranz daran, über ihr armes Bettlein; o der Vater, schwoll ihr das betrübte junge Herz, hätt nit sterben söllen, dann hätt uns der gnädige Herr nia nacher Steyr gehen heißen. Und sie denkt an, umb diese Stund da ist der Vater gesessen, hat uns woll aus dem Rollwagenbuech fürgelesen. Umb diese Stunde auch legten sie ihn im großen Zimmer in den Schrein; zwischen brennenden Kerzen lag er so hager, so bleich; o wie hat die Mutter geweinet! — Umb diese Stunde auch ging nachher, die des Vaters ältestes und liebstes Kind war, die Stephana, oft und oft, wenn die Gäste bedient waren, auf den Marktfreithof für dem Stifte, den toten Vater besuchen, und ihm Weihbrunn geben, da aus dem Gotteshaus der Mönchen Chor erklang: Benedicamus Domino! und die Herden über die Berge heimzugingen.

Aber, was ist das? Ja, wo bin i dann? Denn wahrlich, sie hört dumpf und ganz deutlich die Mönche im Haus reden: Benedicamus Domino.

Aber so traumben! Sie gibt sich einen Ruck in den Hüften, doch die Stimmen tönen fort, und jetzt überläuft sie's glutheiß vor Freudenschrecken, denn das ist ja — die Stimb vom Pater Vitus Begele — nein vom Pater Cusmina, ihrem Beichtvater, dem lieben. Da jauchzt sie fast und springt behend wie ein Reh die Stiege hinunter.

Paters von Admont seind da, die rufen uns hamb, in unser alts Haus an der Rinn. Ade, lutherisches Steyr.

„Steffi!" klagte die Mutter von unten ihr entgegen, „was wieder auskumben is."

„Was denn, Mutter?" fragte das Mädel betreten, und spähte, am Fuß der Stiege in der Einfahrt angekommen, in zitternder Erwartung beim Schein der rußenden Hauslaterne und einer Kienfackel, die irgendwo draußen brannte, nach den Ankömmlingen aus. Ja, es sind wirklich Mönche, habend Benediktinerhuet und -flocke, aber keine Admonter, sundern wildfremde Leut. Doch freut sie sich, weil es nur Mönch sind! Aber die Mutter weint?

„Schaug, Stefferl, do sand zwoa Herren von Garsten, wöllen siebzig Gulden haben von mir armen Frau; Stephana, ist es wahr oder nit, daß i von Admont furt bin, bald i die Vorschuß nit hab zahlen kinna, der Herr Abte das Haus gen Hof genummen; ein armi Witfrau, fünf Kinder und

eines ungehend. Die Herren wollen doch dieses einsehen und uns nit drucken am allererſten Tag."

Die beiden fremden Prieſter hatten die Hüte gezogen, als das Mädchen erſchien, das im Kerzenglanz ſchön und groß und faſt fürnehm daſtand. Von den Prieſtern war einer hochgewachſen, bleich, breitſchultrig, und ſeine Augen leuchteten tief und dräuend; der andere hatte ein glattes, roſenfarbenes Geſicht und freundlichen Blick.

Dieſer ſagte zum Mägdlein: „Wir komben gar nit gern, erbar Jungfer, ihr Mutter zwagen; Pater Albertus" — er wies auf ſeinen Begleiter — „aber treibt, es mueß ſein, daß wir des Geldes, ſo Frau Schwertner dem Kloſter umb das Haus zu leiſten hat, ein Teil bekomben; der Herr Abte hat einen Zufall gelitten vor Verdruß über die ſchlechte Wahl, wo dann die Medikamenten in der Stadt gemacht werden müſſen, und teuer bezahlt; unſer Kloſter iſt ſehr verarmt in dieſer böſen lutheriſchen Zeit, es zahlt kein Menſch mehr Meſſen, noch geben ſie Almoſen, Pater Albertus weiß es."

„Pater Prior weiß es auch," ſagte der zweite Mönch ruhig. Hat ihn der Prior doch nur mitgenommen und führt ihn allweg im Mund, damit es ſcheint, als wäre es nicht ihm, ſondern dem Albert zumeiſt ums Geld zu tun, damit dann die Leute ihren Groll nicht auf ihn, den Prior, ſondern auf den mißliebigen Fremdling werfen ſollten.

„Daß Zeiten ſchlecht und teuer, weiß i aa!" rief klagend die Schwertnerin. „Schinden und plagen Tag und Nacht, und nacher Geld her. Wöllen Herren ſich doch gedulden, bis i den Schank aufmach, Schankgerechtigkeit han i ſchon."

„Mutter," ſagte leiſe das Mägdlein, zog die Mutter etwas beiſeite, „wenn wir ſchuldig ſind, müſſen wir doch zahlen. Und wann der Herr Abte ſo krank iſt und die hochwürdigen Herren ſeind ſo arm, umb ſo mehr. Mutter, und" — noch leiſer ſagte ſie das — „der ledern Strumpf vom Vatern, da ſeind Gulden drin, was i hab mit Meßgwandflicken vadient und mein güldener Pfennig vom gnädigen Herrn."

„Na, Steffi, dös gibt's nöt!" fuhr ihr die Mutter heftig in die Rede. „Dein blutigen Kreuzerlein gib i nöt her, und kummat da Kaiſa, die ſpar i auf dein Ausſteuer, dieſe Herren derhungern nit, habend gnua in ihner Käſten, goldas Sacha, habend Häuſer und Silbergrueben."

„O nein, dieſe nit," flüſterte das Mädchen ſchamvoll. „I lauf, i bi glei wieda da. Bitt umb a Rantl[1]) Geduld die Herren," ſprach ſie anmutig zu den Mönchen, und ſchon war ſie eilig die Treppe emporgeſtiegen.

Die oberen Gaden waren jetzt faſt taghell, aber nicht mehr vom Abendrot, das war ſchon faſt erſtorben, ſondern von den vielen Pfundlichtern, die allüberall an den Fenſtern brannten, und von den Pechpfannen, die mitten der Gaſſe mit mächtigen Flammen loderten.

Stephana rückte eine Truhe, die unterm Bett der Mutter ſtand, vor, öffnete den ſchweren Deckel und kramte, bis ſie einen Strumpf von der Art,

[1]) ein wenig.

wie ihn die Soldaten tragen, gefunden hatte. Viel Schilling waren darin, all ihre verdienten von ihrem achten Jahr an, wo sie schon Madelgarn gesponnen hat, so schön, daß es die Leute um Geld kauften.

Rührt sich der Christoph im Laubersack, fragt: „Seind Heinzlein do?" — „Nein, Christoph, es is d' Schwester; schön heiderln [1])!" lächelt sie und huscht hinaus.

„Muetter, da ist das Geld, gib es denen hochwürdigen Herren." Es klang zwar lieb. Aber die Mutter kennt ihr Kind; „gibst du's ihnen nicht, gib ich's ihnen", bedeutet ihre Red. Und die Mutter nahm schmerzlich seufzend den Sparstrumpf und wollte wenigstens den gülden Pfennig heimlich wegtun; aber Stephana bat: „Mutter, laß ihn dabei."

„Ihr Herren," sprach die Mutter, „da ist, was meine brave Tochter verdeant hat mit saurer Arbeit, so jung sie ist; einen jadn Kreizer hat sie der Muetter bracht. Da nehmts und kaffts Euerm Abten Medizin mit der kloan Aussteuer von ein armen verwaistem Madl."

„Mit der Aussteuer is's nit trawi [2]), Muetter!" lachte das Mädchen. „Wir werdent beten, daß der Herr Abte söllt bald ganz gesund werden," sagte sie zu den beiden Mönchen mit so holder Stimme, daß der strenge Albertus, der sonst keiner Frau ins Antlitz schaut, ihr einen dankbaren Blick gönnte.

Der zweite Mönch zog einen großen und weiten Beutel und tat das Geld schnell hinein; als er den Goldtaler des Abtes Johannes zwischen dem Silber und Kupfer mehr spürte als sah, zuckte seine Hand, und begierigen Blickes hob er das Stück ins Laternlicht. Eine Faust schwung einen Hammer darauf, und die Randschrift hieß: Se—mpe—r Regnat. „Guet Gold!" denkt sich der Prior.

Die Schwertnermutter wischte sich die Tränen des Unmuts von den Wangen. „Hat der Herr ordentlich nachgezählt," sagte sie, „30 Gulden 2 Schilling und 4 Heller? Der gülden Taler giltet 10 Gulden."

„Das wird alles verrechnet," sprach der Prior, „und es ist mir leid, daß ich Euch zwagen mußte, doch, glaubt mir, tat ich's nit gern."

„Aber Herr," rief die Frau zum andern Mönch hinüber, dem harten, der, wie sie meint, aufs Geld fliegt. „Das mueß i enk sagen und sagt es nur Ewerm Herrn, daß das Haus, wos i kauft hab, letz is, Fenster seind hin und Ratzen springend umbeinand, wir habend das nit geahndet, und auch nit, daß das Steyr so ein gottlos schlechtes Ort ist voll Ketzer; mein frombes Kind hat darob schon heut bittere Zäher geweint und hat gesagt" — da brach ihr selbst die Stimme vor Schmerz, nicht so sehr wegen der Ketzer von Steyr, als wegen der verlorenen Sparkreuzer ihrer Tochter — „gehnd wir furt nacher Janspach."

„O, das ist hart! ihr Armen!" tat der Prior voll Mitleids; Albertus aber faßte das Mädchen, das beschämt den Kopf senkte, scharf ins Auge und sagte herb: „Ja, Steyr ist ketzerisch, leider. Aber wenn keine gueten Christen

[1]) schlafen.
[2]) eilig.

wollten unter Ketzer und Heiden gehen, wie würde dann das Wort des Herrn vom Sauerteig erfüllt; wenn dir Steyr hart ist, Maidlein, so denk, unserm Herrn war Korozaim und Bethsaida auch nit süß; aber durch ein guetes Beispiel kannst du hier vieles wirken. Wider die Ratzen, Frau, hilft Kalch und Arsenikum und auch die Hund, die man Ratzenfanger heißet. Jetzt aber heißt es wandern, Pater Karl, es ist fast sieben Uhren, wenn wir uns noch verweilen, kommen wir zur Hora zu lang. Gelobt sei Jesus Christus, Frau und Jungfrau."

„Gelobt sei Jesus Christus," sagte auch sein Gefährte mit weicherer Stimme. „Glaubt es, Frau, mich jammert sehr Euer Kümmernis; aber ich kann nit anders. Übrigens Fraw, sehe ich, Euer Haus ist ganz dunkel. Habt Ihr nit ein paar Kerzen, tut sie in die Fenster; seht, überall brinnen sie schon, der neue Stadtrichter kombt nun gleich vom Tabor herunter im Progreß, es kunnt Euch übel ergehen, wenn die Ketzer sehen, daß Ihr keine Lichter brinnen habt."

Albertus verzog verächtlich den Mund.

Die Frau sagte erschrocken, aber ja, sie woll schon Kerzen brinnen, sie hätt zween Buschen weißgarene[1]) in der Kammer, oder drei, Stephana? Die will sie asobald aufstecken. Sie hätte nichts vom Kerzenbrennen für den Stadtrichter gewußt.

Stephana fragte: „Ist dieser Richter vom rechten Glauben, i moan nit!"

Da sprach der jüngere Mönch mit seiner strengen Stimmen, jede Silbe betonend: „Er ist der größte Ketzer in Steyr und der bitterste Feind unserer heiligen Kirche. Wer ihn ehren will, soll's tun, ich tu es nit."

„St!" erschrak sein Gefährte und schrie sogleich zur Tür hinaus dem Dienstknecht zu, der mit der Fackel wartete: „He Friedrich, wir komben schon, und wir gehen außen umb die Stadt herum, es ist heunt ratsamer."

Er ging eilig fort, und Albertus schritt ihm nach, hörte aber noch deutlich, wie das Mädchen sagte: „Dem Ketzer zünder wir kein Kerzen an, Mutter." Da freute er sich, daß doch eins in Steyr diesen Mut hat, ist es gleich nur ein Mädel.

Die Mutter schloß und verriegelte das Haustor und schickte ihre Tochter zu den Kindern hinauf, es sei Schlafenzeit. Selbst ging sie in die Kammer die Kerzen holen.

Vom Fidelberg, wo die Leichenkreuze übergroß in die Stadt schauten im Sternenschein, kam unterdes immer näher Trommetengeschmetter, Hörnerschall und der Wirbel der Trommeln und Pauken gegen die Vorstadt her. Die Gleinkerstraße herab kamen Lichter, zuerst einzelne, auf Stäben getragene, dann hochflammende Fackeln, die ihren Schein weitum herum warfen. Die Lichter, die in den Fenstern der Gleinkerstraße flimmerten, verzehnfachten sich jetzt, bildeten ganze Kränze und Bäume und Wälder, und wundersam feurige Bilder leuchteten vielfarbig zwischen den Lichtwäldern auf, gekrönte Häupter, goldene Hahnen und Panther, blutende Wölf und Drachen, rosenbekränzte

[1]) zwei Bündel weiße (Kerzen).

Lämmer, Schwurhände über dem Buch mit sieben Siegeln. Und ober und unter diesen Zauberbildern drängten sich Gesichter von Frauen und Mägdlein in Zöpfen und Locken, die im vielfarbigen Flackerlicht rot und glühend und elbisch aussahen, während auf den Gassen vielhundert Männer jauchzend liefen und riefen: „Händel kombt, Händel kombt! Händel, Händel! Hoch Händel!" daß es klang, wie wenn im Gesäus Felsen vom Hochtor rasen hinab in die brausende Enns. Die Schwertnermutter ging, den Buschen Kerzen in der einen, die Hornlaterne in der anderen Hand, hinauf ins große Gaden. Da sah sie ihre Tochter neben dem Laubbettlein mit schon aufgelöstem Haar knien und beten im Lichte der Kerzen, die in den Häusern auf dem Wieserfeld brannten. Die Mutter öffnete die Laterne, brannte eine Kerze an und ging damit zum Fenster. Da stand Stephana von den Knien auf und ging ihr nach und: „Muetter!" fragt sie leis — so fragt der Schutzengel den Menschen in Versuchung. — „Was tust?"

„Kerzn steck i an. — Laß mi!"

„Muetter," sprach das Mädel fest und entwand mit einem behenden Zugreifen der Frau das Kerzlein und löschte es aus. „Kerzen brennt man für unsern Herrn im Sakrament, vor einen Ketzer brennt man keine Kerzen."

„Hat's uns do der Münch graten!" schrie die Mutter angstvoll, heftig. Sie kommen, kommen ja schon, vom Hufgeschmetter der nahenden Rosse tanzen, summen die Mauern.

„Der Priester hat's geraten, aber was tuast du mir heunt alles an, dein Pfennig herschenka, die Mutter erarmen und jetzt noch das; was hab ich vor ein Kind, Gott sei's geklagt!"

Das Mägdlein nahm sie bei der Hand und sprach: „Mutter, weißt du noch, wia unser Vater mit die Admonter Schützen gen Kallwang zogen ist, wider die luthrischen rebellischen Knappen mit dem Beißigel [1]) und Schwert? Ich weiß es guat. Unser Vater hat sein Bluet geben vor den Glauben. Muetter, und wir brinnen keine Kerzen vor den Ketzer. Der Mönch, der es uns geraten, ist kein guter nit. Der ander, der gesagt hat, ich ehr ihn nit, das ist der gute."

„Der Richter ist unsre Oberkeit, die müessend wir ehren!" rief heftig die Mutter.

„Ja, wann er in seinem Amt etwas befiehlet, müssend wir's tun; aber jubilieren und Kerzen brinnen einem solchen — nein."

Unterdessen redeten unten einzle Stimmen: „Da brennend kein Körzen nit." Ein Weib lief vom Nachbarhause her und schrie hinauf: Schlaunts enk [2]), zünds Kerzen an, dann der Herr Richter. . . ."

Das Donnern des Reiterzuges, der nun plötzlich in furchtbarer Pracht vom Schnallenberg in die Straße rückt, verschlang die fürdern Worte.

„Was jazten gschicht, hast du verschuldt," rief die Mutter. Sie warf den Kerzenbuschen zornig weg, und plötzlich war sie am Fenster und spähte hinab, indes Stephana wieder am Laubbett niederkniete und betete, als sei nichts geschehen.

[1]) Morgenstern. [2]) Eilt euch.

Unten war ein Meer von Lichtern, von Fackeln, von Torsten [1]); und in diesem trunkenen Glast kam der Zug daher. Vorauf blitzten die Bombarden und Schwerter der Steyrer Knechte, zween Ritter führten sie, einer jung, der andere alt, einer schöner als der andere angetan, in eitel Silber und Gold; zwei weiße Fahnen überwogten sie; und dann ritten schwarze Herren in Mänteln und Federhüten, wohl ihrer dreißig in vierzig; nachher ritt einer auf einem Schimmel, der ein bloßes Schwert auf rotem Kissen trug, und hierauf im Kranze von mannshohen Torsten, auf pechschwarzem Pferd, im schwarzen Barte, ritt ein Mann, zu dem drängte das Volk so gewaltig, daß er nur Schritt vor Schritt weiterkam. Die Frauen reichten ihm Blumen von den Fenstern und hoben ihre Kinder auf, ihn zu schauen, und arme Leut küßten seine Sporen und die goldene Decke, die sein Rappe trug. Das ist der Richter von Steyr.

„Schaugst nit, Steffi? Steffi!" — hauchte die Mutter, die Pracht unten verschlug ihr fast die Stimme. „Schaug doch — siecht man nit alli Täg — aber so schöne Ritter — Herr zu Steinach ist nit so schön gekleidet gewest. — Und dieser muß der Herr Richter sein — der reut einher wie der Kaiser."

Das Mädchen erhob sich, aber nur, um drinnen die Kinder, die bloßfüßig aus den Bettlein fuhren, wieder unter die Decken zu stecken. Da — plötzlich — was geschieht? „Heiho!" Fäuste und Stiefeln rummeln unten ans Tor. — „Sads vermauert und verzimmert oder habts a Leich im Haus? Warumben brinnt ihr kein Körzen, da ganz Steyr strahlt im Licht? Warumb ehrts ihr den Richter von Steyr nit, Glump, maledeites."

„Da hast es," — erzitterte die Mutter. „Wo is der Wachspuschen [2])?" kreischte sie auf.

„Mutter, nicht!"

Das Mädchen trat neben sie, ganz ruhig. „Der Puschen ist da, aber wir tun es nicht; denn es wär Sünd, einen Feind Gottes ehren."

Jetzt hämmerten Helmparten unten ans Tor.

„Aufmacht! Körzen anzünden! Gfetzat [3]), sunst kimt der rote Hahn."

Zugleich kam der alte Knecht ins Zimmer gestürzt, blos in Pfait [4]) und Hosen: „Frau, Frau, es brechend ein, han Pußigän [5]) und Schwerter, bringen uns umb."

Die Kinder gellten: „Rauba, Rauba kummen."

„Kommend kein," sagte Stephana.

„Was ist jetzt das für ein eilftes Gebot, daß man müsset Kerzen brinnen?"

Rasch entschlossen trat sie ans Fenster. — Ein Stein pfiff sogleich an ihrem Haupt vorbei und schlug ins Zimmer. Die Mutter tat einen Schreckensschrei. Das Mädchen aber rief mit heller Stimme furchtlos in die tobende

[1]) Wachsfackeln (vgl. das französische torches).
[2]) Wachspuschen: Bündel Wachskerzen.
[3]) Zerlumptes Gesindel.
[4]) Hemd.
[5]) Streithammer.

Straße hinunter: „Wir brennend keine Kerzen für euren unkatholischen Herrn, weil wir katholische Christen seind."

Einen Augenblick stockte der Lärm, alles erstaunte ob dieser Verwogenheit. Dann aber brach des Pöbels Wut verzehnfacht los, wie Gebrüll einer Rotte gereizter Bären; Schandnamen und gräuliche Flüche wirbelten zum Fenster empor. Und jetzt, ein Axthieb bricht durchs Tor. Den Reiterzug entlang wogte empörtes Reden. Der Richter selbst hatte beim Ruf des Mädchens nur flüchtig den Kopf gewandt und verächtlich gelächelt und war unbekümmert weiter geritten. Als er jedoch den Tumult hörte, hielt er seinen Rappen an, und in seiner königlichen Pracht, umloht von der wilden Glut der Fackeln, rief er gegen das Wieserfeld hinüber:

„Ruh und Frieden, Steyrer! Keine Exzeß! Wer den Stadtfrieden bricht, ist strafmäßig; auch heute! An meiner Ehre brechen Weiberworte nichts ab." Dann redete er zu einem der Anführer der Stadtkompanie, dem jungen: „Leutnant Händel, nimm deine Knecht und heiß die Leute vor dem Haus dort auseinandergehen. Ich sehe, es sind meistens Messerer. Diese löbliche Zunft führt sich heute gar nicht löblich auf."

„Das papistische Eulennest soll ich salvieren," sagte der junge Anführer mit finsterer Stirn. „In Gottes Nam. Gern tu ich es nicht!"

Er rückte mit seinen Knechten rasch vors Schwertnerhaus. Gebietend schallten seine Befehle. Schon über den Zuruf des Richters waren die ärgsten Schreier verstummt, und die Äxte hatten sich gesenkt. Jetzt stob der Knäul auseinander. Der Stadtleutnant aber, Händels Sohn, war selbst in solchem Zorn über die seinem Vater beigefügte Unbild, daß er, als der Platz gesäubert war, vors Fenster ritt, wo die Weibsperson, die geschmäht hatte, in der Dunkelheit unkenntlich, noch ruhig stand, seine silberbehandschuhte Faust gegen das Fenster erhob und weit vernehmbar rief:

„Du papistische Zott! Die Sonne der Gerechtigkeit meines Vaters wird über Steyr scheinen und nicht untergehen, brenn du dein Hexenlicht oder nicht."

Dann gebot er seinen Knechten, den Steyrermarsch zu schlagen, und unter dem Hämmern der Trommeln und dem jauchzenden Männergeschrei, das, als gelte es eine ganze Rasse von Schmähern niederzuschreien, die Luft erschütterte wie ein Vulkan, ritt er seinem Vater nach, den er vor der Steyrbrücke, gerade unter der Ehrenpforte erreichte, deren Lemma in roten Flammen erglühte:

Celsissimo Judici
Styria fidelissima.

Der Prachtzug donnerte über die Brücke, die Türmer bliesen von allen sieben Türmen der Stadt Willkomm, die Fahnenbuben schwenkten in der schwarzen, sternfunkelnden Nacht von den Türmen die Fahnen. Auf dem Wieserfeldplatz war es still geworden; alle Lichter starben, Pechqualm wölkte die glitzernden kalten Sterne ein.

Die Schwertnermutter ging herum und zählte klagend die eingeschlagenen Fenster. „Muetter, ich will spinnen, ich will nähen, du sollst schöne neue

haben, weißes Glas. Ist unserm Hergott sein Segen nit auch was wert?" schmeichelte Stephana.

„Jo Segen! Unsegen und Verderbnis! Wann di der Stoa troffa hätt! Aus is's, aus is's!" keuchte die Frau, und zitternd noch von der überstandenen Angst schloß sie die Arme fest um ihr Kind, das so schön und so tapfer war und ihr solch Leid machte. „O, o! und Zott hat er di no g'schimpft der Ritter, er muß des Richters Sohn gewesen sein, dann er hat ihn gerechten Vater genannt, der hat dich geschimpft, das hast jetzt auf dir sitzen, mein vielarms liabs Kind!"

„Und das kränkt di, Muetter?" rief das Mägdlein hell und löste sich zugleich aus der Umarmung der Mutter. „Aber geh!" sie lachte hell auf: „Wen der Teufel schimpft, den hat Gott lieb! — Zott hat er gsagt!" lachte sie noch fröhlicher, „der Lutherische der, er soll mi schimpfa, das is mir grad so süaß, wie wann der Vater oder du" — da strich sie leis neckend der Mutter über die Wange — „mir Zartel sageten."

Sie lachte noch hold und heimlich vor sich hin, als sie sich eine Viertelstunde später auf ihren Laubsack zum Schlafen streckte. Seltsam, die Traurigkeit war weg. Wenn das Steyr bös ist, Gott hilft uns, daß wir doch recht und treu bleiben. Alle eifervollen Worte des strengen Mönchs widerklangen wie eine heilige Musik in ihrem Herzen; und im Entschlummern murmelte ihr roter unschuldiger Kindermund: „Daß du uns im wahren Glauben stärken und bewahren wolleſt — . . . wir bittend dich, erhöre uns!"

IV.

Acht Tage nach der Wahl ritt Händel mit einem Gefolge von Ratsherren nach Linz, und dort, im großen Landhaussaale, die Linke auf der Bibel, die Rechte zu Gott emporgehoben, schwur er vor dem Landeshauptmann und den evangelischen Ständen den hergebrachten Eid: das Richteramt in Treuen zu verwesen, das Recht über des Menschen Blut nach geschriebener Satzung zu besitzen und den Armen als den Reichen und den Reichen als den Armen ein gleiches Gericht und Recht ergehen zu lassen, und darin weder Mut noch Unmut, weder Freundschaft noch Feindschaft, noch ichtes anderes als einzig die göttliche Gerechtigkeit anzusehen.

Es war zu einer Abendstunde, Fackeln und Kerzen brannten im Landhaussaal, daß der Saal voll Rauches und Nebels war, und der schwörende Mann wie in einer Wolke stand, dem Hohenpriester des alten Bundes vergleichbar, der am Versöhnungstage, von Rauchwerk umweht, zu Gott redet.

Diejenigen, die ihn hörten, die alle seines Glaubens waren, füllten im stillen jedes Wort, das er langsam und wuchtig sprach, mit der doppelten Bedeutung dessen, was diese Formeln in anderem Munde auszudrücken pflegen. Indem Händel spricht: göttliche Gerechtigkeit, meint er: evangelische Freiheit; und das gleiche Gericht und Recht wird ihn nicht hindern, den Feinden dieser Freiheit die Schärfe seines Schwertes zuzukehren.

Um eine Abendstunde auch, an demselben Tage, stand in der Pfarrkirche am Berg zu Steyr der Pater Albertus Grünwald auf der Kanzel, den Kopf von bleichem Kerzenlicht umzuckt, die knöcherne Hand dräuend über das kahle, wüste Gotteshaus ausgereckt, und wie Donnerkeile sausten seine Worte nieder auf das in dumpfer Erschütterung schauernde katholische Volk.

„Habemus judicem! Also wir habend einen Richter, und zwar einen hochlutherischen Mann; heunt schwört er in Linz; und wemb unter euch katholischen Mannern der Herr und seine Herrschaft nit gefällt, dem will ich sagen: schimpf nit, denn du hast es mitverschuldet. Denn wenn der Feind fürm Tor ist, so sollen sich die Streiter sammeln, und selbsten die Kinder im Mutterarmb, ja die Stein auf der Straße soll man zum Kampfe aufschreien; Steyr, hastu das getan?

„Der neuche Richter hat gesprochen, es soll ein teutscher einer und reiner Glauben in Steyr werden, und er meinet den evangelischen Glauben. Mir ist nit wissend, wie lange ich noch hier werde stehen, ob mich euer neuer Richter oder ein anderer von hier wird herunterstoßen, ob man mich ins Gefängnis führen oder steinigen wird; den schönen Worten, die wir hören, werden wilde Taten folgen, und wir dörfen aufs Martyrium gefaßt sein. Aber so lang ich hier stehen und sprechen kann, will ich von dieser Kanzel schreien wider den unechten Glauben, der so wenig teutsch als römisch ist, und der so rein und lauter ist wie eine Magd, die ihren Kranz auf der Walz verspielte.

„Denket nit, ich will euch hier die Ungestalt der neuen Lehr und ihren inneren Ungrund Punkt für Punkt fürtragen; das haben Bessere getan als ich, und die Not der Zeit ruft heunt Apostel und nit Doktoren auf die Kanzel. Was braucht es auch ein Hochgelahrt zu entwickeln, die Zeit trägt es in ihrem Schoß, man wird es bald sehen, die neuche Lehr ist von ihrer schlechten Logika, die tausendfältige Meinungen des einzlen Mannes gebieret, inwendig krank; jedes Reich, das in sich uneins ist, muß aber zerfallen.

„Davor ich euch nicht als Doktor kombe, sondern als ein gemeiner Leutprediger mit Exempeln, wie die alte Art ist. Ich will euch den falschen Glauben wie den wahren an ihren Früchten erkennen lassen; was beede in dem Menschen wirken, will ich euch zeigen; so sollt ihr selber sagen, welches der gute Baumb ist und welches der von Gott verfluchte, der ewig im Feuer brennen mueß.

„Ich will euch zeigen auf der einen Seiten den Engel im Fleische St. Thomas, der die Summa aller Weisheit geschrieben hat, umb dessen Haupt die drei Stern der Demut, Reinheit und Weisheit leuchten; zu dem vom hohen Kreuze Jesus Christus selber gesprochen hat: Bene scripsisti de me Thoma; und im Widerspiel dort jenen Dämon im Fleische mit den drei dumperen Flammen Luzifers ums Haupt, dem Meineide, der Rebellion und der Hoffart, aus der die Verführung der Seelen entsprang; mehr will ich euch zeigen: hier den heiligen Vater Franz von Assisi mit den heiligen Wundmalen, betend Tag und Nacht; dort den unheiligen Bruder Calixtus, der wider Jahrtag und Totenbrief schäumet, und seine und seiner Menschin

Taschen mit geraubtem Kirchengut füllet; hier, Aloisius, einen Fürsten, mit seinen reinen Lilien in der Hand, und dort Herrn Huldreich, einen Ritter, mit den Beulen des Greullebens mitten im Angesicht. Hier Herrn Franz von Sales, in unseren Tagen die Gloria und Wonne von Helvetien; dort den Tyrannen Calvin, den Herodes von Helvetien, den Blutmörder, mit welchem unser Stadtrichter Händel durch sein erstes Weib, wie euch wissend, verwandt ist.

„Quid de nocte, Wächter, wie spät ist es in der Nacht? Es ist Mitternacht, und alle Stern sind erloschen über Steyr; die einsmals edle katholische Stadt wankt dem Abgrunde zu, und ihr Verderben ist über ihr. Gott aber wollte sich auch über Sodoma umb willen zehn Gerechter erbarmen und sandte seinen Engel hin, zu retten, wer sich retten lassen wollte, ehe die Stadt in Pech und Schwefel verging. So sendet Gott auch mich, einen gebrechlichen, sündigen Menschen, aber zu seinem Dienst und Opfer gefirmt und gesalbt, und seines Geistes voll. Er sendet mich durch meinen heiligen Oberen, der vor Jammer über den Untergang Steyrs siech und krank ist. Aber hätte auch mein Oberer nit gesprochen, ja wär er wie heut viel andere, die geistlich Gewand tragen, Kelch hinüber, Kelch herüber, ein Ofenhocker und Buchstabzähler, und leider ein Schweiger, der auch seine geistlichen Söhne schweigen hieß bis zur Verlierung ihrer Seligkeit; wahrlich, ich würde doch sprechen; lieber irregulär als ein Judas sein! Ich Rufer in der Wüsten rufe euch zu, wie Gott mich rufen heißet; wer seine Seele retten will, der höre mich. Ich gebe Zeugnis für Jesus Christus, Gottes Sohn; ich gebe Zeugnis für die Wahrheit, die in Steyr mit Ketten gebunden ist, wider den siegreichen Irrsal. Joachim Händel, der die Friedbrecher straft, soll komben und mich strafen, Amen."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Joachim Händel, das erste Mal seit seiner Erhöhung, im Inneren Rate erschien, dies war am Montag nach der Predigt des Albertus, bat ihn der ganze Rat, in den auch Insingus, der jüngste der vier evangelischen Priester von Steyr gekommen war, den Hetzreden des Albertus in der Stadtpfarrkirche mit Richtergewalt ein Ende zu machen, die Kirche zu schließen und dem Pfaffen die Stadt zu verbieten. Insingus hatte vermummt der Predigt beigewohnt und legte dieselbe geschrieben dem Richter vor.

Händel, auf dem Stadtrichterstuhl sitzend, überflog die Niederschrift und sprach:

„Ist es etwas andres als seine Stürmerei vor der Wahl? Nein. Hat sein Geschrei mir damals geschadet? Nein. Wollt Ihr einen Märtyrer machen? Ich nicht. Er soll weiter schreien, und die Lust haben, sollen ihm zuhören. Er wühlt die Toten aus den Gräbern heraus; aber uns, die wir im Leben stehen, obliegt es, ein lebendig Exempel von der welt- und seelenerneuernden Macht des gereinigten Glaubens, den das Herz und nicht der Papst gab, leuchten zu lassen vor aller Welt, und seine Toten werden von selbst wieder in ihre Särge zurückkehren."

Hierauf erwidert Insingus: „Edel und gestrenger Herr Herr, er hat aber Euch mit Namen genennt und geschmäht, und zwaren auf die frechste Weise; er sprach, daß er wolle Calvinum seinen Hörern zum Abscheu fürstellen als einen rasenden Herodes und Tyrannen, und fügte hinzu: Wie ihr wisset, ist unser neuer Richter Händel durch sein erstes Weib mit diesem Scheusal versippt."

„Nun," sprach Händel, „da hat er ja nicht gelogen, meine erste Gemahlin war in der Tat eine Stiefenkeltochter des Calvin. Und sie war" — ein Lächeln spielte um seinen ernsten Mund — „ebenso süß und hold, als ihr Ahne soll streng und bitter gewesen sein. So spielt sich die Natur!" — Aus der Rede fallend, fragte er den Insingus rasch und heftig: „Hat der Mönch auch sie geschmäht?"

Insingus antwortete, nein, davon hätte er nichts gehört.

„Es ist gut," sprach Händel lächelnd. „Einer einzigen diffamierenden Predigt halber brauch ich mich nicht des Bannes; ich würde ja nur ihm den besten Dienst leisten; er wünscht nichts sehnlicher, als ein Opfer des lutherischen Richters zu sein.

De hoc forte nimis multa!"

Sodann sprach Händel ruhig und sachgemäß die letzten schwebenden städtischen Rechtssachen durch und auch etliche bürgerliche Angelegenheiten, an des Bürgermeisters Statt, der krank lag; die Spitalskyinventur und das Testament des Hieronymus Hirsch, den neuen Brückenschlag in Vogelsang, das Wachthaus auf dem Tabor, das Bestrafen landfahrender Beinrichter[1]) und den letzten Eingriff des Burggrafen in das rudolfinische Privileg. Die Ratsherrn, die sich einen eisernen Erlaß wider die Katholiken in Steyr, diese Unbotmäßigen, diese Wühlersippe, als erste Tat des Richters inbrünstig erhofft hatten, saßen mit betretenen Angesichtern da und wandten verlegen die Hüte in den Händen herum.

Händel merkte dies wohl, lächelte malitiös und begehrte den Faszikel, der die alte Feuerwachordnung, „singulis angariis", enthielt, zur Einsicht. Die Hand mit dem Riesendiamant auf dem Pergament sprach er sodann: „In diesem alten Simile heißt es, alle Häuser von Steyr sollen vierteljährlich durch die Feuerwachknecht besucht und wer mit Feuer und Licht fährlich hantierend gefunden wird, soll gebüßt werden; doch der Stadtpfarrhof und alle andern geistlichen Gebäude seien vor solcher Visitation gefreit. Letztere Exzeption stammt aus den verschollenen Zeiten, als die Passauer Bischöfe noch in unser Stadtregiment hineinregierten. Wie unsinnig sie ist, erweiset sich schon daraus, daß gerade im Stadtpfarrhof durch leichtfertiges Hantieren mit den zween Versey-Traglaternen inner fünfzehn Jahren zweimal Großfeuer entstanden ist. Die Exzeption soll mit heute erloschen sein. Die nächste Feuerwache soll ebensogut beim katholischen Pfarrherrn als im Schulhof bei unseren Predigern visitieren und die Übertreter der städtischen Fürschriften strafen, tragen sie auch Chorrock und Kollar. Wen unsere Stadtgesetze schützen,

[1]) Wunderdoktoren.

der soll auch unseren Gesetzen nachleben. Gleiches Recht für alle! Wer von den Herren anderer Meinung ist, hebe die Hand. Ich sehe, es meldet sich niemand."

Mit festem Federzug tilgte Händel die Exzeption. Dann stand er vom Richterstuhle auf und erklärte die Ratssitzung für geschlossen. Noch fragten ein paar neue Räte ziemlich betreten: „Ist das alles? Ein deleatur zu der Feuerwachordnung?" Aber die Mehrheit, die Than, Trauner, Reinhart, Madlseder, sahen einander in plötzlichem frohem Verständnisse mit funkelnden Augen an.

Ha, was warteten sie auf einen verfrühten Erlaß, der mit Schwertern und Kettengerassel die Katholischen aufstürmte! So grob gibt's Händel nicht! Der geht seines Weges Schritt vor Schritt, und jeder Schritt ist wohlerwogen, und jeder bringt ihn näher ans Ziel.

Dieser Federstrich, den er jetzt ruhig zeucht, wirft nicht bloß einen unscheinbaren Paragraphen aus der Feuerordnung hinaus; er kündigt Krieg an vielen bischöflichen Erlassen, päpstlichen Dekreten und Breven, die bisher von zwanzig evangelischen Richtern zu Steyr nicht ein einziger anzutasten wagte, gerade so wenig, als es sich je einer unterstanden hatte, mit den papistischen Klauseln in der Stadtgesetzgebung aufzuräumen. Händel aber, Händel wagt's . . . Der fürchtet Gott und sunst keinen.

Die Feuerwache zog den nächsten Tag aus; ein Schwäher Konrad Trauners führte sie an. Sie zogen zuerst in die Berggasse, und als sie diese abgeschritten hatten, erschienen sie im Pfarrhofe. Sie fanden dort zwar weder offene Laternen noch unverwahrte glühende Kohlen, wohl aber in des Pfarrers Schlafstub, wo etliche Sachen für den Wiener Boten bereit lagen, einen mit dem äbtlichen Siegel von Garsten verschlossenen Brief „Dem ehrwürdigen in Gott Vatter, Herrn Melchior Glösel, Bischoven zu Wienn und Neustatt zu aigen Handen", und der Einrede des Pfarrers ungeachtet, nahmen sie diesen Brief an sich und brachten ihn sogleich dem Stadtrichter in seine Wohnung nach Vogelsang: Gnädigster Herr Herr, die schwarzen Schermäus seind an der Arbeit, aber wir habend ihre Gäng gestört. Das habend wir im Pfarrhof fortgenommen, das ist Zunder, woll der Herr Herr es gnädig lesen und zu den Akten tun; das ist vom Heller, diesem Ränkepfaff, der Euch verrät und verleumt, denn sunst, was hätt er dem Klesel zu schreiben?

Händel saß an seinem von vier Paar Sphinxen getragenem Schreibkasten, einen Eisenstein, sein Grossierglas [1]) und das Buch de re metallica vor sich. Er rührte den Brief, den sie ihm hinlegten, gar nicht an, sondern sagte: „Ja, das ist Hellers Schrift. Was er dem Bischofe schreibt, ist seine Sach. Ist Verleumdung drin, was ich nicht weiß, so will ich doch der Niedertracht nicht Niedertracht entgegensetzen. Und ich will keine spanische Inquisition im teutschen Steyr anfahen, nicht Briefe erbrechen und Beichten belauschen lassen, um die innersten Gedanken meiner Feinde zu erforschen."

[1]) Vergrößerungsglas.

Hierauf befahl er, den Brief sogleich unverletzt wieder dem Abt von Garsten zuzustellen.

Und der Schwäher Trauners, obwohl durch diese Verfügung enttäuscht, konnte nicht umhin, ihr Bewunderung zu zollen. — Dagegen war des Abtes Erbauung, als er den Brief zurück erhielt, kleiner als klein. Das unverletzte Siegel war ein Spott. Wenn Händel wußte, daß sein Feind an Klesel geschrieben, so wußte er genug, und der Mächtige hatte zehn für einen Weg, jede Klage, die man wider ihn hob, im vorhinein hinfällig zu machen. Und also war der Brief, den die Sorge um tausend gefährdete Seelen dem Abt diktiert hatte, umsonst geschrieben, einerlei ob ihn Klesel erhielt oder nicht.

Der Advent zog mit Wind und harten Frösten durchs Land, da kam ein sonderbarer Fremder in Steyr an, der manchen Leuten bekannt erschien, und doch wußten sie nicht, wo sie ihm begegnet sein sollten. Sein ältliches, mageres Gesicht hatte etwas Mönchenhaftes, und sein dürftiges Gewand war genau so braun wie die Kutten der Minderbrüder. Ein junger Mensch von sehr zartem Ansehen und vornehmen, feinen Bewegungen begleitete ihn. Der Fremdling verlangte schon gleich am Ennstor nach dem Stadtrichter, Herrn von Händel; und da ihm bedeutet wurde, daß derselbe im Rate sei, ging er vors Rathaus und wartete mit dem Bürschlein dort wohl drei Stunden lang, bis sich das Löwentor öffnete und eine große Menge vornehmer Männer in schwarzer Staatstracht herauskamen. Nun trat er vor und sprach den Richter, der durch seine Gestalt und Haltung unter allen hervorstach, in schönem, subtilem Deutsch an: „Rede ich mit Seiner Prächtigkeit Herrn Joachim von Händel? Herr, wenn Ihr es seid, den man den Gerechten nennet, so höret einen armen, elenden Menschen an, dem himmelschreiend Unrecht geschehen ist, und wendet Euer Angesicht nicht von mir."

Händel sprach: „Ich richte nur in Steyr, und Ihr scheint mir fremd zugewandert. Aber redet immerhin."

Da begann der Fahrende in schwungvoller, wohlgesetzter Rede, die in seltsamem Gegensatz zu seinem heruntergekommenen Äußern stand, zu erzählen: Er sei bürtig aus Konstanz und vor zwölf Jahren als Noviz in Garsten eingetreten; ibidem professus; habe aber dort nur sehen müssen, wie wenig Liebe unter den Brüdern und wie groß die Tyrannei der Obern sei. Das habe ihn weggetrieben. Er habe sodann drei Jahre bei St. Hieronymus in Wien zugebracht, habe aber auch dort nur leere Möncherei statt eines innigen geistlichen Lebens gefunden. In großer geistlicher Verlassenheit sei er eines Tages nach Hernals gewandert und habe von ungefähr einen evangelischen Priester unter der Linde dem Volke predigen hören; und da hätte sich Gottes Werk an ihm in einem Augenblicke wunderbar angefangen und vollendet; er hätte mit einmal gewußt, daß das ganze Papsttumb so schlecht und faul wie das Mönchstum wäre; daß Luther Gottes Apostel, und daß nur in dem von ihm neuerschaffenen Glauben das reine Menschentumb und die echte Gottesfurcht sei. Nunmehr hätte er, Romulus Kern — dies

sei sein Name — das Mönchskleid ausgezogen und mit demselben auch das blinde Papsttumb von sich getan, und habe fürder Feuer und Wasser, Hunger und Durst, Geißeln und Verbannung gelitten, für das reine Wort, das er überall offen bekannt habe. Seine Seele habe in den Verfolgungen frohlockt, aber sein Leib sei unterlegen; schwach und matt, zu Tod gehetzt suche er einen Ruheort für seine letzten Tage. Niemand nehme ihn aber auf; es verstießen ihn selbst seine neuen Glaubensbrüder. „So weit," schloß er seine Rede, „reicht die Hand der Menschenmörderin, der ich entflohen bin. Ich hab mir in Preßburg einen Trank gekauft, mein Leben und mein Leid zu enden, da hörte ich bei demselben Würzkramer unversehen von Euch reden, daß Ihr wäret der allgütigste Mann und gerechteste Richter im teutschen Land; bin 30 Meilen gewandert, umb mich zu Euren Füßen zu werfen und in Eure Hand mich zu befehlen. Ich bekenne das Evangelium Luthers, ich wills auch predigen, so Ihr mir eine Kanzel gebt; und für sechs Schuh breit Raumb, den Ihr mir zum Ruhen gewähret, will ich Eurer Kirche alle meine Kräfte leihen, meines Verstands, meiner Rede und dieser meiner beiden Händ. Erbarmet Euch! Euer Wort ist mein Leben oder Tod."

Die evangelischen Herrn in der Runde flüsterten einander in die Ohren: Der Renegat, der ausgesprungene Mönch! Jetzt, wo er im Kloster abgehaust hat, jo, da wär ihm das evangelische Steyr recht. So hat's der Wolfgang Lampel auch gemacht, um dessentwillen Steyr unter Standrecht kam.

Händel, der Richter, sah den Bittsteller ruhig prüfend an. Auch in ihm lehnt sich etwas gegen diesen Mann auf, Überläufer ist Überläufer, und wann er die schönsten Worte macht, bleibt doch der Verrat an ihm bekleben.

Doch wie? Soll ein Evangelischer ein Opfer der römischen Tyrannei verstoßen? Ist ein Verräter, wer dem Ruf seines Gewissens auch über abgestorbene Pflichten und Eide hinweg folgt? Ging nicht Luther diesen Weg? Luthern allerdings führte er zum Sieg, andere führt er in Not und Tod, aber sollen die verachtet sein, weil sie unglücklich wurden? Sie folgten doch der Stimme des Geistes. — So dachte Händel; dann sprach er zu dem Apostaten, der mit angstvoll flackernden Augen auf den Entscheid des Gewaltigen wartete:

„Eine Kanzel haben wir in Steyr nicht für Euch. Aber eine Bestandstube wird keinem Fremden hier geweigert. Geht in das Predigerhaus hinauf; man wird Euch Unterstand geben, und vielleicht gibt es an der Schul ein Ämtl für Euch. Sagt den Predigern, der Richter Händel gestattet Euch, in Steyr zu wohnen. Hütet Euch aber, den Frieden zu stören; sobald dies geschieht, führen Euch die Steyrer Schützen aus dem Fried."

„Gratias maximas ago Illustrissimae Dominationi Vestrae — nobilissime clementissime." Des Apostaten verfallenes Hungergesicht war rot vor Freuden, indes er stammelnd nach seinen schönsten lateinischen Superlativen suchte; Händel winkte ihm ab, es sei schon genug; jener aber redete weiter und bat, während ihm alles liturgische Latein davon schwamm, nun auf deutsch, ob er denn auch seinen treuen Begleiter und einzigen Freund zu den Predigern mitnehmen dürfe.

Viele Leute waren unterdes auf dem Stadtplatz zusammengelaufen. Händel maß den Jüngling, der sich in seinen Mantel barg, und sagte zu Kern auf lateinisch: „Ist dein Begleiter nicht ein Weib? Sage es, denn ich hasse alle Falschheiten."

Kern ward purpurrot und stammelte: „Herr, es ist wirklich mein einziger Freund. Allerdings ein Weib, ja, vor Gott mein Weib, vor der Menschheit Gesetz habe ich sie dazu noch nicht machen können, weil man mir um meiner Tonsur willen das Sakrament verweigert."

Händel faltete die Brauen und besann sich einen Augenblick, dann entschied er: „Sie mag bleiben. Hier wird Euch niemand es verbieten, Eure Ehe segnen zu lassen." — Jetzt tauschten der Apostat und sein Begleiter wortlos glückstrahlende Blicke. Im Umkreis aber murrten viele. Die Ratsfreunde hatten mit großer Spannung dem Gespräch Händels mit dem Apostaten zugehört. Einer, es war Reinhart, trat jetzt von rückwärts leise an ihn heran: „Herr! Es ist gewagt, seht, die Leute ärgern sich daran. Der Herr wolle sich an den Lampel erinnern, den ersten und einzigen beweibten Mönchen, der in Steyr hausen durfte und umb dessentwillen des Kaisers Ungnad auf Steyr fiel, das Standrecht erklärt ward, Reiter und Schergen nach Steyr kamen und der Richter Seyringer sein Amt verlor."

„Was geht das mich an?" gab Händel laut zurück. „Hier ist ein Mensch, der Gastrecht heischt, und ich bin nit Seyringer, ich bin Händel." Das stolze Wort lief die Runde, indes der Richter seines Weges gegen die Mayrstiege schritt.

Madlseder rief, freudig sein Schwert wider's Pflaster stoßend: „Hört Ihr's? Er fürchtet keinen Bann und tut evangelische Taten und herbergt einen Armen, der umb Gerechtigkeit willen Verfolgung leidet, was im evangelischen Steyr sunst keiner wagte. Ja, das deleatur in der Feuerwachordnung! Da klang das Hirtenliedlein in den Berg, und nun beginnen die Löwinnen zu sausen. Acht auf Händels Regiment, Steyr! Erst jetzo bistu in Wahrheit eine evangelische Stadt."

V.

Unhold und rabenfinster hockte die Nacht über dem Gottesort Garsten; kein Stern noch Mondblick schaute durch die wilden Wolken; der Sturm orgelte greulich aus der „Hölle" heraus und ließ die vielhundertjährigen Lindenbäume, die vom Sarninger Bühl gens Kloster in Reihe stehen, dumpf krachen, und die Wetterhähne hoch auf dem First des Klosters ängstlich klirren; die Enns rauschte wütig; es war Überwasser gekommen in der Weihnachtsnacht. Im Sturm wirbelten Wolken nassen Schnees vermischt mit eisigen Regengüssen herum; fast unhörbar und heiserig klang durch dieses wütende Luftgejaid das Primglöcklein, das die Konventbrüder zur Hora und die Marktleute zur ersten Messe lud.

Auf den Glockenruf tauchten hier und dort gelbe trübe Lichtlein im Ort und an den Hängen auf, Laternen der Beter, die zur Kirche ziehen; es sind aber nicht gar viele, die sich heut aus ihren Häusern wagen; zu grausig ist

der Sturm und zu wild die Nacht. Langsam, langsam kriechen die Lichter den Lindengang entlang, Haare fliegen, Kittel wehen, Pfundschuh patschen im grundlosen nassen Schnee, Gottesmartern und Höllteufeln fahren aus manchem Bauernmaul trotz des hohen heiligen Stephanus, Erzmartyrs und Diakons.

Das Gotteshaus schaut mit acht bunt erleuchteten Fenstern durch die Nacht hernieder auf die Pilgram, wie der Engelchor auf die kämpfenden Seelen. Auch in der Mönche Haus schimmert hinter etlichen Fenstern Licht, und schwarze Männer huschen hinter den Fenstern hin und her. Dies Licht ist aber nicht froh, und die Hast der Brüder nicht festlich. Der Abt Wilhelmus ist sehr übel auf, spät abends sind Joannes Luz, Chirurgus, und Ortner, der Medizin Doctor, von Steyr angeritten kommen, und als sie wieder heimzu ritten umb Mitternacht, sagten sie, er ist äußerst sehr übelauf, wenn das alt Jahr sich endet, wird er nit mehr im Leben sein.

Groß ist die Trauer im Konventhause; doch in der Konventkirche ist Freude, so will es das hohe heilige Fest. Viel Kerzen sind aufgezündet im riesengroßen Münster; ein dreifacher Kranz auf dem Hochaltar und sechs auf jedem der acht Seitenaltäre; rote und grüne Flämmchen lodern um die Krippe, und mächtige Bildervorhänge schweben im Presbyterium; goldflimmernde Antependien hängen vor den Mensen[1]; daß alle die Pracht sehr schäbig und zerrissen, Stückel- und Flickwerk ist, sieht man bei Nacht nicht, man sieht auch nicht die Dürftigkeit der hölzernen Krippenfigürlein, die der Abt schon lange gegen schöne neue, künstliche Schnitzereien ausgetauscht hätte, wenn der Perathoner[2] nicht so teuer und das Geld im Kloster nicht ein so rarer Artikel wär. O der traurigen Zeiten, seit Luther in Steyr herrscht! Keine Meßstipendien, kein Seelgerait, alle Kästen leer und kein Geld. —

Am Hochaltar kommt der Pater Sebastian Ertl zur Segensmesse heraus. Sein uralter, um und um bartiger Kopf hängt vornüber. Der Alte ist traurig. Er hat viel Tag auf ein canticum germanicum gewandt, die schönste Musik dazu gesetzt, um den lutherischen „Engel klar", den sie in Steyr jetzt allerorten singen, herunterzustechen. Haben die Chorbuben das Liedlein gestert unterm Offertori gesungen, werdens auch heunt singen; und Herr Sebastian hat sich auf das Lob des Abtes und auf eine schöne Verehrung schon Wochen gefreut: und nun liegt der Abt zum Sterben; wer wird den alten Musikus für sein schönes Lied loben und ihm was verehren? Was verstehn die Bauern und ihre Weiber davon, die hocken wie Klötze in den Bänken. Vor fünfzehn Jahren, nach der großen katholischen Reformation, ja da gabs Leut bei jeder Solemnität. „Und heunt mueß man umb zwanzig Ratzen froh sein. Mehr sind heunt gewißlich nicht da, zwanzig Männer links, zwanzig Weiber rechts. Nur beim Kripperlaltar ist ein Schippel[3], weil dort Albertus Beicht sitzt. Ja, Albertus zieht noch immer die meisten

[1] Altarstufen.
[2] Ein Schnitzer aus Wolkenstein in Gröden.
[3] Haufe.

in die Kirchen. „Weiln er ein neucher Mann im Konvent ist. Der Neuche zieht halt immer die meisten Leut an," denkt Ertelius, der Alte. — „Sederunt principes, et adversum me loquebantur, et iniqui persecuti sunt me," liest er drauf aus dem Meßbuch und: „Beati immaculati in via."

Hell brennt das Lichtel im Beichtstuhl des Albertus, und sein bleiches Gesicht lauscht gegen das Gitter, und seine Hände, weiß leuchtend im Licht, ruhen auf seinem Buche. Um den Krippenaltar knien wohl dreißig Leute... Dem Beichtstuhl Alberts gegenüber, beim Walburgisaltar, hat Pater Prior den seinigen. Bei ihm hat nur eine alte Betfrau ihre jungen Sünden abgeladen; jetzt sitzt er müßig, liest im Elucidatorium, Judoco Clichtoveo explanatore, und späht unterweils scharf hinüber zu Alberts Beichtstuhl, wie dort die Beichtleute ein- und ausziehen. Das geht seit halber sechs so fort und ist noch immer kein End. „Ja ja," denkt der Prior scheel, „weil er die Nasen hoch tragt und auf der Kanzel um sich haut, rennt ihm der gemeine Haufen nach, er mag groß tun, was feinere Leut seind, kommend doch zu mir."

Albertus indessen redet sich heiß und heiser, die mächtige Kanzelstimme zerpressend, so gut es ihm möglich ist, und mahnt im Schweiße seines Angesichts die Mannen vom Fluchen, Gotteslästern, Soff und Spiel, von Teufelsbanner und Buhlschaften ab, die Frauen von Lug und Verleumdung, Dieberei und Buhlerei. Clementissim Jesu! umb diese Beichtleute, die ihm der Prior neidet, sich reißen, fiele dem Albertus nicht im Traum ein, täte er's nicht für Gott. Bedrückt ist seine Seele über den Sündenwust und Greuel, die vielen schweren und boshaften Laster, die dieses Volk ihm offenbaret, wo kombt das her? — Ja, wenn ein ketzerisches Regiment auf Stadt und Land wie der böse Nebel auf dem Traid[1]) liegt, dann fängt der Faulbrand an zu wuchern. Ja, wenn die Kirchen entweiht und versperrt sind, wohin das Volk so freudig zog zu allerhand hochfestlichen Bräuchen, dann sucht es seine Freud im Wein und in der bösen Lust. Ja, wenn man die Beichtstühl verwachtet und die Priester, so unter der Wochen Beicht sitzen wollen, beim Magistrat verklagt, und wenn man den Leib des Herrn vorenthält und heuchlerisch sagt, einmal im Jahr zum höchsten, wie bei den Lutheranern, wär für die Andacht genug, mehr wäre unehrerbietige Gewohnheit; ja, wenn man den Seelen das geistlich Brot abbricht, soll's einen da wundern, wenn sie sich mit den Trebern der unreinen Tiere anfüllen? Wo soll ein keusches Leben und ein himmlisches Streben herkommen, wenn man versperret den Wein, aus dem die Jungfrauen sprießen?

Ein Lümmel rumpelt aus dem Beichtstuhl, der hat wohl so viel wüster Ding getan, als Haar auf seinem Strubelkopf stehen, und als ihn der Mönch fragte: „Hastu dessen kein Schand noch Scham?" sagt der Mensch geruhig: „Na." Da traten dem Mönch Tränen heiligen Zornes ins Auge. O du armes Volk, wo gehst du hin? Man könnt wie Moses die heiligen Tafeln an dem Fels zerschmettern, weil sie vor nichts und wieder nichts geschrieben

[1]) Getreide.

scheinen. Wie Israel unter den Madianitern, als es seines Gotts vergaß, so leben diese verlorenen katholischen armen Seelen dahin in ungesegnetem ketzerischem Land. Wie ein ehedem gutes Ackerland, das die Schweine zerwühlt haben, so bistu Volk von Steyr.

Armes Steyr, armes Steyr! O wehe deiner vielen Sünder, die sich lachend in den Pfuhl stürzen, und der Eine, Gerechte, umb dessentwillen Gott dein bislang noch schonte, der Eine, der seinen kranken Leib und seine kummerschwere Seel für dich abgemattet und in Arbeit und Sorge zerrieben hat, — der liegt im Sterben. Mit trauervollem Blick späht der Mönch, indes ihm Betrug, Zorn und Unzucht um die Ohren sumst, hinaus ins schwarze, mit Kerzen besternte Kirchenschiff gen die Tür, wo man zur Losensteiner Kapellen hinübergeht. Zu dieser Tür ist, wie die Sage berichtet, der Mörder Knüeschenk in der Erscheinung eines Kuttenmannes mit einer brennenden Kerzen eingegangen, die Nacht bevor Abt Leonhart erschlagen ward, das war im 1493sten Jahr.

Am Hochaltar betet eben Pater Ertelius die Epistel, sieh, da bewegt sich die Losensteiner Tür, und herein tritt eine Gestalt, in ein graues Tuch eingedreht und in eine Gugel[1]) gemummt, in der Hand ein Licht. Leise kommt sie herein, neigt sich gegen den Hochaltar, eine zweite, gar viel kleinere, auch eingemummt, schleicht ihr nach. Und wie sie nun beide zum Krippenaltar kommen, muß Albertus in sich hinein lachen, daß er einen Augenblick an das Gespenst der Abtmörder gedacht hat; denn an dem ruhigen frauenhaften Schritt, dem sittsamen Sichknien und dem großen feierlichen lateinischen Kreuz erkennt er, trotz des Tuches und der Gugel, in der größeren der Gestalten sofort das Wirtsmadl aus Steyrdorf, die Schwertnertochter, die ihm an jenem Abende so freudig ihr Erspartes gab, und die er seither oft in der Pfarrkirche in seinen Predigten und auch manchesmal ebendort beim Beichtstuhl des Pfarrers und an der Kommunionbank still und eingezogen kniend erblickt hat. So ruhig und sittig kniet sie auch jetzo vor der Krippe, die Kleinere, jedenfalls eins von ihren Geschwistern, links von ihr. Verehrt sie nur die Krippe oder will sie bei Unsereinem beichten? sinnt Albertus. Es siehet nach dem letzten aus. Sie zieht den Rosenkranz und senkt ihr Angesicht auf die gefalteten Hände. — Neben ihr brennt die hörnen Laterne wie die Lampe der klugen Jungfrau. Jetzt neigt sie sich zu ihrem Geschwister und scheint ihm eine Anleitung zu geben. Dabei fällt die Gugel zurück, eine Pracht braungoldener Zöpfe enthüllend.

Ein alter Sünder torkelt aus dem Beichtstuhl. Nun ist an ihr die Reih. Anmutig steht sie auf, löscht ihr Laternlein, zieht sich die Gugel wieder übers zarte Gesicht und tritt an die Stelle, wo eben viel häßliche Sünden aus grobem Munde gingen — die ihren zu bekennen.

Das silberne Glockenspiel schwingt sich durch die Weihnachtskirche, Sanctus, sanctus, sanctus. . . . Auf dem Chor singen des Pater Ertelius deutsches Christliedlein die Knaben:

---

[1]) Kapuze.

Jesu Christ, Gottes Sohn
Kambe vom Himmelsthron
Und mit ihm hell und klar
Die Engelschar.
Sangen ein Lied so süaß,
Lied aus dem Paradies,
Klang, ei wia schön du bist,
Herr Jesu Christ.

Währenddem beichtete Stephana. Und es sind kaum vierzehn Tag seit ihrer letzten Beicht in der Pfarr, aber es feit[1]) sich viel zeithero: kein Geduld in mancher Widrigkeit hätt sie, und beim Gebet und Arbeit im Haus hat sie viel versehen, und der Muetter nit genug geholfen, auch etwan schnappig war sie, und das Bruederl, das zweitkleinste, ist auch einmal unversehens davon und bis zur Steyr, weilen sie sich beim Fischeinkaufen etwas verweilt, und die Muetter hätt einen Schrocken, und die Schuld hieran hätt sie.

Der Beichtiger, das bleiche Antlitz in die magere Asketenhand gestützt, hört zu; ihm ist wohl, wie die Stimme, der die unberührte Taufgnade einen Engelton gibt, Kindersünden daherzählt . . . ihm ist wohl, wohl, wie einem, der durch viel schändliche Sümpf und Moräst watete, bis an den Gürtel im Morast versank, und auf einmal eine blumige Wiese sieht, darin ein klarsilbernes Bächlein lieblich springt und singt. Ihm ist wohl; das Kind, das vor ihm kniet und beichtet, ist ein Gotteskind, o Gott sei Dank, daß noch solche in Steyr sind, grad zurecht ist sie kommen, in einer Stunde der Verzagtheit, da ihm schien, das ganze Steyr sei ein Sündenhaus.

Das liebe Kindeshaupt ist still geneigt, und die Hände sind gefalten, und sie wartet auf Lehr und Buße.

Und der bleiche Mönch spricht gedämpft mit seiner seltsam ausdrucksvollen Stimme, die auf der Kanzel Gottes voll erklang und das fromme Kind zwang, den Mordweg in Eis und Schnee und Sturm zu laufen, um ihm ihre unschuldige Seele zu eröffnen:

„Du bist die Schwertnertochter, der Wirtin, so von Admont komben ist?"

„Ja," atmete sie leise.

„Ich meine, du gehst sunst zue Herrn Widerspergern? Man soll nit immer von einem zun einem andern laufen."

Das Mädchen zuckte wie unter einem Schlag zusammen. Wie innig hat sie sich gesehnt, in der Seeleneinöd der Lutherstadt, dem heiligen Mann und Apostel ihr Herz zu öffnen! Wochenlang hatte sie nichts als das im Sinn. In Steyr darf er nicht Beicht sitzen, so ging sie aus Not zum Pfarrer. Heut endlich hat sie es erreicht — mit der Mutter war's nicht leicht, und hätt nicht Michaela ums Mitnehmen gebettelt, die Mutter hätt sie nicht gelassen. — Ein Stund im Sturm sind sie geloffen. O, wie sie sich freute und meinte, er würde mild wie der gute Hirte sein! Aber er ist ganz anders. —

„Hochwürdiger Herr," sprach sie bittend, ihr blühendes Gesicht war ganz verfärbt. „I bin no nit lang zu Steyr und suech mir einen Beichtvater

[1]) es fehlt.

erst. Weiln der hochwürdige Herr immer so schön predigt, habe ich gemeint — heunt am Tag meines heiligen Patron —"

„So, hastu gemeint!" sagte er fast spöttisch. Hat Gott sie ihm geschickt als einen Trostengel, so ist es doch auch Gottes Wille, daß der Beichtiger die Seelen zuerst prüft. Und sind sie Gottes Kinder, so zeigt es sich eben in der Prüfung unzweifelig.

„Allgemein soll man dem Pfarrherrn nit auslaufen," wiederholte er hart. „Was dein Sünden anlangt, der Mutter sollst du nit widerreden, ist schlecht. Die Mutter ist die Mutter. Die Mutter hat viel Schmerzen umb dich gelitten."

„Ja," flüsterte das Mädchen, „ich weiß."

„Nein, du weißt nit, dazu bist du zu jung. Mehr sollt du auf die Geschwistrigt und im Haus Obacht guet haben, wie du kannst. Wenn der Vater tot ist, das ist der Mutter rechter Armb, der ihr genummen wird. Da müssend die Kinder ihr Stab und ihre Stütze sein, und das älteste geht in der Pflicht voran. So hat auch Jesus seiner Muetter geholfen, als der Nährvater gestorben war, lerne bei ihm, er war ein gehorsamber und sanftmütiger Sohn. Hastu verstanden?"

Das Mägdlein sprach wieder leis: „Ja, hochwürdigster Herr."

Nun gab er ihr die Buße auf und sprach die Absolution, indes sie ihren Scheitel fromm neigte. Gleich darauf aber hub er, gegen seine sonstige Gewohnheit, noch einmal zu reden an:

„Ihr haltet ein Wirtshaus. Wie haltet ihr es am Freitag und sunstigen Fasttägen, ich meine mit Fastenspeisen für die Gäst?"

„An einem Freitag und Quatember und in der großen Fasten gibt Muetter kein Fleisch nit, därf man ja nit."

„Gehen deine Geschwistrigt Schul, wohin gehen sie? In Örtl sunder Zweifel?"

„Nein, in die Bergschul."

„Da die drei Bueben auf der gemalenen Tafel sitzen und Brief schreiben?"

Das ist eine Fußangel. Er will sehen, ob sie nit die Unwahrheit sagt ihm zu Gefallen; denn fast alles Kindsvolk von Steyrdorf geht zur luthrischen Schulfrau, dort hangt der gemalene Schild mit den drei Buben, in die katholische Bergschul geht fast kein einziges Steyrdorfer Kind.

„Drei Bueben?" schüttelt Stephana den Kopf. „Na! Es stehet nur weiß aufar ana schwarzen Tafel: Wär jemant hie, der gern wöllt lernen. . ."

„Guet," unterbrach sie der Mönch gedämpften Tons. „Nun sage mir noch, was vor Leut in euer Einkehrhaus komben?"

„Halt die über Hall nacha Steyr reisend, zuzeiten von Kremsmünster oan und die von Sierning nach St. Florian und Enns und Linz fahrend."

„Und ausm Ort an einem Sambstag und Heiligtag kommend ihr viel? zum Abendtanz und auf die Kegelbahn und Stoßpudel?" [1])

[1]) eine Art bäuerliches Billard.

„Kegelbahn mueß Mutter erst rain machen lassen," kam die etwas erstaunte Antwort hinter dem Gitter, „Abendtänz seind bei uns nit Brauch, hat's der Vater nia nit leiden mügen, Stoßpudel woaß i nit, was das is."

„Wer tut die Gäst bedienen?" fragte der Beichtiger, „die Manner alle, die wohl auch hin und wieder lose Reden machen und ihnen vollzechen!"

„Muetter tuat bedienen; wann viel Leut seind, tu i ihr helfa, hilft d' Michaela aa, was d' Manner reden, auf das paß i nit auf; wann Muetter siecht, daß oana schon an kloan Stern hat[1]), als sagt sie, der Eisenthürer is uns z'weng worden, nacher mueß er ausroasen."

„Und wer führt denn die Manner in die Schwemm[2]), welche bei euch nachtschlafend? Doch nit du," fragte Albertus.

„Wias grad is," flüsterte ruhig das Mädchen zurück. „I oder d' Muetter. Kehrend eh nit viel Leut über Nacht bei uns ein."

Da spricht der Beichtiger hastig und heiser in einer plötzlichen Angst um die Unschuld, die, wer weiß wie oft, in Todesgefahr schwebt:

„Das is nit nur aso! Da mußt du acht haben! Du weißt den Mann, der das Mägdlein erschlug, die ihm mit dem Licht zum Bett leuchtete, den Fiedler, er ist hier gericht worden — aber noch Ärgeres können sie tun. —"

„Wandlung läutens," sagte leis das Mägdlein. „Und ich habe noch keine Meß."

Er und sie segneten sich stumm und klopften an die Brust, indes am Hochaltar der Meßbub das vielstimmige Glockenspiel schwang und Sebastianus, der alte Priester, in seiner greisen Hand hoch über die bläulichen Weihrauchschwaden den reinsten Leib des Herrn erhob.

Als das Glockenspiel verstummte, murmelte Albert dumpf:

„Hastu das nia gehört, daß die Welt schlecht ist? Sonderbar die Manner schlecht seind oft?"

Stephana sprach leise:

„Das woaß i schon, daß grob und schlechte Manner seind, mutwillige aa. Muetter hat mirs gsagt, habend mir aber nia nixi nit tan, i ruf doch alle Täg den heiligen Schutzengel an und gehöre dem lieben Heiland zu eigen, da kann mir do nixi nit gschegen."

Wie Duft einer frischblühenden Lilie atmete dies Wort heiligen Kindesglaubens über ihre Lippen, und jetzt meinte der Beichtvater, von Rührung, ja Ehrfurcht ergriffen, hinter dem Mädchen, im finstern Sündenholz, das schon so viele Laster erzählen hörte, den lichten Engel stehen zu sehen, der ihr in aller schweren Gefahr Leib und Seele beschirmt und bewahrt hat.

Seine Stimme hatte einen ganz ungewöhnlichen, milden Klang, als er sagte:

„So ist es guat, mein Kind, der heilige Engel, den du verehrst, möge dich fürder behüten." Dann fragte er: „Du gehörst dem Heiland, sagstu, du hast doch nit ein Gelüb gemacht?"

---

[1]) etwas angetrunken ist.

[2]) Schlafraum für mehrere Personen.

„Wia meint der hochwürdige Herr?" fragte das Mädchen.

„Ich meine, ob du ein feierliches Gelüb der Jungfrauschaft gemacht hast, oder wie meinst du es sonst, daß du dem Heiland angehörst?"

Sie schlug ihre großen dunkelbewimperten Augen mit einem Ausdruck wie ein betender Engel zu ihm auf, und zart und zag kam es von ihren Lippen: — denn dies ist der Mann, von Gott gesandt, und kein Geheimnis darf sie vor ihm haben: — „Da Jesus erstmals in mein Herz ist komben, war i dreizehn Jahr alt, habe ich dem lieben Jesus gesagt: „ich bin dein, so lang ich lebe."

Das Glockenspiel am Altar läutete abermal, und sie schwieg und schlug an die Brust. Wieder hörte der Priester, wie wenn Schwingen der Engel hinter ihr rauschten. Welche Gnadenvorzüge hat dies schlichte Kind! Aber wenn sie auch eine Erwählte scheinet; Priester, sei klug! Ihre achtzehn oder neunzehn Jahr, sind sie denn gefeiet wider die Welt, ja wider ihr eignes, reines, aber doch jungwarmes Blut? Bedachtsam sprach Albertus, sein Buch öffnend und mit demselben gegen die Neugier der Andächtigen, die immer näher an den Beichtstuhl heranrückten, sich schützend: „Ein feierlich Gelüb war das nicht. Ein feierlich Gelüb, mein Kind, darfstu noch nicht machen, du bist zu jung; das sage ich dir schon heute, und wenn du mich willst als deinen Beichtiger wählen, mußt du in diesem Stücke wie in allem andern mir gehorsamen."

Stephana erstaunte. An ein feierlich Gelüb in der Welt hat sie nie gedacht. Ja, ins Kloster denkt sie, nach Göß. Aber damit hat es noch seine Wege, solang die Mutter ihrer braucht.

„Ich werde dem Heiland immer gehören, mit oder ohne Gelüb," sagte sie einfach. „Ich will Euch in allem, was guet und recht ist, gehorsamben und bitt, daß Ihr mich als Eure geistliche Tochter annehmen wollet."

Und immer höher stieg des Mönchen heilige Freude, daß ihn Gott würdigte, diese klare Seele in dem gottverlassenen Land zu führen und ihres Engels Helfer und Gefährte zu sein, und immer schwerer ward es ihm, dies zu verbergen, aber doch gelang es ihm; er sprach kurz und trocken: „Hab nit viel Zeit über, muß predigen, missionieren. Komb in Gottesnamen, aber frühmorgens mueßt komben, sunst findst mich nit." Dann hielt er aus, und fragte plötzlich, wie wenn ihm etwas Wichtiges beigefallen wäre: „Höre! Ich muß dir noch was sagen. Der Händel, Stadtrichter von Steyr" — hier war ein verächtliches Lachen in seiner gedämpften Rede — „soll ja haben ausrufen lassen, daß aus den öffentlichen Gemoanstuben und Gaststuben gewisse katholische geistliche Bilder sollten entfernt werden, weil ein Katholik einem Ketzer, der ein solches Bild lästerte, eine Tachtel übers Maul gabe, und das war gegen den Frieden.... Ihr habt wohl solche Bilder schon weggetan; wann aber noch nicht, so schlaunt euch und versteckt sie; schnell! Ich sag es dir, und ich laß es auch deiner Mutter sagen."

So prüft er sie ein letztes Mal, eh er sie als Beichttochter annimmt. Sie aber denkt sogleich in ihrer frommen Seele, die die Pflichten ihres schlichten Lebens genau weiß: „Jetzt irrt er sich. Habend ihnen ja auch die Apostel geirrt; da sag i nit ja dazu!"

Ganz ruhig und fest erwidert sie ihm: „Nein, das sag ich der Muetter nit, Hochwürden. Die Lutherischen habend uns das vor Euer Hochwürden gesagt, wir sollten das Liebfrauenbild und den heiligen Joseph weghängen, wir tun das aber nit, wir sind katholisch."

„An den Bildern beklebt doch der Glauben nit," murmelte der Pater in sein Buch.

„Nein, Hochwürden. Aber Steyr ist ein irrgläubiger Ort. Und wenn wir unsere katholischen Heiligenbilder aus Furcht vor den Irrgläubigen verstecken, dann seind wir nit besser als die, so ihren Glauben verleugnen. Jesus hat aber gesagt, daß, wer ihn vor den Leuten verleugnet, daß er den auch vor dem himmlischen Vater nicht kennen will. Jesus ist unser Gott, Händel ist ein Mensch, Jesus ist über ihm und über allen."

Ihre Augen leuchteten im Dunkel fest und kühn den Priester an, der ins Buch sah und im Herzen frohlockte: Ja, sie ist es, die ich einst hörte durch die Nacht: „und wir brennen ihm keine Kerzen," jetzt erkenn ich sie, das erblühend Heldenblut. Und gibt sich ihr noch immer nicht zu erkennen, obwohl er's jetzt fast nimmer über sich gewinnt. „Wenn du nit folgen kannst," spricht er abgewandt, „so habend wir miteinander nichts mehr zu schaffen; ein Beichtkind, das nicht folgt, nehme ich nicht an."

Jetzt erschrak Stephana heftig. Heiland! Er schickt sie fort? Verdient sie das? So rauh er sie gleich von Anfang anließ, so seltsam seine Art ist, nicht einen Augenblick war sie zweifelig, daß sie in ihm den Mann der Vorsehung, der ihre Seele führen müsse, vor sich hatte; selbst seine Worte gegen das Gelüb haben sie nicht geirrt, sie meinte, ihn da nicht recht verstanden zu haben. Ja, noch in diesem Augenblick zweifelt sie nit an ihm, einmal irren kann jeder, kann der heiligste Mensch. Sie wäre trotzalledem wieder zu ihm kommen, aber nun schickt er sie weg. Bitter, bitter ist das! Aber soll sie ihm etwas versprechen, was sie vor Gott nit darf? — Hat er ihr nicht vor wenig Wochen selbst gesagt: „Den Händel ehre, wer will, ich ehr ihn nicht"? Oder sagte er denn das damals nit? Hat sie es nur geträumt? Wie dem sei, der geistlich Führer ist verloren, alle geistlich Freud, die sie sich träumte, ist dahin. Mit ganz erblaßten Lippen sprach sie: „Ich bitte umb den heiligen Segen. Ich werde nit mehr komben, denn solches tun, was Ihr verlangt, kann i nit, ich bin katholisch."

Sie wollt sich erheben, da warf er das Buch weg, und fast laut rief er: „Halt, Mägdlein, bleibe! Sag deiner Mutter, sie soll Unsrer Lieben Frauen und St. Josephi Bild nur lassen in der Wirtsstuben hängen, es ist recht, und am Sambstag zündet ein Lampen vor dem Frauenbilde an, daß sie weit in die Straße scheinet und euren Glauben bezeuge, sowie einmal die schwarzen Fenster eures Hauses mitten im Feuerwerk, das für den Ketzer brannte euren Glauben bezeugten. Und wenn jemals noch einer kombt und redet dir zu, wie ich heute, den verachte und widerred ihm, so, wie du jetzt auf Gottes Rat mit mir getan. Jedes heilige Bild, das du in deinem Hause zu Steyr hast und verehrst, und jedes Kreuz, das du auf der Gassen in Steyr öffentlich schlägst, ist ein Credo, so du im Angesicht der Häretiker sprichst. Bleibe dir dein fromber katholischer Mut, der kein Hochmut ist, erhalten; ich bete darum.

Auf die Wochen, oder wann du willst, komb wieder zu mir zur Beicht, ich nehme dich gern an."

„Ja? Ihr nehmet mich an? Oh, ich komb ja gern." Im seligen Schrecken, der sie durchrieselte, kann sie mehr als das nicht sagen. So fröhlich ward wohl die Magd in alter Zeit, als sie sah, daß des Königs Salomo grausamer Befehl nur ein Spiel war und er ihr Liebstes ihr wieder zurückschenkte. Nie hat sie schönere Musik gehört, als jetzt die durchschneidenden Oboen, die als Postludium des Christliedes in die Orgel schreien, und nie sah sie ein Menschenangesicht, dem des göttlichen Bräutigams so ähnlich als das strenge Mönchsgesicht hinter der Gitterluke, auf dessen fahler, verbleichter Wange aber jetzt etwas Nasses schimmert.

„Interim benedicat te Pater et filius et spiritus sanctus." Er zeichnete ein mächtiges Kreuz in die Luft. „Gehe mit Gott. Wenn du jetzt den Leib des Herrn empfängst, bete für unseren Herrn Abten. Du weißt, er ist krank."

„Nit besser zeithero?" bebte es leis und erschreckt durchs Gitter.

„Nein, viel schlechter. Er ist am Tod. Es ist eine große Heimsuchung für Steyr, denn keinen zweiten also eifrigen und gerechten Priester gibt es mehr im Land. Bete für ihn." —

„Ja, ich will," neigte sie das Haupt. Leise glitt sie aus dem Beichtstuhl — der Mönch sah noch, wie sie zu dem kleinen Dirnlein, ihrem Schwesterchen, das eifrig vor der Krippe betet, sich beugte und dem Kinde etwas sagte, worauf sie gegen den Hochaltar schritt und den Blicken des Priesters entschwand. Aber er sah sie allsogleich wieder, denn das Kind, das sich nun an ihre Stelle in den Beichtstuhl kniete, ließ vor seinem Auge, als es seine Sündlein herzig herstammelte, sogleich das Bild der reinen, klugen und keuschen Stephana entstehen, die, selbst eine kaum erblühte, des Schutzes bedürftige Unschuld — schon eine andre knospende Unschuld vor dem Hauch des Bösen behütet. „Florete, flores", murmelte sein bleicher Mund, als er das Kind entlassen hatte. Nicht manchen Tag war ihm so wohl geschehen als heute, denn er wußte nun, daß nicht alles starb, wenn der Abt starb. Ja, du Eiswind der Häresie, tobe durch das Land, verherge [1]) unsere Felder und Wälder, brich die alterlebten Bäume nieder und entblättere, die noch in Kraft stehen; unversehens ist doch der Frühling da, und lässet die Saat wahren Glaubens, die wir in Tränen säten, wonnig blühen und treiben. Den Ruf der Turteltaube hat man schon gehört.

Türen krachen auf und zu im Konvent; durch die winterdunklen, verfallenen und verwahrlosten Gänge klappern die Schuh der eiligen Mönche. Oben, unten, in den Herrenzimmern und im Noviziat und im Kapitelsaale hört man dumpf reden und raunen: ja, er wollt in den Kapitelsaal; a duobus fratribus sustentatus, wie die alte Regel fürschreibt, petendo veniam de omnibus negligentiis et peccatis quae commisit; doch die Consuetudines Farfenses sind ja alt, und er ist so übel auf, daß er im Kapitelsaale etwan

[1]) verheere.

vor unsern Augen zusammenfallen würde. Den heiligen Albertus freilich würde solches nicht irren — der sähe unsern Vater schon gerne — Antiphona, in paradysum; und sich, Antiphona ad magnificat: princeps (abbas vero) gloriosissime.

Die so sprechen, sind von der Partei des Priors Karl; diese ist die mächtige im Kloster, dem fremden Priester hangen nur wenige Konventherren an, allerdings gerade die besten und eifrigsten.

Es raunt und redet allum im Kloster. — Nur im Prälatenhause, gegen die Enns zu, ist dumpfe Stille. Hier hat der Abt seine Wohnung, zwei Stuben, eine auf die Enns und eine auf den Hof; hinter den Kammern liegt ein alter Gang, von dem eine eiserne Tür in ein Türmlein führt; hohl hört man das Eisen im zerlechzten Rahmen, vom Wind geschüttelt, werken. Sonst kein Ton. Ab und zu schleicht ein Konventual durch den finstern Gang mit ausgetanen Schuhen zur Tür des Abtes, auf der das Kreuz des hl. Benediktus mit weißer Farbe angemalt ist, und horcht; einer oder der andere tritt ein und kommt nach kurzer Frist wieder bleich heraus.

Innen murmeln Gebete und unterdrückte traurige Gespräche, manchmal erhebt sich über dieselben die gebrochene Stimme des Kranken im Ton des Befehls.

Der todkranke Abt sitzt in seiner Schlafstube in einem alten, schlechten Leinsessel, da das sein Herz beengende Apostem ein Ruhen im Bett ihm nicht gestattet. Seine ehedem riesenstarken, nun vom Siechtum gebrochenen Glieder hüllt ein alter, abgewetzter Habit ein. Das weißgewordene Haar klebt feucht an seiner tiefgefurchten Stirne; seine glanzlosen Augen starren halboffen auf das graue, von brauenden Nebeln bedeckte, vom Sturm durchtobte Land vorm Fenster, und seine bläulichen Lippen bewegen sich, als betete er fortwährend oder rede mit sich selbst.

Ein Laibruder und zwei Konventherren sind bei ihm. Der Bruder kniet vor ihm und legt ihm ein Senfpflaster auf den Fuß, während der eine Klosterherr, der Prior, Verbandtücher zureicht; der zweite Priester betet halblaut aus einem Buch.

Draußen tobt der Sturm, peitscht die Wogen der Enns empor, rüttelt an den schlechtverwahrten Fenstern der Prälatur; das Silberhaar des Abtes weht leise, der Sturm bläst durch und durch in diesem alten Gebäu. Aus dem schlechten Kamin, der in gesunden Zeiten des Abtes niemals geheizt worden ist, es sei denn, daß es Stein und Bein fror, steigen aus einem mühseligen Feuerlein dicke Rauchwolken. Im alten Gemäuer klopft unheimlich ein Ding, das schon seit der Weihnachtsnacht sich hören läßt: tok, tok, tok.

„Warumb tust du alles das an meinem elenden Leib?" sprach jetzt mit zerbrochener Stimme der Kranke und ließ die Hand auf sein Knie fallen. „Mein Leben ist dahin, und meine Kraft ist vertrocknet wie eine Scherbe. Schau nach Jeremia, dem Jungprofessen, der sich auf seinem Versehgang bei Nacht den Arm hat brochen, er wird ein heiliger Mann. Mich lasset sterben. Wisset ihr nicht, was die heilige Regel sagt: Geistlich ermahnen sollet ihr eure Kranken, de corporalibus vera nihil interrogare."

Karl bettete vorsichtig den Fuß des leidenden Mannes auf einen hohen Schemel, und in sanftem Tone sprach er: „Gnädiger Herr Vater, die Regel sagt auch, ante omnia et super omnia abhibendam infirmis esse sollicitudinem. Habe ich nicht recht, Pater Cyrill?"

„Ja ja, schon recht," lächelte der Abt mühsam. „Aber als ich Novize war, hat man den Leib nit so verzartelt wie heunt, und damals waren Heilige in unsern Klöstern."

Er ruhte einen Augenblick vom Reden, das ihm grausame Schmerzen bereitete, aus. Ein durchdringendes Vogelgeschrei hob sich über den Sturm vor den traurigen Fernstern der Krankenstube. Raben kreisten um das Fenster und schrien wie böse Geister.

„Wär doch der unhold Tag fürbei!" murmelte der Laienbruder, der jetzt im Hintergrund der Stube das Bett des Abtes schüttelte. „Herinnen pocht der Totenwurm, und draußt schreien die Unglücksvögel."

„Warumb Unglücksvögel?" keuchte der Abt. „Hat doch ein Rab Eliam das Brot gebracht. Hat doch ein Rab den aussätzigen Markgrafen — den Markgrafen —" er hielt aus und stierte über sich, in seinem Haupt, das schon die Schwingen des Todes von weitem streifen, wirren allerhand alte Namen und Geschichten. „Ja, und da der Stadtrichter die Kaiserin belagert, schwung der kleine Rab, Korbel mit Namen, die Flüglein und frohlockte bei jedem blinden Schuß. Und zu Staadt bei uns zuhaus warend Raben viel, es war gut, in kalten Wintern, da viel gefallenes Wild in Wäldern lag."

So redete der Kranke mit sich, und der Prior und Pater Cyprian, wie auch Adam, der Laibruder, hörten mit sorgenden Mienen zu; es war klar, daß sein Geist wanderte. Der Prior fragte leise und schonend, ob er ein Verlangen habe nach Wasser oder Wein oder Essig.

Der Kranke ließ den Kopf auf die Brust hangen und schwieg. Doch alsobald fing er aufs neue an:

„Nit Wasser noch Wein, noch Essig. Aber sagt mir, ist mein Brief an den Stadtrichter zu Steyr bestellt, den ich schrieb umb Recht, ich hab zu klagen. Nach Steyr kann ich nit, ich bin siech, ich habe sein begehrt; ist er Mann, soll er komben. — Schreibt er nichts?"

„Wir haben nichts bekomben."

„Sagt es mir gleich, wenn er schreibt; denn mein Tod ist auf mir, und die Sach hat höchste Wichtigkeit.

„Karl! Damit kein Streit ist, wenn ich dahin bin, wegen der fürstlichen Geschenke: Ich weiß, die Novizen habend neulich von den zween silbern Buschkrügen[1]), so mir Erzherzogin Maria, und von dem gülden Pecherl und Krüglein, so mir Erzherzog Karl einmal verehrt, geredet. Das alles habe ich zu Geld gemacht, habe ich nimmer. Das Konventkapitel weiß davon; sage du es den Novizen. Die Zeiten waren hart, ihr wißt es ja. Von den Büchern, was ich selbsten angeschafft, seind noch sechse da: Epistolae

[1]) Blumenvasen.

Ciceronis, Dialectica Toleti, Evangelischer Wetterhahn — . . . wieder hielt er inne, keuchend. „Und noch drei. — Dann ist noch da das Bild von der Wilbirg." Er wendete sich ächzend im Lehnstuhl herum und wies auf eine Tafel an der Bettwand. „Die Bücher sollt man neu binden, sie fallend auseinand . . . Die Wilbirg bitte ich, daß du dem Albertus in seine Zellen gibst, er hat kein Zellenbild."

Karl sagte, doch in etwas verstimmtem Ton: „Es soll alles beschehen. Gott erhalte Euer uns viel teures Leben noch lange!"

„O, wie du schön redest! Ich gehe niemandem ab. Niemandem gehe ich ab. — Doch was denk ich noch des Zeitlichen, omnia vanitas! Ich habe gestert, Karl, mein geistliches Testament geschrieben, es liegt dort in mein Betpult, wenn ich tot bin, lese du es den Brüdern im Kapitelsaale vor. Darin steht, daß ihr sollet einig sein und nicht im Hause streiten, sundern daß ihr sollet auf der Wacht stehen und kämpfen, wo der Feind ist; gestern hieß er Luther und Calixt, heut heißt er Händel, morgen heißet er anders, aber sein Nachtgesang ist immer der gleiche . . . Und ich bitte euch, daß ihr nicht wollet einen geistlichen Neid untereinander haben, sei es auf einen Konventbruder, oder einen hospes, der vielleicht besser predigen kann als ihr, und zu dessen Beichtstuhl mehr Leute kommen denn zu euch."

Der Prior zuckte die Schultern und sprach zum Pater Cyprian leis wie ein Hauch: „Ja, solche Illusiones komben mit der Schwäche und dem Fieber." Zum Abte sprach er, wie man ein krankes Kind beruhigt: „Wenn Herr Martin Anton Delrio selbst nach Garsten als hospes kämb, wir wollten auf ihn keine Eifersucht haben, denn so sind wir nicht."

„Warumb Delrio?" fragte der Kranke. Im Nebengemache schlug die Uhr. Im verrückten Werke rummelten unmelodische Töne, die einen Psalm bedeuten sollten.

„Hör du, ich habe keine Illusionen, und sie komben nit mit dem Fieber. Warumb redest du immer gegen den Albert? Er ist ein gueter Sohn, er ist ein rechter Mönch."

Karl fragte gekränkten Tones: „Bin ich das nit, Vater?"

„Ja, du auch. Aber du hörst zu viel die andern, die gegen ihn sind. Er ist unser Segen und meine Hoffnung, ich sagte es schon, und ich sage es wieder, Karl!" Im Stuhl sich halb erhebend, griff der Abt nach des Priors Hand und hielt sie, wieder im Stuhl zurücksinkend, fest. „Ich habe nur mehr etlich Täg zu leben. Dann ist das Kloster verwaist. Du wirst wol Abt an meiner Stell werden."

Hier erheiterte sich des Priors düsteres Gesicht, er sagte sanft: „Ihr sollt aber nit sterben."

„Ich beschwöre dich, Karl, wenn du Abt bist, oder auch nicht, halte den Albert im Kloster und heiße ihn nicht wandern; denn er allein hat die Kraft und den Geist, dem Händel zu widerstehen, und wenn er Steyr verlässet, so ist der Untergang Steyrs vollzogen. Ich weiß, du liebst ihn nicht und will nit mit dir darüber streiten; aber ich bitte dich, lege deinen Widerwillen auf den Altar und versprich mir, den Albert nicht von dir zu tun, und mein

Segen soll dich begleiten; sunst aber vergällst du deinem Vater die letzte Stunde und störest ihm die ewige Ruhe."

„Ich glaube, er kommt jetzt," lauschte Karl.

„Versprich mir!" keuchte der Abt.

„Ich verspreche es Euch, insoweit ich als Mensch und Mönch es kann; mag sein, ich werde nit Abt, was soll ich da machen?"

„Dann bittest du den andern Abt. Gib mir deine Hand!"

Unlustig gab der Prior seine Rechte dar, und mit vor Fieber hämmernden Händen preßte sie der Abt. — Das verrückte Uhrwerk schlug wieder zur Unstunde; der Bruder lief, es abzustellen.

Die Eisentür auf dem Gange klappte laut, der Sturm rüttelte an den Fenstern; es ging die Tür in des Abtes Vorgemach, ein dunkler, langer Schatten glitt über die Wand, eine tiefe strenge Stimme sprach: „Benedicite".

„Albert, bist du's? O Dank, daß du kommst, mein Sohn," lächelte der Kranke und streckte seine Hände aus. „Du kommst wie der treue Joseph zum alten Jakob, der sterben will. Was weißt du von Händel?"

„Ein Brief ist komben, Händel kombt."

„Hastu den Brief?" keuchte aufgeregt der Kranke. „Was steht sunst darin?"

„Daß er kumbt, in Begleitung eines Zeugen, wie Ihr gebeten habt. Sunst nichts." — Der junge Mönch legte ein aufbrochenes Schreiben dem Abt auf den Schoß. Dieser warf einen starren Blick hinein und sagte bitter:

„Ja, er kombt und verbleibet wohlgewogen wie ein Kaiser. Er ist schuld, daß ich auf der Streu bin. — Aber es ist guet, er kombt. Wir habend abzurechnen!" Geisterhaft glühten des Kranken hohle Augen.

Albertus sprach mit ruhiger Stimme: „Aber Vater, wie geht es Euch? Gott befreie Euch von Euren Schmerzen, wenn es sein heiliger Wille ist. Wir feiern heunt den Erz-Martyrer Stephanus. Er war unter Steinen begraben und lobte Gott."

Der Abt nickte schwach. Albert redet recht. Albert ist ein rechter Mönch. Er redet, wie die Regel ist, nur von Göttlichem.

Der Prior aber sah scheel drein, denn ihn ärgert es jedesmal, wenn Albert sich auf den Frömmsten hinausspielt; seinen Rosenkranz um die rötlichen Hände wickelnd, fragte er spöttisch:

„Sagt mir, Albertus, der Ihr ein so heiliger Mann und großer Kenner unserer heiligen Regel seid: Wie löst Ihr folgendes gehörnte Dilemma: Unser Herr Abt will aus Tugend nit, daß man seines kranken Körpers pfleget und beruft sich auf die Regel. Ich hinwiederum möchte ihm alle curam ac sollecitudinem erweisen, die ein kranker Mensch braucht, und beruf mich auf die Regel, 103 V. Wer hat recht, und wessen Verdienst ist größer?"

Albertus stand hochaufgerichtet neben dem Abt, die Hände in den Ärmeln seines Habits, und sah ruhig abweisend auf den Fragesteller, wie Christus wohl auf die Pharisäer, die ihm die Zinsmünze zeigten, herunterfah:

„Wenn unser Herr Abt, die Hinfälligkeit der Welt und des Fleisches vor Augen, nicht will sein Fleisch vor dem Tod verzärteln lassen, so hat er recht

nach der Regel; wenn aber Ihr ihn sorgsam pflegt, wie es geistlichen Söhnen ihrem Vater gegenüber Pflicht ist, so tut Ihr recht nach der Regel; wessen Absicht aber die reinste ist, der hat das größte Verdienst vor Gott."

„Das ist wohlgesprochen," keuchte der Abt froh. „Nit verzärteln. Ja so seind wir Alten erzogen. So hat mich mein Novizenmeister gelehrt. O tut das gut, daß auch unter euch Jungen noch einer auf unsre Weise denkt und redt!"

Sein Haupt sank zurück, und seine Augen stierten wieder in das graue vom dunkelgleißenden Ennsstrom durchschnittene und von Schneewirbeln durchfegte Abendland vor den Fenstern.

„Elias Krachamer . . ." sprach er in Träumen verloren. „Er war ein heiliger Mann. Da gab es keine Federbetten und keine Gluthäfen[1]) in den Zellen und keinen Wein für uns Novizen außer an den höchsten Heiligtagen, aber die damals in Garsten eingetreten seind, die seind beharrt . . . Falb war der eine, Plautius war der andere, Kaspar Mayr aus Graubünden, meines Vaters Heimat, der dritt, Sebastian Ertelius, ein Kriegsmann wider den Türken, der viert, der fünfte war ich. — Ja, zween Novizen sprangen damals aus. Der Reverendissim sprach: Ex nobis exierant, sed non erant ex nobis. — Aber als ich schon Abt war, da war einer, der ging fort und zu den Minderbrüdern und ging auch da fort und hat sich und uns mit Schand bedeckt, Romulus Kern. Und diesen — diesen —" keuchte der Schwerkranke, „hat jetzt Händel, der Richter von Steyr, aufgenommen, uns zu Spott und Hohn, ihm Herberg geben unter den Prädikanten, dem Händel sag ich es auf den Kopf zu. Er soll nur kommen."

„Vater," sprach bittend Karl, der Prior, „was geht's uns an. O, Ihr kürzet Eure Tage ab, und zu was soll's, der Kern soll vagieren, wo er will, Gott oder der Satan werden ihn überall finden."

„Der Satan soll ihn finden und ich soll zuschauen?" fragte der Abt langsam und sah den Prior groß an. „Kern war ein Zweifler und Grübler, aber er hat doch Gott und den Orden geliebet, bevor ihm die Glaubensversuchung kamb. In der Trübsal hätt er seine Seel wiedergefunden, im Wohlleben bleibt er des Teufels Beute; darumb hat ihn der Händel aufgenommen auf des Teufels Geheiß. Aber ich sage: Kern muß hinaus aus Steyr und heunt bring ich es dazu, daß ihm Händel die Tür weist."

„Er muß!" Der Kranke hieb sich mit seiner verzehrten Hand auf das Knie. „Ich sterbe nit ehebevor."

„Herr, erregt Euch doch nicht so," bat Karl inständig. Zum Albertus redete er leise zurück: „Nicht hätte man seinen Brief bestellen dürfen. Ein Unglück gibt es, wenn Händel kommt."

Der Abt, in dem eine seltsame Rastlosigkeit war, fragte wieder nach der Zeit und begann zu klagen:

„Ich sah den Kern oft einsam spät vor dem Sakrament knien, und ich hörte oft den Schlag seiner Geißel umb Mitternacht. O ja, er wäre noch

[1]) Kohlenbecken zur Erwärmung der Zellen.

zu retten. Auch Jacoponus ist im Kerker ein anderer worden. Hinaus aus Steyr muß er, ins Elend, dort wird Gott ihn finden."

„Er hat noch Scham," sprach Albertus tief, „und das lässet mich hoffen, Vater."

„Wie weißt du das?" fragte keuchend der Abt.

„Ich habe ihn auf der Gassen gesehen. Er wich unter ein Tor, als er mein Kleid sah."

Hufschlag schütterte dumpf ins Krankengemach. Nun fern und schwach hörte man die Pfortenglocke gehen.

„Deus in adjutorium", flüsterte der Prior, schlug ein Kreuz, zog die Haube über und lief hinaus; auf dem Gange rannten und redeten ihm Novizen entgegen: „Der Richter von Steyr und der Stadtleutnant, sein Sohn, seind ankomben."

Drin im Krankenzimmer saß jetzt ein ungebeugter Mann in seinem Stuhle, unter dem Habit strafften sich ein letztes Mal die vom Schmerz zerwühlten Glieder des siechen Abtes, heftig stieß er den Frater zurück, der ihm mit angstbleicher Miene ein Glas Krankenwein bot; zu Albertus aber, der lautlos betend durch die Kammer schritt und ein Reliquiar vor den Augen des Hauptketzers, der nun das fromme Gemach betreten wird, verhüllte, rief er: „Mein Sohn, bleibe bei mir, und wenn du sieheſt, daß mich die Kraft verläßt, so rede du an meiner Statt, aber zwingen werden wir den Satan."

Auf dem Gange klangen jetzt Schritte und Waffen und redeten Stimmen.

„Das ist Händel!" sprach der Abt dumpfgrollenden Tones, „und jetzt die ander Stimb, das ist ein Junger, das ist des Händels Bankert. Nit ehlicher Sohn, nein. Die da von Genf kommen ist, war nia des Händels Ehfrau. Dann kalviniſcher Ritus bei uns wider Gesetz und null war und ist, er heuerte sie aber auf kalviniſch ... und hat sie auf kalviniſch begraben, ich war in Gleink und weiß es gut. Der Courtelion, wie sie ihn hießen, nannte sich ihren Hofmeister, aber er war ein Kalviner Prädikant. Ich weiß es."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Schleswig-Holsteinischen Hausarchiv [1].

Von
Hubert Ermisch.

Wenigen deutschen Fürstenhäusern war eine so weltgeschichtliche Stellung beschieden wie dem Hause der Grafen von Oldenburg. Aus bescheidenen Anfängen hervorgehend, die sich bis in das 12. Jahrhundert zurückverfolgen lassen, hat es schon im 15. Jahrhundert den damals vereinten nordischen Reichen Dänemark, Schweden und Norwegen seine Herrscher gegeben. In Dänemark regiert es noch heute, in Norwegen heute wieder, während es in Schweden beim Zusammenbruch der Kalmarischen Union 1523 den Thron einbüßte, um ihn dann zweihundert Jahre später noch einmal zu erlangen, aber auch jetzt, ohne ihn dauernd behaupten zu können. Noch heute trägt es die glänzendste Krone, die ihm zufiel: die des russischen Reiches. Nehmen wir hinzu, daß auch das Königreich Griechenland seit 1863 von Fürsten oldenburgischen Stammes beherrscht wird, so sehen wir, daß ihm überall eine wahrhaft internationale Rolle zugefallen ist.

Aber auch für Deutschlands Geschicke sollte es eine hohe Bedeutung erlangen. Sie beruhte, wenn wir von dem Stammlande Oldenburg absehen, das seit acht Jahrhunderten unter demselben Herrscherhause zu stehen das Glück hat, auf seiner Verbindung mit den Landen Schleswig und Holstein. Nach dem Aussterben des Schaumburger Grafenhauses hatten die Stände des Herzogtums Schleswig und der Grafschaft Holstein im Jahre 1460 dem Könige Christian I. von Dänemark, dem Neffen des letzten Schaumburgers, die Herrschaft über ihr Land für sich und seine männlichen Erben angeboten. Er nahm sie an und versprach ihnen dafür die Selbständigkeit der Lande als eines gesonderten Gliedes der dänischen Monarchie und ihre unauflösliche Verbindung untereinander. Mögen die Ansichten über die staatsrechtliche Bedeutung dieser Zusagen auseinandergehen, sicher ist, daß sie das Leitmotiv wurden, das durch die Geschichte der beiden Länder fortdauernd hindurch-

[1] Hans Schulz, Friedrich Christian Herzog zu Schleswig-Holstein. Ein Lebenslauf. Mit einem Bildnis des Herzogs. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1910. VI, 402 S. und 1 Tab. 8°. — Joh. H. Gebauer, Christian August Herzog von Schleswig-Holstein. Ein Beitrag zur Geschichte der Befreiung Schleswig-Holsteins. Mit einem Bildnisse des Herzogs. Ebenda 1910. 391 S. und 1 Tab. 8°. — Joh. H. Gebauer, Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein. Ein Lebensbild. Mit 8 Abbildungen und einer Stammtafel. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1912. XIX, 209 S. und 1 Tab. 8°.

klingt, zumal seit die Lex regia des Jahres 1665 für Dänemark die Successionsfähigkeit der weiblichen Linie festsetzte, während die Herzogtümer, von denen Schleswig ein Mannlehen Dänemarks, Holstein ein Mannlehen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation war, an der männlichen Erbfolge festhielten, und daß sie wichtig wurden für die nicht vorauszusehende bedeutsame Rolle, die die Lande Jahrhunderte später in der deutschen Geschichte spielen sollten.

Die bei aller Knappheit doch übersichtlichen Stammtafeln, die den drei oben genannten Werken beigegeben sind und die durch eine im 44. Bande der „Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte" enthaltene Ahnentafel des Herzogs Friedrich Christian ergänzt werden, entheben uns der undankbaren Mühe, auf die verwickelten genealogischen Verhältnisse des Hauses Oldenburg einzugehen. Nur so viel mag bemerkt sein, daß das Haus sich im 16. Jahrhundert in zwei Linien spaltete, von denen die ältere die in Dänemark regierende war, während aus der jüngeren (Gottorper) Linie die heute in Oldenburg und in Rußland regierenden Familien stammen, und daß die königlich dänische Linie wenig später sich in eine ältere königliche Linie, die im Mannesstamme 1863 mit König Friedrich VII. von Dänemark ausstarb, und in die jüngere königliche oder sonderburgische Linie teilte. Von den verschiedenen Zweigen, die aus der letzteren hervorgingen, blühen zwei noch heute: die Augustenburger Linie, deren Begründer, Ernst Günther, 1609—1689 lebte, und die Linie Holstein-Beck (seit 1825 Glücksburg), an die 1853 die dänische Krone überging. Die Linie Augustenburg war es, die — obwohl ihre Mitglieder niemals eigentliche Regierungsrechte ausgeübt, sondern jahrhundertelang das Stilleben von Großgrundbesitzern geführt haben — für das Werden des heutigen Deutschland eine eigenartige Bedeutung gewinnen sollte.

Es ist das Verdienst des gegenwärtigen Chefs dieser Linie, Seiner Hoheit des Herzogs Ernst Günther von Schleswig-Holstein, die eingehende Darstellung der Geschichte dieses Hauses während des letzten und für sie wichtigsten Jahrhunderts angeregt und ermöglicht zu haben, die uns in den oben genannten Lebensbeschreibungen seines Urgroßvaters, Großvaters und Vaters vorliegt. In Jahrzehnte langer Arbeit ist der umfassende Plan gereift, der zunächst aus dem wohlberechtigten Wunsche heraus sich entwickelt hat, für eine gerechte Beurteilung seines und der heutigen deutschen Kaiserin Vaters, des Herzogs Friedrichs VIII., einzutreten.

Selbstverständlich galt es zunächst, den archivalischen Unterbau zu schaffen, und das war nicht ganz leicht. Das Archiv des augustenburgischen Hauses hat das Schicksal der Archive so manches nicht regierenden Fürstenhauses geteilt; es fehlte ihm von jeher eine geordnete Verwaltung, wie sie sich bei Staatsarchiven in der Regel aus dem Bedürfnis ergibt. Namentlich hatte es schwer darunter zu leiden, daß sich zwischen der königlich dänischen und den herzoglichen Linien eine immer weiter sich öffnende Kluft auftat, die schließlich zur Vertreibung der Augustenburger aus ihrem Stammeslande führte. Nun hatte auch ihr Archiv Wanderungen und Wandlungen durchzumachen, die

manche Einbuße zur Folge hatten; es ist zu verwundern, daß die Verluste nicht noch größer waren. Als im Jahre 1888 der Verfasser dieser Zeilen mit dem Auftrage betraut wurde, das schleswig-holsteinische Hausarchiv zu ordnen, mußte er sich bald davon überzeugen, daß diese Aufgabe nicht so einfach war. Ein Teil der schleswig-holsteinischen Archivalien lag und liegt noch heute im Staatsarchiv zu Kopenhagen; zum großen Teile sind sie dort der wissenschaftlichen Benutzung noch entzogen. Ein anderer Teil befand sich, zerstreut durch verschiedene Räume, im Schlosse zu Primkenau, und ein dritter, der für die neuere Geschichte wichtigste, hatte, nachdem er im Jahre 1866 nach England gewandert war, dank dem Entgegenkommen des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha, eine Zuflucht im Schlosse Friedenstein zu Gotha gefunden. Diese beiden Gruppen galt es zu vereinigen und durch Verzeichnisse, an denen es bis dahin so gut wie ganz fehlte, übersichtlich und benutzbar zu machen. Gern erinnere ich mich der Wochen und Monate angestrengter Arbeit, die ich in den Jahren 1888 und 1889 teils in den damals unbewohnten Räumen des „schleswig-holsteinischen Palais" in Gotha — in eben den Räumen, die acht Jahre früher die Verlobung des Erben der deutschen Kaiserkrone mit der lieblichen Prinzessin aus Augustenburgischem Stamme gesehen hatten —, teils im Primkenauer Schlosse, in dem durch seine rührende Einfachheit ergreifenden Wohn- und Sterbezimmer des vielgeprüften Herzogs Friedrich, zubrachte. Der eigenartige Zauber, den das wenn auch nur flüchtige Durchwandern einer Jahrhunderte alten Hausgeschichte stets auf den Forscher ausübt, wurde ja hier dadurch gesteigert, daß die Vergangenheit, von der tausend zerstreute Blätter erzählten, eine so bedeutungsvolle Zukunft in sich barg. Leider gestatteten mir meine beruflichen Arbeiten nur, die Grundzüge einer archivalischen Ordnung zu schaffen; ihre Ausgestaltung im einzelnen mußte ich in der Hauptsache anderen überlassen.

Immerhin war durch die Vereinigung und systematische Gruppierung der bisher getrennten Teile des Archives die Voraussetzung für die Ausführung der wissenschaftlichen Pläne geschaffen, die Herzog Ernst Günther ins Auge gefaßt hatte. Die vorliegenden Bände beweisen, daß es ihm gelungen ist, die geeigneten Männer dafür zu finden. Der Hildesheimer Gymnasialprofessor Dr. Joh. H. Gebauer und der Reichsgerichtsbibliothekar Dr. Hans Schulz in Leipzig, zwei Schüler von Gustav Droysen, die sich bereits durch Arbeiten auf dem Gebiete des 16. und 17. Jahrhunderts als tüchtige Forscher bewährt hatten, haben sich auch diesen nicht leichten Aufgaben gewachsen gezeigt. Ende 1909 erschien Gebauers Biographie des Herzogs Christian August, im Jahre 1910 folgte das von Hans Schulz verfaßte Lebensbild Friedrich Christians[1]), und Ende 1911 machte Gebauers Buch über Friedrich VIII. den Beschluß. Es waren drei grundverschiedene Persönlichkeiten, mit denen sich die Verfasser zu beschäftigen hatten. Eins aber war ihnen gemeinsam: ein strenges Rechtsgefühl, die auf ihm beruhende Überzeugung von der Unantastbarkeit der dynastischen Rechte ihres Hauses und der feste Wille, eine Schmälerung dieser Rechte nicht zu dulden. —

[1]) Vgl. Deutsche Rundschau, 1911, Bd. CIXL, S. 158.

Friedrich Christian, eine körperlich zarte und geistig fein organisierte Natur, gehörte seinem Wesen nach noch durchaus dem Zeitalter der Aufklärung an. Aus seiner Leipziger Universitätszeit, während der er ein eifriger Schüler des Philosophen Ernst Platner war, nahm er eine Vorliebe für philosophische Studien mit; sie hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet, ohne daß er sich jedoch jemals aus dem engen Horizonte seines Lehrers, eines von der Leibniz-Wolffschen Philosophie ausgehenden Eklektikers, hätte herausarbeiten können; er hat sich nie völlig zur Höhe der Kantschen Philosophie zu erheben vermocht, die eben damals eine neue Epoche philosophischer Forschung begründete. Ein begeisterter Freund alles Schönen, verfolgte er mit warmem Interesse den gewaltigen Aufschwung der deutschen Literatur; aber auch hier wurde es ihm nicht leicht, neue Ideen in sich aufzunehmen: daß es ihm doch gelungen ist, beweist u. a. sein einzigartiges Verhältnis zu Schiller, der seiner großherzigen Unterstützung eine Reihe sorgenloser Jahre in schwerer Zeit verdankte; aus seiner Korrespondenz mit dem Herzog, die Hans Schulz in dem ansprechenden Schriftchen „Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen" (Jena 1905) behandelt, gingen bekanntlich Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen hervor[1]). Dem Geiste der Aufklärung entsprach auch Friedrich Christians Verhältnis zur Kirche, das bei einer tiefreligiösen Grundstimmung doch frei von jedem Pietismus und Dogmatismus war, und nicht minder seine politischen Anschauungen, seine Begeisterung für eine freie Entwicklung der Völker, seine Abneigung gegen den Absolutismus, die ihn sogar zeitweise zu einem Anhänger der französischen Revolution machte, und der kosmopolitische Zug, der ihm eigen war; so sehr er nach Abstammung, Bildung und Gesinnung ein Deutscher war, so ist es doch bezeichnend, daß in seinem Verhältnis zu seinen Stammlanden gerade deren deutsche Nationalität, die später von so großer Bedeutung für ihre Geschichte werden sollte, neben den Erbrechten seines Hauses eine untergeordnete Rolle spielte. Ja, es fehlte wenig daran, daß gerade seine Person die Verbindung Schleswig-Holsteins mit Dänemark zu einer besonders engen und dauernden gemacht hätte.

Als Prinz Friedrich Christian noch im Kindesalter stand, schien der Mannesstamm des dänischen Königshauses dem Aussterben nahe zu sein. König Christian VII. war geistesschwach und unfähig zur Regierung, der einzige Sohn, den ihm seine unglückliche, durch den Struensseeschen Prozeß so bekannt gewordene Gemahlin Karoline Mathilde geschenkt hatte, ein schwächliches Kind; des Königs Bruder, der körperlich unansehnliche und geistig unbedeutende „Erbprinz" Friedrich, lebte damals noch in kinderloser Ehe. Ein Erlöschen des königlichen Mannesstammes aber hätte einen Zerfall des dänischen Staates zur Folge gehabt, da, wie wir sahen, in den Herzogtümern die männliche Erbfolge galt. Dieser Gefahr suchte der Minister Bernstorff durch eine eheliche Verbindung der Tochter Christians VII., Luise

[1]) Man vergleiche hierzu „Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und Schiller". Eine Nachlese von Hans Schulz. Deutsche Rundschau, 1905, Bd. CXXII, S. 342 ff.

Auguſta, mit dem Erben der Herzogtümer, dem Prinzen Friedrich Chriſtian, vorzubeugen; durch ſie wäre die weibliche und die männliche Erbfolge in einer Hand vereinigt worden. Die Verlobung fand 1779, die Vermählung 1786 ſtatt. Aber ſie hatte nicht die Folgen, die man erwartete; kurz nach der Vermählung wurde dem Erbprinzen ein Sohn geboren, und auch Kronprinz Friedrich entwickelte ſich körperlich ſo günſtig, daß ihm ein Leben von ſiebzig Jahren beſchieden war.

Immerhin hatte die Vermählung Friedrich Chriſtians die Wirkung, daß er als Staatsminiſter und Mitglied des däniſchen Staatsrats ſeine beſten Kräfte dem däniſchen Staatsdienſt widmete. Obwohl ſeinen Neigungen das ſtille Landleben in Auguſtenburg und Gravenſtein weit mehr entſprach als der ſtändige Aufenthalt in Kopenhagen, hat er doch ſeine Pflichten dem Staat gegenüber mit der ihm eigenen Gewiſſenhaftigkeit erfüllt und namentlich in ſeiner Stellung als Patron der Univerſität (ſeit 1788) und als Vorſitzender einer Kommiſſion für das geſamte höhere Unterrichtsweſen des Landes Dauerndes geſchaffen.

Die weltgeſchichtlichen Vorgänge der erſten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, die wir hier nicht eingehender verfolgen können, berührten ſeine Stammlande und die Rechte ſeines Hauſes zuerſt, als im Jahre 1806 das morſche Deutſche Reich zuſammenbrach und damit Holſtein aufhörte, ein Glied dieſes Reiches zu ſein. Das damals auftauchende Gerücht, daß Napoleon an eine Einverleibung Holſteins in Preußen, alſo an eine Vernichtung der Auguſtenburgiſchen Erbanſprüche gedacht habe, hat den Herzog zwar vorübergehend beunruhigt; ernſter aber ſah er ſein Recht und die Verfaſſung der Herzogtümer dadurch bedroht, daß Kronprinz Friedrich, der die Regierung ſtatt ſeines Vaters führte, die Gelegenheit, die die Auflöſung des Deutſchen Reiches bot, zu dem Verſuch benutzte, ſtatt der beſtehenden Perſonalunion eine völlige Einverleibung Holſteins in Dänemark herbeizuführen, und in dieſem Beſtreben von Napoleon ermuntert wurde. Trotz des Proteſts Friedrich Chriſtians wurde dieſe Einverleibung durch ein Patent vom 9. September 1806 ausgeſprochen, allerdings in einer Form, die das Erbrecht der Agnaten nicht ausdrücklich ausſchloß, ſo daß der Herzog, ſeiner durchaus friedlichen Natur entſprechend, ſich für befriedigt erklären konnte. Doch wurde dadurch das ſchon ſeit Jahren ſich immer weniger freundlich geſtaltende Verhältnis zwiſchen dem Herzog und ſeinem Schwager noch mehr verſchlechtert, und die Entfremdung nahm zu, als der Kronprinz ſeinem im Jahre 1808 verſtorbenen Vater folgte und, ganz im Gegenſatz zu den politiſchen Anſchauungen des Herzogs, als durchaus abſoluter Herrſcher die Regierung führte. Als dann im Jahre 1810 die beabſichtigte Wahl zum Thronfolger in Schweden Friedrich Chriſtian und ſeinem Hauſe noch einmal glänzende Ausſichten zu eröffnen ſchien, kam es zu einem vollſtändigen Bruche, obwohl der Herzog, den Wünſchen des Königs entſprechend, die Wahl ablehnte. Er legte alle ſeine däniſchen Staatsämter nieder und verlebte die letzten Jahre in Auguſtenburg; neben der Erziehung ſeiner Kinder beſchäftigte ihn hier vor allem die Bearbeitung einer Denkſchrift über die Erbrechte ſeines Hauſes, die damals nicht veröffentlicht wurde, aber ſpäter

große Bedeutung gewinnen sollte. Daß in dieser Denkschrift die nationalen Unterschiede zwischen Dänemark und den Herzogtümern in keiner Weise betont wurden, kann nach dem, was wir oben bemerkt haben, nicht überraschen, ist aber immerhin sehr bezeichnend. Körperlich gebrochen und geistig tief bedrückt, zumal seine Gemahlin immer entschiedener auf die Seite ihres königlichen Bruders getreten war, wurde Friedrich Christian am 14. Juni 1814 durch einen frühen Tod abberufen.

In Hans Schulz hat Friedrich Christian einen Biographen gefunden, dem es trefflich gelungen ist, in das Wesen des anziehenden Mannes einzudringen. Eine Reihe kleinerer und größerer Arbeiten zeugt davon, auf wie sorgfältigen Vorarbeiten die Arbeit beruht. Wir heben davon außer dem schon erwähnten Buche „Schiller und der Herzog von Augustenburg" nur den „Briefwechsel des Herzogs Friedrich Christian mit König Friedrich VI. von Dänemark und dem Thronfolger Prinzen Christian Friedrich" (Leipzig 1908) und das Werk „Timoleon und Immanuel, Dokumente einer Freundschaft, Briefwechsel zwischen Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein und Jens Baggesen" (Leipzig 1910) hervor; wie das erstere für die Darstellung der politischen Tätigkeit des Herzogs von grundlegender Bedeutung ist, so gewährt das letztere tiefe Einblicke in sein geistiges Leben. Sehr zu bedauern ist, daß der Briefanhang, den die Biographie in Aussicht stellt, noch immer nicht erschienen ist. —

Aus härterem Holze als Friedrich Christian war sein Sohn Christian August (geb. 19. Juli 1798) geschnitzt. Statt der vielleicht zu weichen Liebenswürdigkeit des Vaters war ihm von Jugend auf eine gewisse Schroffheit eigen, die leicht als Hochmut oder Eigensinn erscheinen konnte und wenig geeignet war, ihm Sympathien — bei hoch und niedrig — zu erwerben. Statt der philosophisch-literarischen Neigungen seines Vaters verfolgte er praktischere Ziele; zunächst beschäftigte ihn die Sorge für die finanzielle Sicherstellung seines Hauses; seine Verdienste um die Landwirtschaft und insbesondere um die Pferdezucht sind bekannt. Nur wenige Jahre konnte er sich dieser Tätigkeit ganz widmen; dann zog ihn die Politik mächtig in ihre Kreise. Auch hier zeigte er sich ganz anders geartet als sein Vater. Hatte dieser aus der Aufklärungszeit liberale Neigungen übernommen, so war Christian durch und durch Aristokrat. Uwe Jens Lornsen erschien ihm vor allem als Demokrat; lieber als seinen Plänen, an deren Ausführbarkeit man freilich zweifeln konnte, stimmte er der Einführung gesonderter provinzialständischer Vertretungen für Schleswig und Holstein zu, wenngleich er keineswegs verkannte, daß es eine halbe Maßregel war, die keine Dauer versprach. Die gewissenhafte Wahrung der Erbrechte seines Hauses, über die im Jahre 1836 durch eine Broschüre des Kieler Professors Paulsen der literarische Streit eröffnet wurde, war ihm ein heiliges Vermächtnis; aber auch hier offenbarte sich der Unterschied zwischen Vater und Sohn: wie auf den kosmopolitischen Geist der Aufklärungszeit allenthalben ein Aufschwung des Nationalgefühls gefolgt war, so erscheint fortan der Kampf um die Erbrechte des Hauses Augustenburg in engster Verbindung mit dem Kampf um die deutsche Eigenart und die damit zusammenhängende Untrennbarkeit der Herzogtümer. Freilich, als auch

an Christian August in jungen Jahren die Frage herantrat, ob er sich nicht durch eine eheliche Verbindung mit der Tochter seines königlichen Oheims Friedrich VI. eine Aussicht auf die Nachfolge in der dänischen Gesamtmonarchie eröffnen und so eine einfache Lösung der Augustenburgischen Successionsfrage anbahnen sollte, waren es nicht nationale, sondern rein persönliche Gründe, die ihn der Verbindung mit der Gräfin Danneskjold den Vorzug geben ließen; spätere Versuche, ihn mit der Nachfolge seines Hauses in Dänemark und Schweden zu locken, hat er in entschieden nationalem Sinne abgewiesen.

Nach dem Tode Friedrichs VI. (1839) wirkten die zielbewußte und um die Wahl der Mittel nicht verlegene Politik seines Vetters und Nachfolgers Christians VIII., dem vor allem die Erhaltung der dänischen Gesamtmonarchie am Herzen lag, und das immer einflußreichere demokratisch-nationale Eiderdänentum zusammen, um die schleswig-holsteinische Frage mehr und mehr zu verschärfen. An dem Kampfe, den die Einführung der dänischen Gerichts- und Verwaltungssprache in Schleswig (1840) und das Bemühen des Königs, die weibliche Erbfolge auch auf die Herzogtümer auszudehnen, entfesselte, nahm Christian August lebhaften, aber maßvollen Anteil; jede Abfindung seiner Erbansprüche durch irgendwelche Entschädigung lehnte er entschieden ab. Die Folge war der bekannte „offene Brief" vom 8. Juli 1846; er bedeutete eine Kriegserklärung gegen das Haus Augustenburg, dessen Successionsrechte darin überhaupt in Abrede gestellt wurden, und gegen die Herzogtümer, deren untrennbare Verbindung und deren Eigenschaft als nur durch Personalunion mit Dänemark verbundene Lande bedroht erschien. Es war ein Gewaltakt, der bewirkte, daß nunmehr zwei Jahrzehnte lang das Schicksal des Herzogs und seines Hauses als eng verbunden mit dem der Lande Schleswig-Holstein erschien und daß man sich auch in den weitesten Kreisen Deutschlands der Pflicht bewußt wurde, für den bedrohten Bruderstamm einzutreten: „die schleswig-holsteinische Frage ist die hohe Schule für die Bildung des deutschen Nationalbewußtseins gewesen".

Der Tod König Christians VIII. (20. Januar 1848) und der Sieg der eiderdänischen Partei in Kopenhagen, der die Einverleibung Schleswigs in Dänemark und damit die Trennung der Herzogtümer als vollendete Tatsache erscheinen ließ, gaben das Signal zu ihrer Erhebung. Im Vertrauen auf das Versprechen König Friedrich Wilhelms IV., für ihre Selbständigkeit, ihre feste Verbindung untereinander und die Succession des Mannesstammes einzutreten, erklärte Christian August in einer Proklamation vom 31. März 1848, daß er seine ganze Kraft für die Rechte Schleswig-Holsteins einzusetzen bereit sei. Seine Söhne kämpften mit im schleswig-holsteinischen Heere. Er selbst hat zwar kein Kommando in diesem Kriege geführt, aber eine rastlose Tätigkeit im Interesse des Landes entwickelt. Wohl hatte es nahe gelegen, ihn, den bestberechtigten Agnaten, als Regenten an die Spitze des Landes zu berufen; wenn dieser Gedanke gar nicht ernstlich in Erwägung gezogen zu sein scheint, so waren daran wohl seine oben angedeuteten Eigenschaften schuld, die ihm mehr Feinde als Freunde gemacht hatten. Der Verlauf der schleswig-holsteinischen Erhebung in den Jahren 1848 – 1851 ist allbekannt. Als Preußen trotz der königlichen Zusage die Sache Schleswig-Holsteins aufgab, war das

Schicksal des Landes im Grunde schon entschieden; von allen Mächten verlassen, nur ermutigt durch die Sympathie weiter Kreise des deutschen Volks, wagten die Lande zwar aus eigener Kraft den Kampf fortzusetzen, und Herzog Christian August selbst, der während des ganzen Krieges der Besonnene, Vermittelnde gewesen war, erklärte, daß „uns keine andere Wahl bleibt, als entweder zu siegen oder als brave Kerle zu fallen"; bis zuletzt bewahrte er sich einen bewundernswerten und ihm sonst gar nicht eigenen Optimismus. Das Ende war doch, daß das tapfere Land sich von neuem unter das dänische Joch beugen mußte und daß dieses jetzt schwerer auf ihm lastete als je.

Am härtesten wurde der Herzog selbst durch den kläglichen Ausgang getroffen. Der Dänenkönig sah in ihm vor allem den Vaterlandsverräter; seine dänischen Orden wurden ihm aberkannt, der Name der Mitglieder des Hauses aus dem dänischen Amtskalender entfernt; an die auswärtigen Kabinette wurde mitgeteilt, der Herzog habe durch seine „Felonie" alle Successionsansprüche verwirkt. Ja, König Friedrich erklärte ihn persönlich für vogelfrei und schloß ihn von der Amnestie aus, die er im Mai 1851 den aufständischen Schleswig-Holsteinern gewährte. Seine Güter auf Alsen waren schon seit 1848 mit Beschlag belegt; nach der Schlacht bei Idstedt war auch Gravenstein okkupiert worden — so war er fast aller Mittel beraubt. Man wollte ihn so zum Verzicht auf seine Erbrechte zwingen, und selbst König Friedrich Wilhelm IV. riet ihm dazu, so sehr dies seinen legitimistischen Anschauungen widersprach. Christian August wehrte sich, so lange es ihm irgend möglich war; allein schließlich blieb ihm doch, wenn er die materielle Existenz seines Hauses retten wollte, nichts übrig, als ein durch den preußischen Bundestagsgesandten v. Bismarck vermitteltes Abkommen anzunehmen, durch das er auf alle seine in den Herzogtümern liegenden Güter gegen eine ihrem Werte nicht entfernt entsprechende Abfindungssumme verzichtete, sich verpflichtete, später keinen Grundbesitz in Schleswig-Holstein zu erwerben und seinen Wohnsitz außerhalb der dänischen Monarchie zu nehmen, und für sich und seine Familie versprach, nichts gegen die im Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 festgesetzte Regelung der dänischen Thronfolge und die Organisation der dänischen Lande zu unternehmen. Einen förmlichen Verzicht auf die Erbrechte seines Hauses enthielt dies am 30. Dezember 1852 unterzeichnete Abkommen nicht; seine beiden damals schon großjährigen Söhne haben sich durch die Versprechungen des Vaters niemals für gebunden angesehen; wenn sie auch als Fideikommißanwärter ihre Zustimmung zur Veräußerung der Besitzungen geben mußten, so haben sie ihre Einwilligung zu den anderen Punkten des Vertrages doch nicht ausgesprochen; auch ist ihnen eine solche Erklärung nicht abverlangt worden. Man hat ihnen wohl später einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie, den Wünschen ihres Vaters folgend, nicht sofort eine Rechtsverwahrung einlegten, sondern damit sieben Jahre warteten; berücksichtigt man aber, daß ein solcher Schritt das Zustandekommen oder die Ausführung des Vertrages und damit die Sicherung der Vermögenslage ihres Hauses aufs äußerste gefährdet hätte, so wird man darin wohl eine genügende Erklärung ihres Verhaltens finden.

Die Rolle, die Christian August im politischen Leben als tapferer und nicht ungeschickter, aber unglücklicher Kämpfer gespielt hatte, war mit dem Abkommen von 1852 abgeschlossen. Wohl hat er mit dem lebhaftesten Interesse die Schicksale seines Stammlandes, die sich infolge der Treulosigkeit und Ungeschicklichkeit der dänischen Regierung bald von neuem sehr ungünstig gestalteten, verfolgt, ist auch wiederholt publizistisch für die Lösung der nordischen Frage eingetreten; aber einen tätigen Anteil an der Politik hat er nicht mehr genommen. Daß der preußische König ihn im Stiche gelassen, hat er niemals verwunden; und doch war es Preußen, wo er durch die Erwerbung der Herrschaften Primkenau und Dolzig für sich und sein Haus eine neue Heimat suchte: immerhin ein Zeichen, daß er staatsmännisch genug dachte, um zu erkennen, daß Deutschlands Zukunft auf Preußen beruhte. Er kehrte nunmehr zu der Tätigkeit zurück, mit der er einst begonnen hatte; die Verwaltung seiner Güter bildete fortan seine Hauptaufgabe, und hier war es ihm vergönnt, noch eine lange Reihe von Jahren hindurch glänzende Erfolge zu erzielen. Als am Abend seines Lebens die Frage der politischen Zukunft der Herzogtümer nochmals brennend wurde, ist er seinem 1852 gegebenen Versprechen treu geblieben und hat sich persönlich an den entstehenden Verwicklungen nur insofern beteiligt, als er auf sein Erbrecht zugunsten seines ältesten Sohnes verzichtete. Er mußte noch erleben, wie auch dessen Ringen um die Rechte des Hauses erfolglos blieb und das Schicksal seiner Stammlande sich ganz anders gestaltete, als er es sich einst gedacht hatte. Unversöhnt mit dem Schicksal, aber körperlich und geistig ungebrochen, entschlief er am 11. März 1869. —

In weiteren Kreisen als die beiden bisher besprochenen Werke wird Gebauers Biographie Herzog Friedrichs VIII. Beachtung finden. Die Lebensläufe Friedrich Christians und Christian Augusts sind doch, so starken Einfluß auch die allgemeinen politischen Verhältnisse auf ihre Geschicke, namentlich die des letzteren, hatten, von vorwiegend hausgeschichtlichem Interesse. Dem Herzog Friedrich war dagegen eine bedeutungsvolle Rolle in dem weltgeschichtlichen Drama beschieden, das nach manchem Vorspiel mit dem Tode König Friedrichs VII. von Dänemark im November 1863 begann und das in seinem weiteren Verlaufe zu einer so tief gehenden Umgestaltung der politischen Verhältnisse Deutschlands und Europas führen sollte; sein Name ist eng verbunden mit der Entstehungsgeschichte des neuen Deutschen Reiches. Eine schwere Aufgabe war ihm zugefallen, zu schwer wohl für seine Natur, der nicht die kernige Energie, der kräftige Realismus des Vaters eigen war; er hatte vielmehr von der edlen Mutter und dem feinsinnigen Großvater jene Weichheit und Wärme, jene wohlwollende Freundlichkeit und Bescheidenheit geerbt, die ihn allen so liebenswert erscheinen ließen, denen es vergönnt war, ihm persönlich näher zu treten; Eigenschaften, die ihn zur Regierung eines friedlichen Landes in hohem Grade geeignet gemacht hätten, aber nicht die richtige Mitgabe waren für die harten Kämpfe, denen er entgegenging. Ein stark ausgeprägtes Rechtsgefühl war bei ihm gepaart mit einer sehr peinlichen Gewissenhaftigkeit, und gerade diese machte ihm den Konflikt der Pflichten, in den er sich versetzt sah, doppelt schwer. Als ein heiliges Vermächtnis hatte er die Wahrung der Rechte seines Hauses übernommen, von deren

Fortbestand er trotz der Abmachungen von 1852 voll überzeugt war; zugleich aber schlug in seiner Brust ein warmes Herz für Deutschlands Zukunft, und klar erkannte er, daß diese Zukunft nur auf Preußen beruhte, auf demselben Preußen, dessen Regierung vor wenigen Jahren sein Haus und sein Heimatland in schwerer Zeit im Stiche gelassen hatte und sich eben jetzt gegen die dem jungen Fürsten sympathischen liberalen Strömungen in Deutschland, obwohl sie teilweise wenigstens auf dasselbe Ziel wie sie hinsteuerten, schroff ablehnend verhielt. Von vornherein erkannte der Herzog, daß eine erfolgreiche Durchführung der Erbansprüche seines Hauses kaum auf anderem Wege als im Einvernehmen mit Preußen möglich sein würde; und das Wohlwollen König Wilhelms, dessen schlichtem Sinn und dessen ausgesprochenem Legitimitätsgefühl trotz des Londoner Vertrages die Billigkeit der Augustenburgischen Ansprüche einleuchtete, wie die innige Freundschaft, die den Herzog seit den gemeinsamen Bonner Studienjahren mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm verband, konnten ein solches Einvernehmen als wohl erreichbar erscheinen lassen. Und das um so mehr, als man in Deutschland allenthalben — fast ohne Unterschied der politischen Parteistellung — dem jungen Herzog zujubelte, als er unmittelbar nach dem Tode des Dänenkönigs in seiner Proklamation vom 16. November 1863 erklärte, die Regierung von Schleswig-Holstein antreten zu wollen; allgemein sah man in ihm verkörpert den nationalen Willen, die deutschen Lande vom Drucke der vertragsbrüchigen dänischen Regierung zu befreien.

Allein sehr bald sollte sich zeigen, daß eben jene Proklamation, so mannhaft sie erscheinen konnte, doch ein politischer Fehler war, um so mehr, als sie auf das Staatsgrundgesetz von 1848 Bezug nahm und dadurch in einflußreichen Kreisen, die nicht dem landläufigen Liberalismus huldigten, ein Mißtrauen erweckte, das durch die wenn auch maßvolle Parteistellung der persönlich völlig einwandfreien Männer, mit denen sich der junge Fürst umgab, bestärkt wurde. Es war ein internationaler Vertrag, durch den im Jahre 1852 die dänische Erbfolge geregelt worden war, und formell bestand dieser Vertrag noch zu Recht trotz aller Verletzungen, die er bereits erfahren hatte und besonders durch die Bestätigung eben erfuhr, die die eiderdänische Partei für die von dem verstorbenen König angekündigte, aber unvollzogen hinterlassene dänisch-schleswigsche Gesamtstaatsverfassung erzwang. War der Bundestag, dem der Vertrag von 1852 nie zur Bestätigung vorgelegen hatte, auch an ihn nicht gebunden, so waren es doch die beiden deutschen Großmächte, ohne deren Zustimmung jene Proklamation erlassen worden war, die im scharfen Gegensatze stand gegen die vor einem Jahrzehnt getroffenen Vereinbarungen. Der Mann aber, der diese einst vermittelt hatte und sich durch ihre Nichtbeachtung auch persönlich verletzt fühlte, stand jetzt an der Spitze der preußischen Regierung, und er, vielleicht der einzige, der die damals überaus verwickelt erscheinende Sachlage klar übersah, war von vorn herein entschlossen, die Situation, die der Tod König Friedrichs VII. geschaffen, zur Erreichung seines höchsten Zieles zu benutzen: zur Beendigung des langen Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland, zur Begründung eines neuen Deutschlands unter Preußens Führung. Die Trennung Schleswig-Holsteins

von Dänemark, die Bismarck trotz seines scheinbaren Festhaltens am Londoner Protokoll nicht minder eifrig erstrebte wie irgendeiner, bot eine Gelegenheit zur Stärkung der Stellung Preußens im deutschen Norden, wie sie sich nicht leicht wieder fand. Selbstverständlich mußte ihm die Einverleibung der Herzogtümer in Preußen als die einfachste und vorteilhafteste Lösung erscheinen; aber Bismarck hütete sich, diesen Gedanken — der ja nicht ganz neu war (vgl. oben S. 362) — auszusprechen, bevor er von selbst sich geltend machte. Für die Begründung eines neuen deutschen Mittelstaats, noch dazu unter einem Fürsten, dessen politische Gesinnung ihm gründlich zuwider war, hatte er wenig Sympathie; wenn indes die Entwicklung der Verhältnisse, insbesondere die Beziehungen zum Auslande und die populären Strömungen in Deutschland selbst, zur Anerkennung des Augustenburgischen Erbrechts führen sollten, so mußte wenigstens dafür gesorgt werden, daß der neue Mittelstaat sich nicht in das Schlepptau des „dritten Deutschland" nehmen ließ, sondern daß er sich aufs engste an Preußen anschloß und daß dieser Anschluß ein unwiderruflicher und dauernder war.

So war es Bismarck, der dem Herzog jetzt gegenübertrat in einem Kampfe, der auf beiden Seiten um hohe ideale Ziele geführt wurde. Bei aller Anerkennung, die man dem ehrenhaften Charakter und den übrigen vortrefflichen Eigenschaften Herzog Friedrichs zollen wird — wer wollte leugnen, daß dieser Kampf sehr ungleich war? Ungleich war die Begabung der Kämpfenden, ungleich waren auch die Waffen und die Art, wie sie geführt wurden. Auf der einen Seite die volle Beherrschung der Lage, die Verfügung über große Machtmittel, jene erbarmungslos jede Schwäche des Gegners benutzende Rücksichtslosigkeit, ohne die Großes sich nun einmal fast nie erreichen läßt; auf der anderen Seite ein scharf ausgeprägtes Rechtsgefühl, das aber keine Stütze in materieller Macht hatte, jener Optimismus, wie ihn das Vertrauen auf den endlichen Sieg der gerechten Sache gibt, aber daneben eine durch fast ängstliche Gewissenhaftigkeit herbeigeführte Unsicherheit, die es oft versäumen ließ, zu rechter Zeit das Erreichbare zu ergreifen und festzuhalten. Es ist wohl begreiflich, daß unter diesen Umständen der Herzog nicht selten als eine Schachfigur erscheint, die der überlegene Gegner je nach Bedarf im Spiel verwendet, um sie achtlos beiseite zu legen, wenn er das Spiel gewonnen hat.

Der Erfolg wird stets auf das Urteil über geschichtliche Personen und Vorgänge einen schwerwiegenden Einfluß haben, und dieser Einfluß ist berechtigt, sofern der Urteilende sich die Fähigkeit bewahrt, auch dem Unterlegenen gerecht zu werden; und das kann er nur, wenn er sich in seine Seele versetzen und mit seinen Augen zu sehen versucht. Diesem Ziele nach bestem Gewissen nachzustreben, ist die Pflicht des Historikers, wenn anders von einer Wissenschaft der Geschichte die Rede sein soll. Von diesem Standpunkte aus müssen wir es bedauern, daß die edle Persönlichkeit des Herzogs Friedrich, dem einstmals so viele Herzen in Deutschland zuflogen, später manche Beurteilung erfahren hat, die so ganz und gar nicht auf Kenntnis seines Wesens und seines Charakters beruhte. Es gilt dies namentlich auch von Sybels „Begründung des Deutschen Reiches"; der dritte und vierte Band lassen den

Herzog in einer durchaus ungünstigen und nicht gerechten Beleuchtung erscheinen. Großenteils beruht dies darauf, daß — was auch von anderen Teilen des so verdienstlichen Geschichtswerks gelten mag — Sybel lediglich aus den preußischen Archiven schöpfte; das audiatur et altera pars hat aber doch vor allem für den Historiker Geltung. Gerade Sybels Werk war es, das den nächsten Anlaß zu einer genauen Durchforschung des schleswig-holsteinischen Hausarchivs gab. Wie Gebauer im Vorwort seines Werkes verrät, hat damals der Verfasser dieser Zeilen auf den Wunsch des Herzogs Ernst Günther die Dokumente, die das Verhältnis Herzog Friedrichs zu Preußen in den Jahren 1863—1870 betreffen, gesammelt, zur Herausgabe vorbereitet und in einem einleitenden Aufsatze zusammenhängend erläutert. Für einen, der damals wie heute innerlich durchaus auf dem Boden des neuen Deutschen Reiches steht, für das er einst selbst zu den Waffen gegriffen hat, war das keine leichte und dankbare Aufgabe; vom psychologischen Standpunkte aus war ihre Lösung doch in hohem Grade anziehend. Eine Veröffentlichung der Arbeit unterblieb damals — es war das Jahr der Entlassung Bismarcks — aus politischen Gründen; ich selbst konnte ihr nur widerraten. Zu meiner Befriedigung finde ich, daß Gebauer, der von ähnlichen Gesichtspunkten wie ich ausgeht, im wesentlichen auch zu denselben Ergebnissen gelangt ist.

Auf den wechselnden Verlauf des großen Dramas, das mit der Proklamation des Herzogs begann und mit der Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen, mit dem Zusammenbruch des alten Bundes, dem Sieg über Österreich und seinem Verzicht auf weiteren Einfluß in Deutschland, mit der Begründung des neuen Deutschlands unter Preußens Führung endete, gehen wir nicht ein; wir würden nur Allbekanntes wiederholen können. Auch Gebauers Darstellung vermag wesentlich neue Züge nicht beizubringen. Die Persönlichkeit Herzog Friedrichs, die ihren Mittelpunkt bildet, erscheint bei aller Bewunderung vor der überlegenen Staatskunst seines Gegners, der selbst die diplomatische Leistung von 1864 für die schwierigste und glücklichste aller seiner Unternehmungen hielt, durchweg als eine edle und vornehme; neben dem Rechte seines Hauses hatte doch stets auch sein nationales Empfinden großen Einfluß auf sein Handeln. Als die Schlacht von Königgrätz seinen Hoffnungen den letzten Streich zu versetzen schien, hat er zwar einen Versuch gemacht, Napoleons diplomatische Vermittlung in Anspruch zu nehmen; aber in der Instruktion, die er dem nach Paris gesandten Lorentzen ausstellte, erklärt er mit Entschiedenheit, daß er im Falle eines militärischen Eingreifens von Frankreich „sich nicht nur persönlich, sondern auch mit der ganzen Autorität, welche er in den Herzogtümern besitzt, gegen Frankreich stellen" werde. Ebenso bestimmt wies er später jede Versuchung zurück, mit Hilfe des Auslandes seine Ansprüche durchzusetzen. Und als dann im Kriege mit Frankreich die Neugestaltung Deutschlands ihre Feuerprobe bestehen sollte, da war es ihm unmöglich, bei dem nationalen Kampfe untätig zu bleiben; konnte er auch nicht als preußischer Offizier daran teilnehmen — er hatte nach dem schroffen Briefe König Wilhelms vom 1. Juni 1865, dessen Ton Sybel unbegreiflicher Weise als „durchaus gnädig" bezeichnet, seine Entlassung aus der preußischen

Armee erbeten und erhalten —, so ersuchte er doch den König von Bayern, den Krieg à la suite der bayerischen Truppen mitmachen zu dürfen, und gern erfüllte der König seine Bitte.

Jede weltgeschichtliche Neugestaltung, so segensvoll sie in ihren Folgen ist, verlangt schwere Opfer — Herzog Friedrich war ein solches Opfer und zwar eins, dem man seine menschliche Sympathie nicht versagen darf. Wie der Verlauf gewesen wäre, wenn er im Jahre 1863 nicht für das Recht seines Hauses eingetreten wäre oder wenn an seiner Stelle eine anders geartete Persönlichkeit gestanden hätte, das sind Fragen, die der historischen Betrachtung fern liegen. Das Geleitwort, das von einer „dem Herzog Friedrich nahestehenden und persönlich interessierten Seite" dem Buche Gebauers vorangeschickt wird und eine geschickt zusammenfassende Charakteristik der drei Fürsten gibt, spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Bei der Schwächlichkeit des Deutschen Bundes . . . ist es unwahrscheinlich, daß ohne den kräftigen Aufruf der Augustenburger Herzöge ein Vorgehen überhaupt erfolgt wäre. So hatte sich denn das schleswig-holsteinische Herzogshaus, indem es auf eine glänzende Zukunft verzichtete, für die nationale Sache geopfert. Es war zwischen dem mächtigen Preußen und zwischen Dänemark niedergetreten, aber der Kampf für die Nationalität wurde siegreich beendet."

Nach dem französischen Kriege ist der Herzog dem öffentlichen Leben fern geblieben; in einem glücklichen Familienleben fand er die Ruhe, deren er nach schweren Zeiten bedurfte. Sein Verhältnis zu Preußen war noch jahrelang das einer kühlen Zurückhaltung, obwohl der herzliche Brief, den König Wilhelm nach dem Tode seines Vaters an ihn richtete, den Wunsch einer Annäherung deutlich verriet. Dieser Wunsch sollte schließlich durch die Vermählung des Erben der deutschen Krone mit der ältesten Tochter des Herzogs die schönste Erfüllung finden; es war dem so schwer geprüften Hause Schleswig-Holstein beschieden, Deutschland eine Kaiserin zu schenken, zu der jeder Deutsche mit Liebe und Verehrung emporblickt, und sich dadurch ein Verdienst um Deutschlands Zukunft zu erwerben, das die Geschichte stets dankbar anerkennen wird. Herzog Friedrich sollte diesen versöhnenden Abschluß nicht mehr erleben; wenige Wochen vor der Verlobung hat ihn in der Nacht vom 13. zum 14. Januar 1880 ein früher Tod den Seinen entrissen.

Das Denkmal, das Gebauers Werk ihm setzt, ist seiner würdig; der Verfasser wird der Persönlichkeit des edlen Fürsten nach allen Seiten hin gerecht. Nur eines bedauern wir: daß die beabsichtigte Beifügung der Aktenstücke zur Geschichte des Herzogs in den Jahren 1863—1866 unterblieben ist. Zum Teil sind sie in dem verdienstlichen Werke „Schleswig-Holsteins Befreiung" abgedruckt, das Karl Samwer aus dem Nachlaß von Karl Jansen herausgegeben und aus den hinterlassenen Papieren seines Vaters, des einstigen politischen Ratgebers des Herzogs Friedrich, ergänzt hat; aber es fehlt hier doch so manches wichtige Stück, das im schleswig-holsteinischen Hausarchiv liegt, und wenigstens diese bisher unbekannten Aktenstücke hätten vollinhaltlich mitgeteilt werden sollen. Es wäre zu wünschen, daß der Verfasser noch nachträglich dazu Gelegenheit finden möchte.

Zur Geschichte der chinesischen Revolution.

Von
M. von Brandt.

Der Tod der Kaiserin Tse-hsi am 15. November 1908, die Entlassung Yuan Shih-kais am 2. Januar 1909, die Eröffnung der Nationalversammlung am 3. Oktober 1910, die Militärrevolte in Wuchang am 11. Oktober 1911, die Wiederanstellung Yuan Shih-kais am 14. Oktober 1911, die Abdankung des Regenten am 6. Dezember 1911, die Wahl Sun Yat-sens zum Präsidenten der (südlichen) Republik am 29. Dezember 1911, die Abdankung des Kaisers am 11. Februar 1912 und die Vereidigung Yuan Shih-kais als Präsidenten der chinesischen Republik am 10. März 1912: das sind die hauptsächlichen Merksteine in dem ersten Akt der merkwürdigen politischen Umwälzung, die sich in wenig mehr als den letzten drei Jahren in China vollzogen hat, und die etwas ausführlicher zu schildern und zu beleuchten im Nachstehenden versucht werden soll.

Der fast gleichzeitige Tod des Kaisers Kwang-hsü (Tsai-tien) und der Kaiserin-Regentin Tse-hsi wie die Inthronisation des im Kindesalter stehenden Nachfolgers (geb. 1906) Pu-yi waren ohne irgendwelche unliebsamen Zwischenfälle verlaufen, und wie das so der Fall zu sein pflegt, hatte man in Regierungskreisen in Peking wie auch bei den dort beglaubigten Gesandten bald vergessen, daß statt des „alten Buddhas", wie die Bevölkerung der Nordprovinzen die Kaiserin-Regentin gern nannte, die seit beinah fünfzig Jahren (1862) mit eiserner Hand die Zügel der Regierung geführt hatte, jetzt ein Kind auf dem Thron saß und die Regierungsgewalt nominell von seinem notorisch schwachen Vater und Vormund als Regenten ausgeübt wurde, während sie in Wirklichkeit mehr in den Händen der Kaiserin-Witwe, der Kaiserin-Mutter und der Nebenfrauen des verstorbenen Kaisers lag, die in persönlichem Interesse ihr Bestes taten, eine einheitliche energische Regierung schwer, wenn nicht unmöglich zu machen. Jedenfalls fühlte man sich in diesen Kreisen so sicher, daß man es schon am 2. Januar 1909 wagte, den tüchtigsten und energischsten der Staatsmänner in Peking, Yuan Shih-kai, zu stürzen und in die Verbannung in seine Heimatsprovinz Honan zu schicken. Yuan Shih-kai war es bekanntlich in erster Linie zu verdanken gewesen, daß der 1898 von dem Kaiser und der Reformpartei beabsichtigte Staatsstreich, bei dem

der Generalgouverneur von Chili, Jung-lu, aus dem Wege geräumt und die Kaiserin-Witwe Tse-hsi kaltgestellt werden sollte, mißglückte. Yuan Shih-kai war vom Kaiser ins Vertrauen gezogen worden und hatte Jung-lu von den Plänen seiner Gegner in Kenntnis gesetzt, der wiederum die Kaiserin Tse-hsi benachrichtigt und es ihr so ermöglicht hatte, ihren Gegnern zuvorzukommen. Jetzt präsentierte die Kaiserin-Witwe Kwang-hsüs eine eigenhändige Verfügung ihres Gemahls, der in wenigen Zeilen Yuan Shih-kai und einen anderen, dessen Namen unleserlich war, beschuldigte, die Urheber seines Elends während der letzten zehn Jahre gewesen zu sein, und anordnete, daß, wenn sich die Gelegenheit böte, Yuan ohne weiteres hingerichtet werden solle. Dieser posthume Racheversuch fiel bei dem Regenten auf guten Boden, er war dem Manne, der die Pläne seines älteren Bruders, des verstorbenen Kaisers, durchkreuzt hatte, nie gewogen gewesen und hatte aus seiner Abneigung kein Geheimnis gemacht. Er war der einzige Prinz der kaiserlichen Familie gewesen, der Yuan nicht zu seinem fünfzigjährigen Geburtstage gratuliert, sondern Peking an dem Tage verlassen hatte; außerdem hatte bei der Erörterung der Frage der Ernennung des Thronfolgers Yuan zusammen mit dem Prinzen Ching gegen die Wahl Pu-yis gesprochen und einen anderen Prinzen des kaiserlichen Hauses, Pu-lun, einen Adoptivurenkel des Kaisers Tao-kwang (gest. 1851), einen Mann von einigen dreißig Jahren, in Vorschlag gebracht und nur der bestimmt ausgesprochenen Willensmeinung der Kaiserin Tse-hsi nachgegeben. Daß er mit dem Leben davon gekommen, soll Yuan nur dem Einspruch des Prinzen Ching und seines Kollegen Chang Chih-tung zu verdanken gehabt haben.

Über die Authentizität des nachgelassenen Schriftstückes Kwang-hsüs ist manches gesagt worden. Mir scheint der beste Beweis dafür der zweite unleserliche Name. Dieser kann nur Jung-lu gelautet haben, der der alte Vertraute und Berater Tse-hsis und die zweite Hauptperson in dem Drama war, dem Kwang-hsü zum Opfer fiel. Jung-lu war aber zugleich der Vater der Kaiserin-Mutter und der Großvater des jungen Kaisers; sein Name in dem Schriftstück würde dasselbe unbrauchbar gemacht haben, und so mußte er unleserlich gemacht werden, um wenigstens Yuan fassen zu können und es den Interessenten zu ermöglichen, ihre Lust an ihm zu büßen.

Indessen nötigte die Lage, die sich bald durch das immer dringender werdende Verlangen nach einer Beschleunigung der schon von der Kaiserin Tse-hsi versprochenen Reformen — das kaiserliche Edikt, in dem der Erlaß einer Verfassung und die Einberufung eines Parlaments zugesagt wurde, datiert vom 27. August 1908 — die neue Regierung, die sich anfänglich damit begnügt hatte, das früher gegebene Versprechen zu wiederholen, weiter an ihre Kräftigung zu denken. Sie glaubte das am besten dadurch tun zu können, daß sie die große Zahl der in der kaiserlichen Familie vorhandenen Prinzen zum aktiven Dienst heranzog und an die Spitze von allen möglichen Ämtern, Kommissionen und Missionen stellte. Das war ein verhängnisvoller Mißgriff, indem sie dadurch einerseits dem Haß und der Abneigung gegen die Bevorzugung der Mandschus neue Nahrung gab, und anderseits die Mehrzahl

der Prinzen sich für die ihnen übertragenen Stellen als ganz unfähig erwies. Sie besaßen eine gewisse Glätte der äußeren Formen und vielleicht einen gewissen chevalereskeu Sinn, der überhaupt den Mandschus als einer alten Kriegerkaste in höherem Maße als den Chinesen eigen ist, aber es fehlte ihnen sonst an jeder gründlichen Bildung nach chinesischen wie nach fremden Begriffen. Wo sie aber höhere geistige Eigenschaften besaßen, traten sie fast durchgehend auf die Seite der politischen Opposition und wurden vielfach deren Führer.

Die ersten Schwierigkeiten, denen die Regierung begegnete, waren parlamentarischer Natur. Schon durch ein kaiserliches Edikt vom 20. September 1907 war, „da das Prinzip konstitutioneller Regierung es erfordert, daß politische Fragen durch die öffentliche Meinung entschieden werden, und da das Ober- und Unterhaus eines Parlaments die Quelle politischer Akte sind", angeordnet worden, daß eine Nationalversammlung (Tzecheng-yuan) geschaffen werde, um als Fundament eines Parlaments zu dienen, da das letztere für den Augenblick noch nicht eingerichtet werden könne. Am 19. Oktober 1907 war ferner durch ein anderes kaiserliches Edikt im Anschluß an das vorhergehende die Einrichtung von Provinzialversammlungen in allen Provinzialhauptstädten angeordnet worden, um die öffentliche Meinung festzustellen, damit das Volk der Provinzen so Gelegenheit erhalte, „auf die Vorteile und Nachteile hinzuweisen, die in den einzelnen Provinzen beständen, im Interesse der lokalen Zufriedenheit und zur Ausbildung für das, was in der Nationalversammlung zu leisten sei". Zwei Sessionen dieser provinzialen Versammlungen fanden in der Tat programmäßig 1909 statt, und die Verhandlungen in ihnen verliefen im allgemeinen in befriedigender Weise, da es nur in einzelnen von ihnen zu Zusammenstößen mit den Lokalbehörden kam und kein Versuch gemacht wurde, über die bestehenden Vorschriften hinaus auf das politische Gebiet überzugreifen. Dessenungeachtet wurde das politische Leben in den Provinzen durch diese Sessionen der Provinzialversammlungen so angeregt, daß eine größere Anzahl ihrer Mitglieder nach dem Schlusse der Sitzungen in Shanghai im Dezember 1909 zusammentrat und beschloß, bei der Regierung in Peking im Sinne einer Beschleunigung der Einberufung eines Parlaments (in zwei Jahren) vorstellig zu werden. Die Delegation traf am 18. Januar 1910 in Peking ein und überreichte die Petition, deren Forderung vom Regenten in einem Edikt vom 20. des Monats zurückgewiesen wurde.

Am 3. Oktober 1910 trat die Nationalversammlung in Peking zu ihrer ersten Session zusammen. Zu ihrem Präsidenten war von der Regierung Prinz Pu-lun ernannt worden; die Zahl der Mitglieder betrug 200, von denen die eine Hälfte von der Regierung ernannt, die andere von den Provinzialversammlungen gewählt worden war. Von den von der Regierung ernannten Mitgliedern waren achtzig Prinzen des kaiserlichen Hauses und hohe Staatsbeamte, meistens Mandschus, während zehn dem Gelehrtenstande angehörten und zehn aus der Zahl der höchsten Steuerzahler genommen waren. Die Sitzungen verliefen im allgemeinen recht stürmisch; die Versammlung

verlangte fast einstimmig eine frühere Erteilung der Verfassung und Einberufung des Parlaments, und da ähnliche Forderungen auch von den Generalgouverneuren und Gouverneuren der einzelnen Provinzen an den Thron gelangten, entschloß sich die Regierung nach einigem Sträuben zur Nachgiebigkeit, und am 4. Dezember 1910 wurde durch ein kaiserliches Edikt die Erteilung einer Verfassung und Einberufung eines Parlaments auf das Jahr 1913 festgesetzt. Die gleichzeitig gestellte Forderung der Schaffung eines verantwortlichen Kabinetts an Stelle des Großen Rats wurde abgewiesen. Die Nationalversammlung war von diesen Zugeständnissen nicht befriedigt. In der Sitzung vom 9. November wurde die sofortige Eröffnung des Parlaments und das Erscheinen der Mitglieder des Großen Rats vor der Versammlung verlangt, um sich wegen einzelner von ihnen getroffenen Maßregeln zu verantworten. In den Fragen, die zu diesem Beschlusse geführt hatten, Streitigkeiten zwischen den Gouverneuren und den Provinzialversammlungen, gab die Regierung nach, in den Hauptpunkten blieb sie fest und gab einzelnen radikalen Mitgliedern der Versammlung zu verstehen, daß ein weiteres Beharren auf diesen Forderungen zu einer Auflösung der Versammlung führen würde. Das hemmte das Vorgehen der Versammlung aber nur für wenige Tage, am 30. November wurde ein anderer Antrag eingebracht und angenommen, daß der Große Rat dem Volke gegenüber verantwortlich gemacht oder ein verantwortliches Kabinett eingeführt werden solle. Die Regierung zögerte, aber auf weiteres Drängen der Versammlung reichten sämtliche Mitglieder des Großen Rats ihre Entlassung ein, die vom Thron nicht angenommen wurde. Gleichzeitig (18. Dezember) erschien ein Edikt, das die Forderung eines verantwortlichen Kabinetts als einen Eingriff in die Prärogative der Krone entschieden zurückwies. Die Versammlung ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken. Am Tage nach dem Erlaß dieses Edikts ernannte sie eine Kommission, um einen neuen Antrag zu formulieren, durch den jedes Mitglied des Großen Rats einzeln in den Anklagezustand versetzt wurde, und als derselbe ihr am 21. Dezember zur Beschlußfassung vorgelegt wurde, lehnte sie ihn als nicht scharf genug ab und befahl einen anderen zu entwerfen. Inzwischen wurden an verschiedenen Orten in den Provinzen und in der Mandschurei Beschlüsse gefaßt, die ebenfalls auf eine frühere Einführung des parlamentarischen Systems hindrängten, die jedoch am 22. Dezember eine scharfe Zurückweisung seitens der Regierung erfuhren, die zugleich der Pekinger Gendarmerie den Befehl erteilte, Agitatoren aus den Provinzen, die sich in der Hauptstadt befänden, in ihre Heimatsorte zurückzubefördern. Die Versammlung ließ sich indessen durch diesen Anschein von Energie seitens der Regierung nicht abhalten, einen neuen Antrag auf Bildung eines verantwortlichen Kabinetts anzunehmen, auf den die Regierung am 25. Dezember mit einem Edikt antwortete, das der Kommission für die konstitutionelle Reform befahl, alsbald ein abgeändertes Programm für die durch die Beschleunigung der Berufung des Parlaments notwendig gewordenen Maßregeln auszuarbeiten, sowie die Bestimmungen für die Bildung eines Kabinetts zu formulieren und dem Thron zu unterbreiten. Die Versammlung zog

darauf ihren auf den letzteren Punkt bezüglichen Antrag zurück. Am 11. Januar 1911 wurde dann die erste Session der Nationalversammlung geschlossen.

Das Arbeitspensum und die Erfolge der Nationalversammlung waren keine geringen gewesen. Sie hatte das Budget diskutiert, amendiert und angenommen, die Handlungsweise verschiedener Gouverneure, so der von Kwangsi und Hunan und des Generalgouverneurs in Nanking, scharf kritisiert und die Zurücknahme der von ihnen getroffenen gesetzwidrigen Maßregeln durchgesetzt und die Regierung genötigt, einen früheren Termin für den Erlaß der Verfassung und die Einberufung eines Parlaments festzusetzen und der Einführung eines verantwortlichen Kabinetts zuzustimmen. Alle Anträge, die sich auf diese Fragen bezogen, waren von der Versammlung, obwohl sich unter ihren Mitgliedern so viele Prinzen, hohe Staatsbeamten und Mandschus befanden, fast immer einstimmig angenommen worden, und der Präsident Prinz Pu-lun hatte immer mit den Gegnern der Regierung gestimmt.

Trotzdem konnte die Regierung dem weiteren Verlauf der Dinge mit Ruhe oder wenigstens ohne ernste Sorgen entgegensehen, wenn auch manche freilich schnell unterdrückte Unruhen in den Provinzen und einzelne gelungene und vereitelte politische Attentate gegen hohe Beamte anzudeuten schienen, daß das Feuer unter der Asche noch glimme. Da brach am 24. August 1911 in der Provinz Szechuen ein Aufstand aus, der bald eine ernste Form anzunehmen drohte, wenn er auch keinen politischen Hintergrund hatte. Im Juli des Jahres hatte der Post- und Verkehrsminister Sheng Hsuan Huai (besser bekannt als Sheng Kung Pao, der Gründer der China-Merchants-Dampfergesellschaft und langjähriger Generaldirektor des Telegraphenwesens) im Interesse und zum Zweck der Verstaatlichung des Eisenbahnwesens die, privaten Gesellschaften in Szechuen erteilten Eisenbahnkonzessionen aufgehoben, was den Aufstand dort hervorgerufen hatte. Es waren hauptsächlich Geschäftsleute und Studierende, die sich daran beteiligten und auf ihre Fahnen schrieben, daß sie für die Eisenbahnrechte der Provinz einträten. Die Regierung faßte in einem späteren Edikt vom 27. Oktober die Ursachen des Aufstandes dahin zusammen, daß das Ministerium mit der Genehmigung des Kaisers entschieden habe, daß nur die tatsächlich verausgabten Löhne und Beträge für Anschaffung von Materialien durch die Ausgabe von zinstragenden Regierungspapieren ersetzt, aber nicht das ursprüngliche Kapital (wie das bei der Hupeheisenbahn geschehen), und die verschiedenen Millionen, die Shih Tien-chang verloren, ersetzt werden sollten. Der Generalgouverneur wurde zuerst von den Aufständischen in seinem Yamen eingeschlossen, es gelang ihm jedoch, den Ring zu durchbrechen und sich wieder zum Herrn der Stadt zu machen. Aber gerade dies gab der Bewegung neue Kraft; die Aufständischen zogen sich in die Umgebung von Chengtu zurück und erhielten dort vielen Zulauf, nicht nur von ihren eigenen Anhängern, sondern vornehmlich von Mitgliedern der geheimen Gesellschaften, die in China immer bei der Hand sind, um in trüben Wassern zu fischen. Trotzdem würde die

Regierung der Bewegung in Szechuen wohl Herr geworden sein — sie hatte, more sinico, den Generalgouverneur desavouiert und einen früheren allgemein beliebt gewesenen Generalgouverneur der Provinz wieder für den Posten ernannt und ihm Vollmacht erteilt, nach Belieben die Maßregeln zu ergreifen, die er zur Wiederherstellung der Ordnung für nötig halte (Edikt vom 14. Oktober) — wenn nicht inzwischen ein anderes Ereignis eingetreten wäre, das die Lage ganz und gar veränderte.

Am 9. Oktober 1911 explodierte eine Bombe in einem Hause auf der russischen Konzession in Hankau, und in ihm, das die Bewohner vergeblich versucht hatten, niederzubrennen, wurden eine Menge Papiere gefunden, die den Beweis für das Vorhandensein einer weitverbreiteten Verschwörung lieferten. Eine Anzahl von Verhaftungen wurden vorgenommen, und die Rädelsführer, deren man habhaft geworden, sofort hingerichtet. An demselben Tage wurden in Wuchang acht Soldaten bei dem Versuch, ein Feldgeschütz zu stehlen, ergriffen und ebenfalls sofort hingerichtet. Am nächsten Tage standen ihre Kameraden auf, der größere Teil der Garnison von Wuchang schloß sich ihnen an, und nach einem längeren Bombardement fiel die Stadt in die Hände der Rebellen. Nur dem Generalgouverneur mit einigen Offizieren und zwei treugebliebenen Bataillonen gelang es, nach Hankau zu entkommen. Bemerkt mag hier werden, daß die drei Städte Wuchang, Hanyang und Hankau am mittleren Yangtse ungefähr 500 englische Meilen von der Mündung entfernt liegen, die erstere auf dem rechten Ufer, die beiden anderen ihr gegenüber nur durch den Hanfluß getrennt. Vor der Taipingrebellion sollen sie zusammen fünf Millionen Einwohner gehabt haben, jetzt wird die Bevölkerung der drei Städte gewöhnlich auf zwei Millionen geschätzt. Daß dieser wohl früher als beabsichtigt ausgebrochene Militäraufstand einen politischen Charakter trug, sollte sich bald zeigen, denn schon am 13. Oktober proklamierte General Li Yuan-hung, ein früherer Schüler Yuans und einer der Mitschöpfer der neuen Armee sowie früher der zweite Kommandierende der Hupeh-Armee, die neue Reformregierung und sich selbst als ihren erwählten Präsidenten. Ein kurzes Verzeichnis der nächsten Erfolge der Revolutionäre mag hier folgen; Hanyang und die Chinesenstadt von Hankau wurden bald von Wuchang aus erobert, am 3. November erklärte sich Shanghai für die Revolutionäre, am 25. Oktober, an welchem Tage der neuernannte Generalgouverneur einem Attentat zum Opfer fiel, Canton: Nanking, in dem längere Kämpfe zwischen den Revolutionären und den Kaiserlichen stattfanden, wurde am 2. Dezember endgültig für die Republik gewonnen, so daß zu Ende des Jahres 1911 von den achtzehn alten Provinzen Chinas vierzehn sich für die Republik erklärt hatten und in den Außenländern, der Mandschurei, Mongolei und Tibet, entweder dasselbe geschehen war oder sich dort mehr oder weniger entschieden Unabhängigkeitsgelüste gezeigt hatten.

In Peking, dem Sitze der Zentralregierung, richteten diese Ereignisse die größte Verwirrung an, die bald in eine vollständige Hilflosigkeit ausartete. Auf die erste Nachricht von dem Aufstande in Wuchang wurde die Entsendung von Truppen nach dort unter dem Befehl des Kriegsministers Yin-

chang, des früheren Gesandten in Berlin, beschlossen, während zugleich Yuan Shih-kai zum Generalgouverneur der Hu-Provinzen (Hupeh und Hunan) sowie zum Oberbefehlshaber aller Streitkräfte in denselben mit der Vollmacht, nach eigenem Ermessen zu strafen und zu verzeihen, ernannt wurde. Yuan hatte aber, wie man nach seinen jüngsten Erfahrungen wohl verstehen kann, gar keine Eile, dem Befehl der Regierung Folge zu leisten, und zögerte, bis er durch ein Edikt vom 27. Oktober tatsächlich zum militärischen Diktator ernannt wurde, worauf er am 30. d. M. nach dem Süden aufbrach. Dort hatten inzwischen die kaiserlichen Truppen einige Erfolge gehabt. Ein Versuch der Revolutionäre, die Verbindung der Kaiserlichen mit Peking durch Besitznahme eines Punktes an der Hankau—Peking-Bahn zu unterbrechen, war nach harten Kämpfen am 28. Oktober endgültig zurückgewiesen worden. Trotzdem wurde Yin Chang abberufen, wohl weil man auch in Regierungskreisen nicht wünschen mochte, daß er als Mandschu einen hervorragenden Anteil an dem Kampfe nehme, der sich immer mehr als ein Kampf gegen die Mandschudynastie charakterisierte. Die kaiserlichen Truppen blieben jedoch im siegreichen Vorgehen; am 29. Oktober drangen sie in die Chinesenstadt von Hankau ein, deren Eroberung sie am 2. November vollendeten, und am 27. November eroberten sie Hanyang. Die republikanischen Truppen mußten über den Yangtse nach Wuchang zurück, das ziemlich gefährdet erschien, so daß der dortige Oberbefehlshaber Li Yuan-hang Verhandlungen mit den Kaiserlichen anknüpfte, die am 2. Dezember zum Abschluß eines Waffenstillstandes auf drei Tage führte, der später verlängert wurde. Yuan Shih-kai war indessen am 8. November von der Nationalversammlung zum Premierminister gewählt worden, und der Kaiser hatte diese Wahl bestätigt, am 23. November kehrte er nach Peking zurück, wo ihm an demselben Tage durch kaiserliches Edikt der Oberbefehl über alle Truppen im Norden mit Einschluß der kaiserlichen Garde übertragen wurde.

Die Haltung Yuans in dieser Zeit ist nicht ganz klar; die kaiserlichen Truppen hatten gegen die Aufständischen von Wuchang Erfolge davongetragen, Nanking war noch im Besitz der Kaiserlichen, und eine energische Offensive gegen die Revolutionäre schien Erfolg zu versprechen; trotzdem konnte Yuan sich nicht dazu entschließen und versuchte es lieber mit Unterhandlungen mit der sogenannten Regierung derselben. Ob ihm vor allen Dingen daran lag, weiteres Blutvergießen zu verhindern, ob ihn die Erfolge der Revolutionäre in den Provinzen und der Mangel an Vertrauen für die Zuverlässigkeit seiner Truppen zu dieser Haltung bewogen, ob er glaubte, so am besten die Interessen der kaiserlichen Familie und der Mandschus überhaupt wahrnehmen zu können oder ob ein etwas übertriebenes Wohlleben auf seiner Besitzung in Honan ihn um einen Teil seiner früheren Willenskraft und Entschlußfähigkeit gebracht hatten, wie von manchen Seiten behauptet wird, mag dahin gestellt bleiben; der Erfolg war derselbe, der Ersatz einer militärischen Offensive durch Verhandlungen mit den Revolutionären.

Auch die Lage der Dinge in Peking hätte Yuan Shih-kai zum Ausharren auf der zuerst betretenen Bahn ermuntern können; denn wenn die Sachen

dort sich auch für das bisherige Verwaltungs- und Regierungssystem sehr ungünstig gestalteten, war dort doch kaum eine Stimme gegen die Dynastie erhoben worden, im Gegenteil, die am 22. Oktober zu ihrer zweiten Session einberufene Nationalversammlung hatte sich ausdrücklich für deren Beibehaltung ausgesprochen. Sie hatte zuerst am 25. Oktober die Entlassung des Post- und Verkehrsministers (siehe oben) verlangt und dann am 29. drei Forderungen aufgestellt und zwar, daß die Verfassung erst nach Beratung mit der Nationalversammlung festgestellt werden solle, daß kein Mitglied der kaiserlichen Familie dem Kabinett angehören dürfe und ein fähiger Mann zur Bildung des Kabinetts ernannt und sofort eine vollständige Amnestie für politische Verbrecher erlassen werde, in die die Verbannten von 1898 (die geflüchteten Mitglieder von Kanguhweis Reformpartei) einbegriffen sein mußten. Alle diese Forderungen, die in der drohenden Haltung einer nach Hankau kommandierten Brigade eine Unterstützung fand, wurden am nächsten Tage zugestanden. Das Edikt, in dem dies geschah, zeigt am besten die Stimmung, die in den Regierungskreisen herrschte. Es entspricht zwar der chinesischen Auffassung, daß der Kaiser die Schicksalsschläge, die das Land und die Dynastie treffen, auf sich nehme und seine Schuld öffentlich bekenne, aber was man den kleinen Kaiser in dem Edikt vom 30. Oktober sagen ließ, überstieg doch bei weitem die gewöhnlichen Eingeständnisse. Einige Stellen daraus mögen als Beleg gelten.

„Ich habe während dreier Jahre regiert und habe stets gewissenhaft im Interesse meines Volkes gehandelt. Aber ich, der ich keine politische Geschicklichkeit besitze, habe die Menschen nicht angemessen verwendet. Ich habe zu viele Edlen (wie Prinzen und Herzöge) in politischen Stellungen verwendet, eine Handlungsweise, die im Widerspruch mit dem Konstitualismus steht. In Eisenbahnangelegenheiten hat mich jemand, dem ich vertraute, zum Narren gehalten. Die öffentliche Meinung war dieser Politik entgegen. Wenn ich auf Reformen dringe, benutzen die Beamten und Notablen die Gelegenheit, zu stehlen. Wenn alte Gesetze abgeschafft werden, benutzen hohe Beamte das für ihre eigenen Zwecke. Viel von des Volkes Geld ist genommen worden, aber nichts ist zum Nutzen des Volkes geschaffen. Bei verschiedenen Gelegenheiten sind Gesetze in der Form von Dekreten veröffentlicht worden, aber keinem ist gehorcht. Das Volk murrt, aber ich weiß es nicht. Unglücksfälle drohen, aber ich sehe sie nicht ... Eine kleine Person an der Spitze meiner Untertanen, sehe ich, daß mein Erbteil in Stücken zu gehen droht. Ich bedauere meinen Fehler und bereue ihn sehr. Ich kann nur hoffen, daß meine Untertanen den Soldaten beistehen werden, um mich zu unterstützen, den Millionen meiner Untertanen Hilfe zu bringen, für alle Ewigkeit die Dynastie zu erhalten und Gefahr in Ruhe zu verwandeln. Unsere Finanzen und unsere Diplomatie sind gescheitert. Selbst wenn alle einig sind, ist doch Gefahr des Sturzes vorhanden. Aber wenn die Untertanen des Reiches den Staat nicht hochhalten und ehren wollen und sich durch die Lockungen von Übeltätern verleiten lassen, dann läßt sich die Zukunft Chinas nicht ausdenken. Meine einzige Hoffnung ist, daß meine Untertanen mich ganz verstehen."

Hiermit vergleiche man die 19 Artikel, die die Nationalversammlung am 2. November als Grundlagen für die Verfassung annahm:

1. Die Ta-chin (mandschurische) Dynastie soll für immer herrschen.
2. Die Person des Kaisers soll unverletzlich sein.
3. Die Macht des Kaisers soll durch eine Verfassung eingeschränkt werden.

4. Die Ordnung der Nachfolge soll in der Verfassung vorgeschrieben werden.

5. Die Verfassung soll von der Nationalversammlung entworfen und angenommen und vom Kaiser veröffentlicht werden.

6. Die Macht, die Verfassung zu verändern, liegt beim Parlament.

7. Die Mitglieder des Oberhauses sollen vom Volk aus denen erwählt werden, die besonders wählbar für dieses Amt sind.

8. Das Parlament soll den Premierminister wählen und der Kaiser ihn ernennen; dieser wird dann die anderen Mitglieder des Kabinetts empfehlen, die ebenfalls vom Kaiser ernannt werden. Die kaiserlichen Prinzen können nicht als Premierminister, Kabinettsminister und Verwaltungshäupter von Provinzen gewählt werden.

9. Wenn der Premier, nachdem er vom Parlament zur Verantwortung gezogen ist, dasselbe nicht auflöst, muß er sein Amt niederlegen; aber einem Kabinett soll nicht gestattet sein, das Parlament öfter als einmal aufzulösen.

10. Der Kaiser soll den Befehl über die Armee und die Marine ausüben, aber wenn dieser Befehl sich auf innere Angelegenheiten (des Landes?) bezieht, muß er die besonderen Bedingungen innehalten, die vom Parlament festgestellt werden; sonst ist ihm verboten, den Befehl auszuüben.

11. Kaiserliche Dekrete können nicht erlassen werden, um Gesetze zu ersetzen, außer im Falle augenblicklicher Notwendigkeit, in welchem Falle Dekrete von der Natur eines Gesetzes unter Beobachtung bestimmter Bedingungen erlassen werden können, aber nur wenn sie in Beziehungen zu der Ausführung eines Gesetzes stehen oder mit dem, was durch ein Gesetz übertragen ist.

12. Internationale Verträge sollen nicht ohne die Zustimmung des Parlaments abgeschlossen werden, aber Friedensschlüsse und Kriegserklärungen können durch den Kaiser erfolgen; wenn das Parlament nicht in Session ist, muß die Zustimmung des Parlaments später eingeholt werden.

13. Verordnungen in Regierungsangelegenheiten sollen durch das Parlament erledigt werden

14. Falls das Budget nicht die Zustimmung des Parlaments erhält, kann die Regierung nicht auf das vorjährige Budget zurückgreifen noch dürfen irgendwelche in dem Budget nicht erwähnten Punkte demselben hinzugefügt werden. Ferner soll der Regierung nicht gestattet sein, außerhalb des Budgets außergewöhnliche finanzielle Maßregeln vorzunehmen.

15. Das Parlament soll die Ausgaben für den kaiserlichen Haushalt festsetzen sowie auch jede Erhöhung oder Herabsetzung.

16. Reglements in bezug auf die kaiserliche Familie dürfen nicht im Widerspruch mit der Verfassung stehen.

17. Die beiden Häuser (des Parlaments) sollen einen Verwaltungsgerichtshof einrichten.

18. Der Kaiser soll die Beschlüsse des Parlaments veröffentlichen.

19. Die „Nationalversammlung" soll bis zur Eröffnung des Parlaments sich nach den Art. 8, 9, 10, 12, 13, 14, 15 und 18 richten.

Man sieht, daß, wenn seitens der Nationalversammlung alles geschah, um die Macht des Kaisers und der Regierung möglichst zu beschränken, in dem Programm nichts gegen das Kaisertum als solches oder gegen die mandschurische Dynastie enthalten ist.

Am 26. November leistete der Regent im Namen und in Vertretung des Kaisers den Eid auf diese 19 Punkte und die danach auszuarbeitende Verfassung und die Einberufung eines Parlaments sowie die Ausschließung der mandschurischen Edlen von der Regierung (Verwaltung).

Endlich am 6. Dezember erschien ein Edikt der Kaiserin-Witwe, das die Mitteilung brachte, der Regent habe mündlich um seine Enthebung von seinem Posten gebeten, da er nicht umhin könne, sich als die Ursache der Revolution anzusehen und sie habe geruht, seinem Wunsche zu entsprechen und ihn mit einer jährlichen Pension von 50000 Taels (ca. 150000 Mk.) in den Ruhestand zu versetzen. Die Verantwortlichkeit in politischen Dingen würde auf den Premier und das Kabinett übertragen, aber bei der Veröffentlichung von kaiserlichen Edikten, bei Audienzen und anderen öffentlichen Funktionen würde die Kaiserin-Witwe an der Seite des Kaisers erscheinen.

Während sich die Verhältnisse so in Peking im Sinne einer konstitutionellen Reform unter Beibehaltung der mandschurischen Dynastie entwickelten, hatte in Shanghai, seitdem es in die Hände der Revolutionäre gefallen und zum vorläufigen Sitz der revolutionären Regierung geworden war, die republikanische Richtung immer schärferen Ausdruck gefunden. Der Führer dieser Richtung war Wu Ting-fang; ursprünglich ein Rechtsanwalt in der englischen Kolonie Hongkong und Mitglied des dortigen gesetzgebenden Rates, dann Chef einer chinesischen Studienkommission in den Vereinigten Staaten, später chinesischer Gesandter in Washington, kurze Zeit Minister in Peking und endlich neben oder mit Li Ping-hsu, dem Zivil- und Chen Chi-mao dem militärischen Haupt der Republikaner, Staatssekretär für die Äußeren Angelegenheiten der Republik von China. In dieser letzteren Eigenschaft veröffentlichte er in der fremden Presse in Shanghai ein längeres vom 14. November datiertes Schriftstück, das als eine Apologie der republikanischen Handlungen und Bestrebungen bezeichnet werden kann. Es beginnt mit einer der historischen Wahrheit sehr wenig entsprechenden Schilderung der jahrhundertlangen Unfähigkeit der mandschurischen Regierung, China in Übereinstimmung mit der Vorwärtsbewegung der zivilisierten Welt zu regieren, betont dann, daß es der Wunsch des Volkes sei, daß die Dynastie gehe, daß die Führer der Bewegung Blutvergießen verabscheuten und die größte Mäßigung gezeigt hätten; sie hätten sich an den Prinzregenten gewandt, um die Abdankung der Mandschus zu erlangen unter der Zusicherung vollen Schutzes für Leben und Eigentum nicht nur der kaiserlichen Familie, sondern aller Mandschus. Sie hätten ein Manifest an jede Provinz gerichtet, um eine Vereinigung auf einer gemeinsamen Grundlage dringend zu empfehlen; sie hätten das ganze Volk ermahnt, alle Klassenvorurteile fallen zu lassen, sich für die Besserung und den Fortschritt der Nation zusammen zu schließen und nicht allein ihre eigenen, sondern auch fremde Interessen mit äußerster Anstrengung aller Kräfte zu schützen. Sie hätten ihr Bestes getan, um Ordnung in allen Provinzen, Städten und Ortschaften, die sich ihnen freiwillig angeschlossen, aufrecht zu erhalten, und sie hätten die Beamten der alten Regierung, wenn diese es gewünscht, beibehalten und die neuen Vorschriften für die Verwaltung der Provinzen anerkannt. Ihre fremden Freunde ersuchten sie, sich mit ihnen zu vereinigen in der Berufung an den Regenten, abzudanken und so dem Streik ein Ende zu machen. Sie kämpften wie die Briten das in alten Tagen getan, wie die Amerikaner, wie jede andere Nation, die den Namen verdiente, dies getan habe; sie kämpften,

um Männer in der Welt zu sein, um eine drückende, lasterhafte und tyrannische Herrschaft abzuschütteln, die China verarmt und entehrt, fremden Nationen Trotz geboten und die Zeiger der Weltuhr zurückgestellt habe. Das sei alles, was China verlange; die Mandschus könnten im vollen Genuß ihres Bürgerrechts bleiben, die vollste Freiheit und Gleichstellung genießen und den Besitz ihrer Ländereien und ihres Eigentums zum künftigen Nutzen des Staates behalten.

Es ist nicht unmöglich, daß diese Erklärung von Einfluß auf die Entwicklung der Dinge auch in Peking gewesen sein mag. Jedenfalls hat sie auf das Verhalten von Yuan Shih-kais Vertreter, Tang Shao-yi, gewirkt, der, nachdem dann nach längeren Verhandlungen am 20. Dezember die Delegierten der Parteien in Shanghai zusammengetreten waren, die Erklärung abgab, daß er bereit sei Wu Ting-fangs Ansichten beizustimmen, aber erst in Peking weitere Anordnungen einholen müsse. Dort war man mit seiner Haltung sehr unzufrieden und entsetzte ihn seiner Stellung als Bevollmächtigter, während man zugleich, als Gegenzug gegen die republikanischen Vorschläge am 28. Dezember, man sagt auf Yuan Shih-kais Rat und mit Zustimmung aller kaiserlichen Prinzen, in einem Edikt versprach, die Frage der zukünftigen Regierungsform der Entscheidung einer einzuberufenden Nationalversammlung zu unterwerfen. Im Süden drängte man indessen auf eine Entscheidung, und am 13. Dezember wurde in Nanking der politische Flüchtling (seit 1895) Sun Yat-sen zum Präsidenten der chinesischen Republik gewählt und proklamiert. Sun war überhaupt noch gar nicht in China; er traf erst am 16. Dezember auf einem englischen Dampfer in Singapore ein, am 25. in Shanghai und am 1. Januar 1912 in Nanking, wo er sofort sein Amt antrat und einen Eid des Inhalts leistete, daß er die Mandschu-Dynastie entthronen, den Frieden wieder herstellen und eine auf den Sitten des Volks begründete Regierung einrichten und dann sofort abdanken wolle. Am 3. Januar wurde in Nanking ein provisorisches Kabinett gebildet und installiert.

In Peking kam man wohl allmählich zu der Überzeugung, daß weiterer Widerstand unmöglich sei, und die letzten Zögerungen und Schwierigkeiten werden sich wohl hauptsächlich um die Frage der dem Kaiser und den Mandschus überhaupt zu gewährenden Entschädigungen und Garantien gedreht haben. Am 25. Januar erschien ein kaiserliches Edikt des Inhalts, daß die inneren Unruhen nicht durch militärische Gewalt unterdrückt werden sollten, der Thron nur bemüht sei, die beste Lösung auf friedlichem Wege zu erreichen und die Verhandlungen über die Abhaltung einer nationalen Konvention noch fortdauerten. Am 12. Februar endlich fand die Sache, soweit die bisherige Dynastie und Regierung in Frage kamen, ihre Erledigung. Drei Edikte erschienen an diesem Tage, von welchen das eine, da das ganze Volk eine Republik wünsche und auch die nördlichen Generäle dies täten, Yuan Shih-kai Vollmacht erteilte, eine provisorische chinesische Republik in Übereinstimmung mit der gegenwärtigen provisorischen Regierung in Nanking zu proklamieren; ein zweites forderte das Volk auf, Ruhe und Ordnung zu bewahren und sich der kaiserlichen Entscheidung über die neue Regierungsform zu fügen,

während das dritte die Befriedigung mit der vereinbarten Behandlung der Mandschus nach der Abdankung ausspricht. Die den Mandschus zugestandenen Bedingungen sind allerdings außerordentlich weitgehend und vorteilhaft.

Der Kaiser behält den Titel als Mandschukaiser, ihm werden dieselben Ehren erwiesen wie einem China besuchenden fremden Souverän. Die Residenz ist im Winter- oder Sommerpalast in oder bei Peking. Er erhält nach seiner Abdankung eine Zivilliste von 4 Millionen Tale und nach der Durchführung der Münzreform eine solche von 4 Millionen Dollar; ihm steht eine von der republikanischen Regierung gewählte Leibgarde zu; die Ahnenopfer werden wie für die Ming-Dynastie fortgesetzt; die Republik übernimmt die Fertigstellung des Mausoleums für den Kaiser Kwang-hsü; die bisherige Palastdienerschaft wird beibehalten und das Privatvermögen des Kaisers wie der mandschurischen, mongolischen und tibetanischen Prinzen wird gewährleistet. Die Prinzen und erblichen Adligen bestehen fort, und die Erbfolge bleibt dieselbe. Das kaiserliche Siegel wird nach wie vor allen mandschurischen Adelspatenten aufgedrückt. Der kaiserliche Clan genießt dieselben Rechte wie der Rest der Bevölkerung, ist aber von der Konskription frei. Mandschuren, Mongolen, Mohammedaner und Tibetaner sollen in allen Fragen wie die Chinesen behandelt werden, was Aufenthalt, religiöse Duldung und Beibehaltung erblicher Titel anbetrifft. Was die Mandschupensionen (d. h. die der Bannerleute) anbetrifft, so sollen darüber Maßregeln getroffen, und bis dies geschehen, die Pensionen weiter gezahlt werden. Das Eunuchensystem ist als barbarisch und entehrend für das Land abzuschaffen.

Yuan Shih-kai übernahm am 13. Februar tatsächlich die Regierung und erließ zwei Proklamationen, in denen er als Bevollmächtigter für die Organisation einer provisorischen Regierung unter Betonung seiner Unwürdigkeit, nach chinesischer Sitte, zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung und der Beobachtung der polizeilichen Vorschriften aufforderte und allen Regierungsbeamten befahl, bis zur Einführung eines neuen Systems auf ihren Posten zu bleiben. Am 19. Februar wurde Yuan in Nanking einstimmig zum provisorischen Präsidenten der Republik erwählt, während Sun Yat-sen und das provisorische Kabinett dort ihre Ämter niederlegten, und am 10. März leistete Yuan Shih-kai in Peking in Gegenwart von Delegierten aus Nanking den Eid als Präsident der Republik, indem er den Wunsch und die Hoffnung aussprach, daß Chinesen, Mandschuren, Mongolen, Mohammedaner (wohl die Turkbevölkerung Turkestans) und Tibetaner zusammen unter der Fahne der Republik leben und wirken möchten. Vorher war es ihm noch gelungen, insofern einen Erfolg zu erringen, als die Versammlung in Nanking das von ihm erwählte Kabinett angenommen und der Beibehaltung Pekings als Hauptstadt zugestimmt hatte.

Das ist im großen und ganzen der Verlauf der chinesischen Revolution gewesen, selbstverständlich ohne der kleineren Ereignisse, lokalen Aufstände, Mordtaten, Niedermetzelung von Mandschus oder Chinesen zu gedenken, die ihr einen besonderen Charakter gegeben, aber auf die Entscheidung keinen Einfluß ausgeübt haben. Interessant sind die Art und Weise sowie die Leichtigkeit, mit denen die ersten Führer, Li Yuan-hung in Wuchang und Wu Ting-fang in Shanghai beseitigt oder Sun Yat-sen in Nanking von der Leitung zurückgetreten sind, wichtiger für die Beurteilung der ganzen Erhebung, ihren Verlauf und ihre mögliche oder wahrscheinliche weitere Entwicklung sind

allerdings die Fragen, warum der Aufstand so schnell gelungen, — sind doch zwischen dem 10. Oktober 1911 und dem 10. März 1912 nur gerade fünf Monate vergangen, die genügt haben, um eine 266 Jahre alte Dynastie, man könnte sagen, wegzublasen, — warum die Mandschuren als Dynastie wie als Volk keinen besseren Widerstand geleistet, welche Rolle die fremden Mächte bei den Ereignissen gespielt haben, und welches die Folgen der Revolution für China und seine Beziehungen zur Außenwelt sein werden.

Was die schnellen Erfolge der Revolution betrifft, so ist deren erste und hauptsächlichste Ursache darin zu suchen, daß das, was den besten Schutz gegen solche Ereignisse hätte bilden sollen, die Armee, gerade das Element war, das sich als das gefährlichste erwies. Die Regierung hatte eine zahlreiche und wohlbewaffnete Armee nicht nur in Peking, sondern im ganzen Lande geschaffen; aber sie hatte ihren eigentlichen Schöpfer Yuan Shih-kai, entfernt und vergessen, daß eine solche Armee ein sehr gefährlicher Gegner werden mußte, sobald die Zahlung des Soldes längere Zeit ausblieb. Das letztere war aber geschehen, und so fanden die geheimen Gesellschaften, die besonders im Yangtsetal und in und um Canton ihren Sitz haben und immer bereit waren und sind, aus Verlegenheiten der Regierung Nutzen zu ziehen, in den unzufriedenen Soldaten ein Material, wie man es besser für eine Revolution kaum wünschen konnte. Der erste Erfolg am Yangtse spielte den Führern mit der Münze in Wuchang sehr bedeutende bare Mittel, man nennt zwei Millionen Tael, und mit dem Arsenal in Hanyang, dem größten in China, Kriegsmaterial und Munition in die Hände. Als dann Shanghai in die Hände der Revolutionäre fiel, und die Militärrevolte die Form einer politischen Bewegung annahm, beeilten sich die dortigen Machthaber, am 6. November für die vier Provinzen Kiangsu, Chekiang, Anhui und Fukien alle kleinen Steuern, die Likinzölle und Zahlungen an den Zollbarrieren aufzuheben und die Grundsteuer für das zweite Halbjahr sowie alle rückständigen Grundsteuern zu erlassen. Diesem Beispiel folgten andere revolutionäre Mittelpunkte, und bald gab es in den von den Rebellen besetzten Landstrichen nur noch zufriedene Leute, die sich die Hände rieben und die Republik freudig begrüßten, weil sie keine Steuern mehr zu bezahlen hatten. Freilich war mit den Steuererlassen gleichzeitig die Aufforderung ergangen, für die Kriegskasse freiwillige Beiträge zu leisten, aber die große Masse der Bevölkerung war zu arm, um von einer solchen Maßregel betroffen zu werden, und dem wohlhabenderen Teil der Bevölkerung wurde die Lehre von der freiwilligen Zwangsanleihe durch Erpressungen und Drohungen bald klargemacht. Gesellschaften, wie die China merchants Co., wurden mit der Beschlagnahme ihrer Schiffe bedroht, wenn sie nicht zahlen wollten, Tempel wurden geschatzt und im Weigerungsfalle geplündert und reiche Leute aus dem sicheren Schutz der fremden Niederlassungen gelockt oder entführt und dann gehörig geschröpft. Welchen Schaden sie dem Lande durch die Steuererlasse wie durch die Gesetzwidrigkeiten zufügten, scheinen die Revolutionäre nicht eingesehen zu haben, aber was sie getan, wird die Schwierigkeiten derer, die die chinesische Welt wieder einrenken sollen, nicht wenig erhöhen.

Die Frage, warum die mandschurische Dynastie sich so wenig leistungsfähig erwiesen, ist schwerer zu beantworten. Sie hatte als Dynastie früher immer Wert darauf gelegt, daß die ihr angehörigen Prinzen sich möglichst wenig mit Regierungs- und Militärfragen beschäftigten, sogar das Verlassen der Hauptstadt war ihnen untersagt gewesen, um ja keine Insubordinations- oder Rebellionsgelüste bei ihnen aufkommen zu lassen; was von energischen Charakteren unter ihnen gewesen, war im Boxeraufstande zugrunde gegangen, und als die neue Ära auf sie zurückgriff — 1910 —, wurde zwar eine ganze Menge von Prinzen und Herzögen an die Spitze von Ministerien und Missionen gestellt, aber sie waren doch wenig mehr als die nominellen Häupter und kaum geeignet, im Ernstfalle eine Rolle zu spielen. Die ganze Energie der Rasse scheint auf zwei Frauen übergegangen gewesen zu sein, auf die verstorbene Kaiserin Tse-hsi und die jetzige Kaiserin-Witwe. Den Mandschuren in den Provinzen, die dort die sogenannten Garnisonen bildeten, war der kriegerische Geist ihrer Vorfahren, von dem in den Kriegen gegen Europäer 1842 wie 1858 und 1860 wenigstens in der Defensive noch manche Beispiele vorhanden waren, längst verloren gegangen, und die aus der Umgebung der Hauptstadt stammenden Truppen sind überhaupt nicht ins Feuer gekommen. Außerdem fehlte es an Geld, das auch in China zum Kriegführen gehört, und die davon genug hatten, konnten sich wohl nicht entschließen, ihr alles an einen doch immer zweifelhaften Erfolg zu wagen. Daraus erklärt sich wohl auch, wenigstens zum Teil, die Lässigkeit in der Verteidigung der mandschurischen Interessen, die besonders in der japanischen Presse eine oft harte, aber nicht ganz ungerechte Verurteilung gefunden hat.

Was die Rolle betrifft, die die fremden Mächte während der Revolution gespielt haben und spielen, so hat sie sich im wesentlichen darauf beschränkt, daß die Generalkonsuln der sechs Mächte Deutschland, England, Frankreich, Japan, Rußland und die Vereinigten Staaten in Shanghai am 18. Dezember den Mitgliedern der dort zusammentretenden Konferenz Mäßigung und möglichst schleunige Verständigung anempfohlen haben und ähnliches wohl auch seitens der Gesandtschaften in Peking wiederholt geschehen sein dürfte. Soweit ist seitens des Auslandes strenge Neutralität beobachtet worden, wozu allerdings die Tatsache, daß die japanische Regierung den Revolutionären große Mengen Waffen verkauft hat, nicht recht zu passen scheint. Im übrigen sind die vier Mächte Deutschland, England, Frankreich und die Vereinigten Staaten eifrig bemüht gewesen, der chinesischen Regierung die Beschaffung von Geld für die laufenden inneren Bedürfnisse zu erleichtern, was ihnen auch gelungen ist. Dann haben Japan und Rußland den Wunsch ausgesprochen, sich an dieser Finanzierung der chinesischen Regierung — denn darum handelt es sich in der Tat — zu beteiligen, was auch von den anderen Mächten zugestanden worden ist. Von Japan ist aber darauf die Bedingung gestellt worden, daß die zu beschaffenden Gelder nicht für die Mandschurei verwendet würden, und Rußland hat gefordert, daß die Wahrung seiner Interessen in der Mandschurei, in der Mongolei und im westlichen China ihm durch seine Beteiligung an diesen finanziellen Maßregeln nicht beschränkt

oder geschädigt werde. Mit diesen Erklärungen ist in die bis dahin ausschließliche Finanzfrage ein politisches Element gebracht worden, was weder China noch den Beziehungen des Auslandes zu demselben von Nutzen sein dürfte. Überhaupt wird die Frage der Beschaffung der für China unumgänglich notwendigen Beträge während der nächsten Jahre viele Schwierigkeiten und Sorgen machen, die nicht dadurch vermindert werden dürften, daß in der Zwischenzeit zwischen der Regierung und einem russisch-englisch-belgischen Syndikat eine neue Anleihe abgeschlossen worden ist. Die chinesische Regierung, denn das betreffende Dekret ist vom Präsidenten unterzeichnet worden, oder wenigstens der Premierminister des neuen Kabinetts, Tang Shao-yi, stellen sich auf den Standpunkt, daß die chinesische Regierung keine Verpflichtung übernommen habe, sich nicht an andere Geldgeber als das bisherige Konsortium zu wenden; das mag formell vielleicht richtig sein, aber sie vergißt dabei, daß die bisherigen Geldgeber nicht allein ungedeckt den jüngsten Geldbedürfnissen der chinesischen Regierung an Ort und Stelle wie in Europa gerecht geworden sind, sondern daß sie es auch mit großem Geschick verstanden haben, während der Krisis jedes Heruntergehen des Kurses der chinesischen Papiere zu verhindern. Es ist dies das erste Mal, daß eine solche Erschütterung, wie China sie eben durchgemacht, nicht auf die Papiere des von ihr betroffenen Staates einen tiefgehenden, nachteiligen Einfluß ausgeübt hat, und dieses Ergebnis hat die chinesische Regierung weder ihrer eigenen Kraft noch der eigenen Intelligenz zu verdanken. Es ist daher zum Mindesten unvorsichtig, um nicht zu sagen, ungeschickt von der chinesischen Regierung, daß sie durch den Abschluß der neueren Anleihe hinter dem Rücken ihrer bisherigen finanziellen Freunde den Eindruck einer gewissen Unzuverlässigkeit gemacht hat, die besonders in Finanzangelegenheiten immer zu vermeiden ist.

Faßt man kurz zusammen, was die Ergebnisse der jüngsten, vorläufig scheinbar zum Abschluß gekommenen Bewegung in China sind, so kann man nicht umhin, sie als sehr ungünstig zu bezeichnen, selbst wenn man von den andauernden Soldatenaufständen und Plünderungen absieht, und obgleich weite Kreise, namentlich im Auslande wieder, wie das der Regel nach der Fall zu sein pflegt, auf die schönen Worte der Revolutionäre hereingefallen sind. Die Armee, in der eine gewisse Sicherheit für die ruhige Entwicklung Chinas lag, ist auf Jahrzehnte hinaus ruiniert und verdient kein Vertrauen, denn was geschah, kann wiederum geschehen, und die Nachbarn sind bereit, die Konsequenzen aus dieser Lage zu ziehen. Die Finanzen sind durch die Zerstörung von Werten sowie die Aufhebung aller Steuern und die dadurch ins Land gebrachte Unruhe ebenfalls auf längere Zeit hinaus ruiniert, und an Stelle einer möglichen konstitutionellen Monarchie, für deren gedeihliche Entwicklung alle Elemente vorhanden waren, ist der Schemen einer Republik getreten, für die nach der Ansicht der meisten fremden Chinakenner und, wenn man ehrlich sein will, auch der meisten Chinesen, denen man ein Urteil zutrauen kann, das die breite Masse des Volkes nicht besitzt, in China gar kein Boden vorhanden ist. Man hat freies Feld für ungezügelten Ehrgeiz, dem es an jeder Vorbildung mangelt und mangeln muß, geschaffen, wo

nichts leichter gewesen wäre als ihn in geordnete Verhältnisse einzufügen. Die Phrase hat in China während der Unruhen wahre Orgien gefeiert, und das Ausland wird noch viel unter diesen Phrasen zu leiden haben. Unter Hinweis auf die ruhmreiche Revolution, deren Opfer und Ausschreitungen man gern vergißt, wird Jung-China sich beeilen, von dem Auslande alle möglichen Zugeständnisse in bezug auf die eximierte Gerichtsbarkeit und die Exterritorialität der Fremden zu verlangen, und wenn, wie die Anzeichen dafür vorliegen, Wu Ting-fang diese Forderungen zuerst in Washington stellt, wird man sich beeilen, sie dort zuzugestehen mit dem Nachsatz: „nachdem die anderen Mächte ihnen zugestimmt haben". Man tut das dort mit Vorliebe, wie 1873 ähnlichen japanischen Forderungen gegenüber, die nachher erst 1894 erfüllt wurden; es verpflichtet zu nichts, aber ermöglicht es, sich als den wahren Freund der betreffenden Nation hinzustellen und anderen die undankbare Mühe zu überlassen, für die bedrohten gemeinsamen Interessen des Auslandes einzutreten. Das alles läßt wenig Hoffnung darauf, daß die weitere Entwicklung der chinesischen Krisis ohne schwere Erschütterungen für das Land, die leicht den Vorwand und den Grund für die Befriedigung nachbarlicher Gelüste geben können, ablaufen wird. In Tibet und der Mongolei träumt man von Loslösung von China und Selbständigkeit und auch in anderen Provinzen regen sich gleiche Velleitäten. Man darf dabei nicht übersehen, daß die maßgebenden Entschlüsse in Nanking meistens von 20 bis 30 Delegierten gefaßt worden sind, für mindestens 400 Millionen Einwohner eine wirklich kaum genügende Vertretung, besonders da sie kaum selbst von einer größeren Anzahl von Personen gewählt sein dürften.

Es sind vielleicht noch einige Worte über einen in den letzten Monaten der Bewegung vielgenannten Mann, Sun Yat-sen, zu sagen. Er ist, nach einem von ihm selbst verfaßten Artikel im Londoner „Strand Magazine" vom März 1912, 1867 in oder bei Canton geboren; sein Vater war zum Christentum übergetreten, der Sohn kam daher vielfach mit englischen und amerikanischen Missionaren in Verbindung und studierte endlich Medizin auf dem englischen College of Medicine in Hongkong, wo er 1892 sein Abgangsexamen bestand. Er etablierte sich dann als Arzt in Makao, wo er Mitglied der Partei des jungen China wurde, und siedelte, weil er dort kein Fortkommen fand, nach Canton über, wo er sich 1895 an einem im Keim unterdrückten Aufstande beteiligte. Sun flüchtete zuerst nach Hongkong, von da nach Japan und über Honolulu nach England, wo er im September 1896 eintraf. Dort versuchte die chinesische Gesandtschaft sich seiner zu bemächtigen, er wurde aber durch die englische Regierung in Freiheit gesetzt. Nach einiger Zeit kehrte er wieder nach China zurück, wo, wie er erzählt, sein Leben durch die Extremisten bedroht worden sei, die Europa und europäische Zivilisation haßten und die fremden Teufel aus China vertreiben wollten. Er will bis zum Ende des Boxeraufstandes in China geblieben sein und sich dann nach den Vereinigten Staaten und Europa begeben haben, wo er alle leitenden Bankiers besucht habe (sic), um sich das Geld zu verschaffen, mindestens eine halbe Million Pfund Sterling,

die er für die Revolution brauchte. Er erzählt weiter, daß er Mitglied der Kao-lao-hui, der Reformpartei, geworden sei, und daß er vor einem Jahre eine Mitteilung von Yuan Shih-kai erhalten habe, der offen mit ihm habe zusammen wirken wollen; er habe ihm damals aber nicht getraut. Wenn diese Angabe richtig sein sollte, so würde das manches in Yuan Shih-kais Benehmen erklären; es ist aber auch möglich, daß die Angabe nur gemacht wäre, um ihn zu diskreditieren. Ähnliche Gründe mögen den Angriffen der japanischen Presse zugrunde liegen, die in der letzten Zeit Yuan offen des Verrates an der mandschurischen Dynastie beschuldigt. Was die Kao-lao-hui betrifft, so dürfte sie wohl mit der Ko-lao-hui identisch sein, einer hauptsächlich aus entlassenen Soldaten bestehenden geheimen Gesellschaft im Yangtsetal, die der chinesischen Regierung oft viele Schwierigkeiten verursacht hat und nach ihr die Hauptschuld an den Christen- und Missionarverfolgungen im Yangtsetal 1891 getragen haben soll. Was die Beschaffung von Geld für revolutionäre Zwecke betrifft, so behauptet die böse Welt, daß es hauptsächlich von den chinesischen Kolonien in Hongkong, Japan, Amerika und Hinterindien stamme, wo zur Anspornung der Zahler diesen versprochen worden sei, daß jeder einen seinem Beitrage entsprechenden Posten in China erhalten werde. Sun Yat-sen schließt seinen Aufsatz im „Strand Magazine“ mit den Worten: „Ich habe mein Werk getan; die Woge der Erkenntnis und des Fortschritts kann nicht mehr aufgehalten werden, und China, das Land in der Welt, das sich am meisten für eine Republik eignet — wegen des wirtschaftlichen und gehorsamen Charakters seines Volkes — wird in einer kurzen Zeit seinen Platz unter den zivilisierten und freiheitlichen Nationen der Welt einnehmen.“ Nach den neuesten Mitteilungen soll Sun Yat-sen in Shanghai erklärt haben, daß er nach der glücklichen Beendigung der politischen Revolution jetzt daran gehen werde, die größte soziale Revolution, die die Welt je gesehen, in die Wege zu leiten. Mit der Zustimmung der Regierung werde ihre zukünftige Politik ausgesprochen sozialistisch sein. China sei das beste Feld für die Lehren Henry Georges, die auf seinem jungfräulichen Boden ausführbar seien. Eisenbahnen und Bergwerke würden von der Regierung kontrolliert, das „single tax“-System Henry Georges und der Freihandel, letzterer soweit als möglich, eingeführt werden. (Asiaticus im Sunday Observer.) Man könnte fast versucht sein, Baillys Wort zu parodieren und zu sagen: O Zivilisation, wie viel Torheiten redet man in deinem Namen.

Die Briefe Annettens v. Droste-Hülshoff an Elise Rüdiger.

Herausgegeben
von
Kurt Pinthus.

XIII.

Meersburg, den 18ten November 43[1]).

Sie sind jetzt wohl ganz gewiß wieder in Münster, lieb Herzchen, und so gehe ich denn an meine liebste Beschäftigung, die, Ihnen zu schreiben. Ich bin indessen noch keinen Tag von Ihnen getrennt gewesen, alle Nachmittage um drei (außer vorgestern, wo es hart regnete) habe ich an unserem Strande gesessen, der mir durch Sie so lieb geworden ist, daß keine andere Erinnerung neben Ihrem lieben Gesichtchen dort ein Haar breit Raum findet[2]). Es hat mich ein paarmal selbst überrascht, wenn beim zufälligen Zurückblicken mir Einer meiner alten Lieblingsplätze in's Auge fiel, wie ich so alle Tage dran her trotte, als wärens Laternenpfähle oder Rebstöcke. O vanitas vanitatum! Ich habe auf unserm Kiesgrund noch schöne schöne Dinge gesehn, und das Herz hat mir ordentlich geblutet, daß Sie nicht da waren — zweimahl ein Alpenglühen, wogegen das frühere gar nicht in Betracht kam, die ganze Alpenkette wie rothes Eisen, und sonst noch prächtige mir ganz fremde Beleuchtungen, z. B. einmahl die Kuppen der Berge ganz dunkelviolett, der Fuß ebenfalls, und um die Mitte ein breiter Wolkengürtel, in dem das Abendroth den brennendsten Purpur wiederstrahlte, und der wie ein Lavastrom in allen Tinten wallte, es war unbeschreiblich schön und fremdartig!

Auch der See hat noch ein paarmal sein Bestes gethan an Grüne und Schmelz, und einen Sturm habe ich erlebt, o einen Großpapa aller Stürme, und habe Gott gedankt, daß ich ihn allein überstehen mußte. Es war in der zweiten Woche nach Ihrer Abreise, ich hatte einen langen Spaziergang, weit über Haltenau hinaus, gemacht, und mich eben zum Rückwege gewendet, als

[1]) Zuerst abgedruckt in den „Deutschen Monatsblättern" von H. und J. Hart. Bremen 1878. Bd. I, S. 23 ff.

[2]) Elise war mit Annette zusammen am 3. Oktober 1843 nach Meersburg gekommen und dort zehn Tage zu Besuch geblieben.

ein wahres Teufelswetter losbrach, ohne Regen nur Sturm, aber um Berge zu versetzen. Bei jedem Ruck faßte er mein dickes wattirtes Kleid, und wollte mich über die Mauer reißen, so daß ich gleich bergan in die Reben flüchten mußte, wo ich mich kümmerlich an den Pfählen fortlavirte bis Haltenau, und dort wie ein verunglückter Luftballon ins Haus mehr plumpste als flatterte, nämlich mit halbem Überstürzen, was sich wahrscheinlich mehr mitleidenswerth als graziös mag ausgenommen haben. Die dicke Rebfrau konnte auch mit ihrem „b'hütis Gott! b'hütis Gott!" gar nicht aufhören, und meinte, sie würde jetzt „um fünf Gulden nicht über die Mauer nach Meersburg gehn". Was half das Alles? Ich mußte doch nach Hause, obwohl das Wüthen draußen mit jeder Minute ärger wurde. So gieng ich wieder los, und versuchte als letzten Ausweg mich gleich den Berg hinauf zu arbeiten, wo ich, schlimmsten Falls, doch nur bis in die nächsten Rebpfähle geschleudert werden konnte, — freilich, wenn's mit Vehemence geschah, immer gefährlich genug, und zudem hätte ich, wie Sie wissen, Klippenwände passiren müssen. Vielleicht war's gut, daß der Versuch mißlang, es war keine Möglichkeit, bei jedem Schritt höher konnte mich der Wind derber packen, ich mußte mehr kriechen als gehn, und bei jedem Ruck niederhocken, um nicht weggerissen zu werden, also wieder bergab! Doch blieb ich zwischen den Reben, etwa dreißig Fuß über dem Mauerwege. Es war eine gräuliche Arbeit — ich habe über eine Stunde gebraucht; die meiste Zeit saß ich in einem Klümpchen dicht zusammen, und wartete die Pausen der Stöße ab, um dann zehn oder zwölf Schritte voran zu arbeiten.

Was wir zusammen erlebt haben, kann Ihnen nicht mal einen schwachen Begriff davon geben, aber der See war unbeschreiblich schön, so undurchsichtig und in allen Farben wechselnd, wie ich davon vorher keinen Begriff gehabt. Die Sonne warf durch Wolkenlücken ein prächtiges falsches Licht darauf, und ich wurde fast geblendet durch das Blitzen der Springwellen, die unter mir wie eine endlose Reihe Fontainen aufstiegen, und zwar nicht, wie wir es kennen, nur diesseits der Mauer, sondern wenigstens vierzig Fuß höher, weit über mir und meinen Rebstöcken, niederplaschten, so daß ich nach ein paar Minuten keinen trocknen Faden mehr am Leibe, und mein Rock sich wie in einen gefüllten Schwamm verwandelt hatte, der mich niederzog wie Blei. Ich kann Ihnen sagen, Elise, daß ich froh war, als ich das Thor über mir und meine bedenkliche Fahrt sich in eine klatrige durch die Unterstadt verwandelt hatten. Noch einmal hatte ich einen schweren Stand, die Stiegen hinauf, wo der Wind wieder alle Macht hatte, und besonders auf der langen, schmalen Brücke über den Mühlrädern, wo ich einmal keinen anderen Rath wuste, als mich platt hinzuwerfen, und doch wohl herabgeweht wäre, wenn nicht der Müller, der auch grad genöthigt war, die Brücke zu passieren, mich am Boden festgehalten und dann auch die letzte Stiege hinaufgeleitet hätte. Als ich ins Schloß kam, schnatternd, und einen nassen Streifen hinter mir lassend wie ein geschwemmter Hund, ward ich auch empfangen wie ein armer Hund. Es mislang mir, in mein Zimmer zu schlüpfen, Laßberg stand zufällig im oberen Flur und erhob ein solches Geschrei: „Um Gotteswillen!

Wo kommen Sie her! Was haben Sie gemacht! Was denken Sie auch!", daß ich gleich auf eine sehr unerwünschte Weise en famille gerieth. Mama war anfangs wirklich böse, glaubte mir aber doch sogleich, daß ich bei ganz leidlichem spatzierfähigem Wetter ausgegangen sei. Laßbergen konnte ich mich nicht begreiflich machen, er war tauber als gewöhnlich, und ich habe ihn mitten in seinen Exclamationen über meine Unvernunft müssen stehn lassen, denn mich fror erbärmlich. Jenny sagte nichts, aber sie bestellte sogleich einen heißen Krug und Thee, nahm mich dann beim Arm und brachte mich in meinem Zimmer zu Bette. Meinen dicken Rock habe ich acht Tage lang nicht anziehn können, so lange hat er auf dem Boden trocknen müssen. Da mir das Abenteuer nicht geschadet hat, ists mir doch lieb, den See einmal in seiner tollsten Laune gesehn zu haben, um so mehr, da es nur für einmal im Leben ist, denn ein anderes Mal werde ich mich hüten! Ich mag die Lachsforellen und Gangfische viel lieber essen, als von ihnen gegessen werden, und es würde mir sogar nur wenig Trost bringen, wenn statt ihrer meine Lieblinge, die Möven, mich aufpickten. Am nächsten Tage hörten wir von vielem Unglücke am See, einem untergegangenen Schiffe und einigen einzeln Verunglückten. Und mit dieser Trübsal muß ich für heute schließen, denn es schlägt eben acht. Gute Nacht, lieb Herz, bis morgen; ich wollte Sie träumten von mir.

Den 19ten. Guten Morgen, altes Lies, es ist Sonntag, und ganz heimlich unser Beider Namenstag dazu. Ich glaube nicht, daß im Schlosse Jemand daran denkt, aber ich habe schon im Bette daran gedacht, d. h. an Sie, mein Lies, und Ihnen, bien ou mal, ein Stück Novembermorgenpoesie zu Frühstück gebraten[1]). Da haben Sie die Schüssel wie sie ist! Noch mit unabgewischtem Rande, aber gut gemeint, und jedes Wort wahr darin. Ach, ich habe mich wieder so arg nach Ihnen gesehnt, daß es ganz unausstehlich war, und ich mir fast einbildete, ich sei krank und könne nicht in die Kirche gehn, förmlich bei den Ohren habe ich mich dazu nehmen müssen, und merke doch nun, daß mir eigentlich nichts fehlt als Sie.

20ten. So weit war ich gestern, als vor meiner Thür ein wunderliches Getöse losbrach, ein heilloses Katzenconcert von falschen Stimmen, verdorbenen Maultrommeln, und ich glaube auch ein paar Topfdeckeln. Vivat Elisabeth! Wir haben tüchtig gelacht, und ich bin sehr hübsch beschenkt worden, Mineralien, griechische Silbermünzen, ein Dampfboot als Schreibzeug, zwei Mundtassen, ein geschliffenes Glas. Aber mit dem Schreiben war's vorbei, ich mußte meine besten Lümpchen anlegen, und mich droben fast krank essen in Kuchen, und duselig trinken in Gesundheiten. Wenn sie den Leuten so gut bekommen wie sie mir schlecht geschmeckt haben, so wirds heuer einige Methusaleme geben. Ich wollte eben auch die Ihrige ausbringen, als Laßberg

[1]) Annette hatte am Morgen des 19. das Gedicht „An Elise" geschrieben:

Und manchen Abend hab ich nachgedacht
In leiser Stunde träumerischem Sinnen,
Wie deinen Morgen, meine nah'nde Nacht
Das Schicksal ließ aus einer Urne rinnen.

rief: „Silentium! Unsere liebe Freundin, die sehr werthe Frau Elisabeth Rüdiger, geborne von Hohenhausen, Vivat hoch!" Sie glauben nicht, welch enormen Klotz von Steine Sie hier im Brette haben. Solange man Sie auf der Reise vermuthen mußte, ist den ganzen Tag nach dem Wetter geguckt worden, und Ihre Epistel hatte ich noch nicht halb durchlesen, als die Kinder schon an die Thür klinkten: „Vater, Mutter und Großmutter ließen mich bitten, ich möchte doch kommen, mit dem Briefe von der Urgroßtante." Unter dem Vorlesen sagte Laßberg bei jeder interessanten Bekanntschaft oder guten Aufnahme: „Recht so! Recht so! So muß es sein!" und Jenny lächelte so vergnügt als wäre es ihr selbst geschehn. Aber Sie, Lumpus, haben meine Mama gar nicht grüßen lassen —, ich glaube nicht, daß es in dem Durcheinander von Vorlesungen bemerkt worden ist, denn Jeder gab seinen Antheil zum Besten, aber das nächste Mal denken Sie doch daran.

So eben sehe ich Ihren Brief durch: Den Fürsten Salm[1]) kenne ich wohl, er ist der Stiefenkel der Fürstin Galitzin, wohnte vor circa 25 Jahren in Münster, und hieß damals Prinz Lachs. Von seinen Studien hat er nicht sonderlich profitirt, Laßberg weiß nicht recht, was mit ihm reden, und läßt deshalb das nachbarliche Verhältniß ein wenig einduseln. Jenny mag ihn aber wohl, als eine freundliche dienstbereite Seele. Seine Frau, eine geborne Hohenlohe, ist sehr nett. Daß Ihnen Schotts[2]) gefallen, ist nicht mehr wie recht und billig, aber eifersüchtig auf die Jette bin ich doch nicht, — *sie* sitzt in ihrem Stuttgart, und *ich* komme zu Ihnen, das gibt mir zwei Drittel Profit. Den Pfeiffer[3]) mir als Satyriker vorzustellen, geht über meine Phantasie hinaus, ich kenne ihn nur schüchtern wie ein Espenblatt, kann mir aber denken, daß eine heitre Laune seinem ehrlichen Gesichte sehr gut steht. Und Ihr Zündel ist ein Stocknarr, aber Ihre ganze Rückreise so glücklich und brillant wie möglich gewesen, die Bornstedt würde *wenigstens* einen Cölner Dom damit bauen. Sie kehren reich an den freundlichsten und ehrenvollsten Erinnerungen zurück, die Ihnen, geringsten Falls, manchen Moment erheitern, und vielleicht als Anknüpfungspunkte dereinst noch dauernd angenehm und nützlich werden können. Ich kann nicht sagen, wie es mich freut, Ihnen zu der Reise zugeredet zu haben! Laßberg und Jenny lassen Sie aufs Herzlichste zur Widerholung derselben einladen, und je länger Sie bleiben können, je lieber wird es ihnen sein. Was meinen Sie zum nächsten Sommer, wo wir im Juni oder anfangs Juli zurückreisen? Es wäre sehr lieb und schön, und *hier* schien es Ihnen auch plausible, aber Zeit und Ort ändern die Ansichten leider zuweilen. Haben Sie Aussichten auf hinlängliche Münzsorten, oder schaut Ihr Auge ins „endlose Leere"? Antworten Sie mir doch hierauf, lieb Herz.

---

[1]) Fürst Constantin von Salm-Reifferscheidt-Krautheim, der auf dem benachbarten Schloß Herschberg wohnte.

[2]) Annette hatte 1842 auf der Rückreise von Meersburg die Familie Albert Schott in Stuttgart besucht.

[3]) Der Germanist Franz Pfeiffer.

Hier giebt's auch manches neue Gesicht, und mitunter grundgelehrte, aber nicht Eins darunter, wo ich die Feder um ansetzen möchte, und selbst die Namen dieser lateinischen und Nibelungen-Steckenreiter würden Ihnen fremd sein[1]). Persals[2]) wollen seit vier Wochen täglich kommen, und ich soll dann einen wunderherrlichen Contra-Alt hören (die Tochter, Philippa), hierauf bin ich anfangs sehr neugierig gewesen, aber es währt mir zu lange, ich habe mich müde gewartet.

Jetzt muß ich Ihnen auch sagen, daß ich seit acht Tagen eine grandiose Grundbesitzerin bin. Ich habe das blanke Fürstenhäuschen, was neben dem Wege zum Frieden liegt — doch dort waren Sie nicht, aber man sieht es gleich am Thore, wenn man zum Figel[3]) geht —, nun das habe ich in einer Steigerung nebst dem dazu gehörenden Weinberge erstanden, und wofür? Für 400 Reichsthaler. Dafür habe ich ein kleines, aber massiv aus gehauenen Steinen und geschmackvoll aufgeführtes Haus, das vier Zimmer, eine Küche, großen Keller und Bodenraum enthält, und 5000 Weinstöcke, die in guten Jahren schon über zwanzig Ohm Wein gebracht haben. Es ist unerhört! Aber keiner wollte bieten, dieses unglückliche Jahr bringt nur Verkäufer hervor. Gottlob ists kein armer Schelm, dem ich es abgekauft, sondern der reiche Großherzog von Baden, dem dies vereinzelte Stückchen Domaine lästig war. Früher gehörte es den Bischöfen von Constanz, und der letztverstorbene ließ dies artige Gartenhaus bauen, wo er manchen Tag soll gespeißt haben.

Die Aussicht ist fast zu schön, d. h. mir zu belebt, was die Nah- und zu schrankenlos, was die Fernsicht betrifft. Es ist der höchste Punkt dieser Umgebungen, gleich am Fuße des Hügels zwei sich kreuzende Chausseen, tiefer Stadt und Schloß Meersburg, die hier ganz niedrig zu liegen scheinen; als nächste Punkte darin (etwa tausend Schritt entfernt) und sich wunderschön präsentirend, rechts das alte Schloß, links das Seminar, von dem Nachmittags der schöne Chorgesang so deutlich aufsteigt, daß keine Note verloren geht; tief unten der See mit seiner ganzen Rundsicht, die Insel Mainau, Constanz, Münsterlingen, das Thurgau, St. Gallen, auf der einen Seite nur durch die Alpen beschränkt (von denen ich hier noch die ganze Tyroler Kette als Zugabe habe), von der andern durch die höchsten Kegel des Hegau's. Es ist eigentlich wunderbar schön, und die Meersburger halten dieses Fürstenhäuschen (auch der Hindelberg genannt) für eine unschätzbare Perle. Mir ist's aber fast zu viel und zauberhaft, und wie ich so droben die ganze Gegend controllieren kann, jeden Bürger, der auf die Gasse oder auch nur ans Fenster, jeden Bauern, der in seinen Hofraum tritt, so komme ich mir vor wie der

[1]) Sie meint damit die zahlreichen gelehrten Gäste, welche Laßbergen häufig auf der Meersburg aufsuchten.

[2]) Die englische Familie Pearsal, die das Schlößchen Wartensee bei Rorschach bewohnte. Mit der Tochter Philippa knüpfte, wie die folgenden Briefe zeigen, Annette ein Freundschaftsverhältnis an.

[3]) Figel war der Wirt einer am Bodensee schön gelegenen Schenke, wo Annette häufig zu Gast war. Sie sagt in dem Gedicht „Die Schenke am See" von ihm:

— und behend erscheint
Zopfwedelnd der geschäftige Pygmäe.

Student von Salamanka, dem der hinkende Teufel die Hausdächer abgehoben hat, und mir ist beinahe sündlich zu Muthe. Vom Häuschen bis zur Chaussée hinunter führt eine Steintreppe mitten durch die Reben, die ich zum Laubengange machen und auf der Hälfte, mittelst zweier Ausbiegungen, mit ein paar niedlichen versteckten Ruhbänken versehen will. Unten ist die Treppe schon durch ein hübsches Gatterpförtchen verschlossen. Ich habe nichts zu thun, als die nächsten Rebenreihn aufranken zu lassen, und die kleine Rotunde in der Mitte zu besorgen, wozu ich nur drei oder vier Weinstöcke wegzunehmen und die dahinterstehenden zu benutzen habe, in zwei Jahren kann Alles dicht und schattig sein. Was sagen Sie dazu?

Die Reben hat der alte Bischof mir aufs Beste gewählt, Burgunder, Traminer, Gutedel et cet., und die eine (Sonnen-) Seite des Abhanges bringt solchen Wein als Laßberg Ihnen vorgesetzt, die andere geringeren. So kann ich also in guten Jahren auf zehn Ohm vortrefflichen und eben so viel mittelmäßigen Wein rechnen. Grad hinter dem Hause, wo der Schatten desselben den Reben sehr schadet, will ich diese ausroden, den Boden gleich machen und eine kleine Blumenterasse, nicht groß genug zum Spatzierengehen, aber angenehm fürs Auge, mit lange und reichlich blühenden Blumen, Georginen, Rosen, Levkojen et cet. bepflanzen lassen. O, Sie sollen sehn, ich mache ein kleines Paradies aus dem Nestchen! Schade, daß ich meine meiste Lebenszeit 200 Stunden davon zubringen werde! Oder vielmehr Gottlob, daß der heimische Boden und ich uns immer einander treu und sicher bleiben, und mir doch, falls mir von Zeit zu Zeit die hiesige Luft wieder nötig würde, bei allen denkbaren Wechselfällen ein niedliches Chez moi nicht fehlt.

Nun will ich Ihnen auch das Innere des Hauses beschreiben. Man geht mit einer hübschgeschweiften, etwa acht Stufen hohen Steintreppe in den untern Stock, der nur das Paradezimmer und die Küche enthält. Ersteres ein Gemach von angenehmer Größe, mit einem Erker, in den der Kanapee mit Tisch und einigen Stühlen hinlänglich Raum haben und das übrige Zimmer unbeengt lassen. Man sitzt dort wie in einem Glaskasten, ein Fenster im Rücken und zwei zu den Seiten, aber Besuchenden wird es himmlisch scheinen, der Aussicht wegen. In dies Zimmer tritt man unmittelbar von der Treppe. Die Küche daneben (wo ich einen zweiten Eingang werde brechen lassen) ist klein, doch nicht bis zur Unbequemlichkeit, und es läßt sich mit wenigen Gulden einrichten, daß das Heerdfeuer zugleich den hübschen Kachelofen des Zimmers heizt, was im Winter sehr angenehm und im Sommer durch Oeffnung der Fenster nach der jedesmaligen Schattenseite und Ladenschließung der übrigen leicht zu paralisiren ist, da man Kochheerd doch nicht allzu lange und stark brennen würde und bei winterlichen Besuchen nothwendig nachgeheizt werden müßte; doch würde das Zimmer immer trocken und eine gelinde Temperatur darin erhalten werden, die die Besuche gleich hinein zu führen erlaubte.

Aus der Küche führt eine Wendelstiege und Fallthür in den oberen Stock, meine eigentliche Dachshöhle (oder Schwalbennest), Alles mit Zierlichkeit gemacht, die Stiege hübsch gewunden, die Fallthür wie Getäfel geschnitzelt und

sich in die Wand fugend, sodaß sie bei Tage nicht bemerkt, sondern für eine Verzierung gehalten wird. Nachts, wenn sie geschlossen ist, paßt sie (mit der anderen Seite) sehr genau in den Fußboden, und macht die kleine obere Entrée zu einem artigen Zimmerchen, wo im Hintergrunde hinter anständigem weißem Vorhange das Kammerjungfernbett verborgen sein, und diese auch in Sommertagen ihre Nätherei am Fenster beschicken kann. Hieran stößt dann mein eigentliches Quartier, ein heizbares Wohnzimmer, etwa um ein Drittel größer als Ihr Cabinetchen, und ein Schlafzimmerchen, grade groß genug für das Nöthige, Bett, Waschtisch, Schrank, und noch einigen Raum zu freier Bewegung. Sagen Sie selbst, Elise, was bedarf ich mehr? Auch fällt mir eben ein, daß ich statt des Eisenofens im Wohnzimmer ja einen Kachelofen kann mauern lassen, der das Kammerjungfernzimmer mitheizt, so daß ich diese zu keiner Zeit um mich zu haben brauche.

Der Keller geht unters ganze Haus her und ist sehr gut, so wie der Bodenraum unterm Dache überflüssig geräumig, und es ließ sich dort leicht ein Verschlag herrichten, wo ich, der Sicherheit wegen, meinen Winzer könnte schlafen lassen, einen Mann, der sonst in der Stadt wohnt, und außer der Besorgung der Reben für ein Gewisses nicht in meinem Dienste steht, aber dann gern für eine Kleinigkeit zu Bestellungen und sonstiger Aushülfe bereit sein würde. Einen Brunnen habe ich nicht, aber ein Bleichplätzchen, und nicht hundert Schritte vom Hause eine Quelle, die Winter und Sommer fließt. Kurz, ich sage Ihnen, es ist allerliebst. Laßberg sagt: „Je mehr man es untersucht, je besser wird es." Dach, Gemäuer, Fußböden, Thüren, Alles im besten Stande, von den Fensterläden nur zwei etwas schadhaft, aber in den Fenstern selbst vieles zu repariren, und dieses die einzige etwas bedeutende Ausgabe. Lieb Lies, ich habe Sie gewiß ermüdet mit meiner neuen Freude, wo Sie Sich doch nicht recht hinein denken können. Zu etwas Anderem.

Mein baumlanger Neffe Carl (Jennys Stiefsohn)[1] ist seit sechs Wochen hier, sein Regiment steht in Prag, und nächsten Montag muß er uns wieder verlassen. Er ist Hauptmann, noch um ein Jahr älter als ich, und der wahre Typus eines österreichischen Offiziers, nennt Mama ganz fromm Grosmutter und mich Tante, die gutmüthigste Seele von der Welt, schenkt für sein Leben gern, besonders den Stiefschwesterchen, in die er ganz wie verliebt ist. Übrigens kann man ihn nicht grade einen Ueberflieger nennen, und seine Kenntnisse und Liebhabereien sind nur rein militärisch, kurz, in der Art habe ich gar keine Ressource an ihm, sehe ihn auch nicht anders wie bei Tische. Dennoch sehn wir ihn alle gleich ungern abreisen, da er der beste Stiefverwandte ist, den der Himmel uns hätte geben können, und weit entfernt, diese späte und unerwartete Verminderung seines Vermögens zu bedauern, den letzten Rock ausziehn würde, um Jenny und den Kindern zu helfen, wenns Noth thät. Wir haben am 4ten November seinen Namenstag gefeiert, nach unsern besten Kräften, Laßberg und Jenny mit sehr schönen Geschenken, wir andern mit kleinen aber gutgemeinten. Auch die Kinder brachten ein Trinkglas und eine

[1] Ein Sohn aus Laßbergs erster Ehe.

Mundtasse, trugen Kränzchen und sagten ein paar Verse her. Das freute ihn am allermeisten, er war feuerroth, dem Weinen nahe, und sagte: „Gott segne die klein Mädele, daß sie den alte Bruder so lieb habent."

D. 22ten. Dieser Brief wird steinalt und schwerlich lange vor dem jüngsten Tage ankommen. Wir haben einen Besuch, dem jeder sein Schärflein an Zeit und Unterhaltung bringen muß, den Prinzen Ernst von Hessen-Barchfeld[1]), Laßbergen befreundet, und für einen Prinzen ungenannt genug, aber doch mehr als andre. Er ist ein großer starker Mann, zwischen 40 und 50, äußerst gutmüthig von Physiognomie und Benehmen, hat nur Ein Bein, das andre hat er als russischer General-Feldmarschall verloren, darauf seinen Abschied genommen und leidet noch immer sehr an dem Stumpfe. Die Bekanntschaft mit Laßberg hat sich vor einigen Jahren in Überlingen gemacht, und in den folgenden Bade-Saisons befestigt. Die Berührungspunkte Beider sind mir nicht klar, da der Prinz kein Alterthümler zu sein scheint. Mich dünkt, es ist reines gegenseitiges persönliches Wohlgefallen. Wie lange er bleiben wird ist ungewiß, da er Carls Rückkunft abwarten will, der grade einen Ausflug in die Schweiz macht. Mama ist ein Bischen unglücklich darüber.

Liebste Elise, ich schließe hier einen Brief Settchens[2]) an ihr Fräulein bei, den ich Sie nach dem Stapelschen Hof zu besorgen bitte, der ganz nah am Cathagen liegt, in der kleinen Mauergasse, die von dort auf die Kuhstraße führt. Auch läßt meine Mama Sie, nebst 1000 herzlichen Grüßen, ersuchen, doch beim Schneider Ahlers (auf der Salzstraße) sagen zu lassen, daß uns sehr nach Briefen von Hülshoff verlangte, und daß sie dies doch dorthin bestellen möchten. Und nun adieu, mein altes liebes Herz, Grüße an allen Lieben, Schlüters, Jungmann, Nanny, Luischen, Ihren Herrn Gemahl ja nicht zu vergessen. Den beiden Erstgenannten schreibe ich ganz gewiß, sobald ich nur erst durch die Abschrift meiner Gedichte bin, die sich, Gottlob, sehr dem Ende nähert. Ich bin in Gedanken täglich unter Euch, und Sie, mein Lies, müssen die dritte Stunde nicht vergessen[3]), da ich sie so treu inne halte. Wenns Wetter zu arg wird, will ich mich wenigstens ans Fenster stellen, das auf den See geht. Adieu, adieu. Ihre treue Nette.

[Am Rande der 3. und 2. Seite:] Liebste Elise, siegeln Sie doch Settchens Brief, ehe Sie ihn zum Stapelschen Hofe schicken; vergessen Sie es ja nicht, er wird sonst vom Ersten Besten geöffnet, und das arme Ding hat nachher tausend Verdruß. Sie dankt unterthänigst für Ihren freundlichen Gruß, und hat sich sehr darüber gefreut.

[Am Rande der 1. Seite:] Jetzt fällts mir ein, Sie waren ja doch im Frieden, wir haben dort saure Milch zusammen gegessen, und die Ähnlichkeit der Gundel mit den Ledebuers ausgefunden, also haben Sie meine berühmte Domaine auch liegen gesehn, falls Sie die Augen nicht vor der Pracht niedergeschlagen haben, ungefähr auf halbem Wege, links, ganz hoch.

[1]) Ernst von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, Sohn des Landgrafen Adolf.

[2]) Lisette Kappelhoff, die getreue Kammerzofe der Frau v. Droste und Annettens.

[3]) Annette pflegte mit ihren Bekannten gewisse Stunden des Tages zu verabreden, an denen man dann zu gleicher Zeit aneinander dachte.

XIV.

Meersburg, 2. Januar [18]44.

Viel Glück zum neuen Jahre! mein altes Lies. — Das vergangene ist nicht eben zu loben, Ihnen hat es viele äußere und innere Stürme gebracht, mir eine lange Krankheit und doch auch manche Erschütterung, und so stehts mit fast Allen, die uns nahe sind. Möge das begonnene friedlicher seyn! Und um ihm den möglichst vorteilhaftesten Anstoß zu geben, fange ich es mit einem Briefe an diejenige an, von deren Liebe ich seine besten und innigsten Momente erwarte. Nicht wahr, meine Lies? Treu bey Sonnenschein und Schnee, in guten und bösen Tagen? In Leiden eins auf den Andern gestützt, die Freuden doppelt genossen, und wenns uns beiden schlecht gehn sollte, doch wenigstens noch einander gehabt. So wär es doch ein Wunder, wenn zwey so zähe Planken wie wir sich nicht leidlich über dem Wasser halten sollten! Wüßten die Egoisten, welcher große Frieden in der Treue liegt, sie bekehrten sich Alle dazu. Treue kann ja nie schaden, selbst die verrathene nicht, denn sie giebt ein gutes Gewissen, und somit das Beste, was eine Zeit bringen kann. — Wir leben hier so ruhig voran, ohne sonderliche Abwechslung. Ich sitze wie eine Maus im Loche in meinem Thurme, und knuspere eine Nuß nach der andern aus Laßbergs Bibliothek, zuweilen mit recht saurer Schale, und auch der Kern erinnert mich oft an unsrer lieben Vorfahren rohe Eicheln, aber was thut man nicht der Ehre wegen! Droben gehts derweil bunt zu, die gelehrten Besuche treten sich fast einander die Schuhe aus, wovon ich mir denn nachher bey Tische erzählen lasse, und bis jetzt noch keinen Namen gehört habe, der es mir leid machte, daß ich nicht zur Hand war. Lauter Professoren X. Y. und Z. — Mir fehlt hier gar nichts wie Sie, aber Sie fehlen mir arg, und ich kann kaum ein Dampfboot aus meinem Fenster heranbrausen sehn, ohne in Gedanken nach meiner Lorgnette zu greifen, ob Sie vielleicht auf dem Verdecke stehn. Das alte Lied hat wohl Recht: „O, glaubt es mir, die Liebe, sie macht die Menschen dumm!" — oder zerstreut vielmehr, lößt die Seele vom Leibe, und macht zweyhundert Stunde[n] zu einem Katzensprung. — Wir haben jetzt Schnee, ich folglich Anlage zum Rheumatismus, und habe seit vierzehn Tagen meine lieben Gänge am Strande aufgeben müssen, aber der See liegt unter meinem Fenster, und jeden Nachmittag sind Sie meine fata morgana. — Altes Lies? Gott segne und erhalte Sie! Aber was treiben Sie? Sind Sie hübsch fleißig? Ist Ihnen Freiligraths Lob nicht ein mächtiger Sporn? Mag er immerhin etwas einseitig seyn, und, da die Glanzseite seines Talents durchaus mehr kräftig darstellend als grübelnd ist, seine Gedichte folglich mehr begeisternd als zum Nachdenken anregend wirken, diese nicht zu so wiederholten Lesen reizen als andre, aus denen man immer neue Feinheiten picken kann, so bleibt er doch ein gewaltiges, stürmendes Talent und alle überragendes Genie, und sein Urtheil über einen Totaleindruck ohne Frage competenter, als das aller Derer, die jetzt über ihn her sind. Sie vor allen können sich dieses Erfolgs freuen, da Ihre Schreibart so gänzlich von der seinigen abweicht (in so fern man überhaupt Ähnlichkeit zwischen gebundnern und ungebundnern Styl zu-

gibt), daß hier von keiner Parteilichkeit für den eignen Blutstropfen die Rede seyn kann. Nur Muth gefaßt, mein Liebchen! Sie sind nicht die Erste und werden nicht die Letzte seyn, der die Dornenkrone zum Lorbeerkranz wird, und wenns nicht Anders seyn kann, bleibt dies doch immer eine Art von Ersatz, der nur Wenigen geboten wird. — Ihre Recension habe ich gelesen und ganz und gar nicht schlecht gefunden, vielmehr sehr richtig gedacht und sehr gut gesagt, was wollen Sie mehr? Und was kann Brockhaus mehr wollen? — Was Sie mir über Ihren Plan mit dem Leipziger (Tante Ittchens Nachlaß betreffend)[1] schreiben, dünkt mich, sey mit beyden Händen festzuhalten, und der kleine Jesuitenmantel ganz erlaubt, da selbst die fertigen Geschichten des guten seligen Engels immer so kurz waren, daß ein Anfang kaum zu merken seyn muß, und in der Ausführung zerrinnen wird, wie ein Tropfen im Rhein. So erhält der Verleger ja was er wünscht, Arbeiten von Ihrer Hand, und wenn Sie Ruhm und Gewinn einer lieben Verklärten opfern, so sehe ich für ihn weiter keinen Schaden dabey. Soll ich denn noch mithelfen? Ich thue es recht gern, wenn Ihnen die Arbeit zu viel wird, und Sie dürfen mir nur das Nöthige schicken. Ich habe doch jetzt grade die Abschrift meiner Gedichte[2] fertig, und wollte mich eben über das „bey uns zu Lande" hermachen, — aber das kann warten. Vorgestern am Silvestertage, habe ich die letzte Zeile geschrieben, und bis Mitternacht gearbeitet, weil es mir ominös schien, nicht mit dem Jahre zugleich abzuschließen. Ich hatte eben mein Dintenfaß zu gemacht, und kleidete mich aus, als die Glocke schlug, und, unter lautem Hurrah, eine Gewehrsalve die neue Zeit ein- und mein Manuskript todt- oder ihm Victoria schoß. Was von Beyden? — Ich sehe dem Erfolg so ruhig entgegen, wie dies ohne Affectation möglich ist, und befinde mich „den Umständen nach ganz wohl". Gestern verging unter Kirchengehn, Besuchen, Neujahr-Abgewinnen, kurz dem ganzen Einzugstrouble der neuen Epoche, und heute läuft wieder Alles im alten Gleise, nur daß ich statt Gedichte Briefe schreibe, und Laßberg statt seiner geliebten Pergamente mein Manuscript ließt, und, da der heutige Styl ihm ganz fremd geblieben ist, den Kopf öfter schüttelt als mir lieb ist. Ich fürchte nicht sein Misfallen, aber seinen Rath; manche Leute empfinden einen, mit einiger Überwindung gegebenen und dann vernachlässigten, Rath fast so schlimm als eine Ohrfeige, und ich fürchte Laßberg gehört zu diesen. Im ganzen hat er mich heute belobt, aber schon einige Abänderungen vorgeschlagen, die sehr sehr nach der alten Schule schmecken, und mir nebenbey Gellert als den vollkommensten deutschen Stylisten empfohlen. Sie sehn, wo das hinaus will! Es würde mir überaus leid seyn, den ritterlichen alten Herrn zu kränken, aber in ganz veraltete Formen kann ich mich doch unmöglich zurück schrauben lassen, und sehe somit dem Ende der Lecktüre, wo, wie er sagt, wir „das

[1] Elise wollte einige Manuskripte aus ihrer Tante Henriette Nachlaß in Überarbeitung herausgeben.

[2] Mit großem Fleiß hatte Annette auf Schückings fortwährendes Antreiben am 31. Dezember 1843 das Manuskript ihrer „Gedichte" fertig gestellt, von denen im folgenden viel die Rede ist.

Ganze gemeinschaftlich durchnehmen wollen" mit großem Unbehagen entgegen. — Sie sehen, lieb Lies, Anno 44 fängt bey mir mit einem Paar Stirnrunzeln an, — entweder Verdruß im Hause, oder die Kritiker auf dem Nacken. Gott helfe mir durch Scilla und Charibdis! — An Schücking habe ich vor starken vierzehn Tagen geschrieben [1]), auf eine freundliche Weise seine Mitwirkung bey der Herausgabe abgelehnt, da Laßberg selbst meinetwegen mit Cotta unterhandeln will ... Gleich nachher kam Ihr letzter Brief, und veranlaßte mich, dem eben abgegangenen einen zweyten Courier nachzuschicken. Schückings Antwort war schon am fünften Tage da, und hat mich wahrhaft gerührt und seinetwegen gefreut, so durchaus einfach, voll der tiefsten wahrsten Angst war sie. Er sagt mir, daß er unter demselben Datum an seine Tante Padberg geschrieben habe, und sie mit seinen Maasregeln Paulinens [2]) Auffindung beauftragt habe. Sie wissen wahrscheinlich also jetzt mehr wie ich; bitte, theilen Sie es mir mit, die Sache geht mir doch sehr zu Herzen, wenn ich an meine arme Catharine [3]) denke, die mit so schwerem Herzen wegen der Kinder aus der Welt gegangen ist. Pauline mag seyn wie sie will, mir bleibt sie immer ihr Nachlaß. —

5ten. So eben erhalte ich einen Brief von Augsburg, Alles ist ja glücklich gelöst, und Pauline ohne unser Zuthun versorgt! Gottlob! Gottlob! ... Sch[ücking] übersendet mir zugleich ein Geschenk von Cotta, ein Prachtexemplar des Nibelungenliedes, in folio, mit Randzeichnungen, nebst einem sehr artigen, fast demüthigen Briefe, wie ich mir ihn aus Cottas Feder nicht für möglich gedacht habe. — Ich will ihn Ihnen abschreiben, halb aus Prahlerey (denn ich bin nicht ein Zehntel so bescheiden als Sie), halb um Ihr Urtheil einzuholen, ob Sie meinen, daß ich hierauf wohl geradezu mit meinen gesammelten Gedichten und der etwas hohen Forderung auf Cotta losrücken kann. Sie haben weit mehr Schriftstellerroutine als ich, und wissen besser in wie fern Verlegerlob auf pecuniäre Beziehungen nachzuwirken pflegt, oder nicht. Ich bin zweifelhaft, ob ich sie mir immer mit dem Honigtopfe in der Hand als halbe Bezahlung, oder vielmehr sehr abgemessen denken soll, um ihren Clienten den Kamm nicht zu schwellen. Hier ist der Brief: „Ew. Hochwohlg. haben uns früher zuweilen mit Beyträgen beehrt, für welche wir Ihnen zum größten Danke verpflichtet sind. Die Erzählung „die Judenbuche" hat in ihrer Eigenthümlichkeit auf die Besten unserer Leser den größten Eindruck gemacht, und die Gedichte „Der Knabe im Moor, die Taxuswand, am Thurme, u. s. w." werden von den Kennern und Freunden der Poesie sehr hoch gestellt. Aber seit längerer Zeit haben wir uns keiner Mittheilung von Ihrer Hand mehr zu erfreuen. Der Umstand, daß die früheren Beyträge soviel wir uns erinnern, sämtlich in die Zeit des Aufenthalts des H. Levin Schücking auf Schloß Meersburg fallen, und uns durch denselben zugekommen sind, läßt

[1]) Annettens Brief vom 14. Dezember 1843 an Schücking.
[2]) Pauline Schücking, deren Unterbringung fortwährende Sorge bereitete.
[3]) Catharina, geborene Busch, die Mutter von Levin und Pauline Schücking.

uns vermuthen, daß wir Ihre Mitwirkung nur der Fürsprache dieses Freundes verdankt hatten. Wir erinnern uns wenigstens keiner Handlung, nicht mahl einer Unterlassungssünde, die Sie hätte veranlassen können, unsern Blättern eine Theilnahme zu entziehn, die wir seit einiger Zeit so sehr vermissen. Wir haben uns H. L. Schücking dringend gebethen, seinen Einfluß auch in der Entfernung zu unsern Gunsten geltend zu machen. Wir haben auch nicht unterlassen wollen, Ew. Hochw. selbst das Morgenblatt in freundliche Erinnerung zu bringen. In der angenehmen Hoffnung, den Wunsch, den wir in diesen Zeilen ausgesprochen, in baldige Erfüllung gehn zu sehn, sind wir, mit ausgezeichneter Verehrung, Ew. Hochw. ergebenste Redaction des Morgenblattes." — (Nachschrift von Cottas eigner Hand „Die Unterzeichnete beehrt sich für Ihre Bibliothek anliegend ein Nibelungenlied beyzuschließen, und um freundliche Aufnahme zu bitten. J G Cottaische Buchhandlung. Stuttgart 25. X. 43.") Dies ist der Brief, aber bitte, Liebchen, sagen Sie Niemandem davon, es sieht gar zu erbärmlich lächerlich aus, daß ich ihn ganz abgeschrieben habe. Er ist nur für Sie, damit sie mir sagen können, wenn ich allenfalls auf dem Wege bin, einen Floh für einen Elephanten zu halten. Auf Schücking kann ich mich nicht verlassen, dessen sanguinische Phantasie in solchen Fällen ist Ihnen bekannt, und zudem kömmt ihm sein Brodherr jetzt als der erste Mann der Welt vor, und dessen herablassende Generosität als etwa so Wunderbares (wie er meint, in dessen Leben noch nie Vorgekommenes), daß er reinweg den Kopf darüber verloren hat, und nicht weiß, wie große spanische Schlösser (wenigstens ein Escurial!) er darauf bauen soll. Jedenfalls werde ich jetzt noch einige Gedichte fürs Morgenblatt einsenden, da Sch. dringend wünscht, sich Cotta dadurch angenehm zu machen, was wirklich auch wohl in diesem Augenblicke sehr passend seyn möchte, da Cotta noch immer mit dem Abschluß zögert, — Alles nur noch zur Probe, was mir fast bedenklich vorkömmt. Es wär eine schreckliche Geschichte, wenn er ihn nach einem halben Jahre wie einen Taglöhner abbezahlte und vor die Thür setzte! Und so bin ich durchaus nicht gegen Sch.—s enges Verhältniß zu Kolb [1]), von dem doch gewiß sehr vieles abhängt; die Zeiten des edlen Trotzes sind vorbey, sobald man Familie hat. — Jetzt noch zu einigen Stellen ihrer Briefe: Was kommen Sie mir denn mit meiner steinalten, seit 25 Jahre begrabenen, Koketterie? Ich habe ihnen ja schon früher erzählt, wie wir sämmtlichen Cousinen Haxthausischer branche durch die bittere Noth gezwungen wurden, uns um den Beyfall der Löwen zu bemühn, die die Oncles von Zeit zu Zeit mitbrachten, um ihr Urtheil zu reguliren, wo wir dann nachher einen Himmel oder eine Hölle im Hause hatten, nachdem diese uns hoch oder niedrig gestellt. Glauben sie mir, wir waren arme Thiere, die ums liebe Leben kämpften, und namentlich Wilhelm Grimm hat mir durch sein Misfallen jahrelang den bittersten Hohn und jede Art von Zurücksetzung bereitet, so daß ich mir tausendmal den Tod gewünscht habe. Ich war damals sehr jung, sehr trotzig,

[1]) Kolb war der bedeutende und einflußreiche Chefredakteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung".

und sehr unglücklich, und that, was ich konnte, um mich durchzuschlagen. Das sind (den nächsten Zeitpunkt angenommen) 25 Jahre hin, und Sie, mein Liebchen, sollten diejenige nicht seyn, die den Paulus den Saulus vorwirft. Sie sind ja mit uns gereist, und haben leider Selbst gesehn, welchen Einfluß noch jetzt dergleichen Äußerlichkeiten auf eine sonst so vortreffliche und verehrte Person haben, und wie ich in Nichts zusammen geschrumpft bin, als wir uns Meersburg näherten; leider gelten ihr literarische Erfolge gar nichts, aber das Urtheil und die Ehrenbezeugungen der nächsten Umgebung haben sie ganz in ihrer Gewalt[1]). — Bitte verbrennen Sie diesen Brief; ich möchte um Alles nicht, daß diese letzten Worte in der Welt blieben. — Daß ich aber jetzt noch kokett seyn sollte, ist einer von den Gedanken, wo man nicht weiß, ob man darüber lachen oder weinen soll. Aber ich habe mein Äußeres so gänzlich verkommen lassen, daß ich mich, so wie ich gewöhnlich bin, gar nicht kann sehn lassen, und mit der ungewohnten Kleidung ziehn bey mir gleich einige Reminiscencen von feinerem Benehmen und Gesellschaftston ein, so daß ich selbst merke, wie ich im blauen Kleide gleich eine ganz andre Person bin wie im dicken schwarzen Rocke. Der „Hexe und Kokette" wegen, bin ich mir doch selbst schuldig, Ihnen einige Erläuterungen zu geben[2]); ich habe dergleichen nie gesagt, aber immer des Reims wegen, bey einem dummen Spaße meinem Bruder in den Mund gelegt. Ich war damals etwa 17 Jahr, und passionirt darauf, in Knittelversen zu improvisiren, je dummer je besser. So forderte einmal, als ich mit meinen Eltern und Geschwistern ganz allein war, und einige am vorigen Tage in unsrer gewöhnlichen Gesellschaft vorgekommenen komischen Vorfälle besprochen wurden, meine Mutter mich auf, dies in Reime zu bringen. Ich stellte mich gleich vor sie hin, — und erregte durch meinen besonders geglückten Vortrag eine solche Lustigkeit, daß ich inne halten, Jenny Schreibzeug holen, und ich ihr in die Feder diktiren mußte. Es wurde, wie Sie denken können, miserabel, amusirte aber, da es lauter bekannte Gegenstände betraf, doch Alle sehr. Ein gewisser langer Amelunxen (Clementinens Bruder und Jennys seufzender Courmacher) glaubte mir sehr zu schmeicheln, wenn er mich „kleine Nette" nannte, was mich immer spinnengiftig machte, weshalb die Andern ihn immer dazu reizten. Dies brachte ich auch an. Die Stelle heißt: „Amelunxen (süßlich) „kleine Nette!" Nette. „Dummer Junge." Werner (lachend). „Schweig, und mäßge deine Zunge, Zwar du kannst ihr Manches sagen, Aber dies darfst du nicht wagen, Nenn sie Hexe und Kokette, Aber nur

[1]) Hiermit ist wahrscheinlich Laßberg gemeint. Annette ist selbst erschrocken über die Kühnheit ihrer Worte gegen Laßberg, daher die sonderbare nun folgende Stelle.

[2]) Die folgenden Zeilen bestätigen die unbestimmten Angaben in Hüffer-Cardauns Droste-Biographie (S. 33) und erzählen die Entstehungsgeschichte einer Jugend-Gelegenheitsdichtung Annettens, von der ein etwa 200 Zeilen umfassendes Fragment erhalten ist. — Die von Annette auf sich selbst gedichteten Worte von der „Hexe und Kokette" hatte Elise von Hanne Hassenpflug gehört, und Elise hatte nun bei Annetten wahrscheinlich angefragt, was es für eine Bewandtnis mit dieser Redensart habe. Die Dichterin gibt daher die folgende ergötzliche Erklärung.

nicht kleine Nette." — (Zweifeln Sie daran, daß, unter diesen Umständen, mich etwas Anderes wie der Reim verleitet hat?) Des Lachens war kein Ende, Jenny mußte den Wisch „Szenen aus Hülshoff" überschreiben, und er sollte, der vielen Angegriffenen wegen, sehr geheim gehalten werden. Mama hatte aber so große Freude daran, daß sie ihn Einer ihrer Schwestern lieh, aus deren Händen wir ihn nie zurück bekommen, und bald ganz vergessen haben. So muß auch Hanne H. mal ihre Nase hinein gesteckt haben. Das ist das Kurze und Lange von der Sache, und nun zu etwas Anderm. — Die Fürstin Salm war kürzlich hier. Sie ist wirklich eine höchst liebenswürdige Frau, so sanft, bescheiden, und voll feinen Sinnes und Begeisterung für alles Schöne. Ihr Äußeres ist nicht hübsch, aber höchst angenehm, fast ganz wie die Cherouit[1]). Sie ahnden wohl schon, daß sie wieder Eine von Ihren unvortheilhaften Ähnlichkeiten ist, aber trösten Sie Sich, Sie sehen unendlich besser aus und sind auch mindestens um zehn Jahre jünger; doch macht diese Ähnlichkeit sie mir so anziehend, daß sie die einzige Frau hier umher ist, der ich mich wirklich gern anschließen möchte. Ihr wär es auch schon recht, und sie hat mich aufs Freundlichste zu näherem Verkehr eingeladen, aber es kann nicht seyn, Laßberg findet die Kinder zu unartig, als daß er ihren Umgang mit den Seinigen zugeben sollte. Zudem ermüdet ihn die Unterhaltung des Fürsten allemahl tödtlich, und so muß ich zurückhaltend seyn wie die Übrigen, um keine Veranlassung zu größerer Annäherung zu geben, habe deshalb auch die Revisite nicht mitgemacht, wo der gutmüthige Fürst sich kindisch gefreut, in Mama eine münsterische Bekannte wieder zu sehn, und mit gutmüthiger Prahlerey erzählt hat, wie es ihm gelungen, einer Dame aus Münster, und noch obendrein unserer Bekannten, auf dem Dampfboote einige Dienste zu leisten, wobey er denn auch Ihre Persönlichkeit gar sehr herausgestrichen hat. Ich wollte, ich könnte Laßbergs Abneigung beschwichtigen; die arme Frau ist so gar einsam! Über ihren Träumereyen brütend wie Salomo's „Turteltaube in der Wildniß!" Aber es wird nicht gehn. — Von Sonnenberg[2]) kann ich Ihnen wenig sagen, — es sind 23 Jahre hin, als ich ihn in Driburg oberflächlich kennen lernte (Anno 20). Ich war damals sehr leidend, dazu von Verwandten und Freunden aus der Nachbarschaft umgeben, und würde gar nicht mit ihm in Berührung gekommen seyn, wenn er sich mir nicht mit dem ganzen Jubel einer münsterischen Seele „in der wilden Fremde" angeschlossen hätte. Er war so eben als Hofmeister zu Sierstorpfs gekommen, ein blutjunges ungeschlachtes Bürschchen von 19—20 Jahren, nicht blöde, aber grenzenlos naiv, wollte bey einer dramatisirten Charade, wo er Abrahams Widder machen sollte, durchaus als Hörner ein paar ausgestopfte Hosen auf den Kopf setzen, und war nur mit Mühe zu Hemdärmeln herabzustimmen, blieb aber den ganzen Tag wie toll,

[1]) Madame Chérouit war die Gattin des Hofmeisters der Prinzen Hatzfeld und später der Söhne des Prinzen Friedrich von Preußen. Das Ehepaar Chérouit wohnte damals in Münster und verkehrte im Kreise Elise Rüdigers.

[2]) Sonnenberg war der Hauslehrer der Kinder des Grafen Sierstorpf, in dessen Besitz damals das Bad Driburg war.

und rief jedem der ihm begegnete zu: „Ich bin der Hammel! ich bin der Hammel!" Sie können denken, daß man viel über ihn lachte, obgleich ihn Niemand für dumm hielt, vielmehr war er beliebt als unschuldiges und im Grunde schlaues Naturkind, nur zweifelte man sehr an seiner Fähigkeit zur nöthigen Repraesentation, in einer Familie, von der jedes Mitglied jährlich eine Badesaison lang stark repraesentiren mußte.

Ich hatte ihn anfangs ganz gern, dann aber wurde er mir leid durch unsre Kammerjungfer, die behauptete, als sie an seyner Stube vorbeygegangen, sey er herausgesprungen, und habe sie mit Gewalt beym Arme ins Zimmer ziehen wollen, was mir damals als ein gräulicher Beweis galt, jetzt aber, möglicher Weise, nur ein Knabenstreich scheint, um das Mädchen zu erschrecken, denn er steckte voll Muthwillen und Kinderey. – Das ist Alles, was ich von ihm weiß, und ich schreibe es nur zum Spaß, um Sie, durch den wahrscheinlich sehr grellen Contrast mit seiner heutigen Erscheinung, einen Augenblick zu amüsiren. Erzählen Sie es aber, bitte, doch Niemandem, selbst Nanny'n und Luischen nicht. Ich bin fast so schlimm als Hanne H., daß ich nach 23 Jahren die Hosen- und Hammelgeschichte wieder aufgrabe, die obendrein fast anstößig ist. — Mein liebes Rebhäuschen habe ich lange nicht besucht, es ist jetzt zu kalt und öde dort in den leeren Mauern, und ich habe auch noch keine rechte feste Freude daran, bis der Verkauf von der Regierung bestätigt ist, was, wie ich höre, zwar unfehlbar, aber erst im Februar geschehn wird. — Zu Gutzkows Vertheidigung spricht keine besondere Stimme in mir. Seinen „Werner"[1]) kenne ich nicht, sondern habe nur ein Paar hübsche, aber etwas blasirte Sachen von ihm gelesen, dann mich geärgert, daß er auf so scheinbar offen und doch heimlich schlaue Weise Sch[ücking] den halbbanquerouten Telegraphen aufhocken[2]), und so seine eigene Pfote aus der Schlinge ziehn wollte, und dann mich vor seinem höchst fatalen Portrait im Modejournal gegraut. Das Alles kann gewiß noch kein Urtheil veranlassen, aber doch ein Vorurtheil, und so hat mich Sch.—s Beschreibung nicht überrascht. — Die Dombausteine[3]) habe ich jetzt gelesen, — sie sind nicht viel werth, viel Geschrey und wenig Wolle, und mehr unbedeutende Namen darin als Celebritaeten. Ich hatte mir gedacht, der Namhafte würde es für eine Hundeschande halten, nichts beyzusteuern, und nur kleine Leute, wie ich, dürften sich dies erlauben. — Brauns Gedichte gehören mit zu den Besten, die der Hahn-Hahn sind schlecht genug als Poesie betrachtet, sonst freilich gescheut, wie Alles was sie sagt, außer dem Einen, wo sie sich ihrer eignen glänzenden poetischen Ader freut, das ist gräulich nebenher geschossen. Ist's nicht sonderbar, daß diese Art Täuschung so allgemein und fast unerläßlich ist? Ich

[1]) Gutzkows Schauspiel „Werner, oder Herz und Welt".

[2]) Gutzkow hatte im Jahre 1840 Schücking angeboten, die Redaktion seiner Zeitschrift „Der Telegraph" zu übernehmen.

[3]) Die „Dombausteine" 1843, herausgegeben von Lewald, waren ein Sammelwerk mit essayistischen und belletristischen Beiträgen rheinischer Autoren zur Unterstützung des Kölner Dombaues. Sie enthalten den ersten vollständigen Abdruck von Schückings Roman „Das Stiftsfräulein" (später betitelt „Eine dunkle Tat"), an dem Annette selbst mitgearbeitet hatte.

glaube, Jeder schlägt am Höchsten an, was ihm am schwersten geworden ist, und wo er sich selbst durch einige unerwartete, und ihm deshalb originell scheinende, Erfolge überrascht hat; und doch ist nur ein schlechter Schwimmer so wunderbar erfreut, wenn er glücklich an's Land kömmt. — Lieb Herz, das Papier geht zu Ende, und ich darf kein neues Blatt anlegen, weil ich durchaus in diesen Tagen eine ganze Legion Briefe abmachen muß, die schon vor Monaten hätten sollen geschrieben seyn. — Sagen Sie mir doch, wie es Ihnen in Hülshoff gefallen hat? Nach Ihrem letzten Briefe wollten Sie ja am folgenden Tage hin? Wir haben von dort, außer einem ganz kurzen Geschäftsbriefe Werners, der auch ganz und gar nichts Anderes enthält, keine Nachrichten seitdem. — Laßberg, Jenny, Mama lassen Sie 1000 mahl aufs Herzlichste grüßen (die Tochter der Gothelinde[1]), wie Laßberg sagt) und Sie aufs Dringendste einladen, mit Ihrer lieben Tante doch hier einzukehren. — Die schöne Schweizerreise muß ich freylich, betrübten Herzens, aufgeben, die hat mein Weinberg eingesogen, aber wenn Ihre Rückreise nur Einen, höchstens zwey Tage vor der unsrigen einträte, so könnte ich allerdings wohl bis Stuttgart mit voraus reisen, obwohl Mama die Hegauer Berge so müde geworden ist, daß sie jetzt zuweilen von einer Rückreise über Basel spricht. Ich glaube aber nicht, daß es dazu kömmt, der Weg guckt sie auf der Karte gar zu fatal schlangenlienigt an. — NB. wissen Sie, daß Jenny Lenau kennt? Sie kam diesen Mittag ganz trocken damit zum Vorschein, und wußte überhaubt blutwenig von seinem litterarischen Treiben; er hat ihr aber sehr gefallen, Laßbergen dagegen wenig angesprochen, und Beydes aus demselben Grunde, weil er so gar ernst (fast düster) und zurückhaltend seyn, oder wenigstens aussehn soll, denn es hat sich das Mal (in Stuttgart) ein so großer Kreis von Litteraten zusammen gefunden (zum Diner, wenn ich nicht irre, beym Cotta), daß vom Verkehr der Einzelnen unter einander kaum hat Rede seyn können. — Nun adieu, mein liebstes, einziges Herz, schreiben Sie mir doch recht bald wieder. Ihnen wird das Schreiben ja so leicht, und mir, schon körperlich, so schwer, adieu, Gott segne mein Lies. Ihre treue Nette.

XV.

Meersburg, den 1. April 1844.

Denken Sie nicht, mein süßes altes Herz, daß ich aus Faulheit solange still gewesen bin, und jetzt nur schamgedrungen den letzten von Ihnen gesetzten Termin einhalte; es hat mir längst in den Fingern gebrannt, Ihnen zu schreiben, aber vorerst habe ich, den ganzen Februar hindurch, so arg an den Augen gelitten, daß ich sogar meine kleinen Bestellungsbillette nach Constanz Andern in die Feder diktiren mußte, (eine ziemlich große und theilweise haarfeine Ausschneiderey für die Emma Gaugreben[2]) ist Schuld daran, — sehr

[1]) Gothelinde ist im Nibelungenlied die Frau des Rüdiger; der Germanist Laßberg nannte deshalb Elisen oft „Frau Gothelinde" oder, da Elise noch ziemlich jung war, „Tochter der Gothelinde".

[2]) Emma v. Gaugreben, geborene v. Thurn, eine Freundin Annettens, lebte auf Schloß Berg. Sie ist das Urbild von Annettens Gedicht „Die junge Mutter".

hübsch geworden, hat mich aber vier Wochen Arbeit und meine halben Augen gekostet!) — Nun kam Ihr letzter Brief, und ich hätte gern auf der Stelle die Feder ergriffen, mußte aber erst über Einiges im Klaren seyn, was aber durchaus nicht klar werden wollte, und mich bis gestern Abend herumgefoppt hat. Es betrifft Ihren sehnlich erwarteten Besuch, mein Lies. Nebenbei wollte ich Ihnen auch gern das stündlich erwartete Resultat meiner Unterhandlungen mit Cotta mitteilen, doch dies war Nebensache, die genauere Verabredung über den Ersteren aber unerläßlich, und da ich jeden Morgen und Nachmittag die nöthigen Nachrichten mit dem Postboten erwartete, so werden Sie begreifen, und dürfen mir nicht zürnen, daß ein Tag nach dem andern endlich zu vier Wochen angeschwollen sind. O glückliche Rüschhauser Zeiten! Wo man siebenmal schreiben konnte „ich weiß nichts" und das achtemal „ich weiß etwas", statt daß man jetzt seine Nachrichten zusammen holen und packen muß wie Häringe! — Nun hören Sie: Schücking und Frau kommen zu uns, und zwar auf drey Wochen. — Sie kennen nun Laßbergen und seine Abneigung vor aller Unruhe und Getreibe zu gut, als daß ich weitläufiger zu erörtern brauchte, wie fatal und jeden Einzelnen beengend das Zusammentreffen beyder Besuche sein würde. Ich schrieb deshalb gleich an Schücking, daß er seinen Urlaub darnach einrichten oder, wenn dies nicht in seiner Macht stehe, den Anfang und die Dauer desselben mir genau angeben müßte, damit Sie und die Tante darnach ihre Abreise bestimmen könnten. Sie denken wohl, dies sey eine etwas epineuse Aufgabe gewesen? (für mich nämlich) Keineswegs — Schücking kennt Laßbergen, seine trotz aller Herzlichkeit förmliche Höflichkeit, und seine innerliche Beängstigung, wenn er Vielen genugthun soll, wo er sich jedem Einzelnen widmen möchte, zu gut. Mama und Jenny waren ganz meiner Meinung, ich schrieb in ihrem Namen mit, so machte sich die Sache so unanstößig und harmlos wie möglich. Ich drang auf Antwort mit umgehender Post, um auch Ihnen Zeit zu lassen, Ihre Einrichtungen zu treffen, zeigte zugleich Unruhe wegen meines Geschäfts mit Cotta[1]), da die Ostermesse herannahe, und weder Annoncen noch Probegedichte erschienen. Trotz aller dieser Reizmittel keine Antwort! (und Augsburg ist nur 35 Stunden von hier). Nach zehn Tagen schrieb ich wieder, viel dringender. — Alles stumm! Nach zehn Tagen nochmals, — und jetzt wirklich höchst beängstigt, da ich mir Sch[ücking] völlig mit Cotta zerfallen, vielleicht gar nicht mehr in Augsburg, sondern in irgend einem dunklen Winkel, am Hungertuche nagend und zu stolz mir dies zu schreiben, dachte. Jetzt kam wirklich Antwort mit umgehender Post (gestern Abend). Schücking und Frau sind verreist gewesen, nach München, waren erst vor einigen Stunden zurückgekehrt, und hatten mein Regiment Briefe nebeneinander aufmarschiert gefunden. Er schreibt allerley, — über seinen Besuch diese Worte: „Wir werden pünktlich am ersten May in Meersburg eintreffen, und ebenso pünktlich am 23. abreisen, und zwar nach Venedig, um dort Seebäder zu gebrauchen. Ihre Damen

[1]) Inzwischen hatte Schücking für Annette die Verhandlungen mit Cotta wegen ihrer Gedichte geführt.

müßten also vorher oder nachher kommen." Dann geht er weitläufig auf die Freude des Wiedersehns und andere Dinge über, ohne jenen Punkt weiter zu berühren. — Ich denke mir, mein lieb Herz, Sie kommen jetzt im Juny, denn auf diesen Monat ist unsre Abreise festgesetzt, ob Anfangs, Mitte oder Ende kann ich Ihnen leider freylich noch nicht sagen, doch weiß ich aus Erfahrung, daß der Abschied von Jenny sich immer auf den letzten Termin hinausschiebet. Wenn Sie also um die Mitte kämen, so wäre ich sicher, daß der Mama Pläne nicht durchkreuzt würden, falls sie doch Lust hätte, früher mobil zu werden als ich mir denke, und im entgegengesetzten Fall sind Sie ja hier im Schlosse gut aufgehoben, und so äußerst herzlich willkommen; und 10—14 Tage sind für Jemanden der, wie Ihre liebe Tante[1]), unsern herrlichen See noch gar nicht kennt, wahrlich nicht zu viel, um sich ein Bischen mit ihm zu befreunden. — Ach, mein Lies, ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich auf Ihr gutes Gesichtchen freue!

Es muß mich vielleicht für sehr peinliche Tage entschädigen, denn wenn die Sch[ücking], die ich mir noch immer à la Bornstedt denke, mir mißfällt, so stehe Gott mir einmal bey, weil ich sie ihrem Manne anloben und herzlich thun muß, und, wenn sie Laßbergen fatal und lästig werden sollte, dann mag er mir doppelt und dreyfach beystehn! Jetzt freut sich hier noch Alles auf den Mann, und hofft provisorisch von der Frau das Beste. Ich habe seit drey Monaten viele Briefe von Sch. erhalten, — oder von seiner Frau, wenn Sie wollen, denn sie schreibt immer die Hälfte davon, und diktirt noch einen Theil des Übrigen, wo es immer um die dritte Zeile heißt „meine Frau sagt" oder „meine Louise will, daß ich Ihnen schreibe et cet." Es ist auch offenbar, daß sie alle an ihn kommenden Briefe liest, wahrscheinlich sogar, auf seinen Wunsch, in seiner Abwesenheit erbricht; so richte ich denn die meinigen für Beyde ein, rede sogar abwechselnd Beyde an, um ihr nicht extra schreiben zu müssen. Indessen traue ich ihr nicht recht, ihre Worte gegen mich sind lauter Liebe, sogar Demuth, aber dennoch fühle ich etwas Gezwungenes und versteckt Piquirtes zuweilen heraus, namentlich wenn ich Etwas von Sch. nicht übermäßig gelobt habe. Neulich z. B. schrieb Sch. mir: „er werde sich fortan aufs Drama legen, und habe ein Trauerspiel ‚Günther von Schwarzburg' unter der Feder". Ich rieth ihm davon ab, da ich, nach den früheren Proben, sein Talent fürs Drama für weit weniger ausgemacht halte, als zur Poesie und erzählendem Style. Darauf schreibt sie ziemlich spitzig „Levins Günther ist fertig, und trotz Ihrer traurigen Prophezeihungen doch ein gutes Stück." — Und ein anderes Mal, was mich wirklich arg enttäuscht hat, zuerst eine ganze Seite voll Weihrauchqualm, „sie sey ganz berauscht von Entzücken! — so habe noch Niemand geschrieben! — Ich sey bestimmt, der Stolz meines ganzen Geschlechts zu werden! et cet." Und nun auf der andern Seite, von Levins Hand, eine Menge Stellen meiner Gedichte, die ihm schon früher bekannt und sehr lieb waren, und die er nun mit einer Ängstlichkeit verändert wünscht, daß man sieht, wie sie ihm Jemand

[1]) Fräulein Minna v. Ochs, die Schwester von Elisens Mutter.

fatal und lächerlich gemacht hat, und dann als Nachsatz: „Mein Louischen kömmt eben herein, und will sich wohl todt lachen, daß ich Sie noch erst um Erlaubniß frage, sie meint, „Alles das, was ich abgeändert wünsche, seyen ja lauter Unmöglichkeiten, und ich hätte, zu Ihrem eigenen Besten, frisch drauf los corrigiren sollen, ohne Sie lange zu fragen, — sie wolle mir noch eine Menge anderer Unmöglichkeiten zeigen, et cet". Was sagen Sie dazu? Ist das nicht ächt Bornstedtisch? Ich habe Nichts hierauf geantwortet (d. h. auf den Nachsatz, fürchte aber das Stückchen lange nicht zu vergessen, nicht der Beleidigung halber, sondern weil ich besorge, einen tiefen unglücklichen Blick in ihren Charakter gethan zu haben. — Sch. liegt übrigens total zu ihren Füßen, man sieht, daß Jedermann (wie natürlich) sie ihm anlobt; er hält sie für die glänzendste, die begabteste, die schönste Frau Deutschlands, schwimmt in Glück, und thut nicht wenig dick damit, „daß sie so mit Bewunderern gesegnet sey, zu denen auch Kolb gehöre". Mich hat sie indessen noch nicht bey ihm zu Grunde richten können, — theils scheint wirklich eine ächte dankbare Anhänglichkeit in ihm festgewurzelt, und theils scheinen, so oft sie ihm einen Floh über „Unmöglichkeiten" ins Ohr setzt, wieder Andere da zu seyn, die ihn herausnehmen. Wenigstens wechselt seine Ängstlichkeit über mich häufig mit dem jubelndsten Triumphe ab, wo er von Nichts spricht, als von meinen in Süddeutschland bereits mit so wenigen Gedichten erlangten Ruhm und der Spannung des Publikums auf das Ganze, und mir für die Zukunft zu den exorbitantesten Forderungen räth. Das sind spanische Schlösser! Aber ich sehe doch daraus, daß sich noch andere Zungen hörbar machen als die doppelte seiner Louise. Ich wüßte übrigens nicht, wie ich, wenigstens für meine Gedichte, je mehr erwarten könnte, als ich bereits erhalte. Cotta giebt mir für die erste Auflage von 1500 Exemplaren hundert Louisd'or, und hat sich fast verbindlich gemacht (wenigstens ganz ungefordert die Aussicht gestellt), für jede neue Auflage das Doppelte zu geben — also 1000 Thaler, mehr kann ich doch unmöglich erwarten! — Jetzt bitte ich Sie aber dringend um zwey Dinge, mein Lies, vorerst kein Wort von dem, was ich über die Frau Sch. geäußert, verlauten lassen, — gegen Niemand — auch gegen Tante und Mutter nicht. Ich kann mich ja in ihrem Charakter irren und nachher jedes Wort bitter bereuen, dann giebts überall Röhren, die zu ihrem Ohre leiten, in Münster wie Cassel Bekannte oder Verwandte von ihm oder ihr, was mir gränzenlos fatal seyn würde, sowohl weil Schückings in den gegenwärtigen Verhältnissen mir sehr schaden können, als auch weil ich selbst dabey im schlimmsten Lichte, falsch und undankbar, erscheinen würde, — falsch, weil ich natürlich nicht umhin kann, auf so viele Zärtlichkeit wenigstens einigermaßen entsprechend zu antworten, — undankbar, weil Sch., dem die Besorgung meines Geschäfts endlich doch zugefallen ist (mit Laßberg giengs die allergräulichste Schneckenpost), sich der Sache mit wirklich liebenswürdiger Wärme angenommen und all seinen Fleiß darauf verwendet hat. Sie sehn, meine Gründe sind ernst und durchgreifend, und ich rechne also auf die größte Verschwiegenheit. Und zweitens, reden Sie in Stuttgart gegen Niemanden von meinen Gedichten, am wenigsten von dem

Honorar. Die Ersten könnten durchfallen, und ich würde dann mit meinen Erwartungen, selbst in Ihrem Munde, lächerlich; das Letzte (Honorar) darf aus doppeltem Grunde nicht besprochen werden, das bereits zugesagte, weil Cotta Andern viel weniger giebt (selbst Lenau und Uhland für die ersten Auflagen kaum über die Hälfte), somit gewiß ein Geheimniß daraus zu machen wünscht, dessen Ausplauderung mit dem größten Schaden auf mich zurück fallen würde; das künftig zu hoffende, weil Cotta es mir nicht zugesagt hat, sondern nur geschrieben, „Er pflege in solchen Fällen (bey Schriftstellern, die er mir gleich stelle) bey der zweyten Auflage das Doppelte zu geben". Dies ist keine Zusage, obwohl (da er diese Äußerung ganz unaufgefordert gethan hat,) eine stark begründete Aussicht; und die gewöhnlichste Discretion fordert von mir, daß ich darüber schweige, bis sich die Sache realisirt, — vor Allem in Stuttgart, wo Cotta selbst wohnt, und mit ihm eine Masse Dichter, denen er nicht das Gleiche zu geben Willens ist. Um von diesem Gegenstande abzukommen, sage ich Ihnen nur noch, daß die Gedichte allerdings zur Ostermesse, die erst am 2ten März ist, heraus kommen, — daß Sch. Cotta gebethen hat, sie in Augsburg drucken zu lassen, um die Correctur besorgen zu können, — daß Cotta hierauf erwiedert, „seine Dampfpresse dort drucke nicht schön genug, und er wünsche dem Buche die möglichst beste Ausstattung zu geben, doch sey ihm Sch.[ückings] letzte Revision sehr erwünscht, weshalb alle Probebogen ihm portofrey zukommen würden", — daß Sch. bereits den 14ten Bogen erhalten hatte, und mir die fünf ersten schickt, die leider (wie wird sie dies vertheuern!) eine Prachtausgabe sind, mit schönen Typen aufs allerfeinste Velin-papier gedruckt, — daß ich nur ein Paar Freyexemplare erhalte, — daß der Contract nur für diese Auflage bindet, und bey der zweyten ein neuer gemacht werden muß, Cottas verdoppeltes Honorar also nur ein vorläufiger Wink ist, damit ich mich nicht anderwärts engagire, während er doch nicht dadurch gebunden wird, — daß die Anzeige erst erscheint, wenn der Druck vollendet ist (dann auch wohl Probegedichte denke ich mir) — und endlich, daß jene vermeintlich Smetsische Recension von Freiligrath eingeschickt ist, ohne Levins Vorwissen, wie es scheint, aber doch gewiß aus Freundschaft für dessen Freundin, — und daß weder Sch. noch seine Frau mich recensiren werden, — und nun ists über und über Zeit hiervon abzubrechen. — Was soll ich Ihnen von Sch.s eigner Lage sagen? Er nimmt sie von der besten Seite, ist vergnügt wie ein König, und baut ein Luftschloß ums andere, wobey er seinen zukünftigen Erwerb durch dramatische Arbeiten hoch anschlägt. Cotta'n hat er noch nicht mit Augen gesehn, ist auch nicht auf Ostern von ihm engagirt, sondern dies wieder auf Michaelis hinaus geschoben, wo er dann sicher auf eine feste Anstellung mit 1500 Gulden rechnet, und bis dahin seine Arbeiten an der Allgemeinen sehr gut bezahlt erhält. Mich macht dies Aufschieben besorgt; und sein Ruhm? Es ist curios damit, er selbst citirt mir ein Journal nach dem andern, deutsche und französische, wo ich die brillantesten Sachen über ihn nachlesen soll (Eins im Litteraturblatt des Morgenblatts, über sein „Schloß am Meere" habe ich wirklich gelesen, und zweifle auch nicht an dem Daseyn

der andern), kann aber durchaus auf Niemanden treffen, der diese Ansichten theilte, weder Hiesige noch Fremde, die Laßberg besuchen. Es hat zwar Jeder irgend Etwas von ihm gelesen, wenigstens in den Dombausteinen und Journalen, viele auch sein „Schloß am Meere“ [1]), aber keiner will ihn loben, alle finden ihn oberflächlich, geschraubt, seine Erfindung ärmlich und unnatürlich, und seine Charaktere ohne Leben und Consequenz, — kurz halten ihn für eine in der Litteratur ganz unbedeutende Person. Wie soll ich das verstehn? Giebs eine Verbrüderung, die sich, wider die Stimme des Publikums, gegenseitig heraus streicht? Oder bin ich nur zufällig immer an Solche gerathen, denen er nicht zusagte? Ich *selbst* finde seine Schriften zwar keineswegs schön im Ganzen, aber doch manche einzelne Scene sehr gelungen. Sein Trauerspiel (Günther von Schwarzburg) dagegen, das er mir Unglücklichen zur Durchsicht, bevor er es einem Verleger anbiete, schickt, ist fürchte ich abominable. Laßberg findet es wenigstens, und was ich bis jetzt davon gelesen (der 1ste Akt), widerspricht dem leider nicht. Es scheint ganz im Genre seines früheren Ritterschauspiels [2]), etwas besser, aber blutwenig, ein wahrer Zwillingsbruder. Jetzt wissen Sie genug! — Dabey wird es ihn allen Katholiken verhaßt machen, da er in Einem Zuge des Schimpfens auf „Pabst und Pfaffen“ bleibt. Ich scheue mich zu antworten, seine Frau wird spinnengiftig werden! Sein häusliches Leben ist wie gesagt, sehr glücklich. Er weiß wie sehr ich gegen Aufwand in seiner Lage bin, und schreibt deshalb wiederholt, „wie sparsam, ja fast geizig sie Beyde jetzt seyen, nirgends glücklicher als ganz still bey einander in ihren vier Wänden, keine Gesellschaften gebend, außer jeden Abend einige Hausfreunde zum Thee, — keine besuchend, außer einigen Assembleen, wo sie zu tableaux mitwirken müßten, und namentlich seine Frau sich in den Hauptrollen superbe ausnehme“. Nennen Sie das Sparen? Und nun vollends zwey so theure Luftreisen in Einem halben Jahre, — nach München, und nun gar nach Italien!

Und so kurz vorher die Hochzeitsreise! Ich fürchte, der Frau Capitalien müssen herhalten, obwohl er Alles aus der Feder zu saugen hofft, mit Beyträgen fürs Beyblatt der Allgemeinen, worin er aber bis jetzt nur ein paar kleine Aufsätze geliefert hat, (mit S. am Anfange bezeichnet), die höchstens einen Bogen ausmachen. Und diese zwar in der ersten Zeit, und nachher Nichts wieder. Gottlob scheint noch kein Ehesegen da zu seyn, und ich bringe dies mit den italiänischen Seebädern in Verbindung. Sch. ist übrigens doch wirklich gutmüthig, das sehe ich jetzt aus hundert Dingen, aber aufgeblasen, und leider kopfloser als je. Denken Sie nur! Um mir die Lesung seines Günthers zu erleichtern, und auch Laßberg diesen Genuß vorläufig zu verschaffen, läßt er extra zwey Abdrücke machen, (hoffentlich auf der Schnellpresse), unterstreicht dann die alleranstößigsten Stellen in *meinem* Exemplar (es blieb doch noch immer ein Greuel von Anstößigkeit für Katholiken), und

[1]) Ein zweibändiger Roman Schückings, der 1843 bei Brockhaus in Leipzig erschien.

[2]) Schücking hatte schon ein Drama „Ulrich von Lichtenstein“ verfaßt. Annettens Urteil ist treffend.

bittet mich, es Laßbergen selbst vorzulesen, und jene Stellen auszulassen. Dies gethan, siegelt er das zweite Exemplar mit einem zierlichen Briefe an Laßberg ein, und schickts mit derselben Post ab, so daß dieser schon tief darin zu lesen war, als ich hinauf kam, aber so discret gewesen ist, sein Mißfallen nur gegen mich zu äußern, bey Mama und Jenny aber das ganze Geschenk durch langwieriges Vorenthalten in Vergessenheit zu bringen. — Den Cotta glaubt er (Sch.) total in der Tasche zu haben, antwortet auf meine Mahnungen zur Vorsicht: „Er frage den Henker nach Cotta! Er brauche Cotta nicht, aber Cotta ihn, und werde sich wohl hüten, ihn fortzuschicken, und erzählt mir dann allerley anstößige Witze, die er über Cotta gemacht, und worüber Kolb und einige andre Litteraten (die er nennt) tüchtig gelacht hätten." Ich muß mich am Ende noch freuen, daß Kolb seiner Frau die Cour macht, und ihn hoffentlich deshalb schonen und halten wird; er allein würde sich sicher zu Grunde richten. Eine mögliche Untreue befürchte ich nicht, da sie L[evin] wirklich leidenschaftlich zu lieben scheint, und ihn offenbar für den ersten Mann seiner Zeit hält, ich denke mir ihr Betragen als bloße Bornstedtische Gefallsucht, und hier wahrscheinlich sehr angefeuert durch das Bewußtseyn, daß dies der einzige Weg ist, ihres Mannes Liebe und Bewunderung wach zu erhalten. Ihre Schriften machen mehr Glück als die seinigen, und er hat mir selbst triumphirend geschrieben, daß sie ihm in einer Recension (die ihm Kolb vorgelesen) als Muster vorgestellt sey, auch mache sie jetzt sehr schöne Gedichte, und überhaupt müsse er staunen über die Menge von Gaben, die nach und nach an ihr zum Vorschein kämen! et cet." Dennoch scheint seine alte Anlage zur Blasirtheit zuweilen durchzukommen, und sie klagte mir mahl recht schmerzlich, wie schwer er es ihr zuweilen mache, an seine Liebe zu glauben. — Genug hiervon, und natürlich Alles nur allein für Ihr Auge. Daß bei Tante Ittchens Nachlaß wenig oder nichts heraus kommen wird, befürchte ich selbst, auch wenn wir unser Bestes thäten, ihr Name ist zu unbekannt, und der Zwang einen uns vielleicht gar nicht zusagenden Stoff ausspinnen zu müssen, würde auch unsre Leistungen sehr herab drücken, aber was meinen Sie? Sollen wir zusammen, unter eigenen Namen, einen Band von sechs Erzählungen herausgeben, — drey Sie, drey Ich? Ich denke mir, Cotta nähm ihn, und würde ihn auch ordentlich bezahlen. Die dürfen mir Ihre Zustimmung nur aussprechen, so fange ich morgen an. —

3ten. Es rückt gar nicht voran mit diesem Briefe, immer werde ich abgerufen! — Besuche — Kirchengehn — Aufträge. Heute muß er nothwendig zur Post, und mir sind die Finger steif vor Kälte. Seit 2 Tagen hat die Sonne Nachmittags so heiß hinein gebrannt, daß ich heute nicht habe heizen lassen, nun ist aber erst Morgens, und mich friert hundemäßig. — Nochmahls auf Ihre Reise zurück zu kommen, so dürfte ich nicht daran denken, meine arme Mama mit ihrem Herzklopfen, den ganzen Weg allein mit Settchen[1]) machen zu lassen, könnte mir also nur dann das Stuttgarter Plaisir erlauben, wenn wir nur einen, höchstens zwey Tage vor ihr abreisten, und dann entweder

[1]) Settchen ist die Kammerjungfer von Frau Droste und Annette.

dort oder in Mannheim wieder mit ihr zusammen träfen. Die Sache läßt sich jetzt noch nicht aufs Tapet bringen, das wird sich hoffentlich machen, wenn Sie erst hier sind, mein altes Herz! Unser Strand ist diesen Winter unterm Schnee recht melancholisch gewesen, und wenn ich mir Ihr Persönchen in die starre Blitzerey hindenken wollte, liefs mir kalt über den Rücken, aber der See blieb immer der alte, schöne, grüne; da kommen Sie im Dampfboot heran gebraußt, in anderthalb Monaten sehe ich wirklich mit dem Perspektiv nach Ihnen aus! Welches Plaisir! Liebe Lies, ich habe hier Nichts Neues an Freundschaften aufgethan, wie Sie fürchteten. Die Fürstin Salm habe ich zwar recht gern, und sie kömmt jeden Sonntag, aber sie bleibt, aufrichtig gesagt, doch immer ein faute de mieux. Alles liebend und treibend, was ich liebe und treibe, aber in so heterogenem Geschmacke, daß ich darüber zu sprechen vermeide, und zudem würde Laßbergs und Jennys förmliche Höflichkeit nie ein recht gemüthliches Verhältniß aufkommen lassen. Philippa Pearsal[1]) habe ich auch kennen lernen, sie war mit ihrem Vater eine Woche hier, ist wirklich höchst interessant, obwohl häßlich, aber voll Talent, Geist und Leben, und ihre junge originelle Kraft hat mir einen recht erfrischenden Eindruck gemacht. Aber sie ist fast ein Kind überhaupt, und gegen mich vollends; ein Wesen das man mit Freude betrachtet, ohne im Mindesten an einen eigentlichen Berührungspunkt zu denken, zudem wohnen sie weit von hier. Ein solcher Besuch ist allemahl für ein ganzes Jahr, sie ist also an mir vorüber geschwebt wie die Heldin eines Romans, die lebt, solange man liest, und dann ins Blaue verrinnt. Aber mein Lies habe ich wirklich, durch 1000 Fäden gegenseitiger Treue, gleicher Ansichten, gleicher Erlebnisse an mich geknüpft; und das bleibt mir auch, bis meine ohnehin halbblinden Augen gar nichts mehr sehn. — Was meinen Sie, würden Sie mich wohl noch lieb haben, wenn ich ganz alt und schwachsinnig wäre? Wir wollen nicht daran denken, die Zeit läuft doch schnell genug. Daß ich Ihre Familienbedrängnisse mittrage, wissen Sie ungesagt; ich wollte, ich könnte es nur auf eine andere Weise als blos im Herzen. Das einzige Mittel dazu scheint mir vorläufig mein Beytrag zu jenem Bande Erzählungen. Läßt Ihre Stimmung Ihnen jetzt keine derartigen Arbeiten zu, so schreibe ich ihn allenfalls auch allein, nur währts dann länger. Ach, Sie wissen wohl, wie gern ichs thue, mich verlangt recht nach einer Gelegenheit, Ihnen zu zeigen, daß meine Freundschaft nicht blos in schönen Reden besteht. — NB. ich habe jetzt Sch[ückings] (sehr kurzes) Trauerspiel zu Ende gelesen, es ist doch bedeutend besser als das frühere, und nähert sich an Werth mehr seinen Erzählungen, steht aber doch unter ihnen, und ist ein wunderliches Gemisch von Gutem und Schlechten! Dann eine zu Herzen gehende Phrase, dann eine miserabel schwülstige, zuweilen wahre Menschenkenntniß und Zartheit, und dann gänzliches taktloses Vergreifen sowohl in Handlung wie Charakteren, einzelne Momente sehr

[1]) Die Tochter der schon früher erwähnten englischen Familie Pearsal, die in dem Schlößchen Wartensee bei Rorschach Wonung genommen und mit der Meersburg Verbindungen angeknüpft hatte. Von der Freundschaft Annettens mit Philippa Pearsal zeugt das Gedicht „An Philippa".

glücklich für die Bühne berechnet, andere Scenen zum Sterben langweilig. Ich würde es eine sehr fehlerhafte Schülerarbeit, die aber gute Anlage verräth, nennen, wenn Sch. nicht zum Schüler zu alt, zu routinirt, und namentlich in diesem Fache schon zu versucht wäre. Jetzt bleibts dabey, er hat kein Talent zum Drama, doch könnten sehr gute Schauspieler das Stück bedeutend heben, wenn sie über die schlechten Stellen schnell wegrutschten, und die guten mit all ihrem Feuer und Aplomb höben. Man sieht dies an den Stücken der Birchpfeiffer, die auch voll Schwulst und Unnatur sind, zugleich aber sehr dankbare Momente für tüchtige Schauspieler enthalten, und deshalb zwar von der Kritik zerrissen, aber vom Publikum beklatscht werden. Doch kann sich Sch. durchaus mit ihr nicht messen, aber eine gewisse Ähnlichkeit ist da. — Über Pauline kann ich mich leider nur mit Ihnen betrüben, und weiß keinen Rath. Sie scheint doch ein etwas fatales Persönchen zu seyn; und ich fürchte, sie zu recommandiren, würde Jedem nur Verdruß und ihr wenig Nutzen bringen, da man sie doch schwerlich behalten würde. Wüste man, daß ihr Stolz ächt genug wäre, um ihre Tugend immer zu schützen, so könnte man ihr nichts wahrhaft Wohlgemeinteres wünschen, als daß sie dahin käme, Kammerjungfer werden oder sich eine Zeitlang mit Stricken und Nähen erhalten zu müssen. Ich fürchte ohne eine sehr sehr harte Schule geht sie nicht in sich. Doch bitte ich Sie, lieb Lies, wenn es Ihnen möglich ist, mich fortwährend von ihrer Lage in Kenntnis zu erhalten. Aufs Äußerste darf ichs doch nicht kommen lassen. Mein erster Schriftstellererwerb geht zwar gänzlich drauf, für den Ankauf des Rebgütchens und die allernothwendigsten Verbesserungen an Haus und Land, aber so bleibt mir doch meine Leibrente jetzt ungeschmälert. Nun Adieu mein Lieb, 1000 Grüße an Nanny und Luischen, Schlüters, dem wunderlichen Junkmann. Für Letzteren schließe ich, wo möglich, ein paar Zeilen Antwort auf seinen lieben verdrehten Zeddel bey, d. h. wenn mir nach dem Gottesdienste noch irgend Zeit bis zum Abgang der Post bleibt, — wo nicht, hole ich es nächstens nach, und grüße ihn vorläufig. Adieu, mein Lies, antworten Sie mir doch recht bald.

Ihre treue Nette.

[An den Rand geschrieben:]

Aber, Lies, antworten Sie doch bald, das muß ich nochmals wiederholen; Sie glauben nicht, welches Labsal mir Ihre Briefe sind, — mein Bestes hier, jeder mir beynahe so lieb wie Cottas Brief mit dem 100 Louisd'or-Contrackt!

Laßberg, Jenny, Mama, Alle tragen mir so viele Grüße und einladende Redensarten auf, daß ich sie unmöglich hinschreiben kann, aber Sie sind 1000 mal gegrüßt, als Urgroßtante, Frau Gothelinde et cet et cet. —

Es ist am Besten, Sie verbrennen diesen Brief, ich habe ihn zuerst so vorsichtig angefangen, und nachher so heillos darauf los geschrieben.

(Schluß der Briefe folgt.)

Die finanzielle Kriegsrüstung.

Von

Oberst a. D. **v. Kurnatowski.**

Frankreich und England rüsteten im vergangenen Jahre nach dem Fall von Agadir nicht nur zum Kriege gegen Deutschland, sondern bemühten sich auch, den voraussichtlichen Gegner in finanzielle Verlegenheit zu bringen und in Deutschland eine Panik hervorzurufen, die auf dem Geldmarkt zur Zeit einer drohenden Kriegsgefahr leicht möglich und erreichbar ist. Die französischen Zeitungen schrieben damals, daß Deutschland bankerott und zur Führung eines Krieges außerstande sei. Diese Behauptung schien berechtigt, denn in mehreren Städten, wie in Breslau, Magdeburg, Königsberg, Köslin und anderen, stürmte das Publikum die Sparkassen und Banken, um sein Guthaben zurückzufordern. Es handelte sich um sehr bedeutende Summen, die damals in wenigen Tagen flüssig gemacht werden mußten, und die von den Kassen anstandslos gezahlt wurden. Daß das sparende Publikum hierbei nicht richtig verfuhr, darüber wird wohl kein Zweifel herrschen. Das Geld liegt in der Truhe des Bürgers oder im Strumpf des Bauern wahrlich nicht sicherer als auf einer Sparkasse oder einer Bank. Private Gelder werden in einem unglücklichen Kriege grundsätzlich respektiert, also auch Privatbanken. Nur Staatsgelder sind der Beschlagnahme durch eine feindliche Kriegsmacht ausgesetzt. Frankreich zog außerdem im Sommer vorigen Jahres ganz bedeutende Guthaben aus Deutschland zum Vorteil der eigenen fest beabsichtigten Kriegführung heraus. Bei den acht Berliner Großbanken wurde in jenen Tagen eine halbe Milliarde zurückgefordert. Hierin sind die Auslandsguthaben inbegriffen. Derartige Bewegungen gelten bei jeder Kriegsgefahr und Kriegshoffnung als unvermeidlich und treten um so stärker auf, je länger die Ungewißheit vor dem Eintritt der Mobilmachung oder der Kriegserklärung dauert. Sie ist vielfach gering, wenn die Kriegserklärung blitzschnell einschlägt. Dieser Bedarf an Geldmitteln wird der „Angstbedarf" genannt. Er wird im allgemeinen auf eine viertel Milliarde berechnet, wurde aber im vergangenen Jahre um das Doppelte überschritten. Das deutsche Volk ist reich genug, um finanzielle Krisen bestehen zu können; solche aber noch künstlich zu schaffen und durch Mißtrauen herbeizuführen, ist ein Fehler. Geld für Sparanlagen und den Ankauf von Wertpapieren ist stets reichlich

in Deutschland vorhanden. Gegenwärtig ist eine Kapitalbeschaffung von einer Milliarde neuer Papiere im Gange.

An der Spitze marschieren hier das Deutsche Reich und Preußen mit 500 Millionen Mark. Der Kurs ist bereits auf den Zeichnungspreis zurückgegangen. Die Zeichnungen haben die Forderung nur um ein Geringes überschritten. Württemberg legt eine Staatsanleihe von 25 Millionen Mark auf. Zur Börse zugelassen wurde ohne Nennung eines Betrages eine neue sächsische Staatsanleihe. Die Stadtanleihen sind sehr zahlreich. Charlottenburg und Wilmersdorf stehen mit 72½ Millionen Mark in erster Reihe. Letzterer Ort hat in ganz kurzer Zeit 80 Millionen Mark Schulden aufgenommen. Nicht mit Unrecht mahnt daher der preußische Finanzminister zur Vorsicht in der Aufnahme neuer Anleihen. Weiter sind anzuführen Altona mit 10 Millionen Mark, Pforzheim mit 10 Millionen Mark, München mit 15 Millionen Mark, Königsberg mit 6 Millionen Mark, Hagen mit 7 Millionen Mark, Dortmund und Gelsenkirchen mit je 3 Millionen Mark, ferner Düsseldorf, Frankfurt a. M. und andere. Von den Banken haben den höchsten Bedarf die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt und der Barmer Bankverein mit zusammen 45 Millionen Mark neuer Aktien. Einige andere Banken, vornehmlich Hypothekenbanken, fordern 35 Millionen. Letztere nehmen den Markt an neuen Pfandbriefen mit einer Summe von 150 Millionen Mark in Anspruch, die sich den Weg in das Sparkapital suchen sollen. Die Montanindustrie, Braunkohlenwerke, die Kaligewinnung beanspruchen neue bedeutende Kapitalien. Der Fürstenkonzern verlangt allein 40 Millionen Mark für die neuen Anlagen und Unternehmungen bei den Hohenlohewerken. Riesenhaft ist der Kapitalbedarf in der elektrischen Industrie, der auf über 100 Millionen Mark zu schätzen ist. Vom Transportgewerbe nennen wir nur die anatolische Eisenbahn mit 45 Millionen Mark Obligationen, die Große Berliner Straßenbahn mit 4½ Millionen Mark Obligationen, die Berliner Hoch- und Untergrundbahn mit 20 Millionen Mark Obligationen und die Paketfahrt mit 25 Millionen Mark Aktien. Bedeutende Kapitalien beanspruchen ferner die Maschineninduſtrie und Aktiengesellschaften aller Art. Diesen Anforderungen zu genügen sind reichlich Privatgelder vorhanden, wofür die Ausweise der Sparkassen den Beleg geben.

Hier ruhten 14 Milliarden Mark in dem finanziell so ungünstigen Jahre 1907. Die Sparkassengelder können als ausschließliches Besitztum des kleinen Mannes angesehen werden, da die Banken mehr von den Wohlhabenden benutzt werden. Das Guthaben der Sparer bei den städtischen Sparkassen in Berlin betrug Ende Dezember rund 360 Millionen Mark, also 180 Mark auf den Kopf der Berliner Bevölkerung. Dieses Guthaben verteilt sich auf 779320 Sparkassenbücher. Im letzten Vierteljahr des Jahres 1911 hat diese Zahl um 3341 und das Guthaben der Sparer um 442795 Mark abgenommen. Das Gesamtvermögen der Berliner Sparkassen betrug Ende vorigen Jahres nach dem Kurswert 387½ Millionen Mark, darunter allein 264¾ Millionen Mark Wertpapiere, 72,6 Millionen Mark Hypotheken und 27¼ Millionen Mark Wechsel und Vorschüsse. Die

Ersparnisse des deutschen Volkes sind auf 2½—3 Milliarden jährlich zu rechnen. Für Ende 1909 (die Vereinigten Staaten Juni 1910) liegt folgender Vergleich vor. Es betrugen die Sparkasseneinlagen:

	Im ganzen in Millionen	Auf den Kopf der Bevölkerung
in Großbritannien und Irland	4422 Mark	99 Mark
in Frankreich	4445 „	113 „
in den Vereinigten Staaten	17096 „	185 „
in Deutschland.	15672 „	242 „

Dabei ist die Lebenshaltung des deutschen Bürgers durchaus nicht sparsam. Für alkoholische Getränke und Tabak werden in Deutschland alljährlich 4 Milliarden Mark ausgegeben, also eine ebenso große Summe, wie die Kriegskostenentschädigung Frankreichs 1871 betrug. Der Bierverbrauch war im deutschen Zollgebiete auf den Kopf der Bevölkerung 100 Liter im Jahre 1909. Die gebesserte Lebenshaltung des deutschen Volkes macht sich ferner in dem gesteigerten Konsum von leicht entbehrlichen Lebensmitteln bemerkbar. So hat sich in der Zeit von 1879—1906 der Verbrauch an Zucker auf den Kopf der Bevölkerung verdreifacht, an Südfrüchten versechsfacht, an Kakao verzehnfacht und ist bei Weizen von 61 kg auf 97 kg gestiegen.

Leider sind in den letzten Jahrzehnten, besonders seit Schaffung der deutschen Kriegsflotte, sehr bedeutende Schulden von seiten Deutschlands aufgenommen worden. Die Anleiheschulden des Deutschen Reiches beliefen sich im Jahre 1910 auf 4556,6 Millionen Mark einschließlich 340 Millionen schwebender Schulden (Schatzanweisungen). Die Schulden der sämtlichen deutschen Bundesstaaten betrugen anfangs 1910 (in abgerundeten Zahlen) 15,4 Milliarden Mark, darunter 14,7 Milliarden fundierte Schulden. Es betrugen demnach die gesamten fundierten Schulden des Reiches und der Bundesstaaten über 19¼ Milliarden. Dagegen beliefen sich im Jahre 1910

die Schulden Frankreichs auf 27,62 Milliarden Mark,
„ „ Englands „ 15,578 „ „
„ „ Rußlands „ 19,523 „ „

Den Schulden der Bundesstaaten und des Deutschen Reiches stehen gegenüber die Werte der Staats- und Reichseisenbahnen und des anderen werbenden Vermögens, insbesondere der Domänen, Forsten, Bergwerke und Salinen im bundesstaatlichen Besitze. Der Wert der preußischen Eisenbahnen wird allein auf 20—21 Milliarden Mark beziffert, übersteigt daher die gesamten Schulden des Reiches und sämtlicher Bundesstaaten. Reich und Bundesstaaten zusammengenommen haben also mehr Vermögen als Schulden. Die Differenz wird zugunsten des Vermögens zweifellos einige Milliarden betragen.

Auch bei den Gemeindeschulden in Deutschland sind, wenn nicht in allen Fällen, so doch wohl überwiegend Vermögenswerte mit Erwerbseinkünften gewonnen, so daß die Anlagen, für die die Schulden aufgenommen sind, dann eher eine Bereicherung als eine Belastung der Schuldner bedeuten werden. Dagegen spricht freilich die stetige Steigerung der direkten Kommunalabgaben, die zum Teil durch Luxusbauten hervorgerufen sein mögen.

Immerhin steht es für jeden Unbefangenen fest, daß Deutschland in dem Gesamtbegriffe von Reich und Bundesstaaten mehr Vermögen als Schulden besitzt, daß es betreffs der Verschuldung günstiger dasteht als die anderen Großstaaten Europas. Aus der Verschuldung Deutschlands kann daher kein Grund zur Verweigerung der nötigen Verstärkung seiner Wehrmacht hergeleitet werden. Es sind gewiß sehr große Summen, die Deutschland alljährlich für sein Heer und seine Flotte aufwendet. Zurzeit betragen die Ausgaben für das Heer mit Einschluß der Kosten für das Reichs-Militärgericht (0,55 Millionen Mark) und des allgemeinen Pensionsfonds (134,8 Millionen Mark) sowie der einmaligen außerordentlichen Ausgaben unter Abzug gewisser Rückeinnahmen 849,84 Millionen Mark.

Die Kosten für die Flotte betragen mit Einschluß der sehr hohen Kosten für neue Schiffe und des Pensionsfonds (10,8 Millionen Mark) zusammen 460,3 Millionen Mark für das laufende Rechnungsjahr.

Die jährlichen Gesamtausgaben für Heer und Flotte betragen also zurzeit über 1300 Millionen Mark. Die neue Heeresvorlage und Flottennovelle sind hierbei unbeachtet geblieben.

Im Jahre 1911 kamen in Ausgabe auf den Kopf der Bevölkerung:

in	für Armee Mark	für Marine Mark	Zusammen Mark
England	12,10	20,04	32,14
Frankreich	18,14	8,42	26,56
Deutschland	12,31	6,85	19,16
Italien	9,10	4,48	13,58
Vereinigten Staaten von Amerika	5,97	5,71	11,68
Österreich-Ungarn	8,54	2,01	10,55
Rußland	6,82	1,55	8,37
Japan	3,99	3,50	7,49

Trotz seiner bedeutenden Ausgaben, dieser hohen Versicherungsprämie, hat das deutsche Volk, so lange es besteht, noch niemals solchen Reichtum besessen, haben Landwirtschaft, Handel und Industrie nie so geblüht, gab es noch niemals so viele reiche Leute in jenen Gewerbszweigen und in der haute finance, so viele Wohlhabende in allen Ständen, so viele Sparer unter den Arbeitern und im wirtschaftlichen Kleinbetriebe. Die Ergebnisse der Einkommen- und Ergänzungssteuern in Preußen in den Jahren 1892 bis 1910 haben dargetan, daß in dieser Zeit die Anzahl der Steuerzahler, also der Leute mit einem Einkommen über 900 Mark, sich nahezu verdreifacht, die Zahl der Personen mit einem Einkommen von 3000 Mark um 160 %, die Zahl der größeren Steuerzahler um 121 % zugenommen hat. Die Einkommensverhältnisse der mittleren und unteren Bevölkerungsklasse haben sich am meisten gehoben. Nach Maßgabe der Einschätzung mußten im Jahre 1896 noch mehr als zwei Drittel der Gesamtbevölkerung von dem als

Existenzminimum geltenden Reineinkommen von 900 Mark leben. Im Jahre 1911 sank dieser Bruchteil der Bevölkerung auf zwei Fünftel herab. Damit ist der Beweis geliefert, daß die unteren Stände von den Steuerlasten für Heer und Flotte, insbesondere auch von den Zöllen und indirekten Steuern, welche die gesamten Ausgaben für Heer und Flotte decken, nicht bedrückt werden, wie es von sozialdemokratischer Seite fälschlich behauptet wird. Während das gesamte Einkommen von 5,7 auf 13,7 Milliarden Mark stieg, hob sich die Bevölkerung nur um ein Viertel ihres Bestandes.

Bei den Verhandlungen über die Steuerreform im November 1908 wurde das gesamte Nationalvermögen Deutschlands schwankend auf 160—350, das jährliche Einkommen auf 22,26 Milliarden Mark geschätzt. Hierbei sind Einkommen und Vermögen der Nichtsteuerpflichtigen unberücksichtigt geblieben. Die Volkseinkünfte des reichen England sind in Hübners Tabellen von 1911 für das Jahr 1908/09 auf 1009,9 Millionen Pfund Sterling = 20,2 Milliarden Mark angegeben. Vielleicht ist diese Angabe zu niedrig gerechnet. Jedenfalls steht fest, daß Deutschland nicht mehr zu den armen Ländern gehört, unter die es zur Zeit seiner politischen Zerrissenheit gerechnet werden mußte. Es kann ferner keinem Zweifel unterliegen, daß die hohen Ausgaben für Heer und Flotte und der enorme wirtschaftliche Aufschwung in Deutschland in ursächlichem Zusammenhang miteinander stehen, und daß der letztere ohne die den Frieden sichernde gewaltige Rüstung Deutschlands unmöglich gewesen wäre. Dieser wirtschaftliche Aufschwung müßte dem tiefsten Niedergang für unabsehbare Zeiten weichen, wenn Deutschland aus Sparsamkeitsrücksichten die Verstärkung seiner Kriegsmacht verabsäumen und so seinen Gegnern zu Wasser und zu Lande die Überlegenheit zugestehen würde.

Deutschland ist also nicht berechtigt, aus Furcht vor den Kosten eines Krieges ihn zu scheuen. Einen Anhalt für die voraussichtlichen Kosten eines zukünftigen Krieges gewinnt man aus den Erfahrungen der letzten Feldzüge. Der Burenkrieg hat den Engländern 4,307 Milliarden, der russisch-japanische Krieg Rußland 2,873 Milliarden, Japan 2,424 Milliarden Mark gekostet. Dies sind die reinen Kriegskosten, ohne Rechnung der Unterstützungen an die Familien der Wehrmänner und ohne Retablissementskosten. Als Durchschnittsbetrag werden 6 Mark pro Mann und Tag Kriegskosten angesehen. Die eigentlichen französischen Kriegskosten 1870/71 waren 1529,6 Millionen Mark und kommen annähernd den deutschen Kriegskosten mit 1551 Millionen Mark gleich. Der gesamte Aufwand Frankreichs für den Krieg 1870/71 betrug: 7892,1 Millionen Mark. Rechnet man für Deutschland die Kriegsleistung Frankreichs zugunsten des deutschen Heeres (Requisitionen) bis zum Friedensschluß hinzu, so erhöht sich die Ziffer der eigentlichen Kriegskosten auf 1745,4 Millionen Mark. Dies ergibt auch 6 Mark pro Mann und Tag. Der Russe Johann v. Bloch errechnet nach den Ergebnissen des russisch-türkischen Krieges 1877/78 lediglich aus den Verpflegungszahlen der mobilen Armee einen Durchschnittsbedarf pro Mann und Tag von 8 Mark. Nach Rießer hat England in den Jahren 1688 bis

1785, seitdem amtliche Berechnungen vorhanden sind, an reinen Kriegskosten 6,2 Milliarden Mark und während der Kriege gegen Napoleon 16,6 Milliarden Mark verausgabt.

Für die Kosten eines zukünftigen Krieges gibt zunächst die im Felde stehende Truppenstärke einen Maßstab. Frankreichs Leistungen in bezug auf Aufstellung von Menschenmaterial im Kriege 1870/71 sind mit Bewunderung anzuerkennen. Bis Mitte Februar 1871 waren 11860 französische Offiziere und 371981 Mann nach dem preußischen Generalstabswerk des Krieges 1870/71 in Gefangenschaft abgeführt worden. In Paris hatten außerdem 7456 Offiziere, 241686 Mann die Waffen gestreckt. Nach der Schweiz ist die französische Ostarmee übergetreten mit 2192 Offizieren, 88381 Mann. Das bedeutet einen gesamten Abgang von 723556 Menschen. Dennoch betrug am 5. Februar 1871 die Zahl der noch vorhandenen Feldtruppen 534452 Mann mit 1212 Geschützen. In den Depots und den Instruktionslagern sowie in Algier befanden sich 354000 Mann mit 57 Departementalbatterien. Dagegen standen am 1. März 1871 an deutschen Feld- und Besatzungstruppen nur 569493 Mann Infanterie, 61243 Reiter und 1742 Geschütze auf französischem Boden.

Die allgemeine Wehrpflicht gestattet einem Volke, das den Willen zu siegen in sich trägt und die nötigen Opfer nicht scheut, in fast unbegrenztem Maße die Volkskraft anzuspannen und immer neue Truppen aus dem Boden zu stampfen. Bedingung ist nur, daß das Land Verbindung mit der kriegsfreien Außenwelt behält, um Waffen, Schießbedarf, Lebensmittel von dort zu beziehen und seinen Kredit dort zu verwerten. Im deutsch-französischen Kriege versah England seinen Nachbar jenseits des Kanals mit dem nötigen Material zur Fortführung des langen Feldzuges. Deutschland kann nach Abzug von 25% Ausfall 4,88 Millionen ausgebildete, 5,63 unausgebildete, zusammen 10,24 Millionen kriegsfähige Mannschaft stellen. Wir begnügen uns mit vier Millionen gut ausgebildeter Soldaten, und zwar mit drei Millionen für die Feldarmee und einer Million Besatzungs- und Ersatztruppen. Statt der 22 Milliarden Kriegskosten für ein Jahr, die Renauld errechnet, kommen wir dann auf 6,48 Milliarden Mark. Diese Summe aufzubringen ist Deutschland jedenfalls imstande, zumal die Bank von Frankreich die Gesamtkriegskosten von 7,8921 Milliarden Mark in kurzer Zeit aufgebracht und gedeckt hat.

Von allen Seiten muß das Verständnis dafür geweckt und die Einsicht gefordert werden, daß das Anwachsen des Nationalwohlstandes zugleich eine Bürgschaft für die nationale Verteidigung ist. Natürlich dürfen wir nicht vergessen, daß zur Zeit der allgemeinen Wehrpflicht und der Führung der Kriege mit den modernen Massenheeren, der Entziehung von Millionen von Arbeitern aus ihrer beruflichen Tätigkeit das Erwerbsleben stocken muß. Alle Fäden des gewerblichen Lebens zerreißen plötzlich, und bedeutende Verluste an Vermögen treten gleichzeitig ein, da die übernommenen Verpflichtungen an zu liefernder Arbeit nicht erfüllt und außenstehende Forderungen nicht eingelöst werden können. Deshalb sind schwere Bedenken von seiten einer

verständnisvollen Regierung zu überwinden, ehe sie zu einem Kriege sich entschließen wird. Die vielgerühmte, aber auch oft, besonders im vergangenen Jahre, bekrittelte Friedensliebe unseres Kaisers ist dadurch erklärlich.

Gleich mit dem *ersten Tage der Mobilmachung* werden bedeutende Summen zur Beschaffung von allerlei Kriegsgerät, Waffen, Pferden, Lebensmitteln und dergleichen erforderlich. Auch den Ansprüchen, die der Geldmarkt an die öffentlichen Kassen stellt, muß genügt merden. Es ist also ein hoher Bedarf zu decken, für den am besten in Form eines *Kriegsschatzes* Mittel bereit gehalten und andere Maßnahmen im voraus schon getroffen werden müssen. In Preußen hielt man meistens einen Kriegsschatz vorrätig. Friedrich der Große übernahm von seinem Vater einen wohlgefüllten Staatsschatz von 30 Millionen Mark und hinterließ einen solchen von 150 Millionen, also in fünffacher Höhe, trotz jahrelanger Kriege. In den Krieg 1866 trat Preußen nur mit 63 Millionen Mark Barmitteln, die schnell aufgebraucht waren, aber über die erste Krisis des Geldmarktes hinweghalfen. Da der Krieg in Böhmen geführt wurde, wo die Truppen vornehmlich von Beitreibungen lebten, so erreichten die Ausgaben für Preußen keine besondere Höhe, und der Krieg kostete im ganzen nur 370 Millionen Mark. In Österreich dagegen führte der Krieg eine allgemeine wirtschaftliche Notlage herbei. Zu Beginn des Feldzuges 1870 besaß Preußen als Kriegsschatz im Juliusturm zu Spandau 90 Millionen Mark flüssige Geldmittel. Bismarck bewertete in der Reichstagsrede vom 4. November 1871 den Staatsschatz dahin, daß er einige Tage Zeitgewinn verschafft hat, „welche hinreichten, das gesamte linke Rheinufer vor der französischen Invasion zu schützen". Die volkswirtschaftliche Krisis bei Ausbruch des Krieges war nur kurz wegen seines günstigen Verlaufes.

Die *erste Kriegsanleihe* für den Feldzug 1870/71 von 100 Millionen Talern wurde schon sieben Tage nach der Kriegserklärung in Preußen aufgelegt und ergab nur einen Zeichnungsertrag von $68^1/_4$ Millionen Talern, obgleich der Krieg gegen Frankreich durchaus von der patriotischen Begeisterung des Volkes getragen, seine Notwendigkeit allgemein anerkannt wurde und die Kriege 1864 und 1866 das Vertrauen zum preußischen Heere gewonnen hatten. Dabei war diese 5% fundierte Kriegsanleihe zum Kurse von 88% ausgeschrieben worden. Dieses Fiasko wird dadurch erklärlich, daß in jenen Tagen die wenigen und relativ schwachen Privatbanken den ganzen Ansturm der Kriegspanik ihrer Kundschaft zu bestehen hatten, auch dadurch, daß die Bankwelt auf den Ausbruch eines Krieges gar nicht gefaßt und vorbereitet war. Da die Kurse der alten Anleihen schnell wichen, so konnten die vorhandenen Effekten für die Kriegsanleihe nicht veräußert und verwertet werden. Typus wie Kurs der Anleihe waren nicht glücklich gewählt, da erst in der Zeit vom 15. bis 19. Juli der Kurs der preußischen $4^1/_2$% Staatspapiere von 94 auf $77^3/_4$% gefallen war. Ein Kursrückgang auch der neuen Anleihe erschien möglich. Die Banken und Bankiers wurden hierbei nicht als Zeichnungsstellen herangezogen. Die 68 Millionen Taler wurden meist in kleinen Beträgen gezeichnet. Die preußische Anleihe kostete übrigens

10,63% an Zinsen und Kursverlust, da sie schon am 1. Januar 1873 zum Nennwert zurückgezahlt werden mußte. Diese Anleihe wird in Zukunft der Leitung unserer finanziellen Mobilmachungsoperationen ein warnendes Beispiel sein. Das Finanzministerium wird schon im Frieden zu erwägen haben, wie es im Kriegsfall zu handeln haben wird. Es wird aber auch jetzt bei dem gesteigerten Wohlstande des Volkes und den sorgsam ausgebauten Kreditverhältnissen des Reiches in günstigerer Lage sein als 1870. Von den heutigen Großbanken bestanden damals überhaupt nur vier, und zwar die Bank für Handel und Industrie in Darmstadt mit rund 43 Millionen Mark Kapital, die Diskonto-Gesellschaft mit 30 Millionen Mark, die Berliner Handelsgesellschaft mit 17 Millionen und der A. Schaaffhausensche Bankverein mit sogar nur 16 Millionen Mark Kapital. Die in Preußen während der letzten neunzehn Jahre vor dem Kriege gegründeten Aktiengesellschaften besaßen im ganzen ein Kapital von 2405 Millionen Mark. Von dieser Summe gehörten also nur 106 Millionen Mark den Banken. Das deutsche Nationalvermögen und besonders das zu Anlagezwecken verfügbare Kapital war damals recht unerheblich. Im Herbst 1909 gab es in Deutschland 5222(!) „Aktiengesellschaften und Kommanditgesellschaften auf Aktien" mit einem Kapital von 14737 Millionen Mark. Es müssen Maßnahmen getroffen werden, die den Staat gerade in der ersten Zeit nach der Kriegserklärung unabhängig vom Geldmarkt machen. Welche Panik die Geschäftswelt 1870 ergriffen hat, sieht man daraus, daß die Aktien der Preußischen Bank in jenen Tagen um 22%, die der Diskonto-Bank um 40% sanken. Im Gegensatz zu Preußen wählte Bayern einen günstigeren Auflagetermin für seine Anleihe; denn es nahm erst nach den großen Siegen den Markt in Anspruch. Unter der Einwirkung der Siegesnachrichten fand eine siebenfache Überzeichnung statt. Auch die übrigen süddeutschen Staaten hatten keine Schwierigkeiten bei ihren Anleihen. Um dem voreiligen Verkauf von Wertpapieren und Warenbeständen entgegenzutreten, wurden in Preußen vom Staat garantierte Darlehnskassenscheine 1866 und 1870 mit gutem Erfolge ausgegeben, die den Wert baren Geldes hatten, und für welche die beliehenen Objekte die Sicherheit boten. Dadurch belastete der Staat zwar seinen Kredit, aber er nutzte damit auch der Volkswirtschaft in hohem Maße.

Frankreich besaß bei Ausbruch des Krieges 1870 keinen Staatsschatz und mußte die ersten Kosten aus verfügbaren Mitteln der Staatskasse und durch Bankvorschüsse decken. Zur Steigerung der Einnahmen wurden sofort die Zölle erhöht. Nach den ersten unglücklichen Augustschlachten nahm man eine Anleihe im Inlande auf, die in Paris fast ganz allein gezeichnet wurde. Aus dem Auslande konnte nach den schnell einander folgenden Niederlagen nur eine Anleihe von 209 Millionen Francs bezogen werden. Frankreich blieb auf seine eigenen Mittel angewiesen. Die Bank von Frankreich rettete das Land in seiner Notlage und war hierzu imstande, da sie den hohen Barbestand von 1300 Millionen Francs zu Beginn des Krieges besaß. Der Wohlstand des französischen Volkes war groß, wenngleich die Staatsschuld schon damals fast 13 Milliarden Francs betrug. Wie wenig die Finanzkraft

des Landes durch den Krieg erschüttert worden war, beweist die überraschend schnelle Abzahlung der 5 Milliarden Francs Kriegskostenentschädigung. Die erste diesem Zwecke dienende Anleihe von 2 Milliarden Francs, zum Kurse von 82,5 aufgelegt, wurde innerhalb sechs Stunden um das Doppelte überzeichnet.

Rußland war bei Beginn des ostasiatischen Krieges in günstiger finanzieller Lage trotz der wirtschaftlichen Krisen der Jahre 1900—1902. Die russische Reichsbank besaß einen hohen Goldbestand, und es wurden während der ersten Zeit die Kriegskosten mit etwa 108 Millionen Mark ohne Gefährdung des Staatskredits bestritten. Die erste Anleihe von 650 Millionen Mark wurde zu 5 % in Paris aufgelegt und ergab nach dem Emissionskurse eine Verzinsung zu 6,2 %. Der ungünstige Verlauf des Krieges führte zu einer Beleihung des inländischen Kapitalmarktes im August 1904. Erst im April 1905 schritt man zu einer bis dahin vermiedenen Steuererhöhung und erzielte damit eine Mehreinnahme von 140 Millionen Mark, die zur Verzinsung der Kriegsanleihen verwendet wurden. Im ganzen nahm Rußland für Kriegszwecke 2767 Millionen auf. Interessant ist, daß die russischen Staatspapiere nur geringe Schwankungen während des Krieges erlitten und erst die inneren Unruhen im Juli 1905 einen ungünstigen Stand ihrer Kurse hervorzurufen vermochten. Der Friedensschluß mit seinen für Rußland unerwartet vorteilhaften Bedingungen rief wieder ein Steigen des Kurses um 8½ % hervor. In weit ungünstigerer finanzieller Lage war das siegreiche Japan, dessen Einnahmen im Frieden nur den neunten Teil des russischen Jahresbudgets betrugen. Deshalb hatte auch damals alle Welt geglaubt, Japan würde aus finanziellen Gründen zur Führung eines Krieges außerstande sein. In ernster Vorbereitung für eine Abrechnung mit Rußland hatte Japan die Hälfte bis zwei Drittel der Staatseinnahmen für den Ausbau seiner Wehrkraft verwendet und die Staatsschuld in dieser Zeit um 2½ Milliarden Mark gesteigert. Durch diese Ausgaben war aber auch eine Schlachtflotte geschaffen und das Landheer auf die 2½fache Stärke gebracht worden. Im Gegensatz zu Rußland mußte Japan die Kriegskosten vornehmlich durch Erhöhung der Steuern und Zölle decken. Erstere stiegen im Laufe des Krieges um fast 100 %, die willig getragen wurden. Eine erste innere Anleihe von 210 Millionen Mark unmittelbar nach Ausbruch des Krieges wurde fast fünffach bei einer Verzinsung von 5,26 % nach dem Emissionskurse überzeichnet. Infolge der starken späteren Belastung des Inlandmarktes erforderte die vierte Inlandsanleihe im Februar 1905 schon eine Verzinsung von 8¼ %. Die erste Auslandsanleihe im Mai 1904 konnte mit Anrechnung des Kursverlustes nur zu 8 % untergebracht werden.* Die zweite Auslandsanleihe von 250 Millionen Mark erforderte sogar eine Verzinsung von 9,1 %. Demgegenüber zahlte Rußland für seine Anleihen, wie schon oben gesagt, nur 6,2 %. Insgesamt hat Japan 2676¼ Millionen Mark für Kriegszwecke aufgenommen. Die Zinsbelastung ist hierdurch für Japan sehr groß geworden. Eine Kriegskostenentschädigung hat es bei dem Friedensschluß von Rußland nicht erhalten. Im ganzen rechnet man, daß der Krieg Japan fast

2½ Milliarden Mark mit einem Monatsdurchschnitt von 121 Millionen Mark gekostet hat. Rußland errechnete für sich einen Monatsdurchschnitt von 143½ Millionen Mark. Die rechtzeitige Verstärkung der militärischen Machtmittel und die gründliche Vorbereitung des Volkes selbst für den Krieg sicherten Japan die Überlegenheit über seinen Gegner. Die gewaltige nationale Begeisterung im ganzen Lande und die sorgsame vaterländische Erziehung von Volk und Heer wie die taktische Schulung der Truppen knüpften Sieg auf Sieg an die Fahnen der Japaner. Die geringe finanzielle Kriegsbereitschaft aber war die Achillesferse des Siegers und die Rettung des Besiegten. Damit ist der Beweis für die hohe Bedeutung der Vorbereitung eines Krieges auch in finanzieller Beziehung gegeben.

Für Deutschland hat die finanzielle Mobilmachung an erster Stelle die deutsche Reichsbank in der Hand, der die Notenbanken in Bayern, Sachsen, Baden und Württemberg und die Staatsbanken der Bundesstaaten, vor allem die Königlich Preußische Seehandlung, und die Zentralgenossenschaften sowie die Großbanken in patriotischer Weise zur Seite stehen müssen. Die Deutsche Reichsbank wurde erst 1875 gegründet. Zu Beginn des Krieges 1870/71 bestand sie also noch nicht. Für Preußen war damals der finanzielle Führer die Seehandlung als preußische Hauptbank. Die Deutsche Reichsbank gilt als Privatbank, um für den Gegner unantastbar zu sein, wie wir auch 1870/71 die Bank von Frankreich geschont haben. Die Reichsbank ist von Privatkapitalien gegründet. Die Aktionäre haben aber nur sehr beschränktes Bestimmungsrecht über die Tätigkeit der Reichsbank, die unter staatlicher Aufsicht steht. Die Bank hat schwere Krisen 1901 und 1907 mit Geschick überstanden. Sie ist befähigt, gerade in kritischen Zeiten den drängenden Bedürfnissen nach Kredit und Zahlungsmitteln zu genügen. In Kriegszeiten ist es vornehmlich ihre Aufgabe, die Zahlungsmittel zu vermehren. Die Reichsbank hat das Recht, ebenso wie die vier noch bestehenden Notenbanken, die oben genannt wurden, im Frieden Banknoten als eigene Schuldverschreibungen nach „Bedürfnis ihres Verkehrs" auszugeben, die zu mindestens einem Drittel in kursfähigem deutschem Gelde, Reichskassenscheinen, Goldbarren oder ausländischen Münzen und für den Rest in diskontierten kurzfristigen Wechseln gedeckt sein müssen. Diese Banknoten haben wegen ihrer jederzeitigen Einlösungsmöglichkeit Zwangskurs. So ist die Reichsbank als deutsche Zentralbank für den Kriegsfall in wichtigen Punkten geradezu ideal aufgebaut, nämlich auf der Grundlage des privaten Stammvermögens, der staatlichen Leitung und eines elastischen Notenausgaberechts. An Banknoten der Reichsbank waren nach dem Verwaltungsbericht des Jahres 1911 im Umlauf durchschnittlich 1663 Millionen Mark, im vorigen Jahre 60 Millionen Mark weniger. Im Durchschnitt des ganzen Jahres waren von den umlaufenden Noten 67,88 % gegen 65,74 % des Vorjahres durch Metall gedeckt. Die Reichsbank wirkt als Kriegsbank sowohl für das Reich als die Volkswirtschaft in Zeiten der Gefährdung. Solche Zentralnotenbanken haben in den Kriegsaktionen ihrer Länder stets den finanziellen Mittelpunkt und den Grund- und Eckstein aller volkswirtschaftlichen und finanziellen Geschäfte ge-

bildet: so im höchsten Maße die Bank von Frankreich 1870/71, so freilich in geringerem Umfange die preußische Bank 1866 und 1870/71. Selbst die griechische und spanische Bank haben in den jüngsten Kriegen ihren Ländern die wertvollsten Dienste geleistet, trotzdem sich diese Banken schon in Friedenszeiten durch Papierwirtschaft und staatliche Inanspruchnahme in arger Zerrüttung befanden.

Für die Reichsbank ist es sehr wichtig, daß sie einen möglichst hohen Goldbestand in ihrem Tresor liegen hat, um allen plötzlich auftretenden hohen Ansprüchen an die Einlösung ihrer Verbindlichkeiten auch in schwierigen Zeiten genügen zu können. Deshalb bemühen sich jetzt im Reich die Behörden, bei der Auszahlung der Gehälter und Löhne eine vermehrte Verwendung von Reichsbanknoten herbeizuführen. Die Förderung dieser Art des Zahlungsverkehrs dient, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" kürzlich ausdrücklich schrieb, dem Zwecke, sowohl eine unwirtschaftliche Abnutzung von Goldmünzen, die mit einem alljährlich steigenden Aufwand für das Reich verbunden ist, hintanzuhalten, als auch den Goldschatz der Reichsbank zu stärken und diese dadurch in Erfüllung ihrer Aufgaben zu unterstützen. Die Bestrebungen waren von Erfolg begleitet. Während beispielsweise im Jahre 1905 zu den Vierteljahresschlüssen noch mehr als 100 Millionen Mark in Goldmünzen für die Kassen des Reichs und der Bundesstaaten verlangt und verabfolgt wurden, haben sich die Beträge im Laufe der folgenden Jahre beträchtlich vermindert. Im Jahre 1910 stellten sich die zu diesen Terminen geforderten Beträge auf rund je 52 Millionen Mark. Im Jahre 1911 wurden von der Reichsbank an Goldmünzen:

in der Zeit vom 20. bis 31. März rund 52,8 Millionen Mark,
" " " " 20. " 30. Juni " 36,2 " "
" " " " 20. " 30. Sept. " 21,1 " " und
" " " " 20. " 31. Dez. " 19,7 " "

hergegeben.

Hiernach war am Jahresschluß 1911 der Betrag der von der Reichsbank seitens der bezeichneten Kassen bezogenen Münzen im Vergleich zu 1905 um mehr als vier Fünftel gesunken. Sorgen die Behörden für möglichst umfangreiche Verwendung von Reichsbanknoten und Reichskassenscheinen an Stelle der Goldmünzen, so wird auch das Publikum sich immer mehr an den Gebrauch dieser Geldzeichen gewöhnen, wie dies die Erfahrungen in anderen Ländern, namentlich in Frankreich und Österreich, lehren. Eine derartige Gewöhnung wäre nur zu begrüßen, da das zu erstrebende Ziel, die im Verkehr nicht benötigten Goldmünzen der Reichsbank zuzuführen, von einer allgemeinen volkswirtschaftlichen Bedeutung ist, um die Reichsbank leistungsfähiger in schwierigen Zeiten zu machen. Die „finanzielle Kriegsbereitschaft" des Deutschen Reiches ist bei der Propaganda für den Notenverkehr, die zeitweise in der offiziellen Presse bekannt wird, wohl die Hauptsache. Sie wiegt schwer genug, um andere Gründe, die gegen den Verkehr mit Papiergeldzeichen sprechen, zurückzudrängen.

Bei der Reichsbank ist das Verhältnis des eigenen Kapitals zu den sämtlichen täglich fälligen Verbindlichkeiten, also Noten und Depositen, im

Vergleich zu den großen Notenbanken anderer Staaten günstig. Bezüglich des Goldbestandes dagegen, der für den Kredit eines Landes so wichtig ist, befindet sich Frankreich auf dem Weltmarkt in weit günstigerer Lage als Deutschland, obgleich es keineswegs reicher ist. Während die Reichsbank gegenwärtig ungefähr 850 Millionen Mark an Gold in ihrem Tresor besitzt, verfügt die Bank von Frankreich über einen Goldbestand von 2½ Milliarden. Der Grund hierfür liegt darin, daß Frankreich keine Goldwährung hat, also nicht mit Gold zu bezahlen gezwungen ist, wie Deutschland. Frankreich fordert daher bei Zahlung mit Gold ein Goldagio.

Die Reichsbank hat in erster Linie bei Eintritt einer Mobilmachung dafür zu sorgen, daß dem plötzlich auftretenden hohen Bedürfnis nach Geld entsprochen wird. Die Summe der Bedürfnisse für die mobilen Truppen kann man für die ersten sechs Wochen nach der Kriegserklärung auf 1200 Millionen Mark schätzen. Der Bedarf der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft an Zahlungsmitteln für die Vorbereitung und Durchführung von Kriegslieferungen ist ungemein schwer abzuwägen. Der Status der Reichsbank bringt regelmäßig die Bedürfnisse zum Ausdruck, die schon an den sogenannten „schweren Terminen" durch Miet-, Hypotheken-, Schuldverschreibungszinsen, Versicherungsprämien, Wechselforderungen usw. gegenüber den leichten Terminen entstehen. Diese Mehrbelastung pflegt am 30. September und 31. Dezember etwa 500 Millionen Mark zu betragen. Vielleicht dürfte sich die Verlegung der Zahlungstermine für Beamtengehälter und Mieten auf andere verschiedene Termine und eine Veralgemeinerung des Scheck- und Abrechnungsverkehrs, wie er in England und Amerika üblich ist, empfehlen. Zu dem Realbedarf bei einer Mobilmachung kommt noch der „Angstbedarf" nach Zahlungsmitteln, der sich in plötzlichen Zurückziehungen von Guthaben, in der Einreichung von Wechseln zur Diskontierung, in der Kündigung von Krediten während der ersten Wochen nach der Kriegserklärung äußert. Bei einer Schätzung desselben auf 250 Millionen Mark haben wir einen Gesamtbedarf von rund 2450 Millionen Mark in den ersten sechs Wochen nach der Kriegserklärung zu decken. Wie diese Summen aufzubringen sind, dafür wird rechtzeitig Vorsorge getroffen werden müssen. Einige Mittel werden zunächst für den Krieg frei, da die budgetmäßigen Ausgaben für kulturelle Zwecke, Bauten usw. im Falle eines Krieges unterbleiben können. Auf Grund des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873 müssen Private, Verkehrsunternehmungen, Kreise, Kommunen, Besitzer von Fahrzeugen und Pferden an Quartier, Getreide, Furage, Arbeiten, Grundstücken, Materialien, Pferden usw. Leistungen machen, die gegen Schuldanerkenntnisse des Reiches kreditiert werden. Immerhin bleibt der Finanzbedarf beträchtlich. Die Leistungsfähigkeit der Reichsbank ist nach ihrem Metallbestand zu bemessen. Ferner vermehren als Äquivalent für Gold die in Höhe von 300 Millionen Mark vorhandenen kleinen Banknoten zu 50 und 20 Mark den Goldvorrat der Bank dauernd. Zu diesem Metallbestand von 1150 Millionen Mark kommt der Kriegsschatz des Juliusturms mit 120 Millionen Mark, so daß der Metallbestand 1270 Millionen beträgt. Dem Bankgesetz gemäß kann an Bank-

noten der dreifache Betrag, also 3810 Millionen, ausgegeben werden. Zu den jetzt in Umlauf befindlichen 1660 Millionen Mark Noten können also 2 1/4 Milliarden Mark neuer Noten in den Verkehr gebracht werden. Damit würden nicht nur die Mobilmachungsbedürfnisse der ersten sechs Wochen gedeckt werden, vielmehr bliebe noch ein Restbestand aus dem Ertrage der Notenausgabe übrig.

Der Reichsbank muß die deutsche Reichsregierung mit besonderen Maßnahmen zu Hilfe kommen, damit sie den hohen Ansprüchen des Geldmarktes auch ohne Schaden für ihren eigenen soliden Bestand genügen kann. Diese Maßnahmen sind folgende:

1. Durch Verfügung des Reichskanzlers muß sofort bei einer Mobilmachung die Verpflichtung der Reichsbank zur Einlösung ihrer Banknoten in Gold aufgehoben werden. So wird ein Riegel dem allzu starken Abfluß des Goldbestandes, wonach das Ausland streben wird, vorgeschoben. Der gegenwärtige Bestand von 850 Millionen Mark ist möglichst in seiner Höhe zu erhalten, weil er die Kreditfähigkeit der Bank wesentlich beeinflußt. Ebenso muß den Reichskassenscheinen im Privatverkehr das Recht eines gesetzlichen Zahlungsmittels verliehen werden, das ihnen nach dem Reichsgesetz vom 30. April 1874 nicht zusteht. Auch die Reichssilbermünzen müßten dieselbe Eigenschaft durch entsprechende Verordnung erhalten. Die Reichsbank ist nämlich in Friedenszeiten verpflichtet, Reichssilbermünzen im Betrage von mindestens 200 Mark und Nickel- und Kupfermünzen im Betrage von mindestens 50 Mark in Reichsgoldmünzen umzutauschen. Falls besondere Kriegslombardkassen des Reiches geschaffen werden sollten, würden auch ihre neu auszugebenden Schuldverschreibungen als Zahlungsmittel zu gelten haben. Das Reich ist übrigens nicht in der Lage, auf die Bestände der Reichsbank als einer Privatbank zurückzugreifen. Es muß vielmehr, wie dies schon im Frieden häufig geschieht, für seine momentanen Geldbedürfnisse, wie jeder Kaufmann, wechselähnliche Gebilde, sogenannte Schatzanweisungen oder Schatzwechsel, ausstellen und diese bei der Reichsbank, ebenso wie ein Privatmann, diskontieren. In Frankreich beantragte der Finanzminister schon am 11. August 1870 beim Corps législatif für die Banknoten den Zwangskurs als eine von der Vorsicht gebotene Übergangsmaßregel, obgleich der Metallbestand der Bank damals über 1 Milliarde Francs betrug und nur 1 1/2 Milliarden Francs Banknoten sich im Umlauf befanden.

2. Von mancher Seite wird eine sofortige Aufhebung der Bankpublizität und damit der Verpflichtung der Reichsbank und der Privatnotenbanken zur regelmäßigen Veröffentlichung ihres Standes empfohlen. Der § 8 des Bankgesetzes schreibt nämlich vor, daß alle Notenbanken den Stand der Aktiva und Passiva am 7., 15., 23. und letzten jedes Monats im Reichsanzeiger veröffentlichen sollen. Eine staatliche Notlage, wie sie zurzeit jeder Mobilmachung entsteht, wirkt stets ungünstig auf den Stand der Banken ein. Diese Beeinflussung äußert sich im Anschwellen des Notenumlaufs bei gleichzeitiger Abnahme des Bargeldes. Die Verschleierung dieser Vorgänge liegt nicht nur im Interesse der nationalen Verteidigung, sondern nicht minder auch im

Interesse des nationalen Kredits und der Aufrechterhaltung des Vertrauens zur deutschen Banknote überhaupt. Die Aufhebung der Bankpublizität erst vom Gange der militärischen Ereignisse abhängig machen zu wollen, erscheint gefährlich. Das deutsche Publikum hat im vorigen Jahre bewiesen, daß es auf finanziellem Gebiet mit besonderer Vorsicht behandelt werden muß. Warum man aber den Gegner in seine finanzpolitischen Karten sehen lassen soll, dafür liegt kein Grund vor. In Frankreich wurde 1870 erst am 9. September, also erst nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs, die Veröffentlichung der Ausweise der Bank von Frankreich eingestellt. Im Juli 1871 trat die Bankpublizität wieder in ihre Rechte. Dieses Zögern durfte sich Frankreich mit Rücksicht auf den hohen Metallbestand, mit dem seine Zentralbank damals in den Krieg eintrat, gestatten. Für Deutschland mit seiner metallisch beträchtlich schwächer ausgestatteten Reichsbank empfiehlt sich in ähnlicher Lage ein so beträchtliches Hinausschieben der gedachten bankpolitischen Maßregel nicht.

3. Einführung von Moratorien, d. h. Bekanntmachung, daß Geld unter keinen Umständen vor Ablauf von sechs Monaten bzw. eines Jahres vom Reich gefordert werden darf. Dieses Mittel wählte seinerzeit die französische Regierung, die 1870 überhaupt finanziell geschickt operierte. Sie hatte den größten Erfolg, eine Tatsache, die beweist, daß plötzlicher Zwang nicht beunruhigt, sondern schont. Hier würden auch die etwa neu zu bildenden Kriegslombardkassen ihre Tätigkeit entwickeln können. Sparkassen und Besitzer sicherer Wertpapiere werden veranlaßt, durch Verpfändung ihrer Wertpapierbestände Kriegskassendarlehnsscheine einzutauschen, d. h. Papiergeld, das für den Fall des Krieges ausgegeben wird. Solche Ermächtigungen zur Aufhebung oder Abänderung von Vorschriften des Bankgesetzes würden am besten schon im Frieden durch Gesetz erteilt werden, damit nicht erst zu Beginn eines Krieges sich Bundesstaat und Reichstag über solche Maßnahmen einigen müßten.

4. Gleichzeitig mit der Mobilmachung sind Ein- und Ausfuhrverbote für Waffen, Kriegsbedarf und dergleichen seitens des Bundesrats zu erlassen, der nach der Reichsverfassung hierfür zuständig ist. Solche Ausfuhr- und Durchfuhrverbote wurden am 16. Juli 1870 für Waffen und Kriegsbedarf, am 20. Juli für Hafer, Kleie, Getreide und Hülsenfrüchte, gewisse Mühlenfabrikate, Rindvieh, Schweine und Schafe, am 8. August für Kriegsmunition, Blei, Schwefel, Salpeter, am 25. August für Pferde erlassen. Will man sich nicht sofort für Ausfuhrverbote entschließen, so könnten Ausfuhrzölle wirksam werden. England erhob im Burenkriege zur teilweisen Deckung des Kriegsbedarfs einen Kohlenausfuhrzoll von 1 Schilling pro Tonne.

5. Für den Kriegsbedarf kommen ferner Ausnahmetarife bei dem Eisenbahntransport gewisser Roh- und Industriestoffe in Betracht, um die Zufuhr von Getreide und anderen Bedürfnisartikeln nach Deutschland zu erleichtern. Es wird vielfach die Befürchtung ausgesprochen, daß Deutschland durch eine mächtige feindliche Flotte die Zufuhr von Lebensmitteln in einem bedenklichen Umfange abgeschnitten werden könne. Auf dem Rhein, der Elbe und der Donau über Rotterdam und Antwerpen, Genua und Triest werden wir selbst

dann Zufuhr zu beziehen imstande sein, wenn wir von Frankreich und Rußland gleichzeitig angegriffen und durch ihre Flotten unsere Seehäfen blockiert würden. In Friedenszeiten aber sind wir weder für unsere Getreideeinfuhr noch für den Bezug von Rohstoffen vom Seehandel abhängig, da Rußland und Österreich-Ungarn unsere Ostgrenzen bilden.

6. Im Frieden muß die Reichsregierung Sorge tragen, daß die Reichsbank, die preußische Seehandlung und die anderen großen Bankinstitute leistungsfähig werden und bleiben, damit diese ihre Aufmerksamkeit auf die Regelung der internationalen und finanziellen Beziehungen richten können. Wichtig ist die Gewinnung von Guthaben an das Ausland seitens der Banken. Diese Guthaben können in Geldern bestehen, die zur Verzinsung gegeben sind, wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse in den betreffenden Ländern gerade so liegen, daß eine zweckdienliche Verwendung des überflüssigen Geldes durch lohnende Nachfrage der eigenen Industrie und des eigenen Handels dort selbst nicht möglich ist. Da der Zinssatz in Deutschland stets höher ist als in Frankreich und dort die Industrie nicht einen solchen Bedarf an Barmitteln hat, wie bei uns in Deutschland, so geben Frankreichs Banken vielfach große Summen an die deutschen Geldinstitute ab. Vornehmlich auch nach Rußland haben die französischen Financiers, die ihr Geld im Inlande nicht verwerten konnten, zum Bau der großen russischen Staatsbahnen bedeutende Kapitalien hergegeben. Im Kriegsfalle werden diese Gelder zurückgefordert. An einen Gegner werden wir natürlich die Schulden im Falle eines Krieges nicht bezahlen, an andere Länder aber werden wir zahlen müssen. Das internationale Zahlungsmittel ist Gold; dieses muß also beschafft werden. Da die Banken ihr Gold nur zum kleineren Teil in kurzfristigen Wechseln, zum größeren aber in industriellen Unternehmungen anlegen müssen, um der Überfülle der an sie herantretenden Aufgaben entsprechen zu können, so sind sie natürlich nicht so vollkommen kriegsbereit wie die Reichsbank und die staatlichen Notenbanken. Diese sollen ja auch möglichst wenig Konkurrenz den Groß- und Kleinbanken machen. Würde man stets eine völlige Kriegsbereitschaft von den Banken fordern und einen allzu hohen Liquiditätsgrad ihrer Bilanzen verlangen, so hätten unmöglich bei uns nach dem Kriege 1870/71 Industrie und Handel einen solchen Aufschwung nehmen können. Deutschland wäre ohne den durch die Privatbanken ausgebildeten lebhaften Kreditverkehr ein völlig armes Land geblieben, wie es vor dem Kriege war. Wir haben jetzt in Deutschland außer den fünf Notenbanken, die schon oben genannt wurden, 40 Hypotheken- und 415 Kreditbanken. Von dem Umfange der Geschäfte unserer Großbanken gewinnt man eine Vorstellung, wenn man z. B. den Geschäftsbericht der Deutschen Bank für das Jahr 1911 nachliest. Diese Bank gab an Steuern und Abgaben 3½ Millionen Mark aus. Für Stempel wurden ferner außerhalb des Unkostenkontos zu Lasten der betreffenden Rechnungen annähernd 11 Millionen Mark gezahlt. Auf Bereithaltung einer erheblichen Reserve müssen natürlich auch die Privatbanken bedacht sein, um im Kriegsfalle den Kündigungen ausländischer Guthaben, die an ihre Kundschaft ergehen, entsprechen und starken Auslandsverkäufen deutscher Effekten an den

inländischen Börsen ohne Erschütterung ihrer Bilanz begegnen zu können. Gleichzeitig muß der heimische Markt vor zu großem Druck in der gefährlichsten Zeit geschützt werden. Die Privatbanken können zu ihrem Teil mitwirken, daß eine finanzielle Panik nicht zu unüberlegten Zurückziehungen von Depositen und Giroguthaben sowie zu Angstverkäufen von Effekten führt.

Mit dem Kursverlust der Reichs- und Staatspapiere, mit der Steigerung des Bedarfs an baren Mitteln für industrielle Unternehmungen und der überraschenden Entwicklung des Welthandels hat sich in den letzten zwanzig Jahren der Liquiditätsgrad der Bankbilanzen, d. h. das Verhältnis der kurzfristigen Gelder zu den langfristigen, nicht immer gefahrlosen Anlagen beständig verschlechtert. Der Einfluß der Reichsbank auf die Bildung der Kreditverhältnisse ist durch die Großbanken eingeschränkt worden. Die Entwicklung der Volkswirtschaft zur Weltwirtschaft macht eine Überwachung seitens der Reichsbank notwendig. Diese fordert von den Banken eine Erhöhung ihrer Liquidität, die als wichtigster Grundsatz aller kaufmännischen Geschäftsführung gelten muß, und wünscht, daß sie mindestens 15 % der ihnen anvertrauten Depositengelder als ständige Barreserve bereit halten. In England sieht man das Verhältnis von 16 % noch für zu niedrig an. Dort wollen die Banken selbst im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit mehr als bisher bei ihrer Tätigkeit das Wohl der ganzen Volkswirtschaft ins Auge fassen. Aus freien Stücken wollen sie ihre Barreserve verstärken, um ihren Verpflichtungen immer mehr nachkommen zu können. Die deutschen Banken werden diesem Beispiel folgen müssen, da das Verhältnis ihrer Barmittel gegen England wesentlich ungünstiger ist. Die englischen Banken können eine weit größere Kasse halten, weil ihre Depositen unverzinslich oder gegen eine ganz geringe Zinsvergütung eingelegt sind. Außerdem überläßt die englische Regierung ihre sehr bedeutenden Kassenbestände zinsfrei der Bank von England. Bei uns dagegen versetzen die Ausleihungen oder Einrufungen der Staatsinstitute den Geldmarkt nur zu oft um relativ kleiner Zinsvorteile willen bald in scheinbaren Überfluß, bald in übertriebene Knappheit, wie die Deutsche Bank in ihrem letzten Geschäftsbericht besagt. Die jetzt vorgeschriebene Veröffentlichung mehr spezifizierter Zwischenbilanzen hält die Banken dazu an, ihrer Liquidität größere Aufmerksamkeit zu widmen.

Die öffentlichen Sparkassen bleiben bei 61 % ihrer Auslagen in Hypotheken und 28 % in Wertpapieren, also 89 % in langfristigen Anlagen, weit hinter der Liquidität der Kreditbanken zurück. Der ausgedehnte Hypothekenbesitz der Sparkassen macht ihre finanzielle Lage in Kriegszeiten schwierig, da diese Kapitalien nicht sofort verwertbar werden. Die Forderungen des Staates an die Sparkassen, daß sie einen gewissen Bruchteil ihres Besitzes in Staatspapieren angelegt haben müssen, scheint zum Vorteil des Kursstandes der Konsols gerechtfertigt.

Im Interesse einer gesunden finanziellen Kriegsführung liegt es, daß das deutsche Volk ausländische Effekten besitzt, um etwaigen Ansprüchen auf dem Weltmarkt zu genügen, auch den Kriegsbedarf gegen bar vom Auslande beziehen zu können. Während des Krieges sind wir z. B. auf bedeutenden

Import von Kupfer angewiesen, da dieses Metall in fast allen Metalllegierungen für Patronen, Kartuschen und auch in reinem Zustande in großen Mengen gebraucht wird. Das Kupfer müssen wir vornehmlich aus Amerika beziehen, und zwar von den Vereinigten Staaten. Würden wir den Bedarf nicht durch Barzahlungen decken können, so würde kein deutsches Schiff einen amerikanischen Hafen verlassen dürfen. Amerika weiß aber, daß eine große Menge deutschen Kapitals in amerikanischen Werten angelegt ist, und daß sich in den Händen des Privatpublikums Milliarden von Aktien und Obligationen amerikanischer Gesellschaften befinden. Diese Wertpapiere, deren Anwachsen man vielfach in Deutschland im Interesse der vernachlässigten eigenen Werte, besonders der Staatsanleihen, mit Besorgnis angesehen hat, können eine Kriegsreserve allererster Ordnung werden, indem sie die Verpflichtungen des Geldmarktes dem Auslande gegenüber ausgleichen. Im Jahre 1892 nahm Schmoller die Höhe der in deutschem Besitz befindlichen Auslandswerte auf 10 Milliarden an. Die Forderungen deutscher Banken usw. an das Ausland können wir auf 18—20 Milliarden Mark bewerten. Zur Vornahme des Zahlungsausgleichs bedarf der Staat der Mitwirkung der Privatbanken, um zu erreichen, daß die meist im Privatbesitz befindlichen ausländischen Werte ihm zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt werden. Hier werden die Privatbanken ihre Feuerprobe zu bestehen haben. Ein geringer Teil der Auslandsforderungen wird auch durch Verrechnung gegen unser Guthaben im Auslande beglichen werden können.

Die Reichsbank und die Preußische Seehandlung müssen außerdem *Mittel zur Kriegsführung herbeischaffen*. Über den ersten Bedarf hinaus sind also nötig die Erhebung einer außerordentlichen Kriegssteuer und die Begebung von Kriegsanleihen. Man hat im allgemeinen für die Kriege der Vergangenheit ein Drittel des Bedarfs durch Steuern, zwei Drittel durch Anleihen aufgebracht. Bei einer *außerordentlichen Kriegssteuer* wird es sich darum handeln, die Zensiten, nach der Höhe des Steuerbetrages differenziert, zur direkten Steuer heranzuziehen. Es zahlten pro Kopf der Bevölkerung im November 1908 an direkten und indirekten Steuern Frankreich 72,68 Mark, England 96,09 Mark, Deutschland nur 49,20 Mark. Die Gesamtsteuerlast des deutschen Volkes einschließlich Erbschafts- und Kirchensteuern sowie der indirekten Gemeindeabgaben betrug 1908 3052 Millionen Mark im Jahre. Die Steuern könnten daher zu Zeiten der Gefahr und vaterländischer Begeisterung leicht auf das Doppelte erhöht werden. England deckte von den 4½ Milliarden Mark, die der Burenkrieg kostete, 1½ Milliarden Mark durch Kriegssteuern und den Rest durch Ausgabe von Schatzanweisungen und Anleihen. Von den Kriegssteuern entfiel mehr als die Hälfte auf Erhöhungen der Einkommensteuer, der Rest auf indirekte Steuern, bei denen vornehmlich die Verbrauchssteuern und Zölle herangezogen wurden. Rußland begnügte sich im letzten Kriege gegen Japan mit einer geringen Erhöhung der Gewerbesteuer, der Erbschafts- und Schenkungssteuer, der Verkaufspreise für fiskalischen Branntwein u. dergl. Japan erhob Kriegssteuern in der Form sehr starker Erhöhungen der Grund-, Einkommen-

und Gewerbesteuern und der Steuern auf Gebrauchsgegenstände. Unter den zahlreichen neuen Steuern, die eingeführt wurden, verdienen die Erbschaftssteuer und das Salz- wie das Kampfermonopol besondere Beachtung.

Als Kriegssteuer kann auch das Einbehalten von Gehältern der Offiziere und Beamten angesehen werden. Friedrich der Große kürzte den Beamten während des Krieges zeitweise die Gehälter. Rußland legte im letzten Kriege eine besondere Steuer auf das Einkommen der Beamten. Diese Steuer hat wohl ihre Berechtigung und müßte auch auf die Offiziere ausgedehnt werden, da die Einnahmen der Gewerbetreibenden in Kriegszeiten größtenteils infolge Stockungen von Handel und Wandel ebenfalls zurückgehen. Zu erwägen bleibt eine teilweise Einbehaltung der Gehälter für die Offiziere und Beamten bis zum Friedensschluß. So wird viel bares Geld für die Kriegführung unmittelbar frei.

Rechnen wir mit der Dauer eines zukünftigen Krieges von zwei Jahren für Deutschland, so müßten 7 Milliarden für das zweite Jahr im Wege der Anleihe aufgebracht werden. Der Erfolg einer solchen ist abhängig von der Stimmung des Volkes, der Popularität des Krieges, der Haltung der Regierung, von dem Termin der Auflage der Anleihe und endlich von dem Gange der Kriegshandlung selbst. Die Regierung kann eine Zwangsanleihe wählen oder durch günstige Übernahmebedingungen (Zinsfuß und Kurs unter pari) die Finanzleute zum Ankauf der Anleihe reizen. Auf das Ausland werden wir wenig rechnen können. Der Patriotismus unserer Börsenkreise ist mit der Opferwilligkeit der englischen haute finance nicht zu vergleichen. Die erste englische Kriegsanleihe im Burenkriege wurde nur zu einem um $^1/_4$% höheren Zinsfuß als die gewöhnliche englische Staatsanleihe und zu einem Kurse aufgelegt, der nur um 2% gegen den damaligen Stand der englischen Konsols abwich. Der Anreiz für die Spekulation war also gering. Trotzdem ist die Anleihe elfmal überzeichnet worden, d. h. das englische und ausländische Publikum hat der Regierung $6^1/_2$ Milliarden zur Verfügung gestellt, während sie nur 600 Millionen bedurfte. Bei Ausgabe dieser kurzfristigen $2^3/_4$%igen Anleihe wurde nicht der Bestand der $2^3/_4$%igen Konsols vermehrt, sondern ein neuer Typus geschaffen, dessen Emission auf den Preis der Konsols keinen Druck ausüben konnte. Dagegen mußte Bayern eine zu derselben Zeit emittierte $3^1/_2$%ige Staatsanleihe in dem geringen Betrage von 42 Millionen Mark zum Kurse von $92^1/_2$ auflegen. Und diese geringfügige Anleihe übte sogleich einen starken Druck auf das ganze Kursniveau der deutschen Staatsanleihen aus. Der Grund für diese merkwürdige Erscheinung liegt darin, daß der inländische Markt Deutschlands bisher gar zu häufig mit Anleihen in Anspruch genommen wird. Leider scheint die Reichsfinanzreform von 1909 auch hierin keinen Wandel geschaffen zu haben, wenngleich eine Gesundung der Finanzen des Deutschen Reiches unbedingt anerkannt werden muß. Zu einer Zwangsanleihe werden wir erst geraume Zeit nach der Kriegserklärung genötigt sein.

Das deutsche Volk hat sich 1870/71 in hohem Maße opferwillig auf dem Gebiete des Roten Kreuzes gezeigt und auch reichliche Spenden in

sogenannten Liebesgaben an die Krieger ins Feld gesandt. Im übrigen aber hielt sich das deutsche Kapital sehr zurück. Hoffentlich wiederholt sich der traurige Fall von 1870 nicht, als an freiwilligen Gaben zu Beginn des Krieges trotz der Begeisterung des Volkes nur 394 Taler zusammenkamen. Wir sind reicher und opferfreudiger geworden. Das betätigen und beweisen die zahlreichen Veranstaltungen auf dem Gebiete der Wohltätigkeitspflege, die regelmäßig in allen Gauen Deutschlands ganz bedeutende Summen aufbringen. Das beweist die freiwillige Fürsorge der Gesellschaften und Arbeitgeber auf sozialem Gebiete. Das beweist die patriotische Gesinnung des deutschen Volkes, die sich jetzt mehr denn je bei ernsten Anlässen betätigt. Als Graf Zeppelin vor einigen Jahren bei Echterdingen den Unfall mit seinem Lenkballon erlitt, da waren $4^1/_2$ Millionen Mark innerhalb von Tagen für den ergrauten Offizier gezeichnet, der sein Vermögen und seine Lebensarbeit an seine Erfindung gesetzt hatte. Das Ausland mag aber aus diesem einen Beispiel ersehen, daß das deutsche Volk an Begeisterungsfähigkeit trotz des erhöhten Wohlstandes und des — leider — gehobenen materiellen Lebens nichts eingebüßt, an Opferfreudigkeit jedenfalls gewonnen hat. Ist jeder Deutsche mit der Waffe in der Hand zur Stelle, wenn der Kaiser ruft, so wird auch jeder Deutsche gern von seinem Vermögen ein Scherflein auf den Altar des Vaterlandes niederlegen, wenn es nötig ist. 1813 hat das preußische Volk, nach schweren Jahren der Prüfung freilich, eine Opferwilligkeit ohnegleichen bewiesen. Dem Beispiel unserer Väter wollen wir folgen, ohne aber erst zu warten, bis die Not uns ruft und der Feind uns zu Opfern zwingt. Außerdem müssen schon im Frieden Behörden und Banken beizeiten Vorsorge treffen, damit es in der Stunde der Gefahr an dem nötigen Rüstzeug nicht fehlt. Dieses Ziel darf niemand aus dem Auge verlieren, der verantwortlich dafür ist, daß die finanzielle Kriegsbereitschaft der militärischen entspreche.

Auf dem Neckar.

Eine Bootfahrt.

Von

Marie von Bunsen.

(Fortsetzung.)

Gundelsheim, 26. Juli.

Heute früh verließ ich Wimpffen; es war eine nette Unterkunft, die Lage, die Aussicht eine stete Freude. Auf der Terrasse nahmen einige Ehepaare und Herren ihre Mahlzeit an den einzelnen Tischchen, ich wurde im Saal neben die übrigbleibenden Frauen und Kinder gesetzt. Man war sehr gesprächig, unterhielt sich über die Lebensdauer von Aalen, wie diese sich sterbend um den Arm der einen geschlungen, wie sie im Rucksack des Gatten der anderen sich noch zwei Stunden in Todesqualen gewunden hätten. Dann wurden geköpfte, aber noch über die Küche laufende Hühner geschildert. Mir wurde flau. Im übrigen zarte Gemüter; nachmittags allein in den Wald zu gehen, trauten sie sich nicht, davon bekämen sie Herzklopfen und Angst. Hier im „Prinzen Karl" ist es bedeutend einfacher, im Fremdenbuch sehe ich mir die Namen meiner Vorgänger an. Orgelspieler, Schüler, Schäfer, Kantorwitwen, Landwirte. Zugegen waren noch zwei Deutschamerikanerinnen; sie sprachen abwechselnd schauriges Yankeeenglisch und naturwüchsiges Schwäbisch, waren ganz gewöhnlich, aber doch mit dem gewissen städtischen Anstrich. Sie hatten eine Verwandte zu Tisch gebeten, ein einfaches, verschüchtertes Landmädchen, das blonde Haar mit Wasser geglättet, im dunklen wollenen Sonntagskleid. Unendlich sympathischer, aber in zehn Jahren wird sie vielleicht auch eine Sportmütze tragen. Die Möglichkeit, auch „hinüber" zu kommen, wurde besprochen; das Landmädchen lauschte wie in einem aufgeregten Traum.

Als ich heute morgen Wimpffen verließ, lag es da, herrlich über den Waldabhang mit seinen Mauern und Türmen. Ich kam an saftig grünen Wiesen vorbei, sah wieder jenes strahlende Grün, wie man es so nur vom Boot aus sieht. Es ist der Moment, wenn die Sonne die Gräser durchleuchtet, dahinter tiefgrün beschattete Waldhöhen, auf diese werfen ziehende Wolken ihr dunkles Violett. Wie gut kannte ich dies ungewöhnlich stark-

koloristische Bild. Viele Obstbäume, hohe Keuperabhänge mit Weinbergen oder Wald bedeckt. Ungewöhnlich hübsch lag Heinsheim; die Häuser sahen nur eben zwischen den Bäumen hervor. Darüber ein stattliches Schloß, ein einfacher Kasten, Terrassen, Bäume, Reste eines Turmes. Etwas weiter ragte die Ruine Ehrenberg, mit jähem toten Giebel und Turm empor, und Schloß Guttenberg kam in Sicht. Auch im zwanzigsten Jahrhundert hängt man in zäher Anhänglichkeit an der vererbten Scholle; wie leidenschaftlich war man erst damals mit seiner Burg verbunden. Als weithin sichtbares stolzes Symbol des Geschlechtes erhob sie sich, unnahbar, auf dem Felsen. In einem, gewiß auch hier von fahrenden Sängern oft vorgetragenen Heldenlied sagte der Ritter: „Stände ich mit meinem einen Fuß im Paradies und mit dem anderen in meiner Burg, so zöge ich den ersten aus dem Paradies zurück und setzte ihn zu dem anderen." Hier in der Abgeschiedenheit, in selbstherrlicher Freiheit entwickelten sich trotzerfüllte Gestalten.

Das späte, entartete Rittertum ist uns gewärtiger als die Zeit seiner Blüte. Damals bedeuteten seine Ideale Neuerung und Fortschritt. Viele Mißstände stellten sich erst in den letzten Zeiten ein; so war die Lage der Landleute erst nach etwa 1400 eine zunehmend schlimme. Bis zu dieser Zeit war auch das Trinklaster verpönt, und es hatte sich noch die alte Kultursitte der späten Hauptmahlzeit erhalten. Im Deutschordensschloß von Marienburg wie in den Fürstenquartieren feudaler französischer Klöster gab es moderne Kanalisation mit Wasserspülung. Als alle diese Bergfriede zuerst errichtet wurden, erfreuten sich die Insassen, bei allen Härten des Daseins, mancher Schönheiten der inneren und äußeren Welt, die danach sich verloren.

Ich hörte das Rauschen eines Wehres, der Fährmann hatte mich angewiesen, rechts zu fahren, aber rechts sah ich den weißen Streifen der Wellen. Kein Mensch war zu erblicken, ich beschloß, mir die Sache vorher mal anzusehen und landete mit Hilfe einiger Weidenbüsche. So leicht war das nicht; ich sprang in weichen Sumpf hinein, dann über die Wiesen an großen, morsch ausgehöhlten Weiden vorbei. Ja, diesmal war rechts vom Rudernden gemeint worden, drüben war der Schiffahrtsweg, hier das Wehr. Ich kam gut durch das bewegte Wasser und hielt hinter der alten Mühle, dicht an dem malerisch, mit Türmen und Mauern und unregelmäßigen Häusern aufsteigenden Ort. Auch hier war ein Fährmann zur Stelle; ich ging zum „Prinzen Karl", erhielt ein gutes Mittagessen; der Wirt trug es selber auf, bedauerte, daß ich nicht alles — es war überreichlich — aß.

Dann ließ ich mich übersetzen und ging zwischen Obstbäumen nach Neckarmühlbach und dem Guttenbergschloß.

Auch dies war ein uralter Flußübergang; hier führte der Römerweg nach jenem dort gelegenen Michelsberg, wo man dem Jupiter und der Juno Opfer brachte. Wo jetzt schlichtbehäbige Dorfhäuser stehen, hat man Reste römischer Wohnhäuser gefunden. Sie waren gewiß geschmackvoll eingerichtet; durch den Hildesheimer Fund kennen wir das Eßgerät eines der Offiziere; dank der sorgfältig angelegten Luftheizung wohnten sie ganz behaglich. Wenn die Weltbeherrscher in ihrem Reisewagen an dieser Fährte übergesetzt

wurden, sahen sie beim eifrigen Lesen nicht auf. Sie hatten neue Bücher aus der Stadt erhalten, Bücher damals von spannender Neuheit, noch heute uns wertvoll.

In das Leben dieser Kolonialtruppen können wir uns lebendiger einfühlen, seitdem wir selber Kolonialoffiziere und ihre Familien weit draußen haben. Meistens haben sie wenig Interesse für die Psyche der Wilden, ein um so wärmeres für die ferne Heimat, für einen neuen Roman, den neuen Schlager auf der Bühne, die neuesten Nachrichten aus der Hauptstadt. Die Veränderungen im Militärkabinett, in der Wilhelmstraße, die Kolonialdebatte im Reichstag, all dies beschäftigte, in nur etwas anderer Form, die römischen Offiziere. Als erhebender Moment, damals wie heute, die schwere Pflichterfüllung unter steter Gefahr. Man würde sich gut mit ihnen unterhalten können, würde sich über Politik, Verwaltung, Kolonisation, Reichswesen, Kunst und Literatur nicht unschwer verstehen. Ja, auch so ein offizieller Gottesdienst der ganzen Garnison, vielleicht mit anschließender Parade zu Kaisers Geburtstag, würde uns nicht ganz ungewohnt berühren. Schwerer wäre wohl die Verständigung mit unseren Volks- und Glaubensgenossen, den alten Rittern dort oben.

Ich nahm den Fußweg am Wiesenhang zur Kirche hinauf, ein kleines Mädchen begleitete mich mit dem Schlüssel. Der älteste Gemmingen liegt nicht hier, wohl aber sein Enkel Dietrich, der erste Ritter des Kraichgaues, der sich zur Reformation hinneigte. Er hat lebhaft mit protestantischen Theologen korrespondiert, einem vertriebenen Freund Luthers hier ein Asyl geboten, ihm den Sohn aus der Taufe gehoben. Sein Bruder Wolf bekannte seinen Glauben nicht weniger mutig, verweigerte Kaiser Karl dem Fünften in Heilbronn ins Gesicht seinen Wunsch. Es täte ihm leid, seinen Kaiser zu betrüben, noch schlimmer sei es, Gott zu erzürnen.

Hier draußen an der alten Kirchenmauer ist Dietrichs Denkmal, gute Arbeit, leider etwas verwittert. Dietrich und Clara, seine Gattin, geborene von Nippenburg, knien dort von ihren Kindern umgeben; sie sehen nach oben, der Ausdruck ist schlicht und lebendig, im Hintergrund entsteigt ein akademischer Christus dem Grab, ein Teufel zeigt fratzenhafte Wut. Einige der Grabdenkmäler erzählen rührende kleine Familiengeschichten. Hans Bleikard war mit Anna Magdalena von Neippberg verlobt, doch starb sie in Guttenberg vor der Hochzeit; so erschütterte ihn dieses, daß er im nächsten Jahre ihr folgte. Seinem Vetter Dietrich gehörte dann das Schloß; Anastasia Degenfeld, seine junge Frau, starb im ersten Jahre ihrer Ehe. Ein verschnörkeltes Denkmal von 1702 bringt einen Ton, der im Mittelalter nur selten erklang. Die Römer, die einst hier ihren Dienst versahen, haben ihn wohl gekannt. Die Inschrift sagt: „. . . denke, wie süß und schön es ist, für das Vaterland zu sterben."

Die alten efeubekleideten Kirchhofmauern gehören noch zur Befestigung der Burg. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts kaufte diese Hans von Gemmingen der Reiche um 6000 Gulden, „mit den dazu gehörigen Dörfern, Weilern, mit Leuten, Wäldern und allen und jeden Zu- und Eingehörungen". Für den Ritter war es ein stolzer Tag, als er hier einzog; die Burg hatte

dem Reichserbkämmerer, Konrad von Weinsberg, Schwiegervater des Herzogs von Sachsen-Lauenburg, gehört, nun war er hier Gebieter, er, der früher so arm gewesen, daß er nicht mal ein Pferd zu halten vermochte. Durch Kraft, Klugheit und Zuverlässigkeit wurde er Rat und Vertrauensmann verschiedener Fürsten, hatte er dem alten Namen zu neuem Glanz verholfen. „Er ist gesund und von großem Leibesvermögen gewesen, lag ohnerachtet habenden Reichtums nicht auf der Bärenhaut, auch bis in das 80jährige Alter." All die Gemmingenschen Herren und ihre Frauen sind diesen Weg zur Kirche gekommen, hier hinunter wurde ihr Sarg getragen. Dem ersten Protestanten, Dietrich, folgte Philipp. Er wurde der Weise genannt, studierte Mathematik und Erdkunde, besaß eine berühmte Bibliothek. Später kam diese teilweise an die Landschaden von Steinach und gelangte dann in die Heidelberger Palatina. Nach Rom entführt, kehrten vielleicht gerade einige dieser Bände wieder an den Neckar zurück. Philipp der Weise war hoch angesehen, allgemein schätzte man seinen Charakter wie seinen Verstand. „In Guttenberg hielt er sehr ansehnlich Haus und einen Herrenstand mit vielem Gesind und Reisigen, hielt einen eigenen Türmer und drei Pförtner, soll oft zu zwanzig oder dreißig geritten sein." Diese efeubewachsenen Mauern haben ihn noch gesehen, diese fünf Warttürme, dieser mächtige Bergfried. Der neue Bau ist von 1741, ein stattliches Gebäude, noch heute von den Gemmingens bewohnt.

Das Schloß der ehemals verhaßten Deutschordensherren ist hingegen Sanatorium geworden. Mächtig und schwer lagert es über Gundelsheim. Nach der Verwüstung durch die Bauern wurde es bald wieder aufgebaut, eine gewaltige Bogenbrücke führt hinüber, ein pittoreskes Barocktor, mit hochtrabenden Statuen und übergroßem Wappen. Im Durchgang sind Grabsteine alter Ordensmeister aus dem 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, allerdings nur im Abguß, die Originale sind in Wien. Ich kannte die Photographien, aber hier in der alten Umgebung kam auch die kompositionelle Wirkung zutage. Es sind lebendige Bildnisse, glänzend individualisiert, mustergültig stilisiert, auch wenn die Arbeit bei zweien eher plump ist. Herrenmenschen, ich weiß wenig Günstiges von ihnen, auf diesen Steinen wirken sie begeisternd. Aber eine Inschrift über dem kleinen Hofportal ist befremdlich. Ganz ruhig beichten sie ihre kläglich feige Flucht vor den Bauern: „. . . Ostermontag 1525 . . . das schloß aus forcht der bauern grimmich ganz verlassen stand . . . Sonntag nach ostern ward es von den hauffe der Bauern geblundert und verbrennt auch schloß stockburlgli geblündert zerrisse und abgebroche . . . sonntag exaudi nahm der bauern wüthen mit blutvergissen ein Ende."

Hinter der Ehrenbergruine und den dunklen bewaldeten Höhen ging mit purpurrotem Gewölk die Sonne unter.

Neckarelz, 27. Juli.

Mit einem Händedruck von Wirt und Wirtin verabschiedet, verließ ich heute morgen Gundelsheim und ruderte davon. Ungemein malerisch wirkten die schweren unregelmäßigen Formen des Schlosses, deutlich traten die alten Befestigungslinien hervor. Es folgten liebliche, baumbestandene Ufer, Keupersandstein, davor Schotter und Löslehm. Es kamen Dörfer mit Wassermauern

und Pappelreihen, auf ein gelegentliches Wehr mußte geachtet werden. Dann erhob sich hoch und steil Hornberg, auf der von Weinbergen bedeckten Höhe. Unten, eine alte Mühle, zu Götz von Berlichingens Zeiten sah sie vermutlich nicht viel anders aus. Dicht dabei lag Neckarzimmern, wo ich die Baronin G. besuchen wollte. Ich sah auch den Renaissancegiebel des Schlosses zwischen den Bäumen des Parkes und nahm an, daß hinter dem breiten Wiesenvorsprung die Anlegestelle des Dorfes kommen würde. Aber nein, Neckarzimmern liegt landeinwärts, so ruderte ich nach Hochhausen, dem nächsten Dorf. Ich kam an einer besonders reizvollen Uferstrecke vorbei. Das Muschelkalk-Felsenufer steigt hart aus dem Wasser, von Wald überragt; im Felsen ist eine tiefe Spalte, die Jungfernhöhle. Es ist eine alte Sage; dort auf dem Berge sollte die Tochter des Schloßherrn, des Frankenkönigs Dagobert (interessant die Erinnerung an jene sonst so vergessene Frankenzeit), sich mit einem heidnischen Fürsten vermählen. Sie floh über den Neckar, flüchtete sich in diese Höhle, eine zahme Hirschkuh brachte ihr Nahrung. Der Küchenmeister verriet ihren Zufluchtsort, der König kam, erfaßte die Tochter, wollte sie zwingen. Da blieb der Arm in seiner Hand, er wich entsetzt, eine Schlange brachte ein Wunderkraut, und die Wunde heilte. Den König trieb sein schlechtes Gewissen aus der Gegend, Notburga bekehrte das Volk, lehrte sie den Boden bauen und Reben pflanzen, wurde geehrt und geliebt. Als einst die Ernte reif war, sprach sie, „meine Erntezeit ist gekommen", legte sich hin und starb. In Hochhausen wurde sie begraben. Ich gedenke der heiligen Rosalie im Felsenheiligtum des Monte Pellegrino, auch dort die reine rührende Gestalt einer Fürstentochter, welche der sündigen Welt entsagt.

Das Flußbild ist überaus anziehend, zum erstenmal war keine Landstraße, ja kein Fußweg zu sehen, gegenüber erstreckten sich weite Wiesen. Wundervoll wäre es, hier im Schlafsack auf den Planken der Formosa die Nacht zu verbringen. Aber ich rudere vernunftvoll weiter, es geht nicht, der Strom fließt bei dem hohen Wasser reißend schnell, auch wenn es mir gelänge, das Boot an einem tieferwachsenden Ast zu befestigen; es brauchte sich nur Nordwind zu erheben, und in fünf Minuten wäre das Boot am Felsen zerschellt.

Es wurde parkähnlich, mit weichen grünen Abhängen und großen alten Bäumen. Schön lag das Dorf in einem Einschnitt; hinter der Kirche und ihren Baumgruppen erstreckten sich blauferne Waldgehänge; oben auf einem hohen Vorsprung und zwischen Bäumen wurde das Schloß ersichtlich, Steintreppen führten hinauf. Ein heller Rauch stieg von den rotbraunen Dächern der Bauernhäuser; im dunkelbeschatteten, alles widerspiegelnden Wasser scheuchte plätschernd ein Flug milchweißer Gänse vorüber. Auf der Dorfstraße fuhren langsame Ochsenwagen, auf dem Klee saßen hellblonde blauäugige kleine Mädchen.

Die Tür der gotischen efeubewachsenen Kirche stand offen, ich ging hinein. Nah am Eingang stand ein Gittersarg mit der roh geschnitzten liegenden Notburga Gestalt. Sie hat nur einen Arm, neben ihr schmiegt sich die wunderheilige Schlange. Auch hier gute Grabsteine. In dieser Gegend muß es eine bemerkenswerte Schule gegeben haben; auch einige alte

Glasfenster mit gesättigt schöner Farbe haben sich erhalten. Draußen im alten Kirchhof verschwanden fast die alten schwarzen, verwitterten Kreuze unter dem Phlox und den Königskerzen, den roten Büschelrosen, dem lila Rittersporn. Die hohen Gräser, die Feldblumen ließ man fröhlich dazwischen blühen.

Ich ließ mich übersetzen und ging nach Neckarzimmern auf das Schloß. Es ist aus verschiedenen Jahrhunderten mit Familienbildern der vielen Generationen, Erinnerungen aus der Reichsritterzeit geschmückt. Auf das liebenswürdigste führt mich die Baronin G. auf die über dem Ort sich erhebende Hornbergruine. Ruine ist eigentlich zuviel gesagt; die Burg wurde nie zerstört, aber im 18. Jahrhundert, als die Besitzer in österreichischen Diensten standen, in weiter Ferne weilten, wandte man die nötigen Mittel nicht daran, unten war ja das Schloß, so verfielen die Dächer. Jetzt wird es vorbildlich gehegt und gepflegt, von jeder archaistischen Kitschfälschung, „würdige Wiederherstellung" genannt, bleibt diese lebende Erinnerung an die Vergangenheit verschont. Am alten Tor blühen zwei Katalpabäume, darunter steht ein steinerner Tisch, eine einfach gezimmerte Bank, es ist vollendet geschmackvoll. An dem weitgeöffneten verwitterten Balkentor — es hat die Ritter und Knappen erlebt — glänzt der Mantelbau mit gewaltigen Mauern, als erste, starke Befestigung erdacht. Dann kommt, überaus malerisch, das alte Weinmeisterhaus, mit Renaissancekellerhaus, mit Reben umwachsen, mit Blumen an den Fenstern, jetzt wie ehemals von Angestellten bewohnt. Ein Gang führt zwischen den Ringmauern weiter, gewaltig steigen sie empor, hier und da sind sie von kleinen Glockenblumen wie mit einem blauen Schleier umwoben. Waldrebe fällt in dichten Massen herüber. Überall ist noch der Wehrgang, an dem allnächtlich der Burgwächter den Rundgang machte. Überall sind noch die Wachthäuschen zu sehen. Hier dieser enge Ring hat noch das alte Steinpflaster, das unter den Hufen der Pferde von Götz und seiner Hausfrau geknirscht haben mag. Wir wissen, daß diese den Sattel bestieg, er bat sie, aus Heilbronn zu reiten und Vermittlungsversuche anzustellen. Hier zog er, als die lange Haft auf dem Hornberger Gebiet zu Ende war, wieder als freier Mann, mit hundert Reitern zu den Türkenkriegen des Kaisers hinaus. Seine Selbstbiographie darf man nicht wörtlich nehmen, so durchsichtig und biderb ist sein Tun und Treiben nicht gewesen. Damals, wie ein Historiker sagt, wurde manches Spottlied auf ihn gesungen, später hat unser größter Dichter ihm die Unsterblichkeit verliehen. Der alte von ihm bewohnte Pallas steht neben dem neuen des 16. Jahrhunderts. Dieser ist aus Kalkstein, Tür- und Fenstereinfassungen aus Keupersandstein; er wurde wahrscheinlich an der Stelle des romanischen Rittersaales, den noch Götz benutzte, erbaut.

Im Jahre 1600 wurde die nicht länger den Berlichingens gehörende Burg von einer Zierde seiner Familie und seines Standes, Reinhard von Gemmingen, gekauft. Eine Chronik aus dieser Zeit beschreibt Hornberg als „ein uralt Haus und Schloß an einem lustigen und nützlichen Ort am Neckar gelegen".

Reinhard wurde „der Gelehrte" genannt, in Tübingen hatte er Jura studiert, er war in Sprachen, Geschichte und Mathematik wohlbeschlagen, war Assessor in Heidelberg, dabei allen ritterlichen Übungen ergeben, ein vornehmer

Herr. Schlimm ging es ihm in der dreißigjährigen Not, doch gelang es ihm durch Umsichtigkeit sein Vermögen zusammenzuhalten; er war einflußreich, allseitig geachtet. „Bewogen durch die große Ausbreitung der Familie" verfaßte er eine Familienchronik. Er schreibt darin: „Der von der Geburt angefangene Adel ist keineswegs zu verachten, sondern doch auch mit etwas Maß ehrlich und hoch zu halten." Dies wäre ein guter Wahlspruch für jeden Adelsverein.

Auch sein Sohn, Weyprecht, es ist eine ungewöhnliche Familie, studierte mit besonderem Eifer Geometrie, Astronomie und Fortifikation, reiste viel, sprach Italienisch, Französisch und Spanisch, wurde Ritterhauptmann des Kraichgau, war allen ein Vorbild. Seine freundliche Milde zu seinen Untertanen wie auch zu den Armen der Nachbarschaft wird besonders hervorgehoben. Dies war scheinbar Familienüberlieferung, denn nicht einmal werden in den Chroniken Aufstände und Schwierigkeiten mit den Dorfleuten erwähnt, oft hingegen die Beliebtheit der betreffenden Herren. Wohlwollende gab es selbst in der schlimmen Zeit, und diese wurden in den Bauernkriegen fast ausnahmslos verschont. Auch einen späteren Gemmingen, der als Generalfeldmarschallleutnant starb, nannten seine Untergebenen ihren Vater.

Reinhard der Gelehrte und Weyprecht sein Sohn haben dieses Renaissanceschloß bewohnt; hier ist noch der prächtige Kamin des Rittersaales, an dem sie standen und sich wärmten, sich klug unterhielten.

Hornberg gilt als ein klassisches Beispiel der alten Befestigungskunst, es entstammt hauptsächlich dem 11. Jahrhundert, denn es fehlen die aus den Kreuzzügen mitgebrachten Zutaten. Dieses Turmhaus schirmte den Zugang zum zweiten Ring. Über den bekannten Pechnasen und dem Fallgitter ist ein offener kleiner Raum mit einer Wehr von altersgrauen Balken; mußte die verteidigende Mannschaft sich vor dem eindringenden Feind nach dem inneren Ring zurückziehen, warf der Letzte eine Fackel in das Holz, so konnte das Festungswerk dem Feind nichts nützen. Im hohen Bergfried, seit vielen Jahrhunderten ein Merkmal der Gegend, sind die ritterlichen Gefängnisse, unberührt noch die eisernen Türen. Dann gibt es auch das „Loch", in dem die „Bauern faulten". Buchstäblich ein Loch in dem Boden, darunter ein tiefes Verließ, in welchen Wilddiebe und andere durch das noch daneben-stehende Gewinde hinuntergelassen wurden. Der Enkel des Götz war hart, hat ohne Zweifel dies Verließ oft bevölkert; vielleicht wurden Vorfahren der noch jetzt hier in Neckarzimmern Ansässigen hinuntergehaspelt. Er war von den Hörigen gehaßt.

Zwischen dem alten mit Farren und Büschen grün verbrämten Mauerwerk erhebt sich eine uralte Eibe; sie hat vieles erlebt. Wenig verändert ist oben der Blick in die Ebene, in das Tal. Dort drüben erhebt sich Schloß Guttenberg, der andere Gemmingensche Besitz, auch Ehrenberg, auch Wimpffen ist zart und blaß erkennbar.

All diese Schloßherren waren miteinander verwandt und verschwägert. Götz erzählt, wie sie zu den pfalzgräflichen Hochzeiten, in gleicher Tracht, fröhlich und festlich den Neckar hinunter nach Heidelberg ritten. Nach der anderen Seite fällt der Blick in die Waldberge. Sechzehn Jahre blieb Götz

hier auf seinen Besitz gebannt, durfte ihn nicht überschreiten, aber darin jagen. Augenblicklich geht dort der jetzige Herr von Hornberg aufs Blatten.

Im Mantelhaus haben noch einige der späteren Gemmingens gewohnt und gutes Mobiliar des achtzehnten, des frühesten neunzehnten Jahrhunderts hinterlassen. Dort steht die Rüstung des Götz, dort hängen Familienbilder vornehm und sympathisch sind die Züge von Reinhard dem Gelehrten, und hier in der Bibliothek wird seine Buchsammlung bewahrt. Schweinslederne Bände, Missalen; aus späterer Zeit kommen dann die bekannten kleinen braun und goldenen Bändchen holländischer Ausgaben französischer Autoren. Sehr interessant ist ein altes Turnierbuch, von einem Greck von Kochendorf. Der Sohn jener Sybille von Gemmingen, die ihr steinerner Gatte durch alle Jahrhunderte hindurch unverwandt ansieht, hat es verfaßt. Zu Anfang ist sein Bild: mit flatterndem Federbusch sprengt der flotte junge Edelmann auf seinem Schimmel einher. Er beginnt mit den Turnieren der Karolingerzeit. „Der Kaiser trug ein gülden Kron, die Fürsten und Ritter gülden Kranz mit edlen Steinen auf ihrem Helm." Ruhig läßt er bereits damals alle bekannten Geschlechter der Gegend an diesen Turnieren teilnehmen, Dalberg, Helffenstein, Schellenberg, Gemmingen, Kronberg. Die Ritter mit ihren Rüstungen und Wappen sind auf das liebevollste gemalt. In der Familie ist das Buch des Verwandten immer hochgehalten worden und eifrig gelesen; dem schweinsledernen Band sieht man es an. Auch heute noch ist es die Wonne der heranwachsenden Söhne. Der Vater des jetzigen Herrn von Hornberg stand noch in österreichischen Diensten, dieser hingegen — der Schwerpunkt hatte sich von Süden nach Norden gewendet — in Potsdam bei den Garde-du-Corps. Zu Tisch war er von der Jagd zurückgekehrt, er ist weit über sechs Fuß hoch, schlank, hat den von „Wiltfeber" gefeierten deutschen Adelstypus, blond mit langem Kopf, mit einem offenen Blick der graublauen Augen.

Dann ging die Fahrt weiter; in Neckarelz mußte ich vor der Schiffbrücke in einen kleinen Fischerhafen einbiegen, ich verpaßte die inmitten der Schilfhalme liegende Einbuchtung, mußte zurückrudern, mich gehörig in die Riemen legen, um gegen die scharfe Strömung anzukommen. Der erste Gasthof, ein seine Autobequemlichkeiten anpreisendes Hotel, lag in der Nähe vom Bahnhof, neben einer Fabrik mit dem Blick auf eine Gruppe qualmender Schlote. Doch lieber nicht: da versuchte ich schon eher ein altmodisches Wirtshaus am Markt, mit himmelblau bemalten Fensterläden. An den Wänden meines Zimmers hing eingerahmt eine „Erinnerung an meine Soldatenzeit." Auf einem herrlichen schwarzen Hengst sprengte mit gezogenem Schwert ein Artillerist daher, als Gesicht war die Photographie mit den gutmütigen Zügen des Wirtes eingelassen. Treffliche Gesinnungen waren ebenfalls in farbiger Wolle auf Stramin eingestickt und eingerahmt. Auf den Ruf des Kriegsherrn würde er die Arbeit stehen lassen und als Reservist oder Landwehrmann freudig der Fahne folgen.

Streng genommen ist Neckarelz wohl gar nicht hübsch, aber ich kann mir nicht helfen, ich finde den Blick von meinen Fenstern überaus reizvoll. Vor mir ein großer niedriger Steinbrunnen in tief dunkelbraungrünen Tönen, in seiner Mitte erhebt sich ein steinerner Löwe mit dem Wappenschild des

Städtchens. Am altmodischen Rathaus hängt ein Aufgebot; wie ich nachher sehe, das einer Büglerin mit einem Maler, dem Sohn eines Fischers. Es ist bekränzt und von bunten Bändern umflattert. Vor einem Haus liegt ein langer Baumstamm, auf dem sitzen Männer, Frauen und Kinder, plaudern gemütlich im Abendfrieden. Im Nebengarten erheben sich hohe rosarote Malven aus dem grünen Gewirr, zwischen einem mit Reben umwachsenen Giebeldach und einem Fachwerkhaus mit Renaissancegiebel erscheint jenseits vom Neckar die hohe fünfstöckige Leiningensche Burg. Die Sonne geht hinter dem Waldberge unter, umfließt den schattig dunstigen Umriß.

Morgens früh, als ich aufwachte, trieb eine Frau ihre Schar weißer Gänse vorbei, der zweite Platz war von dem weißen, bewegten, sich sträubenden Gefieder erfüllt. Darauf kam ein junger Mann in grünbraunen Beinkleidern und rosa Hemd, er tränkte seine gelblich-weißen Ochsen am alten Brunnen. Zum Frühstück gab es herrlichen Honig.

Der Wirt hatte den Brückenmeister benachrichtigt, so öffnete sich bei dem Nahen meines bescheidenen Bootes majestätisch die große Schiffbrücke. Ich kam nicht nahe genug an den Brückenknecht, ruderte daher zurück, um eine Mark auf die Flußmauer hinauf zu werfen. Die gelegentliche Anstrengung gegen den Strom zu rudern, wie auch der häufige widrige Wind verhinderten den allzu sybaritischen Anstrich dieser Fahrt. Wären nicht diese kleinen Mühen, wären nicht die Wehre, dann der gelegentliche gefährliche Moment, wenn plötzlich in unmittelbarer Nähe über oder unter einem die Drahtseile der Fähre erscheinen, so könnte ein Mummelgreis oder ein dekadenter Kaffeehaus-Mitternachtsästhet diese Neckarruderei unternehmen.

Prächtig erhebt sich das Leiningensche, sehr alte Schloß Neuburg in seiner unregelmäßigen Schlichtheit. Der blaue Himmel hat kleine Lämmerwölkchen, ein weißer Hauch verfliegt über dem Blau, wie sich gelegentlich verdichtender Schnee. Auf den Wiesenabhängen werfen die Bäume tiefgrüne Schatten. Immer durchwächst das Gras das Purpurblau des Kranichschnabels, gelegentlich blüht die weiße hohe Wiesenkönigin zwischen dem Gebüsch. Der Tag ist warm, es wäre herrlich zum Baden, zum Übernachten. Aber die Landstraße ist zu nah. Geknickt betrachtete ich mein unberührt daliegendes Bündel mit Schlafsack und Zeltverdeck, gutes Wetter, keine Schnaken, und Nacht für Nacht verbringe ich unter einer Zimmerdecke statt unter Sternen.

Jetzt erschien der rote Sandstein, meistens als klaffende Wunde in dem bewaldeten Abhang. Dann klang von weitem der helle Ton der Steinmetzen herüber, die kräftigen Gestalten wurden an Leitern oder unter Arbeitshütten sichtbar. Dröhnend rollten die Blöcke herunter. Dies ist der Odenwald. Wohin ich blickte, herrlicher Wald, er gab das Gefühl einer unübersehbaren Gipfelwelt. Frisch und würzig drang der Waldatem über das Wasser, nach all dem Regen rief der Sonnenschein den Duft hervor. Auch der Vogelsang zog herüber, oft nur ein Gezwitscher, Ende Juli singen nur noch wenige Vögel, aber auch von dem Gezwitscher wurde die Landschaft erhellt. Diese einsame Strecke war von Reihern belebt. Als wollten sie sich mir zeigen, schwebten die grauen großen Vögel großzügig und still in Kreisen umher oder standen mit langgedehntem Hals am Ufer. Außerdem viele Raubvögel,

Bussarde, Habichte, Eulen, Adler mit grauen, braunem und hellgrauem Gefieder. Ich ließ mich treiben, hielt nur mit den Riemen die Richtung inne, so viel war zu sehen.

Mitten im Grünen erhob sich nach einer neuen Windung das Schloß Zwingenberg. Noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war es gut erhalten, gab ein vorzügliches Bild einer Burg aus dem sechzehnten Jahrhundert; seitdem wurde es gründlich und kostspielig erneut, ein Renaissancebau hinzugefügt. Es reizte mich nicht. Ja, hätte man das Glück, die berühmten großherzoglichen Auerhahnbalzen mitmachen zu dürfen, das wäre traumhaft schön! So im Dunkel der Frühlingsnacht aufzubrechen, durch den schlafenden Wald leise zu ziehen, vor Morgengrauen auf seinem Posten zu stehen! Beim letzten Erscheinen der Burg gingen die alten und neuen Teile gut zusammen, komponierte sich das Bild vorzüglich.

In Neckargerach hielt ich an, denn ich war recht hungrig. An einer Werft versprach mir ein weißbärtiger Greis auf das Boot zu achten, ich fand alte Wassermauern, Turmreste, eine Baumallee am Ufer und gute Bürgerhäuser. Schließlich den ansehnlichen Gasthof zur Krone mit einer schattigen Terrasse am Neckar. Konnte man sich etwas Angenehmeres nach wärmenden Ruderstunden denken! Alle ehelosen Honoratioren aßen hier Mittag, es wurde entsprechend gut gekocht. Gespicktes Kalbsherz mit Kartoffelklößen war mir ein neuer, unheimlicher Gang, ich fand es vorzüglich; habe es sorgsam als Vorgericht notiert. Man muß leben und lernen.

Zwischen den bewaldeten Ufern fuhr ich dann weiter. Meistens dichter Laubwald; hier und da sah ich jedoch tief in den Buchenwald. Da standen die hohen silbergrauen Stämme, hell beschienen, hinter ihnen der aufsteigende rötliche Grund im Schatten, von einzelnen Streiflichtern aufgehellt. Dann waren diese Geheimnisse wieder durch den bis zum Ufer reichenden Laubmantel verhüllt. Hier und da kamen abgeholzte Gefälle, auf ihnen ließ man einzelne Birken stehen; die zart-weißen Stämme unter ihrem mattgrünen Zitterlaub standen dort vereinsamt; an anderen Stellen war das neugepflanzte bereits nachgewachsen, sahen die Birken nur soeben noch über die jungen Eichen und Birken hervor, wiederum an anderen Stellen waren sie schon im voll entfalteten Wuchs untergetaucht.

Über den Baumgipfeln erschienen die fernen Türme einer Burg, verschwanden wieder, thronten dann bei einer Wendung über dem Städtchen Hirschhorn. Auf einem Vorsprung des anderen Ufers lag, halb von Bäumen verdeckt, eine ehrwürdige Kapelle neben altertümlichen Gehöften. Es war Ernsheim, eine der ältesten Gotteshäuser der Gegend.

Hirschhorn war überaus malerisch; über der alten Wassermauer lugten spitze Giebel, alte Tore führten in die Gassen, Fischernetze trockneten in der Sonne, das gelbe Schellkraut wuchs aus dem Gemäuer. Dann steil, vornehm, nach oben sich im Bergfried zuspitzend, die alte Burg. Unerwartet geriet ich auf eine Chronik von Hirschhorn. Auf halber Höhe, angesichts der Klosterkirche und ihrer alten Kalvariengruppe, auf einer niedrigen Steinbrüstung des Rasenabhanges sitzend, las ich über das alte Rittergeschlecht und über die Schicksale des Städtchens. Ich las und las. Die Spät-

nachmittagsschatten fielen auf die Bäume, auf die graue Kirche. Die gegenüberliegende Ebene mit den prachtvollen Nußbäumen am Ufer war goldgelb beleuchtet. Eine Kinderschar spielte um mich her, aus den umwucherten Hecken rissen sie lange Winden, umschlangen sich mit ihnen die blonden Köpfe, ihre hellen Röckchen, nahmen einen grünen Haselnußzweig in die Hand. Kindlich selbstbewußt und lachend zogen dann die phantastisch wirkenden kleinen Gestalten an mir vorüber. Dann klomm ich hinauf.

Eine wundervolle Burg. Soll man, darf man sie in diesen Tagen der drohenden Vernichtung rühmen? In Zeiten rohester Willkür hüteten sich Wohlwollende, die Schönheit einer Jungfrau zu preisen, es könnte ihr zum Unheil geraten.

Vorderhand ist die Burg noch beglückend echt; der Großherzog von Hessen läßt Forstbeamte dort wohnen; sie wird, wie dies ja nötig ist, instand gehalten, aber — mit der bedauerlichen Ausnahme des Rittersaales — ließ man sie unverschönt. Mauern, Tore, Türme aus dem Mittelalter, das neue Schloß aus der Renaissance, Türen, Fensterläden Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts. Die Herren von Hirschhorn waren Erbtruchsesse der Pfalz, waren die mächtigsten Herren weit und breit, vor allem wegen ihres Reichtums. Seit dem frühen 14. Jahrhundert bis zum Aussterben des Geschlechtes im 17. Jahrhundert haben sie den Pfalzgrafen wie den deutschen Kaisern Darlehen gewährt, dadurch ihren Besitz, ihren Einfluß ausgedehnt und befestigt. Die Stadtsteuer von Heilbronn und Wimpffen war ihnen verfallen, sie hatten ihre eigenen ritterlichen Vasallen, erwarben sich immer neue Güter, kauften sich die „armen Leute", der in Verlegenheit befindlichen Ritter, so im 13. Jahrhundert der Berlichingen. Aus der Zeit des Engelhard von Hirschhorn, der ersten deutlich hervortretenden Gestalt, stammen die vor nicht langer Zeit unter der Kalkschicht entdeckten Fresken der 1350 eingeweihten Kapelle. Nur Umrisse und zarte Töne sind geblieben, eine lebendige geschmackvolle Zeichnung, besonders bemerkenswert der schlafende Knappe der Auferstehung, die Fußwaschungsgruppe. In Ersheim sollte Elsbeth, Engelhards Ehegesponst, ihm jene Begräbniskapelle, die ich vorhin einsam unter den Bäumen am Ufer sah, errichten; sie sollte sie bauen, wie sie es vor Gott verantworten kann. An jedem Tag soll eine Messe gelesen werden für ihn, seine Frau und seine Kinder, den Herzog Rudolf, seine Altwordern und um all deren Seelen willen, die um seinetwillen ihr Leben verloren haben. In seinen Gewölben liegt Gold die Fülle. Er bestimmt milde Spenden, 10000 Gulden den „armen Leuten" von Herrmannshausen, „damit sie ihm verzeihen den Schaden, den er ihnen getan".

Unter seinem Sohne Engelhard dem Jüngeren kamen dann schlimme Zeiten; er beteiligte sich an dem sich breit machenden Raubrittertum, über ihn als Wegelagerer und Landfriedensbrecher wurde 1364 die Reichsacht verhängt, und schließlich wurde er vom Pfalzgrafen gefangen genommen. Seine Frau, die Margarethe Schenkin von Erbach, mußte statt seiner alles verwalten; ein Zug, den ich in der Chronik fand, scheint mir für sie bezeichnend. Sie wünschte, drüben in der Ersheimer Kapelle zu ihres „swehers seligen haubet" begraben zu werden. Zu ihrem Schwiegervater mag sie aufgesehen

haben, sein Gedächtnis gab ihr wohl in traurigen Zeiten den Lebensmut. Sie hinterließ ihrer Schwiegertochter Else ihren Ring mit goldenen Diamanten, ihrer Jungfrau (eine hieß Demut) den „seidenen Schleier mit den gelben Enden, die ich kaufte zu Frankenfurt". Alle ihre Söhne waren tüchtige Menschen. Vermutlich war der Herr von Zwingenberg ein Wegelagerer-kumpan ihres Mannes gewesen; das „Raubhaus Zwingenberg" wurde vom Reichswesen gebrochen. Die Söhne des geächteten jüngeren Engelhard von Hirschhorn erhielten die Erlaubnis, dort wieder eine Burg zu bauen. Von nun an gehörte mit kurzen Unterbrechungen Zwingenberg zum Hirschhornschen Besitz. Hans, der Sohn des Geächteten und der Margarete, brachte dem schon damals als alt bezeichneten Geschlecht erneuten Glanz. Kaiser Wenzel, dem er oft mit großen Darlehen geholfen hatte, gönnte und erlaubte ihm, das „Dorf unter Hirschhorn der Feste zu einem Städtlein zu machen und mit Mauern, Türmen und Gräben zu bewahren". Er erwarb sich neuen Besitz, neue Gerechtsame.

Merkwürdige Bestimmungen sind in den Urkunden zu sehen. „. . . So einer von Hirschhorn im Kloster Odenheim, oder zu Bruchsal eingekehrt mit einem reisigen Gezeug, sind Probst, Dechant und Kapitel schuldig, denselben ihre Schlüssel zu Keller und Kasten zu überantworten, sie ehrlich mit Essen und Trinken, Futter, Maal und Liegen, wie es Ehrbaren von Adel ziemt, ohn alles Weigern und ohn all Entgeltnis, zu versehen." Ferner mußte dieses Kloster zum Stephanstag zwei große Kuchen und zwei große Schinken durch einen Boten nach Hirschhorn senden, „nachdem alles dem Schultheis vorgezeigt und anerkannt, ob sie recht seien oder nicht. Der Bote darf nur ein Auge haben, auch das Pferd, das weiß sein muß. Dafür soll die Herrschaft das Pferd über Nacht bis an die Gurt in Hafer stellen, den Knecht ehrlich in Proviant halten und ihn in weißem Geschirr bewirten . . ." Was bedeuten diese pittoresken Symbole? Hans stand in hohem Ansehen beim Pfalzgrafen, war sein Hofmeister, d. h. oberster Richter, auch der Bevollmächtigte des Königs Ruprecht in Nürnberg. Durch seine zweite Gemahlin Yland, Rheingräfin von Dhaun, wurde er mit den vornehmsten Geschlechtern, so auch den Leiningens, verschwägert. Er hat die Klosterkirche auf halber Höhe erbaut, neben der ich vorhin gesessen hatte, und liegt dort mit vielen des Geschlechts begraben. Auf den edlen Steindenkmälern knieen sie mit ihren Frauen.

Hans der Sohn machte viel von sich reden, als er einen saumseligen Schuldner, den Bischof von Würzburg, da gar nichts half, überfiel und gefangen nahm. Lang waren die Verhandlungen, an denen sich der Markgraf, der Herzog, mehrere Bischöfe beteiligten, bis endlich das Geld gezahlt wurde und der Kirchenfürst „ledig" wurde. Obwohl Hirschhorn anfänglich ein Lehen des Klosters Lorsch, dann des Erzbistums Mainz war, haben sich die Hirschhörner der Kurie eher feindlich entgegengestellt. Auf dem denkwürdigen Reichstag zu Worms war Georg von Hirschhorn zugegen, hat, gleich seinen Verwandten, den Gemmingen und den Landschaden, die Reformation in seinen Besitzungen eingeführt. 1560, als alter Herr, erließ er eine „gemeine Ordnung" für seine Untertanen. Sie ist patriarchalisch tyrannisch, zeigt den

gewissenhaften Hausvater, der sich vor Gott für die Untergebenen verantwortlich hält. Es ging auch nachbarlich zu. Er kommt mit seiner Familie zum Fest auf das Rathaus „verbutzt, sind die Söhne und Töchter nach Vollendung des Nachtimbisses nach Drummeln und Pfeiffern herumgedanzt".

Sein Sohn, wahrscheinlich derjenige, der Palästina besuchte, und dessen Frau, geborene Hatzfeld, bauten das „neue Schloß". Es ist sehr anheimelnd; weiße Gänge mit Kachelfußboden, Kamine aus rotem Sandstein, welche draußen vom Gang aus geheizt wurden, ein auf Verfeinerung weisender Brauch. Herrlich und wenig verändert die Aussicht vom großen Saal auf den Strom, auf die Waldberge, auf die gebräunten Dächer des Städtchens. Erbe wurde ein Neffe, Friedrich, der letzte des Geschlechtes. Er hatte eine schwierige Auseinandersetzung mit der Witwe seines Vetters. Hier an dem noch gut erhaltenen Tor stand draußen der Notar, um eine Prozeßnote abzugeben. Der Torhüter erklärte, der Junker Friedrich nähme kein Schreiben an. Der Notar wartete, es hieß, Friedrich wolle zu einer Tauffeierlichkeit fortreiten. Durch das „Löchlein an dem Tor" wurde ihm nahegelegt, sich zu verziehen, aber der tapfere Notar zwängte vor Zeugen das Schreiben durch eine Spalte der Tür. . . . Friedrich war wohl ein energischer Herr; als der nunmehr katholische Pfalzgraf einen Priester einsetzen wollte, verbot er nicht nur seinen Untertanen, diesen zu hören, sondern nahm die Kirchenschlüssel an sich. Wie für seinen Glauben, muß er für seine Nationalität allezeit eingestanden sein, auf seinem Sarg weist die Inschrift auf des „wahrhaft deutsch fühlenden entseelten Friedrich von Hirschhorns Leib".

Hier im Schloß, in seinem „adelichen Haus, in dem oberen Gemach", errichtete er sein Testament. Dem „Bäslein, der wohledlen Jungfrau Ursula von Sternenfeld, die bei ihm und seiner ersten Hausfrauen selig auferzogen worden", hinterließ er zweitausend Gulden, sein „Barbarpferd seinem freundlich lieben Schwager von Helmstadt". (Seine zweite Gemahlin war eine von Helmstadt, deren Familie noch heute jenes vorhin gesehene Schloß von Hochhausen bewohnt.) Sein Diener erhielt „neben seiner Besoldung um seiner fleißigen Aufwartung willen, 50 Gulden, sein Untertan der publicus Notarius 10 Gulden". Er erholte sich wieder, starb aber kurz nachdem er den Schmerz erleben mußte, seinen letzten Sohn zu verlieren. Es hatte sich ein Fluch erfüllt. Als zwanzigjähriger Jüngling entzweite er sich in Heidelberg mit seinem Freund und Verwandten, dem Johann von Handschuchsheim, dem Einzigen des Namens. Wie Wyprecht von Gemmingen auf Guttenberg aufschrieb, hatte „der princeps elector diesen wehrhaft gemacht und ihm dabei Degen samt Wehrgeschenk verehrt". Dies letztere hatte der Junker Friedrich als Erbtruchseß beansprucht, so kam es zum Duell auf dem Marktplatz zu Heidelberg, „da der von Hirschhorn den von Handschuchsheim totgestoßen. Als es aber die Frau Mutter erfahren, hatte sie gewünscht, daß der von Hirschhorn auch als der letzte seines Stammes und Namens sterben möge und seine Kinder überlebe", welches dann auch geschehen. Später verglich der Pfalzgraf die Mutter mit Friedrich, es wurde festgestellt, daß Friedrich nie die Absicht gehabt hatte, den Freund zu töten, auch war die Wunde nicht an und für sich tödlich gewesen. Zur Buße stiftete er ein Stipendium von

zweitausend Gulden für adlige Studenten. Als er ein Kind nach dem anderen begrub, stand ihm gewiß jedesmal ein furchtbares Bild, der Heidelberger Platz, vor Augen.

Stimmungsvoll ist der Schloßhof; an der Burgmauer ist noch der Wehrgang zu sehen, hier das Wächterhaus, das alte eisenbeschlagene Tor, durch welche Engelhard und Hans, ihre Brüder und Söhne, klirrend und dröhnend einhergeritten sind. Hier fließt noch das Wasser im steinernen Brunnen, es erheben sich Kastanienbäume, zwischen ihren gewaltigen Wurzeln steht, tief beschattet, ein Tisch aus Stein. Auch auf der Terrasse sind alte Bäume, steinerne Bänke und Tische, auch der „Würz- und Lustgarten" der Edelfrauen. Die Beete sind mit altem Buchs eingefaßt, freundlich blühen Mirabilis, Zinnien, Rosen, Phlox, Verbenen und Feurige Liebe.

Den allermeisten unter uns ist jene vergangene Ritterzeit durch historische Romane und Schauspiele recht eigentlich vertraut geworden, aber diese Vertrautheit gab jener Epoche einen papierenen, kulissenhaften Charakter. Sie wird durch bengalische Flammen und Vollmondscheinwerfer beleuchtet, nur schwer vergegenwärtigen wir uns gerade diese bekannten Typen. Die Kunst verlieh ihnen unsterbliche Beliebtheit und raubte ihnen das Leben.

Die Schönheit des ritterlichen Ideals geben wohl alle zu, empfinden die wunderbare Verquickung von Kühnheit und Milde, von Kraft und wohlgefälliger Sitte. Dann aber wird auf die krassen Widersprüche in der Praxis hingewiesen. Die Missetaten und Mißstände der späten, bereits überständigen Feudalität, die zum Bauernkrieg führten, liegen ja nah. Kein Ideal wird auch annähernd verwirklicht, doch wie minderwertig sind sogar anständige Daseinsbedingungen ohne den Schwung aller Vorsätze, ohne hochgemuten Traum.

Unerreicht ist die in dem Rittertum vorhandene gesund-harmonische Vereinigung vom Dienen und Befehlen. Ein jeder Knabe, und wäre er noch so vornehmer Geburt, verrichtet persönlichen Dienst. Seinem Herrn, dem Vater, dem Mutterbruder oder dem Fürsten hielt er die Waffen instand, besorgte dessen Rosse, begleitete ihn auf jeder Fahrt, zum Turnier wie zur Schlacht. Während des Marsches trug er die Lanze des Ritters und führte dessen erst zu Beginn des Kampfes bestiegenes Roß am Zügel. Im Feld behielt er, hinter der Schlachtreihe stehend, den kämpfenden Herrn sorgsam im Auge, um ihm im Moment der Gefahr den nötigen Beistand zu leisten. Dann half er seinem Herrn beim An- und Auskleiden, mußte unter Aufsicht des Truchsesses auftragen, den Wein kredenzen. Er hatte die Gäste zu empfangen, ihnen den Steigbügel zu halten, sowohl im Krieg wie im Frieden wurden ihm Briefe und Botschaften anvertraut. In allen ritterlichen Übungen erhielt er gründliche Unterweisung. Er lernte Schachspielen, die Laute schlagen, Singen und Dichten, lernte im Dienst edler Frauen vollendete Umgangsformen, das Taktgefühl vornehmer Menschen. Bot ein solcher Jüngling, in der Schönheit und Frische seiner sechzehn Jahre, nicht einen erfreulichen Anblick?

Sein Dasein klingt jambenhaft, und war doch ganz einfach das notwendig erachtete Erziehungsprogramm. Während vieler Jahrhunderte waren diese Ansichten hier in dieser Burg gültig. Wie Wolfram von Eschenbach es

schildert, ist es innerhalb dieser Mauern zugegangen. „Da sah man zwischen Palast und den Linden die edlen Kinder mit Speeren auf die Schilder jostieren, in wuchtigem Ansturm aneinanderrennen."

Sehr gefährlich ist es, deutschnational in Sachen des Rittertums zu schwelgen. Daß die „chevalerie" aus Frankreich und aus dem französischen Flandern zu uns kam, daß ihre herrlichsten Sagen keltisch sind, ist wohl jedem bekannt. Daß der christliche Adel zum großen Teil die ritterlichen Ideale von den Sarazenen übernommen hat, werden bald wohl nur wenige leugnen. Doch bleibt manch erfreulicher Zug den deutschen Rittern eigen. So hatten sie eine Vorliebe für weitausholenden wuchtigen Hieb, „den welschen Stich" ließen sie ungern zu.

Ich ging durch das andere Tor hinaus; dies war wohl der oft erwähnte Reiterpfad. Der Wald hat sich herangedrängt; hier wachsen die Burgmauern aus den Felsen empor, Trümmer fielen herab, stürzten in den Graben, nun sprießen die Bäume empor, die Waldwipfel berühren die Mauern. Alles ist ummoost, aus dem grünen Schatten ragen Felsblöcke empor, es kommt dunkles Tannengeheimnis, endlos scheint der Wald sich zu dehnen.

Das alte Städtchen unten kam mir doppelt merkwürdig vor, seitdem ich aus seiner Vergangenheit einiges wußte. An der Wassermauer steht das Rathaus mit braunem Fachwerk. Hier hatten die Junker und Fräulein vom Schloß „herumbgedanzt", später beschloß man, „da die Stuben durch das Tanzen bei Hochzeiten zu sehr verwüstet, auch Tisch und Bänke zerschnitten werden, soll der Tanz nicht mehr darin abgehalten werden". An jedem Freitag waren hier Gerichtsverhandlungen unter dem Vorsitz des Schultheißen. Eine gewichtige Persönlichkeit, unter anderem hatte er über die Sitte zu wachen, sah darauf, daß die Hausväter mit ihren Familien die Kirchen besuchten. Nach der gemeinen Ordnung des Hans von Hirschhorn, des ersten evangelischen Herrn, mußte der Stadtbüttel die Säumigen ausfindig machen und mit Turmgefängnis bestrafen. Jeder „Biedermann" hatte die Befugnis, Frieden zu gebieten, auch Trinker und Zutrinker zu warnen, die „vollen Bälge" sollten die Amtleute bestrafen. In diesen Gäßchen vernahm man im Winter um acht, im Sommer um neun Uhr die Weinglocke, dann öffnete sich die Tür des Wirtshauses — der noch jetzt bestehende „Schwan", aus dem Jahre 1578, wird oft erwähnt — die Bürger kehrten zu ihren Gattinnen heim. Zweite Instanz bildete der Junker und dessen Amtmann. Sie hatten an jedem Samstag Audienztag, der Stadtknecht bestellte Leute zu diesem, indem er zwei Kreuze an die Haustür machte. Wer sich in Geschäften mit Juden einließ, wurde in den Turm bei Wasser und Brot geworfen und alsdann des Gebietes verwiesen. Nach der Bestimmung des letzten Herrn, des Friedrich von Hirschhorn, wurden in der von ihm eingeführten Lateinschule die Knaben „stättig und ohnablässig zu dem Lateinisch reden gehalten, auch zu einer hüppschen lateinischen und teutschen Handschrift". Im folgenden Jahrhundert wurde über den unregelmäßigen Schulbesuch geklagt. „Die Eltern, bei welchen nicht der Trieb des eigenen Herzens wirksam genug, sind mit Thurmstrafe anzuhalten." Noch im 19. Jahrhundert

brachten die Kinder ihre Scheite zur Feuerung mit. „Der Hammermüller wird, weil er auf der Torwache beim Hinausfahren geflucht hat, zu 2 Pfund Heller in den Almosenkasten verurteilt." — „In der Bürgerschaft aufgenommene junge Bürger haben je einen Baum auf den Alemendstücke zu setzen."

1706 berichtet das Ratsprotokoll über einen von der kurfürstlichen Kanzlei verlangten Rekruten. Es fand sich „kein lediger Kerl", da erbot sich der Schneider Dietrich Noll, für die Stadt als ein „Ehr und Ruhm suchender Soldat" drei Jahre lang Kriegsdienste zu tun. Er erhielt 75 Gulden Handgeld, „sollte er (so Gott gnädigst verhütet) krumb oder lahm wieder ankommen oder gar totgeschossen werden", würde geziemende Sorge getragen werden für Frau und Kinder. Auch Steuerfreiheit wurde ihm versprochen. Schneider Noll war pfiffig, er stellte den von ihm geworbenen Gesellen für 12 Gulden und verlangte alle ihm verheißenen Privilegien. Das hat gewiß in diesen Giebelhäusern viele empört und viele belustigt. Als Kaiser Karl der Sechste starb, mußte jede Lustbarkeit auf die Dauer eines Jahres unterbleiben. Damals wehte hier eine besonders strenge Luft. Die Nachtwächter hatten nach 9 Uhr im Sommer, im Winter nach 8 Uhr „alle Nachtschwärmer, sowohl Mädgen als junge Leute von der Gasse zu treiben"; in keinem Wirtshaus wurde des Sonntags Kartenspiel erlaubt. Eine junge Dienstmagd wurde wegen Ehebruches und Kindesmordes zum Tode verurteilt. Auf dem Rathause, wo sie gefangen saß, verabschiedete sie sich von ihren Eltern und Geschwistern und ging dann wohlvorbereitet zum letzten Gang. Daß ein Weib den Rat geschmähet hatte, wurde geahndet, und das Urteil mit folgenden Worten eingeleitet: „Da unter Weibsleuten öfters Zänkereien ohnüberlegt vorgehen, welche ihnen gleichsam angeboren."

Kriegsnot, drückende Kontributionen, das ist ja selbstverständlich. Das letzte Gefecht in dieser Gegend war während der badischen Revolution. Vielleicht steckte sehr viel Idealismus in den 150 Hanauer Turnern. Im Namen der Freiheit, der Einigkeit, „gut organisiert, von Vertrauen erweckendem Äußeren und Betragen", besetzten sie das feudale Schloß der einstigen Dynasten von Hirschhorn. Drei Tage lang wehrten sie sich tapfer, entkamen dann ungesehen durch den Wald wegen mangelnder Munition. Ein Leutnant fiel, es war eines Pfarrers Sohn.

Ein kleines, altes Städtchen; von meinem Fenster sehe ich auf einem Ladenschild einen sonst ungewöhnlichen, in der Chronik oft vorkommenden Bürgernamen.

Der Wirt zum „Naturalisten" erzählte mir von der Kometenfurcht im Mai. Drei Tage vor dem „Zusammenstoß" erhob sich ein Unwetter; es verfinsterte sich, um 3 Uhr mußte Licht angezündet werden. Da entstand panikartige Angst, im strömenden Regen stürzten Familien auf die Gassen, rannten zum Pfarrer, zu maßgebenden Personen. Was sollten sie nur tun, der Weltuntergang habe begonnen.

29. Juli.

Morgens ließ ich mich übersetzen und ging nach der Ersheimer Kapelle. Es ist die alte Begräbniskirche, Bäume wachsen am Weg, alte

Steinkreuze stehen im blumengeschmückten Gras. Hier zogen und ziehen die Trauerprozessionen vorbei; auf dem anderen Ufer erstreckt sich eine Pappelreihe, feierlich und ernst. Der mittlere Teil der Kapelle soll sehr alt sein, das Chor ist aus dem 14. Jahrhundert; an den Wänden, auf dem Fußboden sind die Grabmäler derer von Hirschhorn. Da ist der mächtige Engelhard in voller Rüstung zu sehen und ihm gegenüber Margarete von Ehrbach, seine Schwiegertochter, in ihrem schleppenden Gewand. Im Kirchhof ein gotisch geschmückter Totenstein. Einer von Margaretens Söhnen, der Domherr zu Speyer, stiftete „aller Gläubigen Ehelenden zu Trost und Hilfe ein wenig Licht, genannt der Ehelentstein." Aber trotz aller Versicherungen und angehängter Siegel brennt doch seit langem keine Flamme mehr. An der alten Kirchenmauer ist eine mittelalterliche Ölberggruppe, sie ist von Rosen und vom lila Mönchshut umrankt.

Meinen täglichen Strauß für das Bugloch vorn am Boot schneide ich mir am Wegrand; grüne, zitternde Haferhalmen, rosa weißliches Seifenkraut und magentarote Kornrade mit ihrem schön geschwungenen Kelch. Jeden Tag sind es andere Feldblumen, neulich pflückte ich zum ersten Male in meinem Leben roten Klee und schämte mich, denn andere hatten mich erst darauf gebracht. Die Krone des Tiefurter Parkfestes der Goethe-Gesellschaft waren die alten gesungenen und getanzten Reigen der Kunstjünger und -jüngerinnen von Weimar und Jena. Fahrendes Volk des 17. Jahrhunderts in schlichten, farbig abgetönten Kleidern. Sie tanzten und sangen mit einer fröhlichen Frische, mit einer Jugendlichkeit, mit einem Schwung! Es war geradezu entzückend. Die jungen Mädchen hatten festgebundene Feldblumensträuße im Haar, eine hatte sich roten Klee gewählt, wunderhübsch stand das zu den braunen, fliegenden Zöpfen, und die dekorative Eigenschaft der Blume wurde mir zum ersten Male klar.

Nun weiter. Es kamen grüne Waldberge, da lag Neckarhausen. Hier waren die bevorzugten Hirschgründe der Kurfürsten von der Pfalz. Es gibt Bilder von Karl Theodors Jagden in Neckarhausen; in ihrer reich geschmückten Verkünstelung verkörpern sie die Zeit jener absoluten Fürsten des 18. Jahrhunderts. Den ganzen Waldabhang herunter dehnte sich eine eingezäunte Lichtung, auch ein Teil des Neckars wurde mit hinzugenommen, und die ganze Umzäunung überaus reich mit Statuen, Nischen, Arkaden verziert. Die Hirsche wurden diesen Abhang heruntergejagt, sprangen in verzweifelten Sätzen durch die bekränzten Bogen in das Wasser. Dort war ein reicher Pavillon für die Prinzessin Tochter und ihre Damen; kurfürstliche Gnaden waren im Kahn. Der Jägermeister packte das Geweih des schwimmenden Hirsches, der hohe Herr gab den Fang. In anderen Bildern schoß er vom Pavillon aus. Eine ästhetisch erfreuliche Szene, verletzend jedoch durch den wahnwitzigen Luxus, durch den Mangel an waidmännischem Gefühl.

Ich beeilte mich nach Neckarsteinach zu kommen, die Sonne stach bedenklich. Da erschien, hell bestrahlt, das Städtchen mit den Burgen am bewaldeten Abhang, gegenüber auf grünem Bergkegel Schloß, Dorf und Kirche von Dilsberg. Über der Wassermauer von Neckarsteinach erhob sich

ein weißes Biedermeierhaus mit weißen Säulen an einer baumbestandenen Terrasse, und natürlich ging ich hierher, „Zur Harfe". Es wurde dort fieberhaft gewirtschaftet, zu übermorgen war ein Extradampfer der Saxo-Borussen angemeldet; unmöglich, ein Zimmer herzugeben, aber gegenüber wäre ein Privatquartier. Schön; über einem Spezereigeschäft mit Seife, Petroleum, Ansichtskarten und vielen anderen Gegenständen kletterte ich eine Stiege hinauf, froh, vor dem einsetzenden Regen unter Dach und Fach zu kommen. Von meinem Fenster sah ich auf alte Giebelhäuser; die Dächer waren grau mit grünlichem Schimmer, das überstehende Gebälk war tiefgedunkelt. Helle Kinderköpfe sahen aus den Fensterchen über feuerrote Geranien; in einem dieser alten Häuser sang eine Frauenstimme Volkslieder und geistliche Gesänge. Ihre hohen Töne waren silberhell. Über den Dachfirsten lag ein Wiesenabhang mit großen Bäumen, daneben eine der vielen Burgen der Landschaden von Steinach.

Sie wurden in früherer Zeit, wohl nicht grundlos, Landschaden genannt; nachher blieb der Name, erhielt einen guten Klang. Im Wappen trugen sie die Harfe, auf den alten Denkmälern in der gotischen Kirche ist sie überall zu sehen. Einer der ältesten Steine von 1369 zeigt Ulrich von Landschaden in voller Rüstung, Engel umgeben ihn, aber so grimmig blickt er drein, daß die sich um das Geschlecht rankenden Sagen wohlverständlich erscheinen. Neben den guten spätgotischen Grabsteinen, wie ich sie kürzlich so oft gesehen hatte, gibt es hier frische holzgeschnitzte Epitaphien aus der Frührenaissance, lustig bemalte Fruchtgirlanden mit Putten und Tieren, und ebenso ist auch die Kanzel verziert.

Nun hinauf zu den vier Schlössern. Die Mittelburg ist vielleicht echter, als die Restauration annehmen läßt, ohne die neuen Kinkerlitzchen und Zinnen würden die Mauern ehrwürdig wirken. Herrlich waren die Bäume hier oben; zu beiden Seiten wuchsen sie den Abhang hinunter, hier nach dem Neckar, dort nach dem friedlich grünen Steinachtal. Alles dampfte und duftete nach dem Regen. Zwischen dem dichten Laub erschien die Hinterburgruine, wuchs aus dem Gestein, war halb umwuchert. Einstmals eine stattliche Burg; hat der Minnesänger Bligger von Steinach hier gelebt? Auf jeden Fall wurden seine Lieder hier zur Laute gesungen. Noch stehen einige der alten Fenster, da saßen die Männer und Frauen und musizierten. Immer weiter in den, feucht-üppigen Atem ausströmenden, Wald. Wachtelweizen reckte seine zierlichen gelben Lippenblüten empor, smaragdgrüne lange feine Grasbüschel sprossen aus dem Moos, von den Zweigen rieselten vereinzelte Kristalltropfen herunter, im Grund zwischen den Stämmen und Laubmassen ballte sich der Dunst, verflog dann wie ein Hauch. Und hier stieg, unwahrscheinlich steil aus dem Felsen die schlanke, unregelmäßige älteste Feste der Landschaden, die vom Volk Schwalbennest genannte Burg.

Um 1830 fand Gustav Schwab hier als Burgwart einen alten Kauz. Er war in der Christnacht geboren und sah Geister, rühmte sich auch der Abstammung aus einem sächsischen Königsgeschlecht. Ihm war einmal abends in der Burg die junge Pfalzgräfin erschienen, der alte Landschaden hatte sie

vor 500 Jahren vom Schloß zu Heidelberg geraubt; zur Strafe wurde ihm seine Burg gebrochen. Deutlich hatte er die Pfalzgräfin in ihren prächtigen Atlasgewändern mit ihren zwei Schwestern gesehen; sie saßen dort auf jener Mauerspitze der Burg; da er auf sie zuging, verschwanden sie, aber im Gras fand er einen goldenen Ring. Hier lebte der Alte und baute sein Gärtchen in dem Mauerring.

Als ich in mein Quartier zurückkam, fand ich die Frau des Hauses in meinem Zimmer beschäftigt; sie war enttäuscht, als ich ihr mitteilen mußte, ich sei Deutsche und zwar aus Berlin. Sie und die anderen hätten mich für eine Amerikanerin gehalten. Dies war auch sonstwo die Ansicht gewesen; als sinnige Aufmerksamkeit hatte man auf Brücken und vom Ufer das Lied der Dollarprinzessin gesungen.

Im Zimmer hingen fromme Sprüche und Photographien und, noch charakteristischer, bunte Holzschnitte. Der Technik nach waren sie aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dem Geist nach konnten sie dem frühen Mittelalter entstammen. Der Lebensbaum der bösen Menschen war mit Sündenbezeichnungen behängt, wurde von Teufeln begossen, der Tod stand daneben, holte aus mit seiner Axt. Im Gegenstück wurde der Lebensbaum der guten Menschen mit all seinen aufgezählten Tugenden von Engeln gepflegt. Dann war noch ein Bild des tausendjährigen Reiches, es nahte sich auf einem Schimmel der König, von unzähligen Heerscharen begleitet, der Armagedon, Hinweise auf Bibelstellen erhärteten diese mystische Verheißung.

Das Gastzimmer der Harfe war dicht mit Bildern der Korps behangen. Da gab es altmodische Lithographieen, in denen die bebärteten Korpsbrüder in Hemdsärmeln dasaßen, dann auch ganz neue Aufnahmen, Gruppen und Kommerse. Immer und überall wurde getrunken, gehörten Fässer und Gläser dazu. Eigentlich soll ja einem das Herz bei diesen Alt-Heidelbergklängen aufgehen, siehe die allgemeine Begeisterung für dieses Drama, für dieses Lied. Was an dem Klang schön ist, wird ja bleiben; die Jugend, die Kameradschaft, die Ideale, das prächtige Menschenmaterial. Hoffentlich auch das Singen; das Fechten wahrscheinlich; ohne die sonst nur noch bei Wilden geschätzte Verstümmelung des Gesichts. Alles übrige, das Trinken, die zeremoniellen Formen unter jungen Leuten werden wohl in nicht allzuferner Zeit so rückständig wie Federbetten und Stecktissen erscheinen. Für so etwas bin ich wohl etwas zu modern; auch in zarter Jugend, als mein Herz beim Anblick meiner Tänzer, der Gardeleutnants, sich freudig erregte, schien mir ein Schmiß geschmacklos, der Trinkkomment roh, und daß erwachsene Männer sich die Erlaubnis, eine Gesellschaft mitzumachen, von einem Kameraden einholen müßten, berührte mich etwas komisch.

Nebenan hörte ich eine elegische Stimme. Es war ein Schiffer von dem neulich bei der Schloßbeleuchtung fast verunglückten Dampfer. Solches Unwetter hätte er noch niemals erlebt, und in seinem Alter, nach all den Berufsjahren, sich vor den Gerichten verantworten zu müssen, sei hart.

(Schluß folgt.)

Goethes chemische Berater und Freunde.

Von

Julius Schiff (Breslau).

Als Goethe in den Jahren 1768—1770 nach der Rückkehr von Leipzig krank im Vaterhause weilte, wurde er durch Fräulein v. Klettenberg, die er als „schöne Seele" in Wilhelm Meisters Lehrjahren unsterblich gemacht hat, sowie durch ihren gemeinsamen Arzt, der ein halber Adept und Besitzer einer Universalmedizin zu sein glaubte, auf die alchemistische Literatur hingewiesen, auch veranlaßt, sich sein Giebelzimmer als Laboratorium einzurichten und — wie im 8. Buche von „Wahrheit und Dichtung" zu lesen ist — „Mittelsalze" hervorzubringen, Kieselsaft darzustellen und „sonderbare Ingredienzien des Makrokosmos und Mikrokosmos auf eine geheimnisvolle wunderliche Weise" zu behandeln. Durch dieses Laborieren erwarb er sich mancherlei Kenntnisse und wurde schließlich auch auf die neuere methodische Chemie aufmerksam, die er aus dem damals geschätztesten Lehrbuche, dem „Kompendium des Boerhave", sich zu eigen machte. Dies Interesse hielt in Straßburg, wo er sich ja überhaupt mehr um Medizin und Naturwissenschaften als um sein Fachstudium bemühte, an, so daß er Fräulein v. Klettenberg von dort schreiben durfte: die „Chymie" sei noch immer seine „heimliche Geliebte". In Weimar, wo ihn seine amtliche Tätigkeit so viel mit dem Berg- und Hüttenwesen in Berührung bringt, wird er auf die Chemie von neuem aufmerksam und erkennt — wie es in den Sprüchen in Prosa heißt — daß sie „von der ausgebreitetsten Anwendung und von dem grenzenlosesten Einfluß aufs Leben" sei; daneben wird sie ihm für seine mineralogischen und optischen Forschungen als Hilfswissenschaft von Bedeutung. Seither hat er nie aufgehört, an den Fortschritten dieser Wissenschaft Anteil zu nehmen, ist auch in die alchemistische Literatur, die ihn sehr anzog, immer tiefer eingedrungen. Beides war für sein dichterisches Schaffen, in dem er seine so überaus vielseitigen Strebungen zu einer schönen Einheit zu vereinigen wußte, nicht ohne Bedeutung, wie aus den Wahlverwandtschaften und dem Faust zu erkennen ist. Das Selbststudium ist in der Chemie aber mit großen Schwierigkeiten verbunden; Goethe fing daher bald an, sich nach Männern umzusehen, die ihm die Erscheinungen durch Versuche erläutern und überhaupt von Nutzen

sein könnten. Er fand sie in seiner Umgebung, d. h. in Weimar und Jena, wobei glückliche Umstände wie seine glänzende Fähigkeit, die geistigen Kräfte anderer auszulösen, in gleicher Weise wirksam waren. Indem diese Männer in vollem Maße leisteten, was er suchte, haben sie ihn in seiner Entwicklung und seinem Schaffen gefördert. Jeder aber, dem dies nachgerühmt werden kann, hat einen Anteil an den unschätzbaren Gütern, die uns der Meister hinterlassen hat, und verdient, im Andenken der Nachwelt zu leben.

Der erste Chemiker, dem Goethe nahe trat, war Wilhelm Heinrich Sebastian Buchholz — auch Bucholz geschrieben. Dieser treffliche Mann wurde 1734 in Bernburg geboren. Er hatte ursprünglich Medizin studiert und die medizinische Doktorwürde erworben, dann sich aber der Pharmazie gewidmet und die einzige Apotheke von Weimar gekauft. Da er zu anderen guten Eigenschaften auch lebenslustig und wohlhabend war, spielte er, als Goethe in des Herzogs Dienste trat, in der kleinen Residenz eine bedeutende Rolle, war auch durch die Titel Hofapotheker und Bergrat ausgezeichnet worden. In jener Zeit, da die Universitäten aus Mangel an Laboratorien in der Chemie fast nur theoretischen Unterricht erteilten und der Zugang zur „Scheidekunst" daher ziemlich allgemein durch die praktische Pharmazie führte, gab es unter den Apothekern zahlreiche bedeutsame Förderer der Wissenschaft, mehr als dies heutzutage möglich ist; aber auch unter den vielen hervorragenderen Mitgliedern seines Standes zeichnete sich Buchholz durch hohe Bildung und wissenschaftlichen Eifer aus. Dies zeigen seine zahlreichen — teils deutsch, teils lateinisch geschriebenen — Veröffentlichungen und noch mehr die hohe Anerkennung, die ihm Goethe vielfach, insbesondere in der der „Metamorphose der Pflanzen" angeschlossenen „Geschichte meines botanischen Studiums" gewidmet hat.

Unzweifelhaft hatte Goethe, der ja erst in Weimar tiefer in die Naturwissenschaften einzudringen begann, Buchholz vielerlei zu verdanken, und zwar nicht nur für die Chemie, sondern auch für andere Gebiete. Zunächst führte dieser ihn in seinen großen Gärten, in denen er „nicht die offizinellen Gewächse nur, sondern auch seltnere, neu bekannt gewordene Pflanzen für die Wissenschaft zu pflegen unternommen", in die Botanik ein. Aber auch in den Räumen der Apotheke war der Dichter oft zu Gaste, denn Buchholz, der gern „von seinem Dispensatorium sich in die höhere Chemie wagte" und ausgezeichnete Gehilfen heranzubilden wußte, prüfte hier mit diesen „jede neue, vom Aus- oder Inland entdeckte chemisch-physische Merkwürdigkeit" und trug sie „einer wißbegierigen Gesellschaft uneigennützig" vor. So lernte Goethe durch ihn die Eigenschaften der verschiedenen Luftarten, die man damals zu untersuchen und zu unterscheiden bestrebt war, kennen. Als die Brüder Montgolfier in Avignon 1783 ihre berühmten Versuche über die Steigkraft mit erhitzter Luft gefüllter Ballons anstellten, gehörte Buchholz zu den ersten, die an eine Nachprüfung herangingen; aber er „peinigt vergebens die Lüfte", so berichtet Goethe an Freund Knebel, „die Kugeln wollen nicht steigen." Doch bald stellte der Erfolg sich ein, und eine der ersten Mont-

golfièren stieg in Weimar auf „zum Ergetzen der Unterrichteten . . ., indessen die Menge sich vor Erstaunen kaum zu fassen wußte und in der Luft die verschüchterten Tauben scharenweise hin und wieder flüchteten". Goethe, der ähnliche Versuche auch in Kassel sah, ist hiervon so entzückt, daß er sich in seinem Garten bemüht, „ebenfalls auf die Mongolfiers Art eine ungeheuere Kugel . . . in die Lüfte zu jagen" und Frau v. Stein zur Besichtigung einlädt. Später nahm er an den Wasserprüfungen und Brunnenanalysen des tüchtigen Apothekers Anteil; als dieser einige Arbeiten über die entfärbende und reinigende Kraft des Kohlepulvers veröffentlichte, ließ sich der Dichter die Rezepte geben und prüfte selbst nach, wie faulendes Wasser auf diesem Wege trinkbar gemacht werden könnte. Dies geschah 1791, zur Zeit als die Freitaggesellschaft, die von Goethe begründet wurde und sich monatlich einmal versammeln sollte, entstand. Buchholz gehörte von Anfang an zu ihren Teilnehmern, ein Beweis, daß der Meister ihn zu den ausgezeichnetsten Männern von Weimar und Jena zählte; ja, es wurde ihm die Ehre zuteil, daß er in der ersten Sitzung neben Goethe sprechen durfte, er hielt einen Experimentalvortrag über seine soeben genannten Untersuchungen, nämlich über „die merkwürdige Wirkung gepulverter Kohle auf Wasser". Auch weiterhin blieb er ein sehr tätiges Mitglied der Gesellschaft und dadurch Goethe nahe. Noch kurz vor seinem Tode im Jahre 1798 erhielt er ein schönes Zeichen des Vertrauens von seiten Goethes, der ihn brieflich bat, einen jungen Mann, dessen Ausbildung ihm am Herzen lag, in seine Lehre zu nehmen.

Neben Buchholz gab es in Weimar in jener Zeit noch zwei tätige Liebhaber der Chemie, die beide ihre Laboratorien in Oberweimar hatten; sie sollen hier nicht übergangen werden, da Goethe — obgleich sie kaum auf ihn Einfluß gehabt haben — sie doch in seinen Briefen manchmal erwähnt. Der ältere von ihnen war Dr. Siewer. Wenn Goethe ihn aufsuchte, so nahm er — es war um das Jahr 1784 — gern Fritz von Stein, den dritten Sohn der geliebten Freundin, den er zur Erziehung ganz in sein Haus aufgenommen hatte, mit sich und führte ihn dort in die Chemie ein. Man sieht hieraus, daß er schon damals die Bedeutung dieser Wissenschaft für die Bildung der Jugend — sicherlich im Gegensatz zu den zünftigen Schulmännern — zu schätzen wußte. Der jüngere dieser beiden Chemiefreunde war August v. Einsiedel, der Bruder des zu den Weimarer Schöngeistern gehörigen und Goethe sehr befreundeten Kammerherrn Friedrich Hildebrand v. Einsiedel. Er hatte das Bergfach studiert, war in Freiberg Bergrat geworden und hatte sich später mit zwei Brüdern zusammen ein Laboratorium in Oberweimar eingerichtet. Dort mag er sich wohl hauptsächlich mit der Chemie der nützlichen Mineralien, besonders der Erze, beschäftigt haben, denn er plante seit langem eine Entdeckungsreise nach Afrika zu geologischen wie anderen Zwecken. Außer Goethe besuchten ihn besonders die Damen, denen er gern die Wunder der Chemie vorführte. Wilhelm Bode, der treffliche Kenner des Weimarer Kreises, schildert ihn als einen reich begabten Mann, der „obwohl er von Chemie, Geologie, aber auch von alter Länder- und Völkergeschichte mehr verstand als die Magister, Doktoren,

Schreiber und Pfaffen", doch nichts Ernstliches leistete[1]). Immerhin gelang es ihm trotz vieler Schwierigkeiten, seine große Reise zu verwirklichen, und zwar dadurch, daß er sich der französischen Regierung zur Verfügung stellte, die ihn zu bergbaulichen Untersuchungen im Jahre 1785 nach Nordafrika schickte. Goethe kommt auf dieses Unternehmen in seinen Briefen an Frau von Stein einige Male zu sprechen, allerdings nur wegen der höchst romantischen Nebenumstände; Einsiedel führte nämlich eine der gefeierten Frauen der Hofgesellschaft mit sich, nachdem diese die Kunde ihres Todes hatte verbreiten und eine Puppe an ihrer Stelle begraben lassen. Im folgenden Jahre kehrte der „Afrikaner Einsiedel" zurück und lebte von nun an als „philosophierender Einsiedler" auf seinem Gute; wissenschaftliche Ergebnisse scheint er nicht heimgebracht zu haben. Auch die Beschäftigung mit der Chemie gab er auf. Hieraus wußte Goethe für die Landesuniversität Nutzen zu ziehen. Er machte den Herzog darauf aufmerksam, daß Einsiedel „in Oberweimar ein gar wohl eingerichtetes Laboratorium mit Gefäßen, Werkzeugen, Säuren, Salzen usw. in bestem Stande" zurückgelassen habe, und schlug vor, die ganze Einrichtung — für die zuerst 170, später 100 Taler gefordert wurden — anzukaufen, vorläufig zu verwahren und seinerzeit Göttling — einem sehr begabten jungen Chemiker, der sich damals für die Übernahme der Jenaer chemischen Professur vorbereitete — für seine Zwecke zu übergeben. Im Jahre 1812 kaufte Goethe noch einmal für das Jenaer Laboratorium chemische Gerätschaften von Einsiedel, dabei nennt er ihn in seinem Berichte den Oberbergrat von Einsiedel; er war also inzwischen trotz seiner geringen Tätigkeit durch einen höheren Titel ausgezeichnet worden.

Von den tüchtigen „chemischen Gehilfen" des klugen Hofapothekers ist schon die Rede gewesen; einer von ihnen — der soeben genannte Johann Friedrich August Göttling — sollte später seinen Meister übertreffen. Er wurde 1755 als Sohn eines Predigers in Derenburg bei Halberstadt geboren, widmete sich an verschiedenen Orten dem Apothekerberufe und war von 1775 an Provisor in Weimar. Goethe lernte hier den „trefflichen Göttling" als einen „gebildeten Scheidekünstler" schätzen. Da er sich auch literarisch hervortat, besonders durch seine 1778 erschienene „Einleitung in die pharmazeutische Chemie", nahm ihn der große Menschenkenner für einen in Jena zu errichtenden Lehrstuhl für Chemie in Aussicht. Durch die Großmut von Karl August wurde es dem noch die akademische Bildung entbehrenden Provisor ermöglicht, vorerst von 1784—1787 in Göttingen zu studieren und im Anschluß hieran Holland und England zu bereisen. Zu dieser Reise drängte Goethe besonders, damit er sich mit der Einrichtung chemischer Anstalten und mit guten Apparaten bekannt machen sollte. Inzwischen wurde in Jena für ihn ein kleines Laboratorium ausgestattet, worüber Goethe dem Herzoge in vielen Briefen und dem „Promemoria über Provisor Göttling" mit der ihm eigentümlichen Sorgfalt berichtete. Im Jahre 1789 wurde er tatsächlich zum außerordentlichen Professor in Jena ernannt, wo er bis zu

[1]) Vgl. W. Bode, „Charlotte von Stein" (1910), S. 169 u. 193, sowie „der Musenhof der Herzogin Amalie" (1908), S. 121 ff.

seinem Tode unter großer Anerkennung seiner Schüler die Chemie und Pharmazie lehrte. Er ist 1809 gestorben.

Göttling hat die Erwartungen seines großen Gönners nicht getäuscht. Er hat zunächst die qualitative Analyse vielfach gefördert. Seine „praktische Anleitung zur prüfenden und zerlegenden Chemie" lehrte in klarer Weise nicht nur die Wirkung, sondern auch die Bereitung der „gegenwirkenden Mittel", in der zweiten Auflage sogar auch die Untersuchung der atmosphärischen Luft. In der Vorrede bot er den Liebhabern der Chemie sogar ein „Probierkabinett" oder „eine Sammlung von gegenwirkenden Mitteln" in bequem eingerichteten Kästen zum Kaufe an, ein Zeichen, daß er gewinnbringender praktischer Tätigkeit — wohl zur Ergänzung des mageren Professorengehaltes — nicht abgeneigt war. Aus diesem Werke ebenso wie aus anderen Schriften geht ferner hervor, daß Göttling schon zu Beginn seiner akademischen Tätigkeit — wohl infolge seiner auch im Auslande unternommenen Studien — in dem gewaltigen Kampfe, der damals die Chemiker in zwei Lager spaltete, auf Seiten der Vernunft und des Fortschritts stand. Bei diesem Streite, in dem durch den geistreichen Franzosen Lavoisier seit 1778 die Grundlagen der neueren Chemie gelegt wurden, handelte es sich bekanntlich um die Erklärung der Verbrennungserscheinungen und überhaupt der seither als Oxydationen bezeichneten Vorgänge. Die älteren Chemiker, die Phlogistiker, hielten an der von dem Deutschen Stahl um 1700 begründeten Theorie fest, derzufolge in allen brennbaren Stoffen ein gemeinsamer Bestandteil, Phlogiston genannt, enthalten sei, den man zwar nicht darstellen könne, durch dessen Entweichen aber die Verbrennung mit ihrer Licht- und Wärmeentwicklung hervorgerufen werde. Hingegen wies Lavoisier, der zuerst die Bedeutung der Wage für die chemischen Vorgänge erkannt hat, nach, daß Verbrennungen und ähnliche Erscheinungen, da sie mit einer Gewichtszunahme verbunden sind, nicht auf der Abgabe eines Stoffes, sondern im Gegenteil auf einer Stoffaufnahme — nämlich auf der Bindung des in der Luft enthaltenen Sauerstoffs — beruhen. Während die Mehrzahl der deutschen Chemiker im Gegensatz zu den Franzosen noch lange dem geheimnisvollen Phlogiston anhing, ihm unter dem Drucke der Lavoisierschen Entdeckungen sogar ein negatives Gewicht zuschreiben wollte, bekannte sich Göttling als einer der ersten unter seinen Landsleuten zu den Antiphlogistikern. Er griff insbesondere durch sein bekanntestes Werk „Beitrag zur Berichtigung der antiphlogistischen Chemie, 1794—1798" kräftig in den Streit ein. Allerdings ganz frei von den alten Vorstellungen hatte er sich nicht machen können, und zur Erklärung seiner Untersuchungen über das Leuchten von Phosphor in Stickstoff — die unrichtig waren, weil er nicht über gänzlich reinen Stickstoff verfügte — bediente er sich von neuem geheimnisvoller Stoffe, des Licht- und des Wärmestoffs, aber trotz alledem trug er kräftig zum Siege der neueren Chemie in Deutschland bei.

Göttling hatte seinen Aufstieg vom Provisor einer kleinstädtischen Apotheke zum hochgeschätzten akademischen Lehrer außer der eigenen Tüchtigkeit vor allem der weisen Leitung Goethes, der sich hier wie oft als ein Meister der Erziehungskunst erwiesen hat, zu danken. Dafür hat er durch viele Jahre seinen

Gönner in chemischen, mineralogischen, physikalischen und technologischen Fragen treu beraten, auch in seinem Auftrage mancherlei Untersuchungen angestellt, beispielsweise über die Gewinnung von Zucker aus Runkelrüben, die nicht nur den Dichter, sondern auch seinen Fürsten sehr interessierte. Nur die Darstellung trüber Glasscheiben für die Farbenuntersuchungen wollte ihm nicht recht gelingen. Mit warmer Anerkennung folgte Goethe Göttlings Kampfe gegen die Phlogistiker. 1794 rühmte er in den Annalen, der Jenaer Chemiker habe als einer der ersten in Deutschland den „hohen Begriff der neueren französischen Chemie" in sich aufgenommen, und als ihm dieser sein bereits genanntes Hauptwerk überreichte, erwiderte er, er sei auf die „neue französische Chemie" schon lange aufmerksam gewesen und sei daher für diese Arbeit besonders dankbar, in der er „sehr zarte und dabei sehr einfache Versuche mit vielem Scharfsinn angestellt und zur Erklärung sehr merkwürdiger Phänomene benützt" finde. Später entwickelte sich Goethe, der sogar förmlichen Unterricht bei Göttling nahm, immer mehr zum überzeugten Anhänger der neueren Chemie, die seinem klaren Geiste besonders zusagte. Es geht dies wie aus mancherlei Äußerungen, so auch aus einem Epigramm, das er 1797 in Schillers Musenalmanach veröffentlichte, hervor. Es lautet:

Schon ein Irrlicht sah ich verschwinden, dich Phlogiston! Balde,
O Newtonisch Gespenst, folgst du dem Brüderchen nach.

Die hier ausgesprochene Prophezeiung ist allerdings zu des Verfassers Schmerz nicht erfüllt worden. — Göttling hinterließ bei seinem Tode eine Witwe und einen Sohn, die ebenfalls Goethes Anteilnahme erfuhren; der Sohn, Karl Wilhelm Göttling, wurde später in Jena Bibliothekar und Professor der Philologie und gehörte — wie Riemer und Eckermann — zu des Dichters Vertrauten, die ihn bei der Herausgabe seiner Werke unterstützen durften.

Um die Jahrhundertwende hatte Goethe außer Göttling noch zwei jüngere Naturforscher in seiner Nähe, von denen er ebenfalls Belehrung in chemischen Fragen erfuhr. Der ältere, Dr. Alexander Nicolaus v. Scherer, 1771 in Rußland geboren, wurde 1797 von Wilhelm v. Humboldt, dem er in Jena nahe getreten war, Goethe warm empfohlen. Als im selben Jahre Alexander v. Humboldt den Dichter in Weimar besuchte, führte er Scherer dort ein, dieser durfte „über Chemie" vortragen, nachher auch einen „edlen, aber umgeschlagenen Wein", den er vom Herzog erhielt, untersuchen. Später wurde ihm in dem Lustschloß Belvedere ein kleines Laboratorium eingerichtet, wofür die Brüder Humboldt Goethe sehr dankbar waren. Auch im Erdgeschoß des von Frau von Stein in Weimar bewohnten Hauses hat er zu deren Leidwesen seine störenden Versuche im Jahre 1799 angestellt. Karl August wollte Scherer vollständig in seine Dienste nehmen und ihn „im Winter ein Publikum gratis von populärer Chemie für . . . Brauer, Brenner, Färber, Gerber und dergleichen Leute mehr lesen" lassen. Wie weit diese schönen Absichten des erleuchteten Fürsten in Erfüllung gegangen sind, läßt sich nicht ermitteln; doch steht fest, daß der „junge hoffnungsvolle Chemikus" noch einige Jahre teils in Weimar, teils in Jena lebte und fleißig arbeitete, durch Vorträge und Schriften auf weitere Kreise zu wirken suchte, auch Goethe chemische Versuche — beispiels-

weise über Phosphore, d. h. Leuchtsteine — hin und wieder vorführen durfte; er gab ferner seit 1798 in Jena das „Allgemeine Journal der Chemie" heraus. Später kehrte er nach seiner Heimat zurück und starb 1824 als Akademiker in Petersburg.

Der zweite dieser beiden jungen Naturforscher, Johann Wilhelm Ritter, ist der weitaus bedeutendere von ihnen. 1776 in Samitz bei Haynau in Schlesien geboren, ging er, nachdem er sich in der Pharmazie ausgebildet hatte, trotz seiner völligen Mittellosigkeit im Jahre 1795 nach Jena, wohin der von der dortigen Universität und dem ganzen Ländchen ausstrahlende Glanz den für alles Große begeisterten Jüngling unwiderstehlich hinzog. Hier zeichnete er sich ebenso durch seinen Eifer und sein Geschick für die experimentelle physikalisch-chemische Forschung wie durch Verständnis für die damals in Blüte stehenden naturphilosophischen Spekulationen aus, so daß viele der dortigen führenden Geister ihm bald Beachtung schenkten und vor allem der gefeierte Naturphilosoph Schelling ihn unter seine Vertrauten aufnahm. Auch Scherer zog ihn zur Mitarbeit für seine Zeitschrift heran. So blieb er über die Studienzeit hinaus in Jena. Dort entdeckte er die chemisch wirkenden dunklen Strahlen im Sonnenspektrum und förderte vor allem die Lehre vom Galvanismus. Insbesondere gelang es ihm, die Wasserzersetzung durch den elektrischen Strom derart auszuführen, daß der Wasserstoff und Sauerstoff getrennt aufgefangen werden konnten, Kupfervitriol zu zerlegen und eine „Ladungssäule", also einen Vorläufer der Akkumulatoren, herzustellen und richtig zu erklären, ja, eine allgemeine Theorie der Elektrochemie — die allerdings später überholt wurde — aufzustellen. Natürlich wurde auch Goethe auf den geschickten und ideenreichen jungen Forscher aufmerksam; er ließ sich von ihm Physikalisches und Chemisches vortragen und arbeitete in den Jahren 1800 und 1801, wie die Tagebücher ergeben, tagelang hintereinander mit ihm. „Ritter besuchte mich öfters," schreibt er in den Annalen, „und ob ich gleich in seine Behandlungsweise mich nicht ganz finden konnte, so nahm ich doch gern von ihm auf, was er von Erfahrungen überlieferte und was er nach seinen Bestrebungen, sich ins Ganze auszubilden, getrieben war." Diese eingeschränkte Zustimmung sollte wohl auf die innere Zwiespältigkeit Ritters, der seiner Neigung zur Spekulation und selbst zur Mystik mehr und mehr Einfluß auch auf seine Forschungen gewährte, hindeuten. Jedenfalls hängt es mit der seltsamen Geistesrichtung des hochbegabten, aber der inneren Klarheit entbehrenden Mannes zusammen, daß seine Stellung in Jena mit der Zeit unerfreulich wurde, sein Verkehr mit Goethe auch aufhörte. Aus diesen Verhältnissen befreite ihn 1804 Schelling, der selbst nach München gegangen war und ihm eine Berufung dorthin als Mitglied der Akademie und Professor verschaffte. Seither wandte sich Ritter noch mehr den Geheimlehren, besonders dem tierischen Magnetismus, zu. Er verband sich unter der tätigen Mitwirkung Schellings mit einem aus Italien stammenden „Wasser- und Metallfühler" zu Pendelversuchen, um mit Hilfe von Medien Erze, Kohle, Wasser usw. unter der Erdoberfläche zu entdecken, faßte seine durch subjektive Einflüsse zu erklärenden Beobachtungen objektiv auf und entwickelte sie in einer Aufsehen erregenden Theorie, dem

„Siderismus". Seine Schriften hierüber interessierten Goethe in den Jahren 1807—1809, als er sich in seinem Inneren mit dem Plane zu den Wahlverwandtschaften trug, auf das lebhafteste und erklären die romantisch-mystischen Elemente im Charakter Ottiliens, ja, sie veranlaßten ihn, die Wünschelruten- und Pendelversuche in die Darstellung der tiefsinnigen Dichtung aufzunehmen. So kommt Ritter, der schon 1810 nach einem unbefriedigten Leben gestorben ist, der Ruhm zu, nicht nur den Naturforscher, sondern auch den Dichter Goethe beeinflußt zu haben.

Als am 1. November 1809 durch Göttlings Tod der Lehrstuhl der Chemie in Jena frei wurde, schrieb Karl August sofort an Goethe: „Wen an Göttlings Stelle? Doch einen sehr Bedeutenden!" Da ein solcher nicht gefunden wurde, wandte sich der um seine Hochschule wie um den Gewerbefleiß des Landes gleich besorgte Fürst selbst an Gehlen, den einflußreichen Herausgeber des „Journals der Chemie", mit der Bitte, ihm einen Chemiker zu empfehlen, der „Genialität in den Naturwissenschaften mit praktischer Tendenz vereinige". — Gehlen schlug Döbereiner vor, der tatsächlich Göttlings Nachfolger wurde — und der es wohl verdient, von allen gebildeten Deutschen, vor allem von allen Goetheverehrern gekannt zu werden[1]).

Johann Wolfgang Döbereiner wurde am 15. Dezember 1780 in der markgräflich bayreuthischen, jetzt bayrischen Stadt Hof geboren. Als Sohn eines Gutsverwalters verlebte er seine Jugend auf dem Lande, wo der kärglichen Vermögensverhältnisse des Vaters wegen er nur den notdürftigsten Unterricht erhielt und schon als Knabe in der Landwirtschaft und ihren Nebengewerben eifrig mitarbeiten mußte. Dabei bildete sich in ihm eine lebhafte Neigung für die Pflanzenkunde aus, die ihn bestimmte, nachdem ihm die sehr verständnisvolle Mutter die Einwilligung des Vaters verschafft hatte, die Pharmazie zu erlernen. Nach dreijähriger Lehrzeit war er fünf Jahre als Gehilfe in Karlsruhe und Straßburg tätig, wo er — da vom Besuch einer Universität bei seiner Mittellosigkeit nicht die Rede sein konnte — wenigstens nebenher einige Vorlesungen hörte und überdies, um die Lücken seiner Bildung auszufüllen, mit eisernem Fleiße sprachliche und philosophische Studien betrieb. Als zweiundzwanzigjähriger Jüngling begründete er, da er zum Kauf einer Apotheke zu arm war, eine kleine Fabrik und Handlung pharmazeutisch-chemischer Präparate in einem bayreuthischen Landstädtchen und war im folgenden Jahre dank seiner Tüchtigkeit schon in der Lage, das Mädchen seiner Wahl als Gattin heimführen zu können. Leider entzog man ihm, dem Ortsfremden, nach kurzem die Konzession zu seiner Fabrik. Nun begann für den bedauernswerten Familienvater ein unruhiges Wanderleben, während dessen er Färbereien, Brauereien und Brennereien leitete, überall den Betrieb durch Erfindungen verbesserte und doch — teils wegen der den

[1]) Vgl. über ihn „Briefe des Großherzogs Karl August und Goethes an Döbereiner". Herausgegeben von Oskar Schade. Weimar 1856. — „Der Chemiker J. W. Döbereiner und seine Beziehungen zu Goethe". Von Julius Schiff. (In der Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität Breslau. Herausgegeben vom Schlesischen Philologenverein. Breslau 1911).

Gewerben ungünstigen politischen Verhältnisse, teils weil kaufmännischer Sinn ihm abging — immer wieder entlassen wurde. In diese Zeit fallen seine ersten Veröffentlichungen, die die Aufmerksamkeit der Chemiker auf ihn lenkten. Doch seine Lage wurde immer bedrängter, seit dem Anfang des Jahres 1810 war er gänzlich stellungslos und fand nicht einmal ein Unterkommen als Apothekergehilfe. Da nahte dem Verzweifelten — dank der bereits erwähnten Empfehlung Gehlens und dank der Vorurteilslosigkeit von Karl August und Goethe, die an dem Mangel von Gymnasial- und Hochschulbildung keinen Anstoß nahmen — unerwartete und seine kühnsten Hoffnungen übersteigende Hilfe: er erhielt die Berufung nach Jena als außerordentlicher Professor der Chemie, Pharmazie und Technologie mit 300 Tlr. Jahresgehalt und bald darauf, nachdem er die Berufung angenommen hatte, die dortige philosophische Doktorwürde. Im Oktober 1810 begann der vielgeprüfte dreißigjährige Mann seine akademische Wirksamkeit. In den ersten Jahren hatte er daneben noch die Oberaufsicht über die Gewerbebetriebe des Ländchens zu führen und eine Stärkezuckerfabrik, deren vier Aktionäre zu je 100 Tlr. der Herzog und der Erbprinz mit ihren Gemahlinnen waren, zu leiten. Anfänglich waren auch in Jena seine Verhältnisse sehr bedrängt; allmählich besserten sie sich, insbesondere dadurch, daß er 1819 ordentlicher Professor mit „500 Talern festem Gehalt und den Emolumenten der philosophischen Fakultät" wurde. Nunmehr war ihm ein zwar nicht sorgenfreies, doch befriedigtes Leben im Kreise der Seinen beschieden, dem es auch an Auszeichnungen durch den Großherzog wie durch wissenschaftliche Gesellschaften nicht fehlte. Er starb, nachdem er in Jena 39 Jahre gewirkt hatte, am 24. März 1849.

Döbereiner war ein Mann von edler und wahrhaft religiöser Gesinnung und — trotz seines durchaus auf praktische Ziele gerichteten Bildungsganges — ein so unpraktischer Idealist, wie nur je einer auf dem Katheder einer deutschen Universität gesessen hat. So hat er aus Dankbarkeit für die beiden Großen, die seinem Streben die Bahn eröffnet hatten, fünf sehr vorteilhafte Rufe an auswärtige Hochschulen abgelehnt und ist Jena treu geblieben. Gewerbetreibenden, auch des Auslands, war er stets bereit, unentgeltlichen Rat zu erteilen. Ja, als er seine berühmte Zündmaschine erfunden hatte und ihm für sie von einem englischen Fabrikanten glänzende Anerbietungen gemacht wurden, lehnte er alles ab und gab seine Erfindung der Öffentlichkeit preis, um — wie er etwas überschwenglich sagte — „der Welt und der Wissenschaft seine Huldigung darzubringen". Aus genauester Kenntnis hat ihn sein Fakultätsgenosse, der berühmte Botaniker Schleiden, geschildert, der ihn „liebevoll gegen seine Schüler, die ihn verehrten, freundlich und mitteilend gegen seine Kollegen, wohlwollend gegen jeden, freisinnig in seinen Ansichten ohne Schroffheit, liberal und uneigennützig bis zur Ungerechtigkeit gegen sich selbst" nennt und der ihn mit Recht als einen „aus dem Leben und dem Gewerbestand hervorgegangenen wissenschaftlichen Führer" rühmt, wie sie sonst nur England hervorgebracht habe[1]).

[1]) Zur Erinnerung an J. W. Döbereiner. Jena 1849.

Von der sehr umfassenden Forschertätigkeit Döbereiners ist es schwer, eine auch dem Nichtfachmann verständliche Darstellung zu geben. Sie kann daher an dieser Stelle nur höchst unvollständig geschildert werden. Döbereiner hatte sich schon vor Beginn seiner Lehrtätigkeit mit den seine Wissenschaft bewegenden großen Fragen gründlich vertraut gemacht; er war daher sehr bald imstande, an der Förderung der allgemeinen Chemie erfolgreich mitzuarbeiten. Vor allem hat er für die Stöchiometrie oder chemische Meßkunst — die sich mit den Verhältniszahlen und Gesetzen beschäftigt, nach denen die Grundstoffe sich miteinander vereinigen — und für den Ausbau der Atomtheorie Wichtiges geleistet. So ist es ihm gelungen, die Gesetzmäßigkeiten bei der chemischen Vereinigung und Trennung von Gasen, die der ausgezeichnete Franzose Gay-Lussac an anorganischen Verbindungen abgeleitet hatte, auch für die organischen Stoffe nachzuweisen. Überhaupt hat er die Chemie der Gase, von der seine damals sehr geschätzten Schriften „zur pneumatischen Chemie" handeln, vielfach gefördert. Im Zusammenhang hiermit stehen seine Messungen der gasförmigen Kohlensäure, die bei der alkoholischen Gärung des Zuckers entweicht, und überhaupt die Beiträge, die er zur Aufhellung dieses in den Grundzügen bereits von Lavoisier erklärten, für die Wissenschaft wie für das Leben so wichtigen Vorgangs gegeben hat. In gänzlich neuen Bahnen bewegt sich der schöpferische Geist Döbereiners in seinem 1829 veröffentlichten „Versuch zu einer Gruppierung der elementaren Stoffe nach ihrer Analogie", in dem er Grundstoffe und auch Verbindungen zu den bekannten Triaden — wie Chlor, Brom und Jod — geordnet hat. Er wagte sogar, aus theoretischen Erwägungen einige Atomgewichte abzuändern oder vorauszusagen, und zwar, wie spätere genaue Untersuchungen gelehrt haben, in einer der Wahrheit nahekommenden Weise. Mit dieser Abhandlung — die, weil ihrer Zeit weit vorausschreitend, lange gar nicht beachtet wurde, an die aber zwanzig Jahre später Pettenkofer anknüpfte — hat er den Grund für das wichtigste und heute allgemein anerkannte Klassifikationsprinzip der chemischen Grundstoffe gelegt; einer der bedeutendsten Forscher der Gegenwart, Wilhelm Ostwald, hat sie in seiner Sammlung der grundlegenden naturwissenschaftlichen Schriften neu veröffentlicht und den Verfasser dadurch mit Fug und Recht unter die „Klassiker der exakten Wissenschaften" aufgenommen.

Aus der großen Zahl von Einzeluntersuchungen, durch die Döbereiner in gleicher Weise die anorganische wie die organische Chemie förderte, seien hier nur seine Forschungen über das Platin, die ihn etwa von 1820—1830 beschäftigt haben, hervorgehoben. Es gelang ihm, dieses Edelmetall durch Glühen von Platinsalmiak in einer neuen, sehr aufgelockerten Form, die er Platinschwamm nannte, zu erhalten. An diesem wies er, an ältere Untersuchungen anknüpfend, merkwürdige „dynamische Wirkungen" nach, daß er nämlich, schwach erwärmt und in Berührung mit Alkohol, ins Glühen gerate und daß er in einem Gemisch von Wasserstoff und Sauerstoff sogar ohne jedes Erwärmen von außen her sich bis zu starker Glut erhitze. Daran knüpfte er die schöne Entdeckung, daß Wasserstoff, der bei Anwesenheit der atmosphärischen Luft auf Platinschwamm strömt, nicht nur diesen glühend

macht, sondern sich selbst entzündet. Das metallische Platin, so sagt er, besitzt also die „höchst wunderbare Eigenschaft", das Wasserstoffgas „durch bloße Berührung ... zu bestimmen, daß es sich mit Sauerstoff zu Wasser verbindet". Er hat also diese Erscheinung richtig als „Kontaktreaktion" erkannt und dadurch die Aufmerksamkeit der Chemiker auf eines der wichtigsten Probleme ihrer Wissenschaft hingelenkt. Von dem Aufsehen, das diese Platinuntersuchungen, die er in zwei Werken von bleibendem Werte niedergelegt hat, auf der Versammlung der deutschen Naturforscher, in der französischen Akademie der Wissenschaften und in weiteren für die Chemie interessierten Kreisen erregt haben, kann man sich heute schwer eine Vorstellung machen, und die Bewunderung für ihn wuchs, als zahlreiche Nachprüfungen die sämtlichen Angaben bestätigten. Von der maßgeblichsten Stelle aus, nämlich durch den Mund von Berzelius, wurden diese Entdeckungen die „glänzendsten der Zeit" genannt. Döbereiner war ein Forscher von Weltruf geworden, und einer der hervorragendsten unter seinen Schülern durfte ihn wohl als „den berühmtesten" unter den lebenden „Scheidekünstlern" bezeichnen[1]).

Dieser Meister der reinen Wissenschaft hatte auch — was ja mit seinem Bildungsgange zusammenhängt — ein hervorragendes Interesse für die Technik und verstand es, seine Forschungen den Gewerben dienstbar zu machen. Dies zeigen wiederum seine Arbeiten über das Platin. In ihrem Verlaufe war es ihm gelungen, die Bildung der Essigsäure aus Alkohol theoretisch richtig zu erklären; gleichzeitig aber leitete er ein Verfahren ab, im praktischen Betriebe durch die Einwirkung von pulverförmigem Platin die Essigbildung zu beschleunigen, wodurch er den Anstoß gab, das sehr langsame ältere Verfahren durch die seither allgemein übliche Schnelleſſigfabrikation zu ersetzen. Wenig später erfand er seine berühmte Zündmaschine, die als „Döbereinersches Feuerzeug" noch heute in den physikalischen und chemischen Sammlungen zu finden ist: sie besteht aus einem leicht zu handhabenden Wasserstoffentwickler, von dem das austretende Gas gegen ein Stück Platinschwamm strömt, um sich hier zu entzünden. Die Industrie bemächtigte sich in allen Ländern sofort dieser Erfindung mit großer Begeisterung. Allerdings wurde die Zündmaschine später durch die Reibzündhölzchen verdrängt, von den „wunderbaren Eigenschaften des Platinschwamms" machen wir aber noch jetzt vielfältige Anwendung, besonders bei den für die Gasbeleuchtung wichtigen Selbstzündern, sowie für die Schwefelsäurefabrikation nach dem Kontaktverfahren.

Auch sonst hat Döbereiner durch wichtige Beobachtungen viele Gewerbe gefördert, die Gärungsgewerbe überdies durch ausgezeichnete Handbücher. Leider hat er dabei nie Goethes Rat, „jeden neuen Fund zu sekretieren," befolgt und stets Fremde die Früchte seines erfinderischen Geistes ernten lassen. Dies alles muß hier übergangen werden, nur seiner Versuche über das Steinkohlengas sei noch kurz gedacht. Dieses wurde seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts zu Beleuchtungszwecken verwandt, wovon im Jahre 1816 eine

[1]) Aus einem Berichte des Anilinentdeckers Runge, der in „Wilhelm Bodes Stunden mit Goethe" (Bd. VII, S. 29 ff.) neu abgedruckt worden ist.

englische Gesellschaft eine Probe in Jena vorführte. Döbereiner ging an eine Nachprüfung, stellte aber sein „Lichtgas" nach einem anderen Verfahren dar, nämlich durch Einwirkung von Wasserdampf auf Kohle bei hoher Temperatur, was sich als wohlfeiler und bequemer herausstellte. Obgleich er Karl August und Goethe hiervon in Kenntnis gesetzt hatte, mußten die Versuche später aus Geldmangel bedauerlicherweise abgebrochen werden. Immerhin müssen wir hiernach ihn als den ersten bezeichnen, der die Verwendbarkeit des heutzutage so wichtigen und wegen seiner Heizkraft so viel gebrauchten „Wassergases" — das ein Gemisch von Wasserstoff und Kohlenoxyd ist — erkannt hat; die erste vom Wassergas handelnde Patentschrift erschien nämlich erst sieben Jahre später in England, allerdings unabhängig von Döbereiners Versuchen. Jedenfalls ist die Priorität des deutschen Chemikers in dieser wichtigen Frage gänzlich unbekannt geblieben, und es ist bemerkenswert, daß sie aufs klarste nicht durch wissenschaftliche oder technische Abhandlungen, sondern durch einen den ganzen Tatbestand aufs schönste zusammenfassenden Goethebrief — an Döbereiner vom 5. Dezember 1816 — erwiesen werden kann.

Die Beziehungen Döbereiners zu Goethe sind, wie schon das Vorhergehende ahnen läßt, recht bedeutsam. Sie sollen nunmehr auf Grund der sehr zahlreichen Äußerungen des Meisters in seinen Tagebüchern, Annalen und naturwissenschaftlichen Schriften, sowie des Briefwechsels zwischen den beiden Männern gezeichnet werden. Vorausgeschickt sei, daß dieser Briefwechsel, so weit er bisher bekannt geworden ist, aus 65 Goethe- und aus 6 Döbereiner-Briefen besteht[1]). — Den Ausgangspunkt ihres Verkehrs bilden die amtlichen Beziehungen zwischen dem den wissenschaftlichen Anstalten des Landes übergeordneten Staatsminister und dem um mehr als dreißig Jahre jüngeren, neu ernannten Professor. Aber hierüber hinausgehend unterhalten sie sich schon beim ersten Zusammensein über „Chemie, Physik, Botanik". Sehr bald erkennt Goethe das tatkräftige und sachgemäße Walten seines Schützlings, der die ihm gänzlich ungewohnten Verhältnisse zu beherrschen weiß, und er berichtet dem Fürsten von dieser „großen zielgemäßen Tätigkeit", er spreche „nicht ein Wort, das nicht belehrend wäre". Von Jahr zu Jahr kommt es, wie wir hören, immer mehr zu einem Gedankenaustausch zwischen ihnen über naturwissenschaftliche Fragen, hin und wieder unter Teilnahme oder wenigstens infolge der Anregung von Karl August. Hierbei muß Döbereiner es vorzüglich verstanden haben, gegenüber dem Dichter, der durch die Nichtbeachtung oder ungerechte Beurteilung seiner Forschungen seitens der Fachmänner so viel und so schwer gekränkt worden war, den rechten Ton zu treffen, denn als sie wieder einmal zusammen „allerlei chemische Betrachtungen" getrieben haben, rühmt er die „Liberalität der Chemiker, alle Meinungen und Vorstellungsarten gelten zu lassen und aufzunehmen". Wenn

[1]) Vgl. außer der schon erwähnten Schrift von Oskar Schade die IV. Abteilung der Weimarer Ausgabe von Goethes Werken und F. Th. Bratranek, Goethes naturwissenschaftliche Korrespondenz, Bd. I, 1874.

sich Goethe, wie es oft geschah, wochenlang in Jena aufhält, um in der Stille der Gelehrtenstadt zu arbeiten und durch anregenden Verkehr sich aufzufrischen, so weilt er gern an der Arbeitsstätte des hochgeschätzten jüngeren Mannes, holt ihn zu Spazierfahrten ab oder lädt ihn zu sich, um die Gespräche mit ihm fortzusetzen, nimmt von ihm auch allerlei Stoff heim, den er in Weimar zu „angenehmen und lehrreichen Abendunterhaltungen", einer ihm sehr lieben Form der Geselligkeit, verwenden kann. Als um die Weihnachtszeit 1822 Döbereiner zu Goethe zu mehrtägigem Besuche kommt, besorgt dieser ihm selbst in der Nähe seines Hauses ein gutes Unterkommen mit einem zu Versuchszwecken geeigneten Zimmer. In den letzten Lebensjahren Goethes werden die persönlichen Zusammenkünfte naturgemäß seltener. Als aber im Sommer 1828 der Neunundsiebzigjährige auf der Dornburg nach dem Hinscheiden seines Großherzogs Trost im Verkehr mit der Natur sucht, eilt Döbereiner mehrfach in alter Treue zu ihm und bemüht sich, den stets Lernbegierigen durch Vorträge, Zeichnungen, Versuche und „fruchtbar belehrende Unterhaltungen" zu erheitern. Recht bezeichnend für die herzlichen Beziehungen der beiden ist es auch, daß Goethe das Haus und den Garten Döbereiners durch eine Kreidezeichnung verewigt und ihn selbst in einem Gedichte gefeiert hat[1]).

Goethe empfand es nicht nur als Pflicht, nein, es wurde ihm zur Herzenssache, Döbereiner, der ihm alle seine Sorgen vertrauensvoll vortrug, mit Rat und Tat zu fördern. So erreichte er im Jahre 1816 von dem wohlwollenden Großherzog, daß er den Wohnungsnöten des ausgezeichneten Chemikers ein Ende machte, indem er ihm ein Haus mit großem Garten zur freien Verfügung überwies, das durch Lage und Aussicht den Naturfreund entzückte. Auch für Aufbesserungen seiner Gehaltsverhältnisse trat Goethe immer wieder ein. Als trotzdem im Etat von 1817 seinem Schützling keinerlei Beihilfe gewährt wurde, schrieb er dem Kammerpräsidenten v. Voigt, er möge dafür sorgen, ihn durch Zufriedenheit an der Hochschule festzuhalten, denn „unter den mobilen Chemikern möchte wohl keiner seine Stelle ersetzen". Tatsächlich wäre sein Fortgehen für die Universität, die trotz Goethes Bemühungen immer wieder ausgezeichnete Männer nach auswärts verlor, ein schwerer Schlag gewesen, aber Döbereiners Treue war durch keine Enttäuschung zum Wanken zu bringen. Er hatte übrigens nicht nur über ein unzureichendes Einkommen zu klagen: mehr noch bedrückte ihn von den

[1]) Über die noch vorhandene Kreidezeichnung vgl. „Goethe-Jahrbuch", Bd. XIII, S. 234. — Das Gedicht, das Goethe in seine Werke aufgenommen hat, ist dem „Professor Döbereiner im Namen seiner Kinder zum Geburtstag" gewidmet und heißt:

Wenn wir dich, o Vater, sehen
In der Werkstatt der Natur
Stoffe sammeln, lösen, binden,
Als seist du der Schöpfer nur,
Denken wir: der solche Sachen
Hat so weislich ausgedacht,
Sollte der nicht Mittel finden
Und die Kunst, die fröhlich macht?
Und dann, schauend auf nach oben,
Wünschen, bester Vater, wir,
Was die Menschen alle loben,
Glück und Lebensfreuden dir.

Anfängen seiner akademischen Wirksamkeit an der Mangel eines geeigneten Laboratoriums, denn die ihm im Schlosse als Arbeitsstätte und als Hörsaal überwiesenen Räume sowie die von seinem Vorgänger übernommenen Apparate waren durchaus unzureichend. Zum Glück stießen seine Verbesserungsvorschläge bei Goethe auf das vollste Verständnis; dieser notierte wiederholt, daß er „zum Herzog wegen einer chemischen Anstalt" gegangen sei oder für ihn ein „Promemoria wegen der Jenaischen Chemie" abgefaßt habe. Noch lebhafter war des Dichters Teilnahme und Tätigkeit für die Ausrüstung der „Anstalt" mit Chemikalien, Glas- und Platinapparaten, mit einer Luftpumpe und mit der ihn vor allem interessierenden großen galvanischen Säule, ja, er wirkte selbst bei der Prüfung der anzustellenden Gehilfen mit. Als Privatlaboratorium diente Döbereiner seit 1816 ein schöner „Experimentiersaal", den der Großherzog für ihn in dem oben erwähnten Gartengrundstück hatte erbauen lassen; aber für seine Unterrichtszwecke mußte er weiter die wenig geeigneten Räume im Schlosse benutzen.

Noch schlimmer stand es mit den für die chemische Anstalt ausgesetzten regelmäßigen Mitteln; sie reichten für einen experimentellen Unterricht, wie er Döbereiner mehr als den meisten seiner Fachgenossen am Herzen lag, nicht annähernd aus. Aber auch hier wußte Goethe durch außerordentliche Bewilligungen zu helfen. Versagte der Kammerpräsident, so wandte er sich an Karl August persönlich, mehrfach hatte er auch bei seiner hohen Gönnerin, der Erbprinzessin Maria Paulowna, angeklopft. Diese verfügte als russische Großfürstin über bedeutende Mittel; als es sich 1812 um größere Anschaffungen handelte, erklärte sie sich, wie Goethe schreibt, „gnädigst geneigt, 1000 sächsische Reichstaler auszusetzen"; später bewilligte sie mehrfach kleinere Summen und ließ auch für Döbereiner Platin aus ihrer Heimat kommen. Im Jahre 1820 kündigte dieser zum ersten Male ein „chemisch-praktisches Kollegium" an. Goethe sagte ihm hierzu 50 Taler zu, die er auch „ohne vorgängige Spezialautorisation" ausgeben dürfe, und wünschte ihm für sein schönes Unternehmen Fleiß und Aufmerksamkeit seiner Schüler. Auch im nächsten Jahre besprachen sie die Einrichtung dieser Übungen miteinander. So entwickelte sich durch das Zusammenwirken der beiden Männer der chemische Unterricht in Jena immer besser, und Goethe durfte sich wohl rühmen, es sei ihm gelungen, „Döbereiner und der Chemie" dort „eine Burg" erbaut zu haben. Die Krönung des Werkes sollte er allerdings nicht mehr erleben, denn erst in seinem Todesjahre wurde das lang ersehnte Laboratorium für Döbereiner als ein Pavillon in seinem Garten erbaut; von da an hat dieser hier, so lange er lebte, regelmäßig praktischen Unterricht erteilt[1]). Diese — von den Chemikern gänzlich übersehene — Tatsache ist höchst bedeutsam, denn es gab in jener Zeit nur an sehr wenigen Hochschulen Übungen solcher Art, für die vielmehr private Veranstaltungen eintreten mußten; Döbereiner darf daher mit Fug und Recht als ein Vorläufer Liebigs, des Schöpfers des modernen chemischen Hochschulunterrichtes, bezeichnet werden.

[1]) Diese Mitteilung wie manche andere Auskunft verdanke ich der Güte des Herrn Professors Bongerichten in Jena.

Die innerliche Einwirkung, die Döbereiner durch seinen erhabenen Gönner erfuhr, ist naturgemäß schwerer zu erkennen als die Förderung in seinen äußeren Angelegenheiten, sicherlich aber ist sie sehr hoch anzuschlagen. Hin und wieder kommt er — den Wegen Goethes folgend — zu einem irrigen Standpunkt, wie einem ungerechtfertigten Suchen nach polaren Gegensätzen. Auch seine Überschätzung elektrischer Einflüsse erinnert an Goethe, insbesondere wenn er sie als Ursache aller Lebensvorgänge annimmt und sogar Pflanzen und Tiere als „galvanisch-elektrische Säulen" betrachtet, deren Ausstrahlung aber nicht nach außen, sondern nach innen gehen muß und so „Ausdehnung (Wachsen) und Leben veranlaßt und unterhält". Vor allem ist es auf Goethe zurückzuführen, wenn Döbereiner seine mikrochemischen Methoden — d. h. Verfahren, bei denen möglichst einfache Apparate und möglichst kleine Stoffmengen gebraucht werden — überschätzt und sogar in einem seiner Werke den „Besitz eines chemischen Laboratoriums . . . als eine beschränkende Last" erklärt und die Scheidekünstler auffordert, die Natur als ihre „Werkstätte" zu betrachten, ähnlich wie der Verfasser der Farbenlehre seiner Abneigung gegen die Dunkelkammer und Instrumente der Physiker und seiner Vorliebe für die schlichte Beobachtung so oft Ausdruck gegeben hat. Aber diese Irrungen waren vorübergehend, von Dauer war die geistige Erhebung, die Döbereiner wie jeder erfuhr, dem sich der Olympier zugeneigt hat. Wenn ein Alexander v. Humboldt, dem von Jugend an der bildende Einfluß der erhabensten Geister zuteil geworden war, zugesteht, daß er „durch Goethes Naturansichten gehoben, gleichsam mit neuen Organen ausgerüstet worden sei", wie mußten diese dann auf das empfängliche Gemüt eines Mannes wirken, der sich dem Weisen nahen durfte, heraustretend aus dem engen Kreise mühsam erworbenen Fachwissens. Auch der junge Hochschullehrer, der in seinen späteren Werken wiederholt seiner hohen Verehrung für Goethe Ausdruck gegeben hat, fühlte sich sicherlich ähnlich erhoben wie Humboldt. Mit der Zeit drang er immer tiefer ein in „Goethes geistreiche Art, die Natur forschend zu behandeln", und er war bemüht, sie „für seine Zwecke zum Muster zu nehmen". So erklärte es sich, daß er ein Forscher von freiestem Blicke und ein Mensch von harmonischer Geistesbildung geworden ist.

Döbereiner hat seinem großen Gönner den schuldigen Dank nicht nur durch Verehrung, sondern auch durch die Tat abgestattet. Mehr als zwei Jahrzehnte war er sein unentbehrlicher Berater für die vielen chemischen Fragen, die diesem bei seiner so überaus vielseitigen Tätigkeit immer wieder aufstießen. Und mit welcher Sachkenntnis und Gründlichkeit wußte er sie zu lösen, gleichgültig, ob es sich um Kleines, wie die Bereitung eines Zahnpulvers, oder um Großes, wie die Grundfragen der Stahlbereitung oder die elektrochemischen Vorgänge, handelte! In manchen Fällen wuchsen sich seine Antworten zu bedeutsamen Abhandlungen aus. So erklärt es sich beispielsweise, wenn wir in einer rein naturwissenschaftlichen Zeitschrift eine Untersuchung über ein lateinisches Epigramm des antiken Dichters Ausonius finden, in der Döbereiner eine „Vergiftungs- und Entgiftungsgeschichte" des Altertums, die gewiß nicht nur Goethe, sondern ebenso den Philologen dunkel gewesen

ist, in geistreicher Weise aufhellt[1]). Auch die chemische Literatur machte er dem großen Manne zugänglich, sei es, daß er ihn bei der Beschäftigung mit älteren Schriftstellern, die wie Johann Kunckel für die Farbenlehre wichtig waren, beriet, sei es, daß er ihm die Schriften der Zeitgenossen — seine eigenen meist schon in den Aushängebogen — übersandte. Vor allem aber hatte es Döbereiner übernommen, seinem Gönner stets durch Versuche die „Novissima der Chemie" vorzuführen.

Ebenso wurde er auf den Grenzgebieten der Chemie ihm zum treuesten Mitarbeiter. Alle zweifelhaften Mineralien, die der unermüdliche Sammler vom Rhein oder aus dem geliebten Böhmen mitbrachte oder die ihm von Verehrern zugesandt wurden, ebenso die von seinen Badereisen stammenden Mineralwässer und Quellenniederschläge, wanderten nach Jena, um analysiert und bestimmt zu werden, gaben dann auch Gelegenheit zu wertvollem Gedankenaustausch. Wenn Goethe in dem nahen Berka weilte, wohin ihn oft die Heilquellen wie das Problem des schwefelhaltigen Wassers, nicht minder seines Fürsten Auftrag, der das kleine Bad gern heben wollte, zogen, so rühmte er, daß ihn Döbereiner dort aufsuchte, sich „auf das lebhafteste teilnehmend und einwirkend" zeigte und ihm die geologische Streitfrage durch die Erklärung lösen half, der Schwefelgehalt beruhe auf der Zersetzung von unterlagerndem Gips, wobei elektrische Kräfte tätig seien. Auch für experimentell geologische Arbeiten, die Goethe, der Zeit voranschreitend, hin und wieder ausführte, ist Döbereiner sein Vertrauensmann; dieser glühte und schmolz die ihm übergebenen Gebirgsarten im Töpferfeuer oder in dem Ofen einer Glasfabrik; so hofften sie zu erweisen, daß der Basalt und ähnliche Gesteine durch Erdbrände umgewandelte Schichtgesteine, also — wie der glühende Gegner der Vulkanisten zu sagen pflegte — nur „pseudovulkanisch" seien. Eine noch bedeutendere Rolle spielte im Verkehr der beiden Männer die Optik, die dem Verfasser der Farbenlehre ja zur Herzenssache geworden war. Wie Döbereiner sich zu dem Streite des Meisters mit den verhaßten Newtonianern gestellt hat, wissen wir nicht, da er sich schriftlich hierüber niemals geäußert hat; sicher aber ist, daß er in treuer Gesinnung bestrebt war, ihm Material — chemische Verbindungen von auffallenden Farbenerscheinungen, vor allem aber geglühte und daher irisierende Glasplatten, Platinbleche mit Farbenerscheinungen an der Oberfläche und Ähnliches — zu liefern. Er schrieb sogar eine Abhandlung über ein Verfahren, um „Glaswürfel, welche die glänzendsten entoptischen Farben zeigen", zu erhalten. So erklärt es sich, daß Goethe in dankbarer Gesinnung in der Farbenlehre, im Abschnitt über die entoptischen Farben, unter den „vorzüglichen wissenschaftlichen Freunden", die ihm ihre Beihilfe gegönnt haben, in erster Linie Döbereiner nennt. Mit gleicher Anerkennung gedenkt er seiner in den Nachträgen zur Farbenlehre, weil er aus Lignum Quassiae ihm eine trübe „Infusion" bereitet habe, die das Urphänomen „aufs allerschönste darstellt".

[1]) Das Gift war Sublimat, das Gegengift, das die Vergiftung verstärken sollte, aber tatsächlich aufhob, Quecksilber (siehe Schweigers Journal für Physik und Chemie, Bd. VI, 1812).

Wenn wir dies alles überdenken, so können wir nicht zweifeln, daß Döbereiner unter Goethes wissenschaftlichen Mitarbeitern und Freunden einer der hervorragendsten und wichtigsten gewesen ist, ja, daß er ihm lange Jahre näher gestanden hat, als irgendein anderes Mitglied der Landesuniversität. So haben jedenfalls die Zeitgenossen gedacht, die ihm überdies nachrühmen, er, der Überlebende Karl Augusts und Goethes, habe die verklungene große Zeit Weimars, an der er teil gehabt hatte, durch begeisterte Erzählung den Späteren aufs schönste lebendig zu machen gewußt. Als er selbst starb, hatten sie, wie Schleiden ihm nachrief, die Empfindung, es sei wiederum ein „Stern aus jenem strahlenden Kreise" niedergegangen, der die anderen überdauert habe, bis „endlich auch er, der letzte und einsame, fortzog, um in anderen Regionen den alten Kreis verwandter Geister wieder aufzusuchen". So hat Döbereiner geendet, der so unscheinbar begonnen hatte.

Unter den fremden Gästen, die zu Goethe in den letzten Jahrzehnten seines Lebens in unabsehbarem Zuge gepilgert kamen, befanden sich auch viele Chemiker, darunter Träger der klangvollsten Namen, wie die Deutschen Mitscherlich und Rose und der Schwede Berzelius. Der letztgenannte — damals, wie schon erwähnt, der anerkannteste Vertreter seiner Wissenschaft — war ein ganz besonderer Verehrer des großen Dichters, den er mehrfach durch Gaben seltener Mineralien erfreute und, wenn Reisen ihn nach Deutschland führten, aufsuchte. Im Jahre 1822 war er sogar in Eger tagelang mit Goethe zusammen, behandelte mit ihm geologische Fragen und führte ihm die Lötrohranalyse von Mineralien ausführlich vor. Von Einfluß auf ihn ist aber keiner der Fremden, nicht einmal Berzelius, gewesen; Rat und Belehrung für die Chemie hat er vielmehr nie bei anderen gesucht, als bei den trefflichen Männern von Weimar und Jena, die wir kennen gelernt haben. Ihnen allein hatte Goethe zu verdanken, daß, wenn er auch kein Chemiker geworden ist, er doch so weit kam, um sich der „Scheidekunst" zu seinen vielseitigen Zwecken mit Erfolg zu bedienen und — was ihm noch mehr war — an ihren Fortschritten mit Verständnis und Bewunderung teilzunehmen. Dies aber kam, wie wir sahen, manchem jungen Forscher zu gute und hatte, wobei auch der Einfluß von Karl August nicht zu unterschätzen ist, günstige Rückwirkungen auf die Stellung der Chemie an der Landesuniversität. Goethe hat einmal in Karlsbad in sein Tagebuch eingetragen, er habe dort einen guten Ruf gehabt „wegen der Mineralogie und Chemie", einen besseren „als wegen der Poesie". Gewiß waren die Karlsbader Bekannten, die so über ihn urteilten, recht merkwürdige Leute; aber das darf bestehen bleiben, daß der unsterbliche Dichter auch „wegen der Chemie" gerühmt zu werden verdient.

Die Berliner Theater.

Berlin, Mai 1912.

Nicht nur über den Theatern der Hauptstadt — über der gesamten deutschen Bühne hat in der Spielzeit, die sich jetzt ihrem Ende nähert, kein günstiger Stern gestanden. Ihr hat im großen wie im kleinen jeder durchschlagende Erfolg gefehlt, die literarisch bedeutende Erscheinung, wie die theatralisch wirksame Posse oder Sensationskomödie. Die „Polnische Wirtschaft" im Thalia-, „Glaube und Heimat" im Lessing-Theater beherrschen noch aus dem vergangenen Jahre das Repertoire dieser beiden Bühnen. Das Kleist-Jubiläum — vor hundert Jahren am 21. November 1811 hat sich der unglückliche, mit sich und der Welt zerfallene Dichter im Föhrenwalde am Wannsee mit der Frau Henriette Vogel erschossen — wurde im Königlichen Schauspielhause und im Deutschen Theater mit einer Neueinstudierung der „Penthesilea" gefeiert. Da beide Theater über die zur Darstellung der Penthesilea und des Achilles geeigneten Persönlichkeiten verfügen — das Hoftheater über Rosa Poppe und Max Staegemann, das Deutsche Theater über Gertrud Eysoldt und Alexander Moissi —, hat sich das Trauerspiel bis heute in der Gunst des Publikums erhalten. Leider sind dadurch die anderen Dichtungen Kleists zu kurz gekommen. So ist eine treffliche Einrichtung seines ersten Werkes „Die Familie Schroffenstein" durch Eduard von Tempeltey nicht zur verdienten Geltung gebracht worden, denn diese Tragödie des Mißtrauens — wie bezeichnend ist sie für den Charakter des Dichters! — ist bis zum vierten Akte von einer Geschlossenheit der Handlung und einer Steigerung der Entwicklung, die sich nur mit Shakespeare vergleichen läßt. Freilich fallen die beiden letzten Akte aus dem Tragischen in das Groteske und bedürfen, nicht nur wegen unseres modernen Geschmacks und Empfindens, sondern wegen der Optik und der Bedürfnisse unseres Theaters, der Umarbeitung. Damit tritt der unvermeidliche Widerspruch ein, denn jeder will die Darstellung der Katastrophe — den Umtausch der Kleidung der beiden Liebenden und ihre greuliche unerträgliche Ermordung durch die Väter — anders gestaltet haben. „Verwirre mir das Gefühl nicht," heißt es in einem Drama Kleists. Aber Kleist ist gerade ein solcher Verwirrer der Gefühle des Zuschauers wie des Lesers. Niemals sich völlig klar, wohin er sein Ja, wohin er sein Nein zu setzen hat. Träumerisch, nachtwandlerisch wie der Prinz von Homburg, getragen von dem dunklen Instinkt der Empfindung: „Dann wird er die Fanfare blasen lassen." Es ist nur zu begreiflich, daß er auf dem Theater hinter Lessing und Schiller, selbst hinter Grillparzer zurückbleibt. Auch die Penthesilea-Vorstellungen werden auf die Dauer dies Verhältnis nicht ändern.

Im übrigen, da jede Neuigkeit — heimische wie ausländische — im großen Stil fehlt, hat sich die theatralische Bewegung auf das Experiment geworfen. Das Problem, das sie sich gestellt hat, ist die Befriedigung der Schaulust für die Masse. Da wir nicht, des Klimas wegen, offene Theater haben können wie die Griechen, sondern bedeckte Räume gebrauchen, tritt gleichsam von selbst der Zirkus für das Theater ein. Hier ist Platz für Drei- oder Fünftausend. Nur ist die Kunst, die für einen solchen Raum berechtigt oder geeignet ist, eine ganz andere als die in

unseren bisherigen kleinen Theatern gültige und notwendige. Man kann Emilia Galotti, Nathan den Weisen, Kabale und Liebe, Torquato Tasso, Des Meeres und der Liebe Wellen nicht im Zirkus spielen. Die intime Kunst, also das innerste Wesen gerade der theatralischen, ist durch die Größe des Raumes ausgeschlossen. Hier ist einzig eine Alfresko-Kunst in Masken und Umrissen auf Kothurnen möglich. Reinhardt hatte in dem „Ödipus" des Sophokles und in der „Orestie" des Äschylus zwei Stücke, die sich vollkommen diesen Bedingungen anschlossen und ihm große Erfolge verschafften. Aber schon die mittelalterliche Dramatik mit ihrem Nebeneinander der Handlung und der Dreiteilung der Bühne erfordert für ihre Darstellung allerlei Umbauten und Einbauten im Zirkus, für die Schauspiele Shakespeares und Calderons ist er ganz ungeeignet. Der Geist von Hamlets Vater kann sich nicht fünftausend Zuschauern offenbaren und der Arzt seiner Ehre nicht vor fünftausend Zeugen seine Ehre mit blutiger Inschrift an der Wand des Hauses dartun. Auch die mittelalterliche englische Moralität „Jedermann" paßt sich nur mit einem gewissen Zwang, durch die Ausbreitung des Nebensächlichen, den Verhältnissen des Zirkus an. Aber in einer geschickten Bearbeitung von Hofmannsthal hat sie in Schumanns Zirkus eine Reihe von Aufführungen erlebt.

Für die Sommerzeit treten die Naturbühnen zur Befriedigung des Massenbedürfnisses ein. In Bernau, in Pichelswerder, bei Potsdam werden Volksstücke auf dem Hintergrund der Landschaft mit einigen hundert Statisten vorbereitet. Das mag ja dem Teilnehmenden eine besondere Freude bereiten und ausdauernden Zuschauern, die sich vor einem Regenguß und gelegentlichen Windstößen nicht fürchten, zur Erhöhung des Vergnügens dienen; daß aber die Kunst, die der Poeten wie die des Schauspielers, auch nur das Geringste durch diesen unmittelbaren Zusammenhang mit der Natur gewinnt, glaube ich nicht. Denn in der freien Natur ist der Schauspieler von all ihren oft so störenden Einflüssen abhängig und die Erfindung des Dichters durch die Landschaft beschränkt. Desdemona kann nicht in einer Hängematte erdrosselt werden und Lady Macbeth nicht mit der Leuchte im Park nachtwandeln. Selbst König Lear, Edgar, Kent, Gloster und der Narr dürften in einer wirklichen Gewitternacht am Hexentanzplatz traurige Figuren mit ihren verstiegenen Reden abgeben. Die Dichtung verträgt die Realistik nur bis zu einem bescheidenen Maße.

Es sind eben Versuche der Ohnmacht, das Alte neu auszustaffieren, da sie tatsächlich Neues nicht zu schaffen vermag. Das literarische Ergebnis der ganzen Spielzeit sind vier Theaterstücke: „Gudrun" von Ernst Hardt, „Der Bettler von Syrakus" von Hermann Sudermann, „Das weite Land" von Arthur Schnitzler und „Die fünf Frankfurter" — die behagliche Rothschild-Komödie — von Karl Rößler. Damit füllen seit langem das Lessing-Theater, das Königliche Schauspielhaus, das Deutsche Theater und das ehemalige Hebbel-Theater in der Königgrätzer Straße ihre Abende aus. Im Königlichen Opernhause ist seit Mittwoch dem 24. Januar als Abwechselung ein Festspiel von Josef Lauff: „Der große König" hinzugekommen. In drei Abteilungen: Rheinsberg, Hohenfriedberg und Sanssouci, werden lebende Bilder dargestellt, mit kurzem verbindenden Text und einigen Musikstücken des Königs. Die prächtige charakteristische Ausstattung ist die Hauptsache. Ernst Hardts „Gudrun", Trauerspiel in fünf Akten, gelangte am Freitag den 24. November 1911 im Lessing-Theater zur ersten Aufführung. Inhaltlich schließt sich die Dichtung eng an das alte Epos an, das neben dem Nibelungenliede den Kern und Schatz unserer mittelalterlichen Volksdichtung bildet. Daß der moderne Dichter nach Möglichkeit den archaistischen Ton zu bewahren sucht, ist selbstverständlich. Aber ganz ohne Zwang geht es weder in der Charakteristik noch im Ausdruck ab. Die zwei ersten Akte spielen im Nordland, in König Hettels Meerburg, die drei letzten im Normannenlande der Königin Gerlind und ihres Sohnes Hartmut. Mit kühnem Überfall hat sich Hartmut Gudruns und ihrer Frauen bemächtigt

und sie nach seinem Lande entführt. Dort will Gerlind die trotzige Gudrun zur Ehe mit ihrem Sohne zwingen, Gudrun aber hält unter dem schimpflichsten Frondienst an dem Versprechen fest, das sie dem Könige Herwig von Dänemark gegeben hat, sein Weib zu werden. Im innersten Herzen jedoch verbirgt sie eine glutvolle Leidenschaft für Hartmut, die sich bei ihrem Tode offenbart, als Herwig und der alte Wate die Normannenburg stürmen und Gerlind Gudrun ersticht. Der dramatische Aufbau des Stückes ist schwächer als der des Trauerspiels „Tantris der Narr". Überall werden die epischen Nähte und Fäden sichtbar. Der Kampf zwischen den Dänen und Normannen, zwischen Hartmut und Herwig bewegt sich durchaus in der Sphäre des Epos, und Gudrun ist ihrem Wesen nach keine dramatische Figur wegen der Einfalt und Eindeutigkeit ihrer Empfindung. Der Vorzug gegenüber dem früheren Stück besteht in der Klarheit und Durchsichtigkeit der Motive der „Gudrun", während die Handlung des „Tantris" ein wenig abenteuerlich und verworren ist.

Hermann Sudermann wechselt für mein Gefühl zu sehr in seinen Stoffen. Rasch hintereinander hat er dem „Blumenboot" die „Strandkinder" und diesen den „Bettler von Syrakus" folgen lassen, der schon am Donnerstag, den 19. Oktober 1911 auf der Bühne des königlichen Schauspielhauses erschien und sich bis jetzt in unverminderter Gunst des Publikums darauf erhalten hat. Wenn man bei diesem Erfolg auch billig die treffliche Ausstattung, die Frische und den Schwung des Gesamtspiels und die virtuose Leistung Carl Clewings in der Hauptrolle in Anrechnung bringt, so bleibt doch immer die Bedeutung und Anziehungskraft der Dichtung die Hauptsache. Ich habe, im Gegensatz zu den Verehrern Gerhart Hauptmanns, eine Vorliebe für Sudermanns Talent. Von seinen Anfängen, von der „Ehre" her. Nicht, daß ich seine Theaterdichtungen überschätzte — aber „Ehre" — „Heimat" — „Johannisfeuer" — „Strandkinder" und jetzt „Der Bettler von Syrakus" sind, trotz aller Einwendungen, Bereicherungen unseres Repertoires, die wir nicht missen könnten, ohne zu verarmen. Mit Schauspielen, wie den Hauptmannschen, nehmen sie es hinsichtlich der Wirkung auf ein naives Publikum reichlich auf, und wenn man ihnen ihre Handwerksmäßigkeit vorwirft, so verheißt ihnen diese gerade die Dauer auf der Bühne. Sie hat auch den von allen modernen Interessen und Sensationen scheinbar abseits liegenden Stoff des „Bettlers von Syrakus" mit Theaterblut gefüllt. Den Kämpfen zwischen Syrakus und Karthago — dürftige Trümmer hüben und drüben am Mittelländischen Meere erinnern einzig noch an ihre ehemalige Größe und Herrlichkeit — ist der Inhalt entnommen. In der Schlacht zwischen den Karthagern und Syrakusanern, die in einer mondlosen Nacht in einer Felsschlucht geschlagen ward, waren Lykon und Arratos die Führer der Griechen. Freundschaft verband sie miteinander, und Lykon empfahl vor dem letzten Angriffe sein Weib und seine Kinder dem Arratos, ahnungslos, daß dieser schon Heer und Stadt an die Karthager verraten hatte. Mit ihrer Hilfe macht sich Arratos zum Tyrannen der Stadt und heiratet die Philarete, das Weib des Lykon, der, in die Gefangenschaft der Karthager geraten, seit Jahren verschollen ist. Aber es gelingt ihm aus den karthagischen Kerkern zu entkommen und wieder nach Syrakus zu gelangen. Als geblendeter Bettler, aber die Seele voll Haß und Rachedurst. Wie er nun Freunde gewinnt, den Unwillen des Volkes durch giftige Reden gegen den Tyrannen und seine Beschützer, die Karthager, schürt, sich seinen Kindern, einem tapferen und hochgemuten Sohn und einer lieblichen Tochter, die im Hause des Arratos aufwachsen, unkundig des Schicksals ihres Vaters, nähert und endlich die Stadt befreit: das bildet in einer für die Einfachheit der Antike allzu verwickelten Handlung den Inhalt des Stücks, aber verleiht ihm durch diese Verwicklung Spannung und den Schimmer eines modernen Intrigenschauspiels. Hierin beruht sein Reiz für das Publikum; denn was wären an sich Syrakus und Karthago für uns? „Nur Trümmer noch und Scherben bewahrt von ihrem mächtigen Sturz der Strand."

Arthur Schnitzlers Tragikomödie in fünf Akten, „Das weite Land", ist seit Sonnabend, den 14. Oktober 1911 das Repertoirestück des Lessing-Theaters und erst seit Dienstag, den 30. Januar 1912 von der Komödie in einem Akt: „Komtesse Mizzi oder der Familientag", ebenfalls von Schnitzler, abgelöst worden. Otto Brahm hat sein Theater Ibsen und Schnitzler gewidmet; wenn der Magus aus dem Norden nicht mehr mit seinen Dunkelheiten und Verschrobenheiten zieht, muß der Wiener Poet mit seiner Leichtfertigkeit und dem unvermeidlichen Ehebruch bald in Harmlosigkeit, bald in Lüsternheit daran. Denn mit dem eigentlichen Hausdichter, Gerhart Hauptmann, ist seit der „Geisel Karls des Großen", seit „Griseldis" und der „Ratten" auch nicht das kleinste Knäuel Seide mehr zu spinnen. Arthur Schnitzler ist mir am willkommensten, wenn er sich am kürzesten ausspricht, als ewigjunger Anatol. Denn selbst in diesem Falle ist seine Rede noch immer länger als seine Handlung und weitschweifiger als ihr Sinn. Darum ist mir seine „Komtesse Mizzi" angenehmer als sein „weites Land". Seit achtzehn Jahren haben Gräfin Mizzi Pazmandy und Fürst Egon Ravenstein ein Verhältnis und einen Sohn. Natürlich außerehelich, so daß die Komtesse „aber auch gar keine Beziehung und Regung des Blutes" empfindet, als ihr der Fürst nach zwanzig Jahren den jungen, auf dem Lande und in Gymnasien erzogenen Philipp als seinen adoptierten Sohn vorstellt und sie um ihre Hand bittet. Das Bild vollendet sich durch die Gegenseite: die ältliche Geliebte des Grafen Pazmandy, Lolo Langhuber, empfindet plötzlich das Bedürfnis, anständig zu werden und einen Fiakerkutscher zu heiraten. Das Ende ist, daß die gräflichen und fürstlichen Herrschaften nach Ostende reisen und Lolo in der Kutsche ihres Bräutigams nach Wien zurückfährt. Die heitere Selbstverständlichkeit, mit der diese brüchigen und unsauberen Verhältnisse geschildert werden, und die Ungefahrtheit der Männer und Frauen, die sich nicht mehr auf die Übermacht der Leidenschaft als Entschuldigung ihrer Entgleisung berufen können oder wollen, drückt dem Ganzen den Stempel alt gewordener Lüsternheit auf, als ob die fünfzig Jahre des Dichters sich auch in seiner Dichtung geltend machten. Aber ein Flimmer von Geist und Anmut umgibt sie, während die Handlung der Tragikomödie „Das weite Land", die um einige Stufen niedriger in der sozialen Sphäre in bürgerlichen Kreisen spielt, Ehebruch und Genußsucht ohne Schleier darstellt. Der Fabrikant Friedrich Hofreiter, ein Übermensch jenseits von Gut und Böse, macht seiner Frau, die den bezeichnenden Namen Genia führt, die bittersten Vorwürfe, daß sie dem Hausfreunde, einem russischen Klaviervirtuosen Korsakow, ihre Liebe versagt und ihn dadurch zum Selbstmord getrieben habe, und erschießt, als sich die Frau diese Vorwürfe zur Richtschnur nimmt und mit einem Marinekadetten ein Verhältnis anfängt, den jungen Menschen. Von der Moral sehe ich selbstverständlich ab, sie ist für die Schnitzlersche Dichtung kein Faktor, aber wenn der Ehebruch billige Alltagsware wird, hat er dann noch irgendeinen Anspruch auf künstlerische Darstellung und tragischen Ausgang? Daß Schnitzler alles, was geschieht, aus dem Liebeswinkel und der Sinnlichkeitsoptik betrachtet und beurteilt, ist seine berechtigte Eigenart, aber sie erlaubt ihm doch nicht, nun auch mit der Kunst eine Liebelei zu treiben und ihre Gesetze zu mißachten. Sein Talent ist zu engbrüstig, um eine Fabel für eine fünfaktige Komödie zu erfinden: wie bei dem „Schleier der Beatrice" und dem „Ruf des Lebens" ist ihm auch hier die Länge verhängnisvoll geworden. Nebensachen und Nebenfiguren müssen den leeren Raum ausfüllen und das unversiegbare Wortgeplätscher die Schwindsucht der Handlung verdecken. Die zwei Geschichten des Stücks — der Flirt der Frau mit dem Kadetten und die große Leidenschaft zwischen Erna und Hofreiter — spielen sich abseits voneinander ab, die eine in einer Villa bei Wien, die andere in den Tiroler Bergen und berühren sich auch nicht im Ausgang. Während der Flirt der Frau grausam bestraft wird, triumphiert die Leidenschaft des brutalen Mannes. Aus welchem Grunde die peinliche Handlung und die endlose Rederei zu dem Titel „Das weite Land" gekommen ist, weiß ich nicht: sicherlich ist der Inhalt kein Weitblick in blühende

Landschaft und auf blaue Berge, sondern ein trübseliger Einblick in wurmstichige Verhältnisse und brüchige Charaktere.

Die geringe Ausbeute, welche die dramatische Produktion bietet, gewährt mir die willkommene Gelegenheit, eingehender eines Buches zu gedenken, das die Aufmerksamkeit aller Freunde des deutschen Theaters verdient: „Die deutschen Bühnen und ihre Angehörigen. Eine Untersuchung über ihre wirtschaftliche Lage" von Dr. Charlotte Engel Reimers (Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot, 1911). Das Buch ist im wesentlichen eine Statistik, aus Fragebogen hervorgegangen, das in ebenso sorgfältiger wie umfassender Bearbeitung ein Bild der wirtschaftlichen Lage des deutschen Schauspielerstandes gibt, denn nach der Mitteilung ihrer Listen zieht die Verfasserin gleichsam die Summe und das Resultat derselben in einer eindringlichen Darstellung und Betrachtung. Dem Fleiß, mit dem die Sammlung gemacht ist, entspricht die Einsicht, mit der sie beurteilt wird. Der Schluß, zu dem die Verfasserin kommt, wird allgemeine Zustimmung finden: der Drang und Zug nach dem Theater, der weite Volkskreise ergriffen hat, ist ein ungesunder, die Zahl der Theater, besonders in großen Städten, übersteigt weit das Bedürfnis, der Fabrikbetrieb der Theater hindert die Entwicklung eigenartiger Talente. In Berlin liegt dies Resultat offen vor den Augen aller. Neunzehn Bühnen, von den mehr oder minder „privaten" Liebhaber- und Dilettantentheatern abgesehen, sind zu viel für die Schaulust, nicht nur für die Einheimischen, sondern auch für die Fremden. Außer den Schaustellungen der Zirkusse und der Varietés machen ihnen seit dem Emporkommen der Filmfabrikation — denn Kunst möchte ich diese Arbeit nicht nennen — die Kinematographen-Theater eine gefährliche Konkurrenz. Sie sind billiger und haben in den kleinen und großen Kindern ein zahlreiches und immer gern bereites Publikum. Daß ihnen das Wort versagt ist, schadet ihnen bei diesem Publikum nichts: vor ihm ist die rasche Handlung, die bezeichnende Gebärde, die bewegliche Pantomime ausreichend, es hat kein Bedürfnis für eine wortreiche Auseinandersetzung. Den großen Theatern und der echten Kunst kann der Film selbstverständlich keinen Schaden tun, wie wunderbar und wie gegenwärtig auch seine Technik sein mag, ein Shakespeare oder Schiller wird der Film nie werden; aber die Einbuße, die durch ihn die kleinen Theater erleiden, ist außerordentlich empfindlich. Sie muß das Schauspielerproletariat noch tiefer herabdrücken. Für die Arbeitgeber in dieser Sphäre wie für die Arbeitnehmer. Ich sehe die Zeit kommen, wo nur ein knappes Dutzend Theater in Berlin sich neben dem Film aufrechterhalten können. Und die Hälfte davon wird eine Stätte für Operetten sein. Die Kulturbedeutung, die das Theater für das deutsche Volk von Wilhelm Meisters theatralischer Sendung bis zum Sturmjahr 1848 hatte, und mit welchem Glanz und welcher Wirkung gerade in ihren letzten Jahren, ist seitdem auf die Presse, die Parlamente, die politischen Vereine übergegangen. Möglich, daß ein neuer Schiller wieder die Nation unter seinen Adlerfittichen zusammenfaßt, aber mit den Prinzen aus Genieland ist nicht zu rechnen; die Aufgabe wird sein, ein gewisses Niveau künstlerischer Begabung und künstlerischen theatralischen Betriebes aufrechtzuerhalten. Mit Rührung lese ich in den Listen der Frau Engel Reimers, mit welch bescheidenem Lohn sich Männer und Frauen im Theaterbetrieb begnügen und dem Ideal, das sie vor sich in den Wolken glänzen sehen, zuliebe hungern und gedenke dabei der eigenen Jugend. Wo es der Literatur gerade so kläglich und dürftig ging, wie jetzt der Bühne. Eine wirtschaftliche Besserung der Verhältnisse des deutschen Schauspielerstandes wäre nur möglich, wenn die Hälfte der deutschen Theater einginge und damit auch der Zulauf zu ihnen endete. Erst dann könnte auch das große Talent wieder reifen: jetzt bleibt es im Ansatz stecken. Es findet in dem theatralischen Fabrikbetrieb nicht mehr die Atmosphäre, in der es nicht nur Blüten, sondern auch Früchte zeitigen könnte. Dazu gehört eben Geduld und Pflege, und wer hat diese in unserer Zeit beim Theater, in dem Daseinskampf von Abend zu Abend?

Karl Frenzel.

Literarische Rundschau.

Richard M. Meyer.

Aufsätze literarhistorischen und biographischen Inhalts von Richard M. Meyer. Berlin, Deutsche Bücherei (Otto Koobs). O. J.

Den beiden Sammlungen von Aufsätzen des weithin bekannten und genannten Berliner Forschers, den „Deutschen Charakteren" von 1897 und den „Gestalten und Problemen" von 1909, schließt sich eine dritte an und beweist von neuem, wieviel Kleinarbeit Meyer neben seinen größeren Werken zu leisten vermag. Den Absichten der „Deutschen Bücherei" entspricht es, daß sich diesmal zunächst Kundgebungen zusammenfinden, die auch dem weiteren Laienkreise zugänglich sind. Die Gegenstände sind fast durchaus von allgemeinem Interesse, die Art der Behandlung lockt, den vorgeführten Gedankengängen zu folgen. Ja, auch flüchtige Gelegenheitsleser, die ein Buch an dieser oder jener Stelle aufschlagen und die Geduld nicht besitzen, einen ganzen Aufsatz in sich nachzuerleben, kommen bei Meyer auf ihre Rechnung. Sein aphoristischer Geist weiß auch dann zu belehren oder mindestens anzuregen, wenn man in dem Buche nur blättert. Dem Publikum ist solche Darstellungsform willkommen und zugleich entspricht sie einem Grundzug von Meyers schriftstellerischer Art. Ihm liegt es nicht, in bedächtiger Folgerichtigkeit ein Gedankengebäude aus sorgfältig ausgesuchten und scharf geprüften Bausteinen zu errichten. Ihm strömen vielmehr in reicher Fülle neue Gedanken zu; blitzartig tauchen sie in ihm auf, wenn er liest oder spricht. Und es drängt ihn, mit rascher Feder sie zu Papier zu bringen, er stützt sich dabei fast immer nur auf eine ausgedehnte Belesenheit und auf ein umfassendes, stets bereites Wissen. Im Mittelpunkt seiner Aufsätze steht darum meist ein einzelner, mehr oder minder scharf zugespitzter Gedanke, den der Aufsatz eher in Variationen abwandelt, als daß er ihn Schritt für Schritt nachzuweisen trachtete. So erwägt die neue Sammlung den Zufall im Drama und glaubt ihn da zu entdecken, wo Zeit und Raum im Drama eine selbständige Rolle spielen; uns scheine es dann, als seien die Regeln des Dramas verletzt. Mit glücklich gewählten Belegen wird die Behauptung beleuchtet. Weit weniger arbeitet Meyer hier oder sonst mit einer wuchtigen Reihe innerer Gründe. Offen bleibe darum, ob der vorgetragene Gedanke auch ausreicht, die ganze Frage des Zufalls auf der Bühne zu lösen. Doch so hohe Ansprüche erhebt Meyer gar nicht. Ihm genügt es, ein schwieriges Problem in neues Licht gerückt und bei diesem Anlaß Zusammenhänge aufgezeigt zu haben, die bis dahin nicht beachtet worden waren. Mit gleichem Erfolg wird ein andermal dargelegt, daß der Eindruck der Lebenswahrheit einer dichterischen Gestalt vor allem auf den Zügen ruht, die nicht unbedingt für den Zusammenhang der Dichtung notwendig sind. Wenn eine Gestalt nur leistet, was sie im Mechanismus eines Stückes leisten muß, so bleibe sie Marionette, meint Meyer. Sicher

lassen sich Beispiele anführen, die gegen die Annahme sprechen. Dennoch trifft Meyer einen entscheidenden Punkt der erfolgreichen Charakteristik etwa Ibsenscher Episodenfiguren. Bedeutsam aber sind solche Versuche, kritische Normen neu zu finden, bei einem Schriftsteller, der gern Rangnoten austeilt und auch da, wo es nicht unbedingt notwendig ist, ein Werturteil abgibt. Mindestens läßt sich dann spüren, wie das Werturteil zustande kommt. Vielleicht indes wäre überhaupt zweckdienlicher, wenn Werturteile etwa in dem Aufsatz über Gerhart Hauptmann weniger reichlich hervorträten. Meyers Absicht ist, die Entwicklung eines Dichters nachzuweisen, dem viele eine Entwicklung überhaupt absprechen. Dient diesem Nachweis die Mitteilung, daß Meyer die „Einsamen Menschen" minder hoch schätzt als Schlenther? Wenn zugleich die Behauptung auftritt, das Stück sei von allen Dramen Hauptmanns das am wenigsten originelle, so beweist der an sich schiefe Vergleich Johannes Vockerats mit Eilert Löwborg wenig, da Hauptmann von „Hedda Gabler" noch nichts wissen konnte, als er sein Werk schuf. Auch sonst begegnet Anfechtbares in dem Aufsatz über Hauptmann. Monologe kennt z. B. dieser Dramatiker schon vor dem „Armen Heinrich"! Doch solche Entgleisungen entsprechen dem improvisatorischen Zug von Meyers oben dargelegter Schriftstellerart. Und wer nähme sie nicht gern in Kauf, im Bewußtsein der Anregungen, die so reichem Improvisieren entkeimen? Deshalb sei der Studie über „Merkwürdige Wortbildungen" (es handelt sich um Wortmißgeburten) nicht weiter vorgeworfen, daß sie aus einem Tragelaphen einen Bockelefanten macht, wo doch ein Bockhirsch vollauf genügt. Diese Studie allein vertritt in der Sammlung das Gebiet der Sprachforschung, während Aufsätze über Heyse, über die Russen Turgenjew, Dostojewski und Tolstoi, endlich über Björnson, ebenso wie der über Hauptmann ausgestalten, was in dem bekannten Buche über die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts nur als Andeutung erscheint. Eine Ergänzung der Biographie Goethes ist die Skizze über Goethes Lyrik. Vom eigenen Handwerk spricht Meyer in den beiden Charakteristiken Rudolf Hildebrands und Karl Hillebrands. Auf besonderem Blatt steht, was über Lessings Toleranzdramatik vorgetragen wird. Die „Parodiestudien" bedeuten einen ersten kritischen Überblick über ein Feld, von dem Meyer hoffentlich bald Näheres berichten wird. — Alles in allem wieder eine reiche Gabe, berufen, inneren Anteil am deutschen Denken und Schaffen, an dichterischer Tätigkeit überhaupt zu wecken und zu schüren.

Oskar Walzel.

Die Schwester Conrad Ferdinand Meyers.

19. März 1831 bis 22. April 1912.

Über einundachtzig Jahre alt ist Betsy Meyer zu Veltheim im Kanton Aargau in der ländlichen Abgeschiedenheit gestorben, die sie sich bald nach der Erkrankung des geliebten Bruders gesucht. Sie war eine ganz ungewöhnliche, eine wahrhaft bedeutende Frau von sehr ausgeprägter Eigenart. Dennoch hält es für denjenigen, der sie nicht gekannt hat, nicht leicht, sich ein Bild von ihr zu machen. Sie war nicht nur vom Geblüt ihres Bruders, sie war auch von seinem Geist. Sie besaß seinen ungewöhnlich großen Kopf — ich habe nie bei einem weiblichen Wesen einen so großen gesehen — und eine ausgesprochene Ähnlichkeit der Züge, einen außerordentlichen Kunstverstand, überraschende Tiefe, vollkommene Klarheit des Denkens und Schreibens. Sie war fromm aus Familienüberlieferung und innerem Bedürfnis, doch ohne Fanatismus und Bekehrungsstreben, ohne Mystik und Verträumtheit. Religiöse Forderung mehr noch als innere Wärme veranlaßten sie, in allerlei Werken und Worten der Nächstenliebe und Erbauung einen beträchtlichen Teil ihrer Lebensaufgabe zu erblicken. Sie war von starker Selbständigkeit in allen geistigen und geistlichen Dingen und lehnte unweigerlich ab, was ihrer Natur widerstrebte. Dabei besaß sie wenig Mut und Initiative, weshalb sie gern in entscheidenden Augenblicken des Lebens in irgendeinem belanglosen Geschehnis einen himmlischen Wink witterte, der ihr, wenn irgend möglich, Entschluß oder Schritt ersparte. Sie war artig, höflich, reserviert, doch ihrem innersten Wesen nach kühl und schien wenigstens in späteren Jahren wirklichen Herzensanteils nur noch fähig gegenüber ihrer Familie. Ihr kräftiges, von den Formen der guten Erziehung begleitetes Selbstbewußtsein entsprang einem deutlich wahrnehmbaren Familienstolz, der ihr, verbunden mit scharfer Menschenkenntnis und Anlage zu gedämpftem Sarkasmus, unmerklich, aber bestimmt gegen jedermann Position zu beziehen gestattete. Sie empfand und schätzte an anderen lebhafte Wärme so sehr, weil sie selber sozusagen immer Distanz und unverkennbare Objektivität behielt. Doch wie erstaunte der Hörer, den aus dem Banne der Höflichkeit ein gewisser kühler Hauch anwehte, wenn sie den Hort ihrer Erinnerungen auftat oder in die Tiefen künstlerischer und menschlicher Betrachtung stieg! Ein Scharfblick, dem nichts entging, ein geradezu wunderbares Gedächtnis unterstützten ihre seltene Erzählergabe, wobei sie, den begonnenen Gegenstand scheinbar verlassend, in den ersten Ring gleichsam einen konzentrischen zweiten hineinlegte und in diesen wieder einen, um dann zum Erstaunen des Lauschers genau an der Stelle, wo sie abgeschwenkt war, wieder einzusetzen. Ihr literarisches Urteil war fein, wohlbegründet, sehr bestimmt und gestützt durch ausgedehnte und genaue Kenntnis nicht nur des deutschen, sondern auch französischen und italienischen Schrifttums. Dem Neuen trat sie, wenn nicht ablehnend, so doch vielfach zweifelnd gegenüber.

Erst wenn sie zur Feder griff, entfalteten sich alle ihre Vorzüge. Sie ist geradezu eine Klassikerin des deutschen Briefes; und die Erinnerungen an ihren Bruder reihen sie unter die ersten deutschen Stilisten, was man auch inhaltlich da und dort einwenden mag. Ich kann es mir nicht anders denken, als daß sie sich auch dichterisch versucht hat, was ja die Tugenden ihrer Prosa, namentlich die seelenvollen Landschaftsschilderungen, von vornherein nahelegen. Doch habe ich nie einen Vers von ihr gesehen, nie von einem auch nur gehört. Selbsterkenntnis und Kunsterkenntnis sowie die Nähe des scharfäugigen, großen Bruders mögen sie zurückgehalten haben, wie sie denn auch trotz zweimaliger entschiedener Anläufe ihre Malversuche aufgesteckt hat.

Sie war lange das einzige Publikum ihres Bruders, dessen rätselhafte Hemmungen sie bedauerte und zu heben trachtete. Sie war seine Sekretärin, seine Vertraute, seine Gehilfin Zwanzig Jahre hat sie ihm hausgehalten, vom Tode der Mutter bis zu seiner späten Verheiratung. Dann wirkte sie in der Zellerschen Gebetsheilanstalt in Männedorf am Zürichsee. Obgleich sich der Verkehr seeüber nach Kilchberg verlangsamt und gelockert hatte, der Bruder blieb im Mittelpunkt ihres geistigen Lebens. Nach seiner Erkrankung ging sie mir, als ich seine Biographie schrieb, seinem Wunsch und Auftrag gemäß an die Hand, um dann später selbst noch aus ihren Wünschen und Jugendeindrücken das Bild ihres geliebten Bruders zu zeichnen, wie sie es von der Nachwelt gesehen wünschte.

Es ist nicht auszurechnen, wieviel Kräfte ihr durch den während zwei voller Jahrzehnte beinahe täglichen und später immer wieder aufgenommenen brüderlichen Umgang zugediehen; nicht auszudenken, welche Wohltat sie ihm während der langen Schmerzenszeit im höchsten Grade verlangsamter Entfaltung bedeutete. Kein Wunder, wenn er in die tief empfundenen Worte ausbrach:

Die Stunde rennt — doch hab ich einen Hort,
Den keine mir entführt, in deiner Treue!
Sie ist die alte wie die ewig neue,
Sie ist die Rast in dieser Flucht und Flut,
Ein fromm Geleite leisen Flügelschwebens,
Sie ist der Segen, der beständig ruht
Auf allen Augenblicken meines Lebens.

Als die erhoffte Genesung des Bruders in der erwarteten Frist ausblieb, zog Betsy in den Kanton Aargau, in die Nähe der Heilanstalt, die ihn aufgenommen. Nach seinem Tode konnte sie sich nicht entschließen, in die Vaterstadt oder auch nur in den Heimatkanton zurückzukehren. Sie verharrte in der ländlichen Stille, zuerst in Wildegg, dann in Veltheim in dem freundlichen Chalet Rischmatt, das sie sich erbaut, und nach dessen Fenstern vom Wülpelsberge hernieder die Ruine Habsburg über die Aare hinübergrüßt. Sie lebte und webte in den Erinnerungen an den Bruder und in seinen Werken. Ihr selbst blieb die geistige Kraft bis zum letzten Tage ungemindert, und ihre Briefe spiegelten bis zuletzt den seltenen und feinen Geist. Sie zählte schon über achtzig und ein halbes Jahr, als sie einer Schweizerin den Dank aussprach für ein geistvolles Büchlein über die Lyrik Conrad Ferdinand Meyers. Der Brief markiert noch einmal ihre lebenslang festgehaltene Stellung zur Kunst ihres Bruders, zur Dichtung überhaupt und zu den Literarhistorikern in ihrer selbständigen und ursprünglichen Weise, in der sie solche Dinge zu betrachten und zu formulieren vermochte.

Chalet Rischmatt. Veltheim
in Aargau.
10. Nov. 1911.

Was soll ich Ihnen,
verehrtes Fräulein,
auf Ihre liebe- und schönheitsvolle Sendung[1]) vom vergangenen Monat antworten?

[1]) C. F. Meyer. Von Anna Fierz (Deutsche Lyriker X). Leipzig, Hesse & Becker.

Sie machen mir eine große Freude durch Ihr inniges Verstehen der Lyrik Conrad Ferdinands. Am liebsten antwortete ich nichts weiter darauf, als: Herzensdank! Mit besserer Erkenntnis sie studieren und liebevoller ihre Schätze am Lichte unseres Tages ausbreiten, als Sie es hier tun, kann man nicht.

Wie kann ich Ihnen mit Worten dafür danken?

Vielleicht nur damit, daß ich Ihnen etwas bekenne.

Ich fragte mich so oft schon, was es sei, das mir aus der literarhistorischen Darstellung des von mir Miterlebten so eigentümlich kühl entgegenwehe.

Woher mein Gefühl eines sehr verminderten Maßstabs?

Woher die Bläße dieser feingestimmten Farben?

Vor der Schönheit Ihres kleinen Buches ist es mir wieder einmal aufgegangen:

Du stehst vor dem Zauber eines reinen Spiegels, nicht vor der Realität des Lebens!

Nicht vor der Wirklichkeit, sondern vor ihrem „schönen Widerschein", vor ihrem Reflex in einer Künstlerseele.

Du fühlst im Abbilde notwendigerweise die Kühle der Reflexion, des „Gedankens Bläße".

O wie anders aber ist das Glück zu *leben*, als das Glück zu dichten!

Wunderbar und ausnahmsweise ist beides — Sie sind es, die es aussprechen — in der Natur und im Lebenskampfe meines Bruders vereinigt und ineinander übergegangen.

Wenn ich lese, was die junge Zeit über ihn sagt, so ist mir, ich sehe eine helle Schaar, lauter Leute, die so gelehrt und scharfsinnig sind, wie wir es uns in der Jugend gar nicht vorstellen konnten, am Ufer eines breiten Stromes im fruchtbaren Tale stehen, mit den Blicken die Flucht der Gewässer aufwärts verfolgend und damit beschäftigt, wissenschaftlich konstruierend, ihre Herkunft aus den Gletschern des Hochlandes zu erklären und die Klippen ihres Laufes, die Gewalt ihrer Stürze, das Dunkel ihrer Schluchten zu messen. — Anders ist es, *persönlich* mit den Wassern durch die Felsenengen in schwachem Fahrzeug zu Tale zu stürzen! Leidensvoller und stürmischer! Frei zugleich und ahnungsvoll — unbewußt seines Weges und doch des Zieles gewiß!

Anders ist es, mein teures Fräulein, aber glauben Sie mir's:

unendlich schöner! . . .

Sie haben recht, mein Bruder gehört zu den Glücklichsten — und ich auch auf meiner in der Tiefe verborgenen, stillen Bahn.

Mein Dank sei denn, daß ich auch Ihnen aus Herzensgrund das Schöne, das Gute, das Allerbeste wünsche. Ihre

Betsy Meyer.

Adolf Frey.

gg. **Heinrich von Kleist und das Recht.** Zum hundertjährigen Todestage Kleists (21. November 1911). Von Heinrich Christian Caro, Gerichtsassessor in Berlin. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1911.

Heinrich von Kleists Stellung zum Recht zu untersuchen, ist gewiß eine dankbare Aufgabe. Schon Rudolf von Ihering hat den Michael Kohlhaas ein „Rechtsdrama" genannt und damit gleichsam eine juristische Betrachtung der Werke Kleists eingeleitet. Der Verfasser der vorliegenden Schrift geht mit Glück und Wärme zu Werke. Im Michael Kohlhaas findet er ein krasses Beispiel der Rechtsverzögerung und sodann der nackten Rechtsverweigerung, der justitia protracta und der justitia denegata, und in der Darstellung, wie das Rechtsgefühl den Kohlhaas zum Räuber und Mörder macht, eins der wertvollsten kriminalpsychologischen Dokumente, welche die Weltliteratur aufzuweisen habe; meisterhaft sei auch das Verhör des Knechtes Herse aufgebaut und durchgeführt. Der Tragödie der Rechtsverweigerung im Kohlhaas hat Kleist im „Zerbrochenen Krug" die Komödie der Rechtsverweigerung gegenübergestellt. Der revidierende Gerichtsrat Walter ist der echte preußische Richter vom Scheitel bis zur Sohle; die halsstarrige, redeflüssige Frau Marthe ist auch heute noch eine häufige Erscheinung innerhalb unserer Gerichtspraxis. Im „Prinzen von Homburg" behandelt Kleist den Kampf des Rechtes mit dem Rechte oder wenigstens einem vermeintlichen Rechte, der mit dem Siege des positiven Rechtes endet. Die „Familie Schroffenstein", in der der Kampf des Unrechts gegen das Unrecht vor Augen tritt, bezeichnet der Verfasser als das „Drama des trügerischen Indizienbeweises", wie auch die Novelle „Der Zweikampf" die Unzuverlässigkeit des Indizienbeweises dartut und Kleist an anderer Stelle durch Beispiele erhärtet, daß Wahrhaftigkeiten keineswegs wahrscheinlich zu sein brauchen, sondern recht unwahrscheinlich sein können. Im „Käthchen" hat der Kampf um das Recht mehr den Charakter eines Zwischenstreites zwischen Strahl und Theobald, der den Grafen zweimal vor Femgericht und Gottesgericht lädt. Die „Penthesilea" bietet wenig Bemerkenswertes für das Recht, ist aber eine dankbare Aufgabe für die Kriminalpsychologie und die gerichtliche Medizin. Der Verfasser streift die Novellen und die Gedichte, um dann die wichtige und richtige Ansicht auszusprechen, daß Kleists Vaterlandsliebe ebenfalls sich auf den Boden des Rechtes gründet. Was ein Volk im Kampfe zu verteidigen hat, ist der bestehende Rechtszustand, die bestehende Staatsordnung, und wer daran rüttelt, hier im besonderen Falle Napoleon, ist ein der Hölle entstiegener Sünder und Vatermördergeist. Darum soll sich (in der Ode auf den König) der „Kampf um das heil'ge Recht" erneuen, und wird (in dem Gedicht „Germania an ihre Kinder") das Weltgericht nicht nach den Gründen fragen, weshalb der Deutsche den Feind totgeschlagen habe. Dieselbe Auffassung, daß der Deutsche im Rechte, der Römer im Rechtsbruche stehe, herrscht in der „Hermannsschlacht". Mag sein, daß Kleist, wie sich der Verfasser hypothetisch ausdrückt, der geborene Jurist war und ein guter Fachjurist geworden wäre; um so schärfer macht sich der innere Widerspruch geltend, daß Kleist durch den Tod seiner Freundin und den eigenen die bestehende Rechtsordnung und das von ihm selbst anerkannte Recht seines Vaterlandes verletzte. Wenn der Verfasser diesen Punkt beiseite gelassen hat, so versieht doch die Schrift im übrigen den Leser mit allen wesentlichen Zügen, die für Kleists Verhältnis zum Recht irgendwie in Betracht kommen, und erhöht unsere Vorstellung von dem Umfange der Gedankenwelt, in welcher Kleist lebte, wirkte und dichtete.

gg. **Briefe von und an Heinrich Bulthaupt.** Herausgegeben von Heinrich Kraeger. Oldenburg und Leipzig, Schultze. 1912.

Dies mit viel Liebe und wenig Takt herausgegebene Buch ist in seiner Art unschätzbar. Zwar hat es keine allgemeinere Bedeutung, welches Lob ein mittlerer Schriftsteller seinem eifrigsten Bewunderer spendet, oder daß ein zu wenig aufgeführter Dramatiker einen Theaterdirektor als „Schauerbock" bezeichnet — das eine wie das andere wird hier mit voller Namensnennung des belobten Herausgebers oder des geschmähten Theaterleiters abgedruckt. — Oder nachdem Bulthaupt sich über die Berliner Freie Bühne in den giftigsten Schmähungen ergangen hat, wehrt sich einer ihrer Führer und wird deshalb wiederum hinter der Szene mit den gröbsten Injurien bedacht, die mit Namensnennung abgedruckt werden; oder geschmacklose Briefe eines Schmocks in Czernowitz und einer dramatischen Dilettantin werden in ebenso geschmackloser Weise aufgefrischt. Das alles kennt jeder, der das Literatentreiben kennt. Aber der spezifische Wert des Buches liegt darin, daß man den typischen Dilettantismus in Lebensgröße beobachten kann, wie er für seinen Ruhm sorgt und in süßer Gegenseitigkeit „die riesenhafte Eitelkeit" des Genossen verspottet. Die besten Freunde warnen den Dichter: Fitger wegen seiner Oberflächlichkeit; C. F. Meyer sagt ihm: „die Mache, ja, die versteht Ihr Jüngeren". Aber er bleibt die Autorität, die über Ibsen entscheidend aburteilt; er bleibt der Geschmacksdiktator einer ganzen Stadt. Seine wirklichen Verdienste bestehen daneben; er hat in seiner „Dramaturgie der Klassiker" versucht, „Ästhetik als Erfahrungswissenschaft" zu treiben; er ist in seinem bürgerlichen Leben ein aufrechter Mann mit „republikanischem Ideal" trotz allen Zeitströmungen geblieben; er ist em liebenswürdiger Lehrer

seines jungen Schülers, den er vor der Erbsünde junger Kritiker warnt: „Du liest zu rasch!“ Aber seine Macht verdankt er der Vereinigung eines selbstbewußten Dilettantismus mit doktrinärer Kritik — derselben Vereinigung, die in hundert andern weniger bekannten Exemplaren im Lande einer jeden frischen Entwicklung, einem jeden kühnen Talent im Wege ist und immer nur den Mittelmäßigen auf Gegenseitigkeit zu dienen weiß!

βλ. **Karl August Böttiger und Georg Joachim Göschen im Briefwechsel.** Herausgegeben von L. Gerhardt. Leipzig, H. Haessel. 1911.

Dieser Briefwechsel zwischen zwei Männern, deren Gesichtszüge allein genügen würden, um von der Güte und Rechtschaffenheit ihres ganzen Wesens Zeugnis zu geben, ist die willkommene Ergänzung zu Lord Goschens Biographie seines Großvaters. Die Niederschrift dieser zwei Bände hat den zu so hohen Ehren gelangten Enkel die letzten Lebensjahre beglückt. Die Korrespondenz, deren Veröffentlichung er nicht erlebte, bestätigt durchaus die großmütige opferbereite Gesinnung der beiden Freunde und Göschens rührendes Verhältnis zu den Herren der klassischen deutschen Tage. Es schädigt auch Böttigers Verdienste in keiner Weise, wenn wir hören, daß er weder Herder noch seine Gattin auf die Dauer befriedigen konnte, was bekanntlich niemandem ganz gelang. Als des vortrefflichen Göschens Mutter hochbetagt 1812 starb, schrieb er tiefergriffen dem Freunde: „Es muß sich gut sterben lassen mit solchen Rücklicken und Aufsehen in das Reich, das uns aufnehmen wird.“ Diese Worte passen ungleich besser zu ihm als „der ewige Schlaf“, mit dem der Herausgeber von Schillers Freund Abschied nehmen zu müssen glaubt. Wer für sich keinen anderen Trost weiß, sollte ihn wenigstens denjenigen nicht aufdrängen, die sich einen besseren gerettet haben.

γσ. **Die deutschen Heldensagen.** Deutsches Sagenbuch, in Verbindung mit Friedrich Ranke und Karl Alexander von Müller, herausgegeben von Friedrich von der Leyen. Zweiter Teil. München, C. H. Beck. 1912.

Dem ersten Bande des Deutschen Sagenbuches, der die Göttersagen behandelt, läßt Professor v. d. Leyen als Ergebnis starker Arbeitskraft den zweiten Band folgen, dessen Inhalt die deutschen Heldensagen bilden. Ergeben sich die einzelnen Abschnitte ihres Vortrages im ganzen ziemlich ungezwungen, so machen sich für die beiden ersten, die Urzeit und die Zeit der Völkerwanderung, doch sachliche Schwierigkeiten geltend, die bei dem fragmentarischen oder unsicheren Charakter der Überlieferung nicht anders als durch Konstruktion und Hypothese sich beheben lassen; was darüber oder dagegen gesagt werden könnte, hat der Verfasser selbst in einem Nachwort berührt. Des weiteren stellt er die Heldensagen in England und Dänemark, im Norden, im deutschen Mittelalter dar und widmet der Nibelungensage und dem Nibelungenliede einen eigenen Abschnitt. Bei den Nibelungen scheint des Verfassers wissenschaftlicher Standpunkt am deutlichsten durch. Er schiebt die Handschriftenfrage und die Liedertheorie beiseite, um seinerseits auf Grund der besten oder übersichtlichsten Fassungen der Sage ihre Herkunft und Entwicklung zu schildern, „so weit sich das erreichen läßt“. Er betrachtet unser Nibelungenlied wieder als poetische Leistung von 1200, deren Gestalt er aus der Tendenz und dem Geschmacke dieser Zeit zu erklären sucht. Gewiß war der ganze Band ein schwieriges Stück Arbeit, deren Aus- und Durchführung aber, bei manchem in der Sache nun einmal begründeten Vorbehalt, gerechte Anerkennung verdient.

στ. **Faustulus.** Erzählung von Otto Hauser. Stuttgart, Adolf Bonz und Co. 1911.

Otto Hauser, als feinsinniger Übersetzer und Nachdichter aus den verschiedensten Literaturgebieten weiten Kreisen bekannt, hat mit seinen Romanen und Erzählungen noch nicht den Weg ins Publikum gefunden, den sie verdienen. Denn er bildet in seiner ernsten Art einen erfreulichen Gegensatz zu der oft recht leichten und seichten Unterhaltungsliteratur, mit der wir überschwemmt werden. Hauser bevorzugt historische Stoffe, und ihm, der sich wie kaum ein anderer, mit der ganzen Akribie des Gelehrten und der lebhaften Anschauung des schaffenden Künstlers ausgerüstet, in vergangene Epochen vertieft hat, erschließt sich überall der Geist der Zeiten zu lebhaftester Deutlichkeit. Mit seinem „Faustulus“ hat Hauser einen ganz besonders glücklichen Griff getan. Er nennt sein Werk eine Erzählung: in Wirklichkeit ist es trotz seines sehr geringen Umfanges ein Roman, weil es einen ganzen, höchst bedeutenden Kulturkreis plastisch hinstellt und mit scharfen Linien umreißt, weil es ein typisches Menschenleben mit großer psychologischer Feinheit entwickelt und einem dramatisch bewegten Hintergrunde wirkungsvoll einzufügen weiß. Faustulus ist der Sohn des großen Faust und der Helena, und diese symbolische Herkunft bestimmt sein ganzes Leben Er ist der geistige Nachkomme des großen Magus, von dem er nicht die zauberhafte und dämonische Kraft über Geister und Menschen, sondern nur die leidenschaftliche Sehnsucht nach großen Dingen ererbt hat. Der Famulus seines toten, nach dem Glauben des Volkes vom Teufel geholten Vaters zieht den heranwachsenden Knaben auf. Als aber in dem Dorfe, in dem die beiden leben, eine Verfolgung der Protestanten von seiten des Bischofs von Bamberg eingeleitet — die Handlung spielt kurz vor dem Schmalkaldischen Kriege — und auch der Magister,

dessen Zauberkünste den Bischof neugierig gemacht haben, gefänglich eingezogen wird, wandert der Knabe unter dem Schutze des trefflichen Prädikanten Gernandus Blossius aus, kommt nach Bremen, durchzieht weiter die Welt und tritt als Jüngling in die Dienste eines berühmten Magus am Hofe des Fürsten von Anhalt. Aber bald beginnt Faustulus vor den Zauberkünsten, an denen er zuschauend und handelnd teilnimmt, Ekel zu empfinden, die traumhafte Welt seines großen Vaters verflüchtigt sich, und er beschließt „ein neues Leben zu beginnen, doch nicht als Gaukler, sondern im Dienste von Wissen und Freiheit und Licht". So zieht er dorthin, von wo damals alle Strahlen der Wahrheit und eines neu erwachenden Geisteslebens ausgingen: nach Wittenberg, wo er unmittelbar nach Luthers Tode anlangt und Küster an der Kirche unter dem prächtigen Doktor Pommeranus wird. Der Schmalkaldische Krieg bricht herein, und Faustulus fällt als Soldat im Heere des Kurfürsten Moritz von Sachsen im Kampfe um die evangelische Freiheit. — Diese ganze Entwicklung zieht in knappen, querschnittartigen Bildern von größter Schärfe an uns vorüber; alles bis auf die maßvoll angewandte archaisierende Darstellung ist künstlerisch durchdacht, jede der handelnden Figuren lebt ihr eigenes Leben, und die markanten Züge der mit Sparsamkeit und Zurückhaltung eingeführten historischen Personen, wie Karl V., Melanchthon, Moritz von Sachsen, Granvella, Pommeranus, treten uns anschaulicher entgegen als in manchem der breit angelegten historischen Romane, zu denen sich Hausers Arbeit verhält wie eine Radierung zu einem Oldruck.

σr. **Florenz in der Dichtung von Dante bis Goethe.** Gedichte, Briefe und Tagebuchblätter über Florenz. Herausgegeben von K. Emil Hoffmann. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1911.

Dieses vortreffliche Werk macht zum erstenmal den Versuch, alle bemerkenswerten poetischen Äußerungen der hervorragendsten Dichter der italienischen, deutschen, englischen und französischen Literatur über Florenz zusammenzustellen. An wissenschaftlichen Urteilen über Florenz, über seine Kunst, seine Persönlichkeiten und Geschichte hat es niemals gefehlt, und es ist nicht immer leicht, sich in dieser Fülle zurechtzufinden, die großen geistigen Linien in der Masse der Einzelheiten festzuhalten. Demgegenüber bietet die vorliegende Sammlung ein doppeltes Interesse: hier sprechen die größten Geister aus mehr als fünf Jahrhunderten zu uns — von Dante bis Goethe, und in ihren eigenen Aussprüchen steigen die durch tausend Erinnerungen geweihten Plätze und Paläste, Kirchen und Gassen dieser Stadt vor uns auf, von der noch heute das Wort des Decamerone „oltre ogni altra italica bellissima" gilt. Bemerkenswert ist der Anhang: er bringt die wenig bekannten und nicht leicht zugänglichen Bemerkungen über Florenz aus Montaignes „Journal de voyage" aus Winckelmanns „Briefen" und „Werken", ferner aus Goethes „Tagebuch aus Italien" nebst der ursprünglichen, Florenz erwähnenden Schlußfassung der „Italienischen Reise" und zwei Briefe Herders. Außerdem enthält er Angaben über den Aufenthalt der Dichter in Florenz sowie ein Verzeichnis der dem Texte zugrunde gelegten Werke mit ergänzendem Stellennachweis. So wird nicht nur der, der Florenz aus eigener Anschauung kennt und liebt, an diesem Buche seine Freude haben und dem Verfasser für seine geschmackvolle und glückliche Zusammenstellung Dank wissen.

βλ. Antologia di poesie italiane. Ed. di Dott. Alfredo Tortori. Leipzig, Teubner. 1911.

Das kleine Bändchen von nicht zweihundert Seiten gibt, mit erläuternden Noten in zwei Sprachen, deutsch und englisch, eine Auswahl von Gedichten italienischer Autoren, — es sind deren fünfzig — die, mit Dante beginnend, bis in die Gegenwart reicht. Diese Wahl ist gut getroffen und manches allgemein Bekannte durch Fernliegendes ersetzt. Der doppelte Zweck des Verfassers, zu belehren und zu erfreuen, darf als erreicht bezeichnet werden.

με. **Geschichte der Kunst in Frankreich.** Von Louis Hourticq. Dritter Band der „Ars una". Mit 887 Abbildungen. Stuttgart, Julius Hoffmann. 1912

Der Verfasser ist ein vortrefflicher Plauderer und ein tiefgründiger Gelehrter. So gelingt es ihm, die reichen Schätze seines ausgebreiteten Wissens gleichsam spielend in die Allgemeinheit heraufzuheben und vor den Augen seiner Leser wie bunte Steine funkeln zu lassen. In dem sprühenden Gewirbel der vorüberrauschenden Epochen von der römisch-gallischen Zeit bis auf die Gegenwart ist es die Gotik, die in dem an künstlerischen Höhepunkten so reichen Frankreich doch schließlich immer wieder am meisten fesselt. Hourticq versteht diesen Stil bis ins Innerste. Er versteht ihn in seiner Größe, er versteht ihn bis in das endliche Versagen der schöpferischen Kraft, das Erstarren in zahllosen Türmchen und Nadeln und steinernen Spitzengeweben. Aber man folgt ihm ebensogern auch in die Renaissance und die verschiedenen Epochen des Rokoko und Klassizismus und endlich in die Moderne, wo der Verfasser mit beachtenswerter Objektivität die großen Linien, die durch das künstlerische Frankreich des 19. Jahrhunderts gehen, zu betonen weiß, während er gerade diejenigen Richtungen der französischen Malerei, für die sich ein Teil des deutschen Kunsthandels besonders eingesetzt hat, sehr kurz und kühl erledigt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ewert. — Bei den Unseligen. Novellen. Von Ernst Ewert. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Fleury. — Aus Herweghs Nachlaß. Von Victor Fleury. Lausanne, Librairie F. Rouge et Co. 1911.

Fromme. — Richard Wagner. Betrachtungen über sein Drama und über das Mythische in seinem Schauen und Schaffen. Von Richard Fromme. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Guenther. — Gerhard Rohlfs. Lebensbild eines Afrikaforschers. Von Konrad Guenther. Mit 70 Abbildungen und einer Karte, sowie einem Anhange von Rudolph Said-Ruete. Freiburg i. Br., F. E. Fehsenfeld. 1912.

Handbuch der Politik. Herausgegeben von Dr. Paul Laband, Dr. Georg Jellinek †, Dr. Adolf Wach, Dr. Karl Lamprecht, D. Dr. Adolf Wagner, Dr. Franz von Liszt, Dr. Georg von Schanz und Dr. Fritz Berolzheimer. — Erster Band, Lieferung 1 bis 3: Die Grundlagen der Politik. Zweiter Band, Lieferung 1: Die Aufgaben der Politik. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1912.

Hart. — Kupidos Bote. Eine frohe Rokokogeschichte vom Rhein. Von Hans Hart. Mit vier Vollbildern und Buchschmuck von Marquis F. von Bayros. Leipzig, L. Staackmann. 1912.

Harten. — Nahes und Weites. Gedichte. Von Clara von Harten. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Herzka. — Das soziale Problem. Von Theodor Herzka. Berlin, Georg Reimer. 1912.

Heyting. — Ille mihi. Roman von Elisabeth von Heyting, Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten" und „Der Tag Anderer". Zwei Bände. Fünfte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel).

Hirschfeld. — Die plötzliche Insel. Novellen. Von Ludwig Hirschfeld. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Jürgensen. — Kongo-Geschichten. Von Jürgen Jürgensen. Aus dem Dänischen übersetzt von Hermann Kly. Mit einer Einleitung von Dr. Kuno v. d. Schalk und Bildern von Ernst M. Heims. Band 40 der Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1912.

Lepsius. — Franz von Assisi. Schauspiel. Von Johannes Lepsius. Potsdam, Tempel-Verlag. 1911.

Liliencron. — Die große Stille. Roman. Von Heinrich Liliencron. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Luntowski. — Und ein Sieg muß es sein! Lyrische Symphonie. Von Adalbert Luntowski. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Maier. — Briefe von David Friedrich Strauß an L. Georgi. Herausgegeben von Heinrich Maier. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1912.

Markino. — My idealed John Bullesses. By Yoshio Markino. Illustrated. London, Constable and Co. 1912.

Merbach. — Johann Wolfgang Goethe. Eine Skizze als Einführung in sein Leben und Schaffen. Hamburg, Hephaestus-Verlag. 1912.

Moeschlin. — Der Amerika-Johann. Ein Bauernroman aus Schweden. Von Felix Moeschlin. Leipzig, Gideon Karl Sarasin. 1912.

Montesquieu. — Rote Perlen. Historische Sonette von Robert de Montesquieu. Autorisierte Übersetzung von Franziska Steinitz. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Murat. — Lettres et documents pour servir à l'histoire de Joachim Murat. 1767—1815. Publiés par S. A. le prince Murat. Avec une introduction et des notes par Paul le Brethon. VI. Avec portrait et fac-similés. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1912.

Netto. — Von den Rosen und den Frauen. Von Walter Netto. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Neuwirth. — Illustrierte Kunstgeschichte. Von Prof. Dr. Jos. Neuwirth. Lieferung 16. Berlin, Allgemeine Verlagsgesellschaft. O. J.

Oncken. — Lassalle. Von Hermann Oncken. Zweite, durchgearbeitete Auflage. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. 1912.

Peabody. — Der Pfeiffer. Ein Spiel in vier Akten. Von Josephine Preston Peabody. Aus dem Englischen übersetzt von Margarete Münsterberg. München, Süddeutsche Monatshefte. 1912.

Taris. — La Russie et ses richesses. Par Étienne Taris. 24 photogravures hors texte. Une carte. Paris, Pierre Roger et Cie. S. A.

Tempel-Klassiker. — Theodor Körners Werke in zwei Bänden. Erster und zweiter Band. Leipzig, Der Tempel-Verlag. O. J.

The conference of orientalists, including museums and archæology conference, held at Simla. July 1911. Simla (India), Government Central Branch Press. 1911.

Tolstoi. — Die lebende Leiche. Drama in sechs Akten (zwölf Bildern). Von Leo N. Tolstoi. Berechtigte Übersetzung von Adolf Heß. Leipzig, Schulze und Co. 1912.

Tolstoi. — Brief an einen Hindu. Von Leo N. Tolstoi. Autorisierte Übersetzung von Dr. A. Skarvan. Mit Vorwort, herausgegeben von Dr. E. H. Schmitt. Heidelberg, L. M. Waibel und Co. 1910.

Tolstoi. — Über das Recht. Briefwechsel mit einem Juristen. Von Leo N. Tolstoi. Erste vollständige, autorisierte Ausgabe. Übersetzt von Dr. Albert Skarvan. Mit Vorwort herausgegeben von Dr. E. H. Schmitt. Heidelberg, L. M. Waibel und Co. 1910.

Tolstoi. — Über die Wissenschaft. Von Leo N. Tolstoi. Einzige vollständige, autorisierte Ausgabe. Übersetzt von Dr. Albert Skarvan. Samt brieflicher Diskussion mit Tolstoi und Einleitung herausgegeben von Dr. Eugen Heinrich Schmitt. Heidelberg, L. M. Waibel und Co. 1910.

Tolstoi. — „Und das Licht leuchtet in der Finsternis". Drama in vier Aufzügen. Von Graf Leo Nikolajewitsch Tolstoi. Deutsch von Heinrich Stümke. Leipzig, Georg Wigand. 1912.

Tönnies. — Thomas Hobbes, der Mann und der Denker. Von Ferdinand Tönnies. Zweite, erweiterte Auflage der Schrift „Hobbes Leben und Lehre". Osterwieck (Harz), A. W. Zickfeld. 1912.

Tour. — Le maréchal Niel. 1802—1869. Par commandant J. de la Tour. Paris, Librairie militaire Chapelot. 1912.

Trietsch. — Palästina-Handbuch. Von Davis Trietsch. Dritte Auflage. Berlin, Jüdischer Verlag. 1912.

Troeltsch. — Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen. Von Ernst Troeltsch. Erster Band der „Gesammelten Schriften". Tübingen, J. C. B. Mohr. 1912.

Ullsteins Jugendbücher. Nr. 6. Der Nibelungen Fahrt ins Hunnenland. Von Rudolf Herzog. Mit Bildern von Franz Staffen. — Nr. 7. Der Sohn des Soldatenkönigs. Von Paul Oskar Höcker. Mit Bildern von Georg Lebrecht. Berlin, Ullstein und Co. 1912.

D'Ussel. — L'intervention de l'Autriche. Par le Vte Jean d'Ussel. Études sur l'année 1813. Paris, Librairie Plon. 1912.

Vaërting. — Haßkamps Anna. Roman. Von Marie Vaërting. München, Albert Langen. O. J.

Vecchio. — Il progresso giuridico. Di Giorgio del Vecchio. Roma, Scansano. 1911.

Vecchio. — La comunicabilità del diritto e le idee del vico. Di Giorgio del Vecchio. Trani, Vecchi e C. 1911.

Vecchio. — Sul' idea di una scienza del diritto Universale comparato. Comunicazione, letta al congresso filosofico di Heidelberg il 4 settembre 1908 da Giorgio del Vecchio. Seconda edizione, con aggiunte. Torino, Fratelli Bocca, Editori. 1909.

Vignola. — Il poema dei Nibelungi. Appunti di critica e di estetica. Di Bruno Vignola. Verona, R. Cabianca, Editore. 1912.

Villarroel. — Torres Villarroel. Vida. Clasicos Castellanos. 7. Madrid, „La Lectura". 1912.

Vogel. — Die pädagogischen Sünden unserer Zeit. Ein kritischer Überblick über die Bestrebungen der modernen Pädagogik auf dem Gebiete des höheren und niederen Schulwesens. Von Dr. August Vogel. Zweite Auflage. Lissa i. P., Oskar Eulitz. 1912.

Vögtlin. — Pfarrherrn-Geschichten. Von Adolf Vögtlin. Leipzig, H. Haessel. 1912.

Wahlenberg. — Aus der Tiefe rufe ich . . . Roman. Von Anna Wahlenberg. Leipzig, Albert Bonnier. 1912.

Weigert. — Wie passen wir uns mehr dem Kinde an? Eine Klavier-Vorschule. Ein Ratgeber für den Erstunterricht des Kindes. Von O. Weigert. Leipzig, Breitkopf und Härtel. O. J.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.151

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY